This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

FROM THE LIBRARY OF

Professor Karl Heinrich Rau

OF THE UNIVERSITY OF HEIDELBERG

PRESENTED TO THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
BY

Mr. Philo Parsons

OF DETROIT

1871

D
20
.S345

10912

F. C. Schlosser's

PARSONS LIBRARY
University of
MICHIGAN

Weltgeschichte

für das

deutsche Volk.

Unter Mitwirkung des Verfassers bearbeitet

von

Dr. G. L. Kriegk.

Sechster Band.

Frankfurt a/M. 1847.
Franz Varrentrapp's Verlag.
Ph. Krebs.

Druck von Aug. Osterrieth
in Frankfurt a. M.

Inhalt des sechsten Bandes.

Geschichte des Mittelalters.

II. Die Zeit von Karl dem Großen an bis zum Beginn der Kreuzzüge (Fortsetzung).

Seite

I. Von Karl dem Großen an bis zur Zeit der salischen Kaiser 3

4. Das byzantinische Reich zur Zeit der bilderstürmenden Kaiser 3
5. Geschichte der karolingischen Staaten vom Tode Ludwig's des Deutschen an bis auf Ludwig das Kind . 18
6. Die letzten Karolinger in Italien und Frankreich . 36
7. Die ersten Capetinger 56
8. Italien von Berengar's I. Tod an bis auf Otto den Großen 62
9. Das deutsche Reich vom Ende der karolingischen Zeit an bis auf die Wiederherstellung der Verbindung mit Griechenland 65
10. Das byzantinische Reich von Basilius dem Macedonier an bis zur Zeit Otto's des Großen 94
11. Geschichte des deutschen und griechischen Reiches zur Zeit der Ottone 109
12. Das deutsche Reich unter Heinrich II. 131
13. Geistesbildung und Literatur des Zeitraums von Karl dem Großen an bis auf die Zeit der fränkischen Kaiser 141
    Einleitung 143
    §. 1. 143
    §. 2. 151
    §. 3. 156

II. Die Zeit der fränkischen oder salischen Kaiser . . 166

1. Erste Niederlassung der Normannen in Unteritalien und Heinrich's II. letzte Lebensjahre 166
2. Geschichte der Deutschen, Burgunder, Ungarn und italiänischen Normannen zur Zeit Konrad's II. . . 169
3. Kaiser Heinrich III. 187

Seite

4. Übersicht der byzantinischen Geschichte von Basilius II. an bis auf Alexius I. Komnenus und Geschichte der Normannen am Ende dieser Zeit 200
5. Geschichte der Päbste von Leo IX. an bis auf Gregor VII. 225
6. Heinrich IV. bis zum Tode seines Gegenkönigs Rudolf 233
7. Robert Guiscard, Gregor VII. und Heinrich IV. . 279
8. Das deutsche Reich während der letzten zwanzig Jahre von Heinrich's IV. Regierung 289
9. Das deutsche Reich und die Päbste zur Zeit Heinrich's V. 301
10. Civilisation und Literatur bis zur Zeit der Hohenstaufen 318
   A. Volkssprache, Volksbildung und Volkspoesie . 318
      1. Urpoesie und Tradition in deutscher Sprache 318
      2. Bildung in den Ländern romanischer Zunge 321
   B. Schulbildung oder Fortschritte der in lat. Sprache behandelten Theile des menschlichen Wissens . 328
      1. Schulen, Lehre und Philosophie bis zum Ende des zwölften Jahrhunderts . . 328
      2. Geschichte und Staatswissenschaft . . 340

III. Das Zeitalter der Kreuzzüge.

I. Geschichte der mohammedanischen Reiche des Ostens kurz vor dem Anfang der Kreuzzüge 349
   1. Einleitung 349
   2. Geschichte der Seldschukken in Persien . . . 351
   3. Geschichte der Fatimiden in Egypten bis zur Zeit der Kreuzzüge 363
   4. Die Okailiden, Kelabiden und ersten Atabegen in Syrien 376

II. Der erste Kreuzzug und das Königreich Jerusalem . 383
   1. Allgemeine Bemerkung 383
   2. Die Veranlassungen und Vorbereitungen zum ersten Kreuzzug 385
   3. Der erste Kreuzzug 389
   4. Das Königreich Jerusalem in der ersten Zeit . . 397
   5. Die Assassinen 403
   6. Die geistlichen Ritterorden und das Königreich Jerusalem bis zum zweiten Kreuzzug 409

III. Geschichte der vornehmsten Staaten Europa's bis gegen die Zeit des dritten Kreuzzuges . . 415
   1. Das deutsche Reich zur Zeit Lothar's II. . . . 415
   2. Das deutsche Reich unter Konrad III. . . . 423
   3. Das deutsche Reich unter Friedrich Barbarossa bis zur Demüthigung Heinrich's des Löwen . . . 435

Geschichte des Mittelalters.

II. Die Zeit von Karl dem Großen an bis zum Beginn der Kreuzzüge.

(Fortsetzung.)

I. Von Karl dem Großen an bis zur Zeit der salischen Kaiser.

4. Das byzantinische Reich zur Zeit der bilderstürmenden Kaiser.

Das byzantinische oder griechische Reich erstarkte schnell, als im Jahre 717 Leo der Isaurier den Thron bestieg, und sich desselben durch seine geschickte Vertheidigung der Hauptstadt gegen die Araber sogleich würdig zeigte (s. Th. V. S. 94 f.) Dieser tapfere und verständige Mann führte aufs neue Ordnung und Zucht im Heere ein, und richtete den Muth der verzagten und an Leib und Seele geschwächten Bürger des Reichs wieder auf. Unglücklicher Weise kam er aber auf den Gedanken, die bis zur Abgötterei ausgeartete Verehrung der Heiligen-Bilder auszurotten, und stürzte dadurch das kaum erst beruhigte Reich von neuem in Verwirrung. Er verbot im elften Jahre seiner Regierung alle Bilder in der Kirche bei schwerer Strafe, ohne zu bedenken, daß er bei einer solchen Maßregel sein Ansehen gegen Leute, welche nichts zu verlieren hatten, aufs Spiel setze, und doch selbst im glücklichsten Falle nur wenig gewinnen könne, weil er es dabei mit dem Aberglauben seiner Landsleute zu thun hatte, der in ihrer Natur und in dem Klima ihres Landes gegründet und deshalb nicht auszurotten war. Leo reizte durch diesen unseligen Schritt nicht allein die Masse des Volkes und die Weltgeistlichen auf, sondern er schuf sich auch einen besonders furchtbaren Feind in den unzähligen Mönchen seines Reiches, welche oft zu Hunderten zu-

sammen wohnten, mit hartnäckigem Aberglauben an den Bildern hingen, und durch Verwandtschaft und andere Bande mit allen Volksklassen enge verknüpft waren. Es entstanden gleich anfangs gefährliche Bewegungen unter den Griechen, der Kaiser ließ sich durch den Widerspruch, den er erfuhr, zu Gewaltthätigkeiten und Grausamkeiten fortreißen, seine Gewalt vermochte jedoch gegen verkehrte Meinungen des Volkes gar nichts. Auch in Italien, wo die Päbste die Zierden der Kirche und die Gegenstände alter Verehrung nicht zerschlagen lassen wollten, widersetzte sich Alles dem verhaßten Kaiser, und ein Theil der Italiäner fiel sogar geradezu vom griechischen Reiche ab. Verheerende Einfälle der Araber, Pest und Erdbeben wurden nachher von den erbitterten Griechen, welche überdies die durch diese Unglücksfälle erhöhten Abgaben ungern bezahlten, dem Kaiser allein Schuld gegeben, und sein Andenken blieb ihnen durch alle Zeiten hindurch verhaßt.

Leo's Sohn und Nachfolger, Constantin III. Kopronymus (741 — 775), war ganz in den Grundsätzen seines Vaters erzogen worden, und mußte anfangs mehrere Jahre mit einem Thronbewerber kämpfen, welcher den Widerwillen der Griechen gegen die bilderfeindlichen Isaurier schlau benutzte. Die Tapferkeit Constantin's verschaffte ihm indessen nicht nur den Sieg über den gefährlichen Nebenbuhler, sondern auch die Achtung des Heeres, das er sehr begünstigte. Auch in Italien stand er wegen seiner kriegerischen Eigenschaften in großem Rufe. Neue, von ihm nicht verschuldete Unglücksfälle gaben später den Bilderfreunden, die er mit allzu großer Grausamkeit verfolgte, Anlaß und Gelegenheit, auch ihn als einen von der Gottheit gehaßten und gestraften Mann darzustellen. Man vergaß dabei ganz, daß er während des Kampfes der Omejjaden mit den Abbasiden die Grenzen des Reichs nach Syrien und Armenien hin erweiterte, und daß er mit den Bulgaren glücklicher focht, als seit hundert Jahren gegen sie gefochten worden war. Die Bulgaren, ein Volk des türkischen Stammes, waren zur Zeit der Hunnen mit verschiedenen anderen Völkerschaften aus Asien nach Europa gekommen, und hatten sich in der Nähe der unteren Donau niedergelassen. Von hier aus machten sie sich lange durch häufige Raubzüge furchtbar, und setzten sogar die Hauptstadt des griechischen Reiches durch plötzliche

Überfälle so oft in Schrecken, daß Kaiser Anastasius I. in der Nähe der Stadt eine große Schutzmauer gegen sie erbauen ließ. Zu Ende des siebenten Jahrhunderts gründeten sie in der heutigen Bulgarei ein Reich, und seitdem nahmen sie an allen inneren Unruhen der Griechen Theil, indem sie bald der einen, bald der andern Partei für Geld dienten. Auch erhielten sie seit jener Zeit von den Kaisern regelmäßig Geschenke. Constantin Kopronymus verweigerte diese, und suchte den Einfällen der rohen Nation durch befestigte Colonieen auf immer zu wehren. Darüber entstand ein Krieg, in welchem Constantin die Bulgaren besiegte und sie zwang, ihre Kinder als Geißel der Treue zu geben. Als sie nachher die Waffen noch einmal erhoben, verfuhr Constantin's Heer, welches er, um die Mönche und Bilderverehrer durch Gewalt und Schrecken niederzuhalten, aus tapferen, aber auch rohen Leuten zusammengesetzt hatte, aufs grausamste gegen die Bulgaren, sogar gegen die unter ihnen gemachten Gefangenen. Constantin mußte zwar seinen Vorsatz, dieses Volk völlig zu unterwerfen, zuletzt wieder aufgeben, legte aber, was ein Beweis von kriegerischer Einsicht ist, an der Grenze eine Reihe Festungen an, deren Besatzungen die Barbaren beobachten und bei ihren Streifereien im Rücken bedrohen konnten. Auf einem neuen Zuge gegen die Bulgaren erkrankte und starb der Kaiser (775). Es ist sehr schwer, über ihn zu urtheilen, da alle seine Handlungen den Charakter der Gewaltthätigkeit an sich trugen, und deshalb seine Absichten verkannt und seine besten Unternehmungen mit boshaftem Sinne beurtheilt wurden. Man hat ihm z. B. Geldgier und Geiz vorgeworfen, und doch stellte er mit großen Kosten die berühmte Wasserleitung wieder her, welche einst durch Kaiser Valens zwischen Chalcedon und Constantinopel erbaut, und zur Zeit des Heraklius bei einer Belagerung zerstört worden war. Keiner von den Nachfolgern des Letzteren hatte Geld genug gehabt, um sie wieder aufzubauen; Constantin ließ sie aber in einem einzigen Sommer wiederherstellen, verwendete dazu fast siebentausend Baukünstler und Arbeiter, und bestritt alle Kosten aus der kaiserlichen Kasse.

Constantin's schwächlicher Sohn, Leo IV., hatte von seinem Vater und Großvater nichts als den Haß gegen die Bilder geerbt, und konnte doch nicht einmal verhindern, daß seine Gemahlin, die

berühmte Athenerin Irene, noch während ſeines Lebens mit ſolchen Geiſtlichen in Verbindung trat, welche aus der Bilderverehrung einen Hauptpunkt der Religion machten. Er zeigte ſich, als er dies erfuhr, mild gegen ſie, entfernte ſie aber doch aus dem Palaſt. Bald nachher ſtarb er eines plötzlichen Todes (780), und jenes Verhältniß der Irene veranlaßte in Verbindung mit ihrem nachherigen Betragen das Gerücht, daß ſie an ſeinem Tode nicht ganz unſchuldig geweſen ſei. Zum Unglück für das Reich hinterließ Leo einen unmündigen Sohn, Conſtantin IV. Porphyrogenitus. Obgleich ein großer Theil des Senats und die Anführer der Truppen zur Partei der Bilderſtürmer gehörten, ſo wußten doch ihre Gegner der Kaiſerin Irene zur vormundſchaftlichen Regierung zu verhelfen. Irene verband Herrſchſucht und Aberglauben ſo glücklich, daß ſie ſeit Pulcheria (ſ. Th. IV. S. 515) das einzige Weib war, welches die Griechen längere Zeit über ſich herrſchen ließen. Anfangs regierte ſie als Vormünderin ihres Sohnes, nachher aber herrſchte ſie in ihrem eigenen Namen. Mit Karl dem Großen unterhandelte ſie wegen der Vermählung ſeiner Tochter Rotrudis mit Conſtantin; da es aber ihre Abſicht nicht war, daß ihr Sohn je ſelbſtſtändig werden ſollte, ſo brach ſie dieſe Verbindung bald wieder ab. Vor Allem ſuchte ſie die Mönche und Bilderverehrer an ſich zu ziehen. Eine Synode, die ſie zur Herſtellung des Bilderdienſtes in Conſtantinopel hielt, ward durch die Gegenpartei unter den Geiſtlichen mit Hülfe der Soldaten auseinander gejagt; Irene ließ ſich aber dadurch nicht irre machen. Sie veranſtaltete im Jahre darauf (787) eine ſogenannte allgemeine Kirchenverſammlung zu Nicäa, durch welche alles das umgeſtoßen wurde, was ſeit ſechszig Jahren zur Abſchaffung eines Gottesdienſtes, den Chriſtus und die Apoſtel nie gebilligt haben würden, geſchehen war. Man überſah dabei anfangs, daß ſich in dieſen ſechszig Jahren ein neues Geſchlecht gebildet hatte, welches fanatiſch gegen die Bilder eingenommen war; wenigſtens beſtand das Heer faſt blos aus Bilderfeinden, und auch unter den Geiſtlichen gehörten viele angeſehene, würdige und gelehrte Männer zu dieſer Partei. Irene wurde daher, obgleich der große Haufen dem Bilderdienſt gewogen war, von den Gegnern desſelben genöthigt, ihrem Sohne die Regierung, die ihm gebührte, abzu-

treten (790). Der junge Mann zeigte sich jedoch unfähig, und ward schon im nächsten Jahre gezwungen, seine Mutter wieder in den Staatsrath aufzunehmen. Beide regierten hierauf unter steter Eifersucht und Feindschaft sechs Jahre zusammen, bis endlich Constantin's Untüchtigkeit seiner Mutter Gelegenheit gab, ihren Plan, ihn stets als Kind zu behandeln, ganz auszuführen. Der Kaiser konnte dies nicht ertragen, und floh nach Asien, um mit dem Heere, das an der arabischen Grenze stand, zurückzukehren, er ward aber eingeholt und auf Befehl seiner Mutter geblendet (797). Irene regierte hierauf noch sechs Jahre allein. Daß ein Weib den Thron so lange behaupten konnte, würde uns in Verwunderung setzen, wenn wir nicht die große Macht kennten, welche die von Irene gewonnene Geistlichkeit im byzantinischen Reiche hatte. Doch ward die Kaiserin endlich (803) durch eines ihrer eigenen Geschöpfe, durch den Schatzmeister Nikephorus, gestürzt, der sie nach der Insel Lesbos verbannte, wo sie bald darauf starb.

Nikephorus bestieg den Thron, als Irene gerade in Unterhandlung mit Karl dem Großen stand, um die beiden christlichen Kaiserthümer gegen Mohammedaner und Heiden näher zu verbinden. Er setzte diese Unterhandlung zwar fort, und schloß in Betreff der italiänischen Angelegenheiten Frieden mit Karl, bald nachher brachen aber neue Streitigkeiten aus, welche bis zu des Kaisers Tode fortdauerten. Dem Khalifen Harun al Raschid kündigte Nikephorus den Tribut auf, zu welchem Irene sich hatte verstehen müssen (s. Th. V. S. 147 und 150); er konnte aber trotz seiner persönlichen Thätigkeit und Tapferkeit nichts gegen die Araber ausrichten. Harun verwüstete das ganze Land bis an die Meerenge von Constantinopel, und erzwang den Tribut auf eine für die Griechen noch schimpflichere Weise, als früher (806). Seinen Unterthanen machte sich Nikephorus durch seine Talente für Finanzverwaltung verhaßt, da er zu der drückenden Grund- und Kopfsteuer, die man schon lange erhob, noch verschiedene indirecte Abgaben erfand und auch eine alte Kriegssteuer erneute. Gegen das Ende seiner Regierung ward er in einen Krieg mit den Bulgaren verwickelt, der einen so guten Fortgang hatte, daß es den Anschein hatte, als ob dieses Volk völlig unter griechische Herrschaft kommen würde; eine Unvorsichtigkeit des Kaisers, der

die Bulgaren aufs Äußerste gebracht hatte, veranlaßte aber einen Kampf, in welchem er selbst mit dem Kern seines Heeres erschlagen ward (811). Die Feinde folgten dem Reste der griechischen Truppen auf dem Fuße nach, und verheerten dann ganz Thracien mit Feuer und Schwert, während in Constantinopel der Sohn und Schwiegersohn des gebliebenen Kaisers um den Thron stritten. Der Erstere starb bald an den im bulgarischen Kriege empfangenen Wunden, der Andere war den Umständen nicht im mindesten gewachsen, und sah sich, als die Bulgaren der Hauptstadt näher zogen, schon nach neun Monaten genöthigt, die Regierung dem General Leo abzutreten (813).

Leo V. der Armenier suchte sich der Barbaren, welche bereits bis Constantinopel vorgedrungen waren, durch eine schändliche List zu entledigen. Er ließ ihren Häuptling, Krem oder Krumus, bei einer Friedensunterhandlung treuloser Weise überfallen; Krumus entkam aber und nahm furchtbare Rache. Alle Städte, deren sich die Bulgaren bemächtigen konnten, wurden dem Erdboden gleichgemacht, und die Einwohner in das Land der Feinde geschleppt. Die Letzteren, deren Zahl später durch neue Schaaren von griechischen Gefangenen vermehrt ward, schmolzen jenseit der Donau mit den Nachkommen römischer Colonisten, sowie mit Thraciern, Slaven und anderen dort zurückgebliebenen Resten roher Völker zusammen, und man leitet von dieser Vermischung verschiedener Stämme die heutigen Wlachen oder Walachen her (s. Th. I. S. 159). Nachdem die Bulgaren eine Zeitlang ihre Verwüstungen ungestört fortgesetzt hatten, glückte dem griechischen Kaiser endlich ein kühner Feldherrnstreich: er lockte die Feinde in eine Schlucht, schloß sie von allen Seiten ein, und rieb sie fast ganz auf. Doch blieb Krumus, obgleich er damals die gemachten Eroberungen verlor, bis zu seinem Tode (815) ein Feind der Griechen, und erschien sogar noch einmal vor Constantinopel; erst sein Nachfolger schloß, als er im Rücken von den fränkischen Grafen des Awaren-Landes angegriffen wurde, einen Frieden auf dreißig Jahre. Leo war übrigens, abgesehen von einiger Heftigkeit, die man einem alten Soldaten am ersten verzeiht, ein guter Regent und ein wahrhaft religiöser Mann; er hatte sich aber unter der Herrschaft der isaurischen Familie gebildet, und war deshalb ein eifriger Gegner

des Bilderdienstes geworden. Dieses Umstandes wußte sich sein alter Freund und Kriegsgefährte, Michael II. der Stammler, dem er eigentlich den Thron verdankte, geschickt zu bedienen, um sich einen Anhang zu machen. Michael ward trotzig gegen den Kaiser, dieser ließ ihn verhaften und durch ein Gericht als Hochverräther verurtheilen. Leo schob aber die Hinrichtung desselben wegen des bevorstehenden Weihnachtsfestes auf, und Michael fand dadurch Gelegenheit, seinen Mitverschwornen anzeigen zu lassen, daß er sie, wenn sie ihn nicht retteten, verrathen werde; diese drangen darauf beim Frühgottesdienst unter die Priester gemischt und als solche verkleidet in die Kirche, und ermordeten Leo am Altare (820).

Michael wurde gleich nach Leo's Ermordung aus dem Gefängniß geholt und noch in seinen Fesseln auf den kaiserlichen Thron gesetzt. Seine erste Regierungshandlung war die öffentliche Erklärung seiner Gleichgültigkeit in Betreff des Bilderdienstes; doch verlangte er, daß beide Parteien, die Verehrer der Bilder und ihre Gegner, sich ruhig verhalten sollten. Dies war genug, um die Ersteren gegen ihn zu erbittern; sie erregten Unruhen, und machten dadurch den Kaiser zum wirklichen Bilderfeind. Außerdem hatte Michael in den ersten drei Jahren mit dem erfahrenen General Thomas, der von alter Zeit her sein Feind war, einen hartnäckigen Kampf zu bestehen. Thomas belagerte ihn zuletzt sogar in der Hauptstadt, konnte aber, da er seine Mittel und Kräfte nicht gehörig berechnet hatte, bei diesem Angriffe nicht durchdringen; seine Anhänger verloren daher den Muth und lieferten ihn dem Kaiser aus, der ihn grausam tödten ließ. Diese Empörung hatte nicht allein schreckliche Verheerungen in der Umgegend von Constantinopel herbeigeführt, sondern sie zog auch ein anderes, noch größeres Uebel nach sich. Während nämlich Michael und sein tapferer Sohn durch den Krieg mit Thomas ganz beschäftigt waren, bemächtigten sich spanisch-mohammedanische Seeräuber der Insel Kreta, die von der Zeit an mehr als hundert Jahre lang ein Raubnest blieb. Dagegen vertheidigte Michael Sicilien gegen die Aglabiten (s. Th. V. S. 131 und 133) aufs tapferste. Er konnte freilich auch diese Insel auf die Dauer nicht retten, da die Feinde ihre Hülfsquellen so nahe hatten und die

Griechen außer ihnen auch noch die Araber im Oſten und die Barbaren im Norden des Reichs abwehren mußten; allein er machte den Aglabiten doch jeden Fußbreit Landes ſtreitig, und bewirkte wenigſtens, daß, ſo lange er und ſein Sohn lebten, Sicilien nicht ganz verloren ging.

Sein Sohn, Theophilus, der ihm 829 in der Regierung folgte, gerieth gleich anfangs in einen Krieg mit dem Khalifen Mamun. Er war in dieſem Kriege nicht glücklich, und ſchickte deshalb 832 eine glänzende Geſandtſchaft an den Khalifen, um über einen Frieden zu unterhandeln. An der Spitze dieſer Geſandtſchaft ſtand Johannes Grammaticus, ein Mann, der als Staatsmann und als Gelehrter gleich achtbar war und, wenn Mamun nicht ſchon im nächſten Jahre geſtorben wäre, gewiß eine Verbindung zwiſchen beiden Fürſten zu Stande gebracht und einen Austauſch der Künſte und Producte bewirkt hätte, welchen Mamun und Theophilus in gleichem Grade wünſchten. Beide waren nämlich ſehr gebildete Männer und Freunde der Wiſſenſchaft und Kunſt. Mamun ließ es ſich ſehr angelegen ſein, durch Überſetzungen griechiſcher Werke, die er glänzend belohnte, der arabiſchen Literatur ihre Einſeitigkeit zu nehmen (ſ. Th. V. S. 200); Theophilus unterſtützte Gelehrte, errichtete neue Schulanſtalten, und ſorgte für das Abſchreiben und Sammeln der lange vernachläſſigten älteren Schriften. Johannes, der ſeinem Kaiſer bei allen dieſen Dingen Rathgeber und Gehülfe war, traf am Hofe des Khalifen den rechten Ton, und unterhandelte daher mit Glück, bis Mamun's Tod Alles ſtörte. Der nachfolgende Khalif Motaſſem war nämlich zwar ebenfalls Freund und Beſchützer der Wiſſenſchaften, und zeigte ſich dem Theophilus auch darin ähnlich, daß er ein leidenſchaftlicher Liebhaber vom Bauen und von mechaniſchen Künſten war, und ſich auf ächt orientaliſche Weiſe eifrig bemühte, die Aſtronomie zugleich mit der Aſtrologie, die zu Conſtantinopel in eigenen Schulen gelehrt ward, zur Wiſſenſchaft zu erheben; aber er hatte noch eine andere Ähnlichkeit mit dem griechiſchen Kaiſer, welche die Verbindung beider Monarchen hinderte. Er war ebenſo, wie dieſer, mit einem großen Theile ſeiner Geiſtlichen zerfallen, weil er ſie gewaltſam zwingen wollte, den Koran für erſchaffen zu erklären (ſ. Th. V. S. 154). Er trieb dadurch Tauſende über

die Grenzen des Reichs, und Theophilus bediente sich derselben, um Eroberungen zu machen. Übrigens scheint auch Motassem die Bilderfreunde des griechischen Reiches gegen ihren Kaiser aufgereizt zu haben. Theophilus widerstand den Angriffen Motassem's ebenso tapfer, als den Aglabiten, die ihm den Rest seiner Besitzungen in Sicilien zu entreißen suchten. Er würde überhaupt unter die besten Regenten zu zählen sein, wenn wir nur darauf Rücksicht nehmen dürften, daß er die Finanzen, die Polizei, das Bauwesen und die Schulen verbesserte, und an die Spitze der Geistlichkeit lauter gelehrte Männer zu bringen suchte; aber seine unvernünftige Härte gegen die Bilderverehrer, die er barbarisch peitschen und brandmarken ließ, seine Eifersucht auf jedes Verdienst, welches das seinige hätte verdunkeln können, und seine letzte Willensmeinung, in der er aus Zärtlichkeit gegen seine Familie das Wohl des Reiches vernachlässigte, haben seinen Ruhm geschmälert. Er überließ durch seine letzte Verfügung die Vormundschaft über seinen Sohn und Nachfolger, Michael III., seiner frommen, aber zur Regierung völlig untauglichen Gemahlin, Theodora (842).

Theodora war dem Bilderdienst ergeben und ganz in der Gewalt der Mönche. Sie ließ es sich also gleich nach dem Tode ihres Gemahles angelegen sein, diesen Dienst wieder herzustellen. Außerdem bemühte sie sich, die orientalische und abendländische Kirche, welche über die unter Michael II. und Theophilus erneute Verfolgung der Bilderfreunde entzweit waren, wieder zu versöhnen und den römischen Pabst zu gewinnen. Dies mochte einigermaßen politisch klug sein; allein Theodora und ihre Anhänger hätten darüber nicht das Heer zurücksetzen und vernachlässigen sollen, das man, wie der Verlust von Sicilien beweist, welcher 846 erfolgte, doch so nöthig brauchte. Wie wenig dies Alles den Absichten des verstorbenen Kaisers entsprach, geht aus der Zusammensetzung des Reichsrathes hervor, den er ungeachtet aller Zärtlichkeit für seine Gemahlin ihr zur Seite gab, obgleich Theodora zur Beförderung ihres Strebens, die Bilderverehrung wieder herzustellen, das Gerücht ausssprengte, Theophilus habe noch vor seinem Ende seine Abneigung gegen die Bilder bereut. Mitglied dieses Staatsrathes war zwar der ehrgeizige Bruder der Kaiserin, Bardas, welcher aus Politik die Partei der Bilderfreunde gewinnen zu müssen

glaubte; aber neben ihm saßen der tapfere General Manuel und der kräftige Kanzler Theoktistus, welche gewiß keine Freunde des Bilderdienstes waren. Dessen ungeachtet setzte Theodora mit Hülfe des verschlagenen Bardas ihren Plan so glücklich durch, daß unter ihrer Regierung die Partei der Bilderstürmer völlig und für immer unterdrückt wurde. Sie berief eine Synode von Leuten, deren Gesinnung sie kannte, diese beschloß (842) die Wiederherstellung der Bilder, setzte den Patriarchen Johannes Grammaticus, der zur Gegenpartei gehörte, ab, und erhob den fanatischen Methodius an seine Stelle. Auf diese Weise vergaß Theodora das Beste des Staates, um auf dem ihr von den Mönchen gezeigten Wege zu dem Ruhme zu gelangen, daß sie den Bildern in der griechischen Kirche von neuem eine Bedeutung verschafft habe, die ihnen in der römischen nie zu Theil geworden ist.

Mehr Vortheil für das Reich, als die Beilegung des Bilderstreites, brachte die Bekehrung der Bulgaren, obgleich auch diese wieder die unglückliche Folge hatte, daß der Zwist der occidentalischen und orientalischen Kirche vermehrt ward. Die Einführung des Christenthums unter den Bulgaren stand in engem Zusammenhang mit der Bekehrung des türkischen Volks der Chazaren und der Slaven in Mähren; denn erst das Beispiel dieser Nachbarvölker bewog das damalige Oberhaupt der Bulgaren, Bogoris, zur Annahme des Christenthums. Das Verdienst der Bekehrung von allen drei Völkern hatten zwei griechische Mönche. Dies waren die Brüder Methodius und Cyrillus, die man den Wohlthätern der Menschheit beizählen muß, weil sie ihr Leben mühselig unter Barbaren zubrachten, um dieselben nicht etwa blos für die Ceremonien, sondern auch für die Lehre der Kirche zu gewinnen. Der Eine von ihnen, Methodius, begab sich schon 845 zu den Bulgaren, fand aber damals kein Gehör bei ihnen; der Andere dagegen, Cyrillus, bekehrte bald nachher die Horde der Chazaren, welche in dem jetzigen Taurien lebte. Cyrillus erlernte dann die Sprache der Slaven, unterrichtete auch seinen Bruder darin, und ging mit ihm zu dem slavischen Fürsten Ratislav von Mähren. Hier arbeiteten beide Brüder fünfthalb Jahre lang mit Glück, und Cyrillus erfand für die Bekehrten eine besondere, für alle slavischen Dialekte passende Schrift, deren er sich bediente, als er die

Bibel und griechische Gebetbücher übersetzte (um 863). Erst nachdem dieser beiden Mönche Bemühungen unter den Chazaren und Mähren einen glänzenden Erfolg gehabt hatten, trat auch Bogoris zum Christenthum über; doch gerieth er darüber mit dem großen Haufen seiner Bulgaren in Zwist, weil diese voraussahen, daß sie als Christen nicht mehr so grausam wie früher würden rauben können. Die Griechen waren nicht im Stande ihn hierbei zu schützen, ja sie konnten ihm wegen der tollen Verschwendung Michael's nicht einmal die zu den Ceremonien, welche doch die Hauptsache waren, erforderlichen Gefäße, Meßgewänder und anderen Kostbarkeiten schicken; Bogoris wandte sich deshalb an die Deutschen und ihren Pabst, obgleich schon griechische Geistliche in seinem Lande waren. Auf diese Weise wurden die Bulgaren der abendländischen Kirche nahe gebracht, während zu derselben Zeit der Fürst der Mähren, weil er der Franken Christenthum, wie ihre Bedrückungen haßte, mit den Griechen in enge Verbindung trat. Der Pabst schickte den Bulgaren italiänische Missionäre, die dann nicht minder eifrig gegen die Griechen, als gegen die Heiden predigten, und also diejenigen, denen sie die Botschaft des ewigen Friedens, der Bruderliebe und Gottesfurcht bringen sollten, gleich anfangs in die Streitigkeiten der ersten Geistlichen der christlichen Kirche hineinzogen. Dies gab bald nachher sowohl dem römischen Pabst, als dem griechischen Patriarchen Vorwand und Anlaß, ihren Zwist, welcher endlich die völlige Trennung der Einen Kirche in zwei Theile herbeiführte, zur politischen Angelegenheit zu machen. Übrigens fielen die Bulgaren schon nach kurzer Zeit wieder der morgenländischen Kirche zu; denn die Griechen waren ihnen nahe, die Franken weit entfernt und anderwärts beschäftigt, und die Bischöfe der Ersteren erhielten daher bald die Oberhand. Übrigens bewiesen Methodius und Cyrillus auch während dieser Streitigkeiten, daß sie für Lehre und Herz arbeiten wollten; sie vertheidigten den Gebrauch der slavischen Sprache beim Gottesdienste der Mähren sowohl gegen den griechischen Patriarchen, als gegen den römischen Pabst, der sie zur Verantwortung vor sich beschied, und setzten die Beibehaltung derselben durch.

Zu dem so eben erwähnten Zwist der beiden Kirchen gab die Persönlichkeit des griechischen Kaisers, der sich sonst um die Reli-

gion wenig bekümmerte, zufälliger Weise den Anlaß. Wir müssen deshalb unsere Aufmerksamkeit zunächst dem Gange seiner Regierung zuwenden. Michael III. war ein toller, ganz sinnlicher Mensch, welcher ohne alle Erziehung aufgewachsen war, und schon als Kind den Kaiser hatte spielen dürfen. Er war kaum zum Jüngling herangereift, als er (854) den Theoktistus, den einzigen durchaus tüchtigen Mann im Regentschaftsrath, den er als den Freund seines Vaters scheute, umbringen ließ. Zwei Jahre nachher steckte er seine eigene Mutter, deren schändlicher Bruder Bardas aus Herrschsucht insgeheim zu Allem die Hand bot, in ein Kloster. Er fröhnte dann seinen wilden Lüsten und gemeinen Liebhabereien, und überließ die Regierung dem Bardas, den er 862 zum Cäsar ernannte. Reiten, Fahren und Ringen waren seine Lieblingsbeschäftigungen, Menschen aus der schlechtesten Volksklasse seine gewöhnliche Umgebung. Mit diesen schwelgte er nicht nur auf gemeine Weise, sondern er trieb auch mit den heiligsten Gebräuchen der Kirche frevelhaften Spott, und parodirte z. B. das Abendmahl und die Processionen. Bardas regierte, ungeachtet seines mehr als zweideutigen Charakters, nicht gerade schlecht; denn er war verständig und gebildet, beförderte die seit Theophilus neu aufblühenden Künste und Wissenschaften, leistete den Arabern hinreichenden Widerstand, und vertrieb die Paulicianer, die aus einer verfolgten Ketzer-Secte [räuberische Feinde der Griechen und Verbündete der Araber geworden waren, aus den Bergschluchten an der kleinasiatischen Grenze, in welchen sie sich niedergelassen hatten. So tüchtig sich übrigens auch Bardas durch alles dies bewies, so beleidigte doch sein Stolz jedermann um so mehr, je niederträchtiger der Kaiser war, in dessen Namen er regierte. Gegen den Letzteren, der keine menschlichen Rechte achtete und die Kirche öffentlich verhöhnte, wollte Ignatius, der Nachfolger des Methodius im Patriarchat, die göttlichen Rechte behaupten; er versagte daher einst dem Bardas, als derselbe ein öffentliches Ärgerniß gegeben hatte, das Abendmahl, und blieb trotz der Drohungen des Kaisers standhaft bei seiner Weigerung. Dieser und sein Cäsar beschlossen darauf den kühnen Patriarchen zu stürzen. Es ward ihnen nicht schwer, ihr Vorhaben unter einem Scheine des Rechts auszuführen. Ignatius hatte sich durch seine sittliche Strenge viele

Feinde unter den Geistlichen gemacht; Photius dagegen, ein höchst ehrgeiziger Mann, welchen Michael und Bardas zum Werkzeug ihrer Rache erkoren, hatte einen bedeutenden Anhang von Schülern und Creaturen, weil er der erste Gelehrte im Reich und der Günstling des Bardas war. Ignatius ward 857 abgesetzt, Photius an seiner Stelle zum Patriarchen erhoben, und dann eine Synode berufen, um das Geschehene zu bestätigen. Dieser Schritt zog jedoch schlimme Folgen nach sich; denn die Geistlichkeit besaß Kraft und Ansehen, weil sie die einzige mächtige Körperschaft in einem Reiche war, in welchem alles Andere durch Einzelne verwaltet oder doch durchgreifend geleitet wurde. Sie theilte sich, und in einer und derselben Stadt wurden in zwei verschiedenen Kirchen Photius, der im Besitz der Würde war, und Ignatius, welchen Bardas hatte in Ketten werfen lassen, als Patriarchen anerkannt.

Diese Spaltung versetzte den ehrgeizigen Photius in eine schlimme Lage, und brachte ihn, der sich des Unrechts bewußt war, auf den Gedanken, den römischen Bischof in sein Interesse zu ziehen, um mit Hülfe desselben auf einer ökumenischen oder allgemeinen Kirchenversammlung dasjenige zu erwirken, was man auf der besonderen der griechischen Kirche nicht hatte erlangen können. Zwischen der Letzteren und dem Pabste war schon seit längerer Zeit aus manchen Ursachen der Verkehr abgebrochen; der Patriarch von Constantinopel hatte sich noch nie dazu verstanden, dem römischen Bischof den in Anspruch genommenen Vorzug eines Nachfolgers Petri einzuräumen; diesem waren sogar während des Bilderstreites bedeutende Güter seines Stuhles in Sicilien, Lukanien und Calabrien entzogen worden. Bardas und Photius ließen aber jetzt den Pabst Nikolaus I. durch eine ehrenvolle Gesandtschaft zur Theilnahme an einer allgemeinen Kirchenversammlung auffordern, stellten ihm die Wiedererlangung des Verlorenen in Aussicht, und räumten den päbstlichen Gesandten sogar den Vorsitz auf der Versammlung ein. Dessen ungeachtet erreichten sie ihren Zweck nicht; denn Nikolaus, welcher überall nur das Rechte und Gute wollte, ließ sich nicht als Werkzeug gebrauchen, und sah die ganze Sache als eine gute Gelegenheit an, die Stellung, welche er gerade damals bei Lothar's Ehestreit gegen den Herrscher des Westens an-

nahm (s. Th. V. S. 437 f.), auch gegen den des Ostens zu versuchen. Zwar ließen sich seine beiden Gesandten, von welchen der Eine bald nachher in der Sache Lothar's dieselbe Schlechtigkeit beging, von Photius und Bardas bestechen, und stimmten auf dem Concil (861) in die Verdammung des Ignatius und in die Erhebung des Photius ein; allein Nikolaus war kaum von dem Hergange genau unterrichtet, als er seine Bischöfe in Rom versammelte (863), das ganze Verfahren misbilligte, und den Photius mit seinen Anhängern nicht allein der geistlichen Würde verlustig erklärte, sondern im Falle der Widersetzlichkeit sogar mit dem Banne bedrohte. Darüber entstand ein heftiger Briefwechsel zwischen dem Pabst und der griechischen Regierung, der mit einem förmlichen Bruch endigen mußte, weil Nikolaus das Kirchenrecht, welches er damals den Franken aufdrang, auch bei den Griechen geltend machen wollte. Dies war unmöglich zu erreichen; denn obgleich die eigentliche Quelle der Religion und ihrer damaligen Form weit mehr in Rom zu suchen war, als in Constantinopel, wo man blos die Letztere berücksichtigte, so war doch Photius gelehrt und schlau genug, um seine Sache zu einer Nationalangelegenheit zu machen. Unterstützt von Bardas, verdammte er seinerseits den römischen Bischof auf einer griechischen Synode, beschuldigte dreist das ganze Abendland verschiedener Ketzereien, warf den Römern vor, sie hätten aus Herrschsucht die Bulgaren an sich gerissen, und veranlaßte dadurch so heftige Ausfälle der griechischen und römischen Geistlichen gegen einander, daß an eine Vereinigung oder auch nur an die Erhaltung des Friedens nicht mehr zu denken war.

Gerade als dieser erbitterte Kampf zwischen den beiden Kirchen begann, zerfiel der griechische Kaiser mit Bardas, und ließ ihn hinterlistiger Weise ermorden (866). An seine Stelle trat ein Günstling Michael's, Basilius der Macedonier, der sich von niedrigem Stande bis zur Würde eines Oberkammerherrn emporzuschwingen gewußt hatte. Er war ohne alle Bildung, besaß aber viele natürliche Fähigkeiten, hatte sich durch seine Geschicklichkeit im Ringen und Reiten beim Kaiser beliebt gemacht, und dadurch, daß er sich in alle seine Launen und Laster zu schmiegen verstand, nach und nach seine Gunst so sehr gewonnen, daß dieser

ihm nicht nur seine Schwester Eudokia zur Gemahlin gab, sondern ihn auch gleich nach Bardas Ermordung zum Cäsar ernannte. Basilius war seitdem das eigentliche Oberhaupt des Staats in allen weltlichen Dingen, während Photius eben so willkürlich die geistlichen Angelegenheiten lenkte; denn der Kaiser überließ Beiden die Geschäfte, weil er selbst nur auf die Befriedigung seiner niedrigen Begierden bedacht war. Das Reich befand sich in der traurigsten Lage. Sicilien war ganz verloren gegangen; in Italien wurden viele bis dahin behauptete Städte theils von den Arabern, theils von longobardischen Herzögen, theils von dem Kaiser Ludwig II. besetzt; die Araber suchten ihre Herrschaft bis in das adriatische Meer auszudehnen, und hatten sich bereits der Stadt Ragusa bemächtigt; ein Versuch, den Ungläubigen Kreta zu entreißen, verunglückte völlig; endlich war im Jahr 865 eine Schaar Normänner, welche man in Constantinopel mit der später zu einem Völkernamen gewordenen Benennung Russen bezeichnete, auf dem Dniepr herab in das schwarze Meer gefahren, hatte die Küsten und Inseln geplündert, und zuletzt sogar die Hauptstadt des griechischen Reiches belagert, bis ein Sturm, der ihre Fahrzeuge zerstörte, sie zur Rückkehr nöthigte. Ungeachtet aller dieser Misgeschicke würde sich Michael noch lange auf dem Thron behauptet haben, wenn er nicht seinem neuen Liebling Ursache zur Besorgniß gegeben hätte. Basilius sah voraus, daß Michael sich selbst stürzen werde, und änderte daher, sobald er Cäsar geworden war, sein Betragen. Diese Änderung und die Würde, die sich Basilius gab, hatten die natürliche Folge, daß der Kaiser und sein Cäsar sich mit einiger Eifersucht anzusehen schienen. Doch fesselte den Letzteren noch eine Zeitlang das Gefühl der Dankbarkeit, bis Michael selbst ihm den Vorwand lieh, auch dieses zu verleugnen. Der Kaiser erklärte ihm nämlich eines Tags, daß er ein bloßes Geschöpf seiner Willkür sei, und daß allenfalls ein Anderer an seine Stelle gesetzt werden könne. Bald nachher fiel Michael als das Opfer einer Verschwörung, an deren Spitze Basilius stand (867). Doch scheint es, als wenn der Letztere nur ungern in die Ermordung des Kaisers gewilligt habe.

Basilius I. ward Kaiser, und mit ihm gelangte eine neue Dynastie, das sogenannte macedonische Herrscherhaus, auf

den Thron. Er betrug sich als Kaiser so, daß jeder Vernünftige den Antheil, den er an Michael's Lastern genommen, sowie seinen niedrigen Ursprung gern vergaß. Eine seiner ersten Regierungshandlungen war die Entfernung des Photius und die Wiedereinsetzung des Ignatius. Er hoffte auf diese Weise nicht blos die Geistlichen und Mönche mit der Regierung auszusöhnen, sondern besonders auch mit dem Pabste und durch diesen mit seinen Nachbarn in ein friedliches Verhältniß zu kommen. Doch war das Interesse, welches Basilius dabei hatte, nur ein augenblickliches. Es änderte sich daher auch, sobald er einmal fest saß und seinen Zweck erreicht hatte; der Streit brach bald wieder aus, Photius, der seine Anhänger in alle geistlichen Ämter zu bringen gewußt hatte, erhielt nach Ignatius Tode die Würde eines Patriarchen aufs neue, und obgleich er nachher von Basil's Nachfolger wieder abgesetzt wurde, so war und blieb es doch für alle Zeiten unmöglich, die Einheit der christlichen Kirche wieder herzustellen.

5. Geschichte der karolingischen Staaten vom Tode Ludwig's des Deutschen an bis auf Ludwig das Kind.

Das Streben des griechischen Kaisers Basilius I., sich durch die Freundschaft des Pabstes den Thron zu sichern, kam dem Kaiser Ludwig II. bei seinen Unternehmungen in Italien zu Statten. Dieser suchte schon seit langer Zeit Bari, den festesten Platz an der Ostküste von Unteritalien, den Arabern zu entreißen, und hielt die Stadt vier Jahre lang vergebens eingeschlossen, weil er mit den dalmatischen Schiffen, aus denen seine Flotte bestand, nichts ausrichten konnte. Erst als Basilius aus dem angedeuteten Grunde eine griechische Flotte zu Hülfe sandte, wurde Bari eingenommen (871). Gerade dieses gemeinschaftliche Unternehmen aber regte die alte Eifersucht zwischen dem griechischen und römischen Kaiser wieder auf, und es ist daher auch nicht ganz unwahrscheinlich, daß der Erstere, wie es heißt, insgeheim an einem verrätherischen Unternehmen Antheil hatte, durch welches alle Plane Ludwig's in Italien vereitelt wurden. Ludwig ward nämlich von einem seiner Vasallen, dem Herzog Adelgis von Benevent, in dieser Stadt gefangen genommen und so lange festgehalten, bis er das eidliche Versprechen gab, die Beneventer wieder in die

Verfassung zu setzen, die sie unter Grimoald gehabt hatten (s. Th. V. S. 432). Adelgis verschaffte dann, während sich die Araber im Gebiet von Salerno ausbreiteten, den Griechen festen Fuß in Unteritalien, so daß sie bald nach Ludwig's Tode auch die Stadt Bari einnahmen.

Ludwig starb 875, ohne männliche Nachkommen zu hinterlassen. Das erledigte Kaiserthum und den Besitz von Italien suchten die beiden übrigen Söhne Ludwig's des Frommen, Karl der Kahle und Ludwig der Deutsche, an sich zu reißen. Jener zog mit seinen Truppen schnell nach Italien, dieser schickte seine Söhne Karlmann und Karl den Dicken mit zwei Heeren, und drang selbst mit seinem dritten Sohne in Frankreich ein. Karl der Kahle hatte den Pabst für sich, und täuschte den einen seiner beiden Neffen durch falsche Zusagen, der Andere aber ward schon in der Gegend von Bergamo zur Rückkehr genöthigt, weil die Verheerungen seiner Leute dort einen Aufstand des Volkes hervorriefen. Karl der Kahle kam also seinem Bruder und dessen Söhnen zuvor, und wurde in Rom zum Kaiser gekrönt, mußte aber bald wieder nach Frankreich zurückeilen, nachdem er in Italien blos einen Reichstag zu Pavia und einige große Gerichte gehalten hatte, gleichsam um in Acten und Urkunden ein Andenken seiner vorübergehenden Erscheinung zu hinterlassen. Er würde in Frankreich an seinem Bruder einen schwer zu besiegenden Gegner gefunden haben, wenn dieser nicht kurz nachher (876) gestorben wäre. Auch aus dem plötzlichen Tode des Bruders suchte Karl politischen Nutzen zu ziehen, da er einen Theil der von Ludwig hinterlassenen Länder an sich reißen zu können hoffte. Er fand aber die Deutschen gar nicht geneigt, anderen als eingeborenen Fürsten zu gehorchen, erlitt bei Andernach eine schwere Niederlage, und verlor nicht nur viele Leute, sondern auch sein Lager und bedeutende Schätze.

Dieser Verlust, die fortwährenden Einbrüche der Normänner und der vermehrte Aufwand für die kaiserliche Pracht, die dem pedantischen Manne sehr am Herzen lag, brachten ihn in nicht geringe Verlegenheit. Seine Hülfsquellen fingen an zu versiegen, und da ihn gleich nachher der von Griechen und Arabern bedrängte Pabst Johann VIII. nach Italien rief, so mußte er seinem

Geldmangel durch gewaltsame Mittel abzuhelfen suchen, und zugleich für eine Unternehmung, die nur sein persönlicher, nicht des Reiches Vortheil erheischte, die Heeresfolge der Großen mit schweren Opfern erkaufen. Das Erstere zog einen harten Druck nach sich, der auf allen seinen Unterthanen lastete; das Letztere aber hatte zur Folge, daß unter ihm und in Frankreich zuerst die Grafen aus Vorsitzern der Gerichte und aus Kriegsobersten Herren und Gebieter ihres Districtes wurden. Doch hat man Karl fälschlich beschuldigt, daß er dies durch förmliche Bestimmungen festgesetzt und namentlich die Erblichkeit der Grafschaften gesetzlich eingeführt habe. Als er nach Italien zog, ernannte er für die Dauer seiner Abwesenheit seinen Sohn, Ludwig den Stammler, zum Reichsverweser, dachte aber in den Vorschriften, die er ihm gab, wie immer, weit mehr an sein Privatinteresse, als an das Wohl des Landes; denn er zeigte sich in denselben für nichts so angelegentlich besorgt, als für seine Jagden. Auch behielt er sich ausdrücklich vor, über die Nachfolge in der Herrschaft beliebige Bestimmungen zu treffen, also über das Reich wie über sein Privatgut schalten zu können, ohne daß dabei die Zustimmung des Volkes vorbehalten wurde, obgleich er selbst diese nicht lange vorher förmlich anerkannt hatte.

Als er (877) nach Oberitalien kam, wohin ihm der Pabst entgegen gereist war, erfuhr er zu seinem Schrecken, daß Karlmann mit einem starken Heere heranrücke. Dieser war ein um so schlimmerer Gegner, da er sich kurz vorher mit dem mährischen Fürsten Zwentibold nach blutigen Kriegen ausgesöhnt, und von demselben zahlreiche Hülfstruppen erhalten hatte. Kaum hatte Karl vernommen, daß Karlmann's Heer dem seinigen an Zahl überlegen sei, als er wieder nach Hause zurückkehrte, ohne das Glück der Waffen zu versuchen. Die Deutschen haben seine Rückkehr als Feigheit ausgeschrieen; sie hätten aber besser den Zug selbst eine Thorheit genannt, weil Karl überhaupt zur Leitung einer solchen Unternehmung nicht geschickt war, und eben so wenig die dazu erforderliche Macht besaß. Hatte er doch zu derselben Zeit die elendesten Mittel anwenden müssen, um die Normänner abzuhalten! Übrigens hegte er bei seiner Rückkehr wahrscheinlich nur die Absicht, die erste Hitze der Italiäner verrauchen zu lassen, und

im südlichen Frankreich zu warten, bis die wilden Schaaren Karlmann's ihre Verwüstungen angefangen haben würden, und der Pabst, der den Deutschen durchaus nicht gewogen war, seinen verlorenen Einfluß wieder erhalten hätte. Er starb auf der Rückreise unerwartet schnell (Oktober 877), und nach dem Geiste jener Zeit hieß es allgemein, sein Leibarzt, ein Jude, habe ihn vergiftet.

Gern hätte Johann VIII. dem Sohne Karl's, Ludwig dem Stammler, der in Frankreich seinem Vater folgte, die Kaiserkrone verschafft; dieser war aber so schwach und kränklich, daß er kaum die Regierung in Frankreich behaupten konnte. Dem baierischen König Karlmann dagegen wollte Johann sie nicht zuerkennen, weil die mächtigen Fürsten Lambert von Spoleto und Adelbert von Thuscien, die des Pabstes abgesagte Feinde waren, an der Spitze von Karlmann's Partei in Italien standen. Johann selbst befand sich in einer schlimmen Lage. Einerseits war er vor den Ungläubigen in seiner eigenen Residenz nicht mehr sicher, und von ihnen sogar zum Versprechen eines jährlichen Tributs gezwungen worden; andererseits drangen Lambert und Adelbert im Jahre 878 plötzlich in Rom ein, zwangen die Großen der Stadt dem baierischen Könige zu huldigen, und hielten den Pabst eine Zeitlang in Haft. Der Letztere kam endlich auf den Gedanken, die Krone von Italien dem Herzog Boso von Pavia zuzuwenden, welcher früher Karl's des Kahlen Stellvertreter in Italien gewesen war; dieser hatte jedoch nur wenige Anhänger, und war an und für sich nicht mächtig genug, um einen fremden Feind abzuhalten. Johann mußte daher Karlmann zuletzt doch als König von Italien anerkennen. Boso fand bald darauf, als Ludwig der Stammler starb (879), mit Hülfe des Pabstes Gelegenheit, den Königstitel auf einem anderen Wege zu erlangen. Die Bischöfe besaßen nämlich im südöstlichen Frankreich schon seit alter Zeit noch mehr weltliche Gewalt, als in den anderen Provinzen; ihnen ward durch den Pabst und Boso zu verstehen gegeben, daß sie sich besser befinden würden, wenn sie ihrem Herzog eine unabhängige Gewalt ertheilten, als wenn sie ihre Leute noch ferner zu allen Kriegen der fränkischen Nation mitschleppen ließen. Sie hielten darauf in einer Ebene der Dauphiné eine große Versamm-

lung, in welcher der Beschluß gefaßt wurde, ein neues Königreich zu errichten und die Krone desselben dem Herzog Boso zu übergeben. Boso vergalt den Geistlichen ihre Gunst durch reiche Vergabungen, den Großen durch Befreiung von Diensten; sein Nachfolger mußte seinem Beispiele folgen, und ward so der ärmste und ohnmächtigste Herr seines Landes. Dieses neue Königreich, welches den Namen Provence führte, von den späteren Geschichtschreibern aber mit Unrecht nach der Stadt Arles das Reich Arelate oder zum Unterschied von einem anderen burgundischen Reich das cisjuranische Burgund genannt ward, umfaßte außer der Provence die Dauphiné, einen Theil von Languedoc, Savoien und Burgund, das Gebiet von Lyon, die Franche Comté und die Gegend von Lausanne.

Der Abfall Boso's vermehrte das Unglück des sinkenden karolingischen Hauses, das nicht etwa der Größe seines Glückes erlag, sondern die Folgen der Gewaltthat seiner Gründer erst nach mehr als einem Jahrhundert empfand. Von den rechtmäßigen Nachkommen Karl's des Großen waren damals nur noch sechs übrig, die drei Söhne Ludwig's des Deutschen, Karlmann, Ludwig III. und Karl der Dicke, und Ludwigs des Stammlers Söhne, Ludwig III., Karlmann und Karl der Einfältige. Von diesen traf fünf eine verborgene Hand, der sechste aber, Karl der Einfältige, welcher erst nach seines Vaters Tode geboren worden war, wäre glücklich gewesen, wenn er in seiner frühen Jugend gestorben wäre. Von jenen fünf ward der Tüchtigste, Karlmann von Baiern, 878 vom Schlage getroffen und der Sprache beraubt, und führte seitdem ein elendes Leben, bis ihn 880 der Tod ereilte. Er hinterließ keine rechtmäßigen Erben, wohl aber einen wackeren natürlichen Sohn, den Herzog Arnulf von Kärnthen. Karlmann's Bruder, Ludwig III., König im mittleren und nördlichen Deutschland, hatte das Unglück, daß seine tapfersten Vasallen eine Niederlage durch die Normänner erlitten. Er selbst schlug diese Räuber zwar, wo er sie fand, trug aber den Keim des Todes in sich, konnte deshalb keine großen Anstrengungen machen, und ward 882 in der Blüthe seiner Jahre ohne Erben dahin gerafft. Der dritte Bruder, Karl der Dicke, Herzog von Schwaben, hatte früher schon einmal den Verstand

verloren und ward später wieder blödsinnig. Er erlangte zwar 881 vom Pabste die Kaiserwürde, und vereinigte nach dem Tode seiner Brüder und Vettern das ganze karolingische Reich unter seiner Herrschaft, war aber nicht einmal im Stande, einem Herzogthum vorzustehen, geschweige denn die Last eines so ausgedehnten Reiches zu tragen, und starb 888 in Verlassenheit und Schande. Von den drei Karolingern der französischen Linie schleppte der Elendeste, Karl der Einfältige, ein verächtliches Dasein bis tief in das nächste Jahrhundert hinein. Ludwig III. und Karlmann dagegen waren nicht unkriegerisch, und zeichneten sich durch tapferen Kampf gegen die Normänner aus; allein sie hatten die Umstände zu sehr gegen sich, und starben schon wenige Jahre nach ihres Vaters Tode. Im Herzen ihrer Staaten selbst schien sich die Verbindung der Glieder und des Hauptes, welche Karl der Kahle so locker hatte werden lassen, ganz auflösen zu wollen. Boso hatte dem französischen Reiche die schönsten Gegenden entrissen, und erkannte sich nicht einmal der Form nach für abhängig. Ebenso ging das ganze Land an den Pyrenäen verloren, obgleich hier den Karolingern wenigstens noch der Namen der Oberherrschaft blieb. Bernhard der Behaarte und sein Sohn Wilhelm der Fromme eröffneten damals die Reiche der unabhängigen Markgrafen von Barcellona, und neben ihnen walteten die Herzoge von Aquitanien und die Grafen von Toulouse, ohne die Könige zu fragen, als erbliche Fürsten ihrer Länder. In Folge dieser Verhältnisse war die Kraft der Regierung so sehr gelähmt, daß Ludwig III. und Karlmann den König Boso, nicht einmal als Karl der Dicke 880 ihnen mit seiner deutschen Macht Hülfe leistete, zu besiegen vermochten. Noch weit weniger war an eine Abwehr der Normänner zu denken, welche damals die Länder der Karolinger furchtbar verwüsteten.

Als 884, nach dem Tode Ludwig's III. und Karlmann's, nur noch zwei rechtmäßige Sprößlinge des karolingischen Reiches, Karl der Dicke, welcher Deutschland und Italien besaß, und sein unmündiger Vetter, Karl der Einfältige, am Leben waren, übergaben die französischen Großen die Krone dem Ersteren. Diesem, der sich selbst kaum tragen konnte, war also die Last des Kaiserthums und dreier Königreiche auf die Schultern geladen. Hätte

er auch die gewöhnlichen Fähigkeiten besessen, sie würden in einer Zeit, wo der Regent entweder Alles oder gar Nichts sein mußte, wo die eigentlichen Geschäfte nur von ihm allein geführt werden konnten, bei einer solchen Zerrüttung aller Ordnung und bei dem Andrange der wilden normännischen Räuber, dennoch nicht ausgereicht haben. In Frankreich blieb Boso, gegen welchen Karl vergebens seine Truppen ausschickte, nicht allein im Besitze seines Königreichs, sondern er vererbte dasselbe auch auf seinen Sohn, Ludwig, dem man, weil er später geblendet wurde, den Beinamen des Blinden gegeben hat. Karl verstand sich gegen den Letzteren gern dazu, daß er ihm seine Herrschaft und seinen Titel förmlich zuerkannte, und dafür den Worten nach seine Huldigung empfing. In Deutschland verfuhr Poppo, der Graf oder, wie er stolz sich nannte, Herzog der Thüringer, im trotzigen Vertrauen auf den Einfluß seines Bruders, des wackeren Markgrafen Heinrich, der bei Karl Alles galt, ohne die mindeste Rücksicht. Er beleidigte die Sachsen dergestalt, daß ihr Graf Egeno, ohne den Kaiser zu fragen, mit ihm einen blutigen Krieg begann und ihn in zwei Feldschlachten besiegte. Lothar's II. Sohn, Hugo, ein sehr roher Mann, verband sich 885 mit dem normännischen Führer Gottfried, welchen Karl nach seiner Bekehrung zum Fürsten von Friesland gemacht hatte, und übte mit ihm vereinigt schreckliche Verwüstungen. Karl entledigte sich Beider durch schändlichen Verrath: er bemächtigte sich ihrer unter dem Schein von Unterhandlungen hinterlistiger Weise, und ließ dann den Einen ermorden, den Andern blenden und ins Kloster stecken. In Italien gehorchte ihm ebenfalls niemand, und er konnte auch dort keinem seiner Verwandten trauen. Er begab sich 883 nach diesem Lande, weil der Pabst durch den neu beginnenden Streit mit der griechischen Kirche in Gefahr gekommen war, und der herrschsüchtige Herzog Guido von Spoleto seine Nachbarn bedrängte. Karl ächtete den Letzteren, und erhob auf dessen Kosten den Markgrafen Berengar I. von Friaul, der als Sohn von Ludwig's des Frommen Tochter Gisela ein naher Anverwandter des Kaisers war, dieser verließ aber bald nachher zum Dank dafür den Kaiser auf einem Kriegszuge treuloser Weise, und verband sich später mit Guido. Nur Karl's Neffe, der Herzog Arnulf von Kärnthen, zeigte in die-

sen Zeiten der Verwirrung und des Elends nicht allein Kraft, sondern auch Treue gegen seinen Kaiser. Er hatte schon im Jahre 882 auch Baiern besetzt, erkannte aber Karl als seinen Oberherrn an, und weil er das Land gegen die mährischen Slaven zu schützen und seines Oheims Sache gegen dieselben mit den Waffen zu führen verstand, so begaben sich auch die fränkischen Grafen von Ungarn, welche Zwentibold bedrängte, unter seinen Schutz; ja, die Furcht, von Arnulf und Karl zugleich angegriffen zu werden, nöthigte Zwentibold sogar, dem Letzteren zu huldigen.

Am schlimmsten ging es dem Kaiser, als er anderthalb Jahre nach seiner Erhebung auf den Thron seinen wackeren Feldherrn, den Markgrafen Heinrich, verlor. Dieser hatte ihm seine Kriege geführt, und der Kaiser war von den Franzosen nur deshalb zu ihrem Könige gewählt worden, weil sie hofften, daß er mit seinen deutschen und italiänischen Truppen ihre Küsten gegen die Normänner schützen werde, welche gerade damals Paris ernstlich zu bedrohen schienen. Karl hatte sich, wie bereits angegeben ward, zuerst durch hinterlistige Ermordnng des normännischen Herzogs Gottfried und seines Verbündeten Hugo geholfen. Unmittelbar nachher und vielleicht eben wegen dieser Schändlichkeit war eine ungeheuere Schaar Normänner unter Siegfried, einem Anverwandten Gottfried's, in Frankreich eingedrungen, und hatte die Stadt Paris eingeschlossen. Die durch kein Band gefesselten Großen und der Heerbann der Umgegend hatten sich, als ginge sie dieser Kriegs nichts an, entfernt; der tapfere Markgraf Heinrich, welchen Karl vorausschickte, ward von den Normännern erschlagen; Karl selbst aber war kaum in der Nähe der Stadt erschienen, als er in einem Anfall von Schwermuth und Verdruß, vielleicht auch weil er sich unter seinen eigenen Leuten nicht recht sicher glaubte, wieder abzog, nachdem er mit den Normännern einen Vertrag geschlossen hatte, durch welchen nicht allein die Umgegend, sondern auch ganz Burgund ihren Plünderungen preisgegeben wurde (886). Was war natürlicher, als daß die Franzosen von ihm abfielen, und sich an den tapfern Grafen Odo von Paris anschlossen, der damals die Stadt und Gegend rettete? Karl entband ja seine französischen Unterthanen gewissermaßen selbst von der Treue, weil er ihnen seinen Schutz entzog. Auch in Deutschland, wo sein An-

sehen bereits erschüttert war, wurde man seiner Herrschaft bald überdrüßig. Er versank nämlich, als Heinrich, der seine Kriege geführt hatte, gestorben und der Erzkanzler Liutward, der alle Rathschläge gegeben hatte, vom Hofe verdrängt war, völlig in Blödsinn, oder vielmehr sein Blödsinn wurde damals offenkundiger. Dies bewog endlich im Herbste 887 die deutschen Stände, welche in Tribur zu einem Reichstage versammelt waren, ihn der Regierung unfähig zu erklären und die Krone seinem Neffen Arnulf anzubieten, der zugleich aus karolingischem Blute entsprossen und kräftig genug war, um die bereits zerfallende Einheit der Nation zu erhalten. Karl starb wenige Monate nachher. Man erzählt, er sei nach seiner Absetzung in die äußerste Dürftigkeit gerathen und habe seinen Neffen und Nachfolger wie ein Bettler um den täglichen Lebensunterhalt anflehen müssen; dies scheint aber erdichtet zu sein, um den Ausgang seiner Geschichte dadurch tragischer zu machen, daß der Sprößling eines so glänzenden Geschlechtes, der zugleich König dreier Reiche und Kaiser des Westens war, von aller Welt verlassen in Noth und Elend gestorben sei. Wenigstens könnte seine Absetzung nicht als die Ursache seines Mangels angesehen werden, weil er für seine Leute, die ihn alle verließen, nicht mehr zu sorgen hatte, im Besitze eines seiner Höfe blieb, und schon wenige Monate nach seinem Sturze starb.

Karl's Ende schien eine neue Ordnung der Dinge herbeizuführen, weil das Reich damals in eine Anzahl besonderer Staaten zerfiel. Arnulf wurde von den Deutschen und Lotharingern als König anerkannt, Odo von Paris zum König von Frankreich erwählt. Berengar I. von Friaul ließ sich zum König von Italien krönen, und während Boso's Sohn, Ludwig der Blinde, unter der Vormundschaft seiner klugen Mutter, einer Tochter des Kaisers Ludwig II., vom Jura-Gebirge bis an die Rhone herrschte, ließ sich Rudolph I., der Enkel einer Tochter Ludwig's des Frommen, in dem zwischen dem Jura und Tyrol gelegenen Lande, das seitdem Hochburgund oder das transjuranische Burgund genannt wurde, und in welchem er schon seit zwölf Jahren Herzog oder Statthalter gewesen war, zum König ausrufen. Arnulf hätte zwar das ganze Reich in Anspruch nehmen können, er würde es aber schwerlich behauptet haben, und gab daher mit weiser

Mäßigung einen Theil desselben auf. Er war zufrieden, als Odo und Ludwig ihm den Worten nach einen Vorrang einräumten, und erkannte sie an. In Italien und in dem transjuranischen Burgund dagegen mußte er seine Oberherrschaft mit den Waffen geltend machen. Gegen den Beherrscher des letzteren Landes richtete er wenig aus, da sich derselbe in die Berge zurückzog, wo er vor den Truppen des deutschen Königs sicher war, dieser konnte also nur in den ebeneren Theilen des Landes sein Ansehen aufrecht erhalten. Nach Italien unternahm Arnulf erst dann einen Zug, als er seine furchtbarsten Feinde auf eine Zeitlang zur Ruhe gebracht hatte. Diese Feinde waren die Normänner und die Mähren.

Die Normänner, an welche sich aus Armuth, Raub- und Kampflust eine Menge Gesindel angeschlossen hatte, waren damals in ungeheuerer Zahl über die Niederlande hergefallen, und richteten nicht allein schreckliche Verheerungen an, sondern vernichteten auch ein deutsches Heer, welches sie unter dem Bischof von Mainz und anderen Anführern bei Lüttich angegriffen hatte. Arnulf bot die Alemannen und die West- oder Rhein-Franken gegen sie auf; die Ersteren weigerten sich aber, ihm so weit über ihre Grenzen hinaus zu folgen, und er mußte sich daher mit den Letzteren und mit dem Gefolge seiner Freunde begnügen. Die Normänner hatten sich bei Löwen verschanzt, und die sumpfige Umgebung ihres Lagers durch Gruben noch unsicherer gemacht. Hier spotteten sie des heranziehenden Königs, der mit seinem fast nur aus Reitern bestehenden Heere unter solchen Umständen nichts gegen sie ausrichten konnte; Arnulf bewog aber die Seinen abzusitzen, erstürmte dann das feindliche Lager, und richtete beinahe die ganze in demselben vereinigte Menge zu Grunde (891).

Unglücklicher Weise rief Arnulf selbst, nachdem er die nordischen Barbaren aus Deutschland zurückgeschlagen hatte, einen anderen Feind des gesitteten Zustands, die Madscharen, ins Land. Er wandte sich nämlich nach der Besiegung der Ersteren gegen die Slaven in Böhmen und Mähren, und glaubte dieselben am besten mit Hülfe der wilden Madscharen zur Ruhe zwingen zu können. Er zog aber dadurch seinem Volke ein weit größeres Unglück zu, als die Normänner je bringen konnten, weil die Madscharen nachher Deutschland von seiner schwächsten Seite her angriffen, während

die Normänner gerade auf die ſtärkſte trafen. Die Madſcharen oder Ungarn, ein Volk des finniſchen Völkerſtammes (ſ. Th. V. S. 210 f.), waren rohe und wilde Nomaden, wie es deren noch jetzt an der Wolga gibt, und wie ſelbſt die europäiſchen Koſaken durch ähnliche Sitten und Verfaſſung es geworden ſind und vormals noch mehr waren. Sie kamen aus Aſien, und gelangten auf ihren Zügen erſt ſpät an den Terek und von da in die Gegenden zwiſchen Don und Dniepr, welche die Bulgaren, als ſie im Süden der Donau beſſere Wohnſitze ſuchten, verlaſſen hatten. Nach der Beſchreibung, die uns ein Zeitgenoſſe Arnulf's von ihnen hinterlaſſen hat, zogen ſie, wie die ſcythiſchen Nomaden-Stämme des Alterthums, mit bedeckten Wagen umher, auf welchen ſie ihre Weiber und Kinder von einem Orte zum andern ſchafften; dieſe Wagen gebrauchten ſie zugleich als Wohnungen. Sie waren in Felle gekleidet, lebten von Milch und von dem rohen Fleiſch der Fiſche und Jagdthiere, und zeichneten ſich in ihren Kriegen durch thieriſche Wildheit aus. Um das Jahr 834 wurden ſie durch das türkiſche Volk der Petſchenegen oder Petſchenären, welche ebenfalls als rohe Nomaden umherſchweiften, überwunden und zum Theil nach Beſſarabien und in die Moldau und Walachei gedrängt. Hier kamen ſie den Griechen und Deutſchen näher, und der Kaiſer Baſilius I. bediente ſich ihrer im Kampf mit den Bulgaren. Arnulf hatte eigentlich nicht die Madſcharen, ſondern den Bulgaren-Khan Simeon zum Kriege gegen die Mähren bewegen wollen, ſeine an dieſen abgeſchickten Geſandten fanden aber die Madſcharen zu einem ſolchen Raubzuge bereitwilliger, als die Bulgaren. In zahlreichen Haufen brachen die Madſcharen nach Mähren auf; Arnulf beſiegte daher mit ihrer Hülfe leicht den dortigen Slaven-Fürſten Zwentibold, und zwang denſelben, ſich gegen ihn zu einem Tribut zu verpflichten und ſeinen Sohn als Geißel zu geben. Die Madſcharen wollten hierauf wieder in ihr Land zurückkehren, ſie fanden daſſelbe aber von Petſchenegen und Bulgaren beſetzt, und wandten ſich nach Galizien hin. Bald nachher, als Arnulf geſtorben war, drangen ſie unter Arpad in Pannonien oder Ungarn ein, wo die fränkiſchen Grafen ihnen keinen Widerſtand leiſten konnten, weil man ihnen aus Deutſchland keine Unterſtützung ſchickte. Die Madſcharen ſetzten ſich daher an

der Theiß fest, und als 894 bei Zwentibold's Tod das große mährische Reich unter die Söhne dieses Herrschers getheilt ward, dehnten sie ihre Herrschaft östlich über Siebenbürgen und westlich bis zur Gran und March aus. Seit dieser Zeit suchten sie nicht nur die deutschen Völker mit ihren Raubzügen heim und wütheten bis über die Elbe, den Rhein und die Maas, ja sogar bis über die Rhone und Loire hinaus wie reißende Thiere, sondern sie streiften auch in die von Slaven bewohnten Länder, welche zwischen Ungarn und Italien liegen, ja, bis tief in dieses Land hinein. Nicht mit Unrecht hat daher ein Geschichtschreiber des zehnten Jahrhunderts den König Arnulf aufs heftigste getadelt, daß er, um sich durch völlige Besiegung der Mähren die Unterwerfung von Italien und die Erlangung der Kaiserwürde möglich zu machen, ein wildes Raubvolk zu Hülfe gerufen und dadurch ein neues Verderben über die Völker des fränkischen Reiches gebracht habe.

Italien war, als sich Berengar I. 888 zum König aufgeworfen hatte, eine Zeitlang ruhig geblieben, weil Guido von Spoleto sich damals nach Frankreich begab, wo er an Karl's des Dicken Stelle König zu werden hoffte. Sobald jedoch Guido diese Hoffnung vereitelt sah, eilte er, durch seine französischen Anhänger verstärkt, (zu Ende des Jahres 888) nach Italien zurück, und trat als Nebenbuhler Berengar's auf. Der Letztere ward von Guido mehrmals geschlagen, und mußte Arnulf um Hülfe bitten. Dieser verfuhr sehr vorsichtig; er schickte zwar seinem Verwandten Berengar seinen natürlichen Sohn, Swatopluk oder Zwentibold, mit einem Heere zu Hülfe, lehnte aber alle Anträge der Italiäner und des Pabstes ab, weil er nicht mit beiden Prätendenten zugleich streiten wollte. Swatopluk war ein roher Barbar, er soll sich von Guido durch Geld haben gewinnen lassen; wenn dies aber vielleicht auch nicht wahr ist, so muß doch sein Betragen jedenfalls sehr zweideutig gewesen sein, da Berengar noch einmal seine Zuflucht zu Arnulf nahm. Indessen ließ sich der Letztere auch jetzt noch nicht bewegen, nach Italien zu ziehen. Guido setzte daher nicht allein durch, daß er 891 von dem ihm günstigen Pabste Stephan V. zum römischen Kaiser gekrönt ward, sondern er zwang auch dieselben Bischöfe, welche drei Jahre früher seinen Gegner in Pavia feierlich als König von

Italien anerkannt hatten, ihm zu huldigen. Stephan's Nachfolger, Formosus, sah sich sogar, als Arnulf immer noch nicht in Italien erschien, zu dem bis dahin unerhörten Schritte genöthigt, dem unmündigen Sohne Guidō's, Lambert, als Mitregenten seines Vaters die Kaiserkrone zu ertheilen (892). Nun behielt Guido zwei Jahre lang im oberen und mittleren Italien die Oberhand, und Berengar mußte sich in seinen Burgen halten. In Unteritalien hatten aber unterdessen nicht nur die Griechen, sondern auch die Araber ihre Besitzungen erweitert. Der Pabst war also auch von dieser Seite her hart bedrängt, und seine Lage ward von Tag zu Tage schwieriger, zumal da auch der Streit mit der griechischen Kirche von neuem ausgebrochen war.

Endlich erschien Arnulf, nachdem er die Mähren gedemüthigt hatte, in Oberitalien (894); er hatte aber damals wahrscheinlich keine andere Absicht, als seinen Hauptfeind, Rudolf von Hochburgund, den er von Norden her vergebens angegriffen hatte, vom Süden her am Ticino herauf zu bekriegen. Dies gelang nicht ganz. Er mußte, als er bis Piacenza gekommen war, wieder über die Alpen zurückkehren, weil das ungewohnte Klima, die Unmäßigkeit der deutschen Truppen und besonders die ungesunde Luft am Po einen großen Theil seines Heeres hinraffte; auch sein Sohn Swatopluk, den er ins Hochgebirge geschickt hatte, konnte nichts ausrichten, weil Rudolf sich hinter seine Gletscher barg. Der einzige Vortheil, welchen Arnulf von diesem Zuge hatte, bestand darin, daß er sich durch die Besetzung oder Schleifung einiger festen Städte einen neuen Zug nach Italien erleichterte. Bald nach dem Abzuge der Deutschen starb Guido, und Arnulf rückte darauf zum zweiten Male in Italien ein (895). Diesmal hatte er die entschiedene Absicht, sich des Landes zu bemächtigen, und er zeigte sie gleich anfangs so deutlich, daß selbst Berengar von ihm abfiel und mit Guido's Schwager, dem Markgrafen Adelbert von Thuscien, einen Bund gegen ihn machte. Dadurch ward dann das Schicksal von Italien noch unglücklicher, als es an und für sich schon war; ja, dieses Land kam sogar in eine noch weit traurigere Lage, als Frankreich und die deutschen Grenzländer, deren Zustand doch gewiß nicht zu beneiden war. Im Norden der Alpen paßte die Gesetzlosigkeit doch wenigstens zu dem

rauhen Himmel und zu der herrschenden Rohheit; Italien dagegen, besonders die nördliche Hälfte desselben, hatte einer langen Ruhe genossen, und sank unter seinem milden Himmel überhaupt nie so tief, als die übrigen Theile des ehemaligen römischen Reichs. Als Arnulf zum zweiten Mal in Italien erschien, hatten die Griechen, welche damals von allen Völkern der Erde allein eines sicheren Friedens und trotz ihrer schlechten Staatsverfassung einer leidlichen Regierung genossen, ihre Ansprüche im äußersten Süden der Halbinsel wieder geltend gemacht, gleichsam als wenn sie sich dort für den Verlust von Sicilien entschädigen wollten. Sie hatten kurz vorher unter ihren Feldherren Nikephorus Phokas und Symbatius den Arabern vielen Schaden gethan, und nicht allein die ganze Küste beider Calabrien wieder besetzt, sondern auch Salerno, Amalfi und Capua zu einem Bündniß mit ihrem Kaiser gezwungen und im Jahre 891 auch Benevent erobert. Doch war ihnen das Letztere bald nachher von Guido wieder entrissen worden. In Neapel hatte sich der Bischof der Stadt, Athanasius, zugleich zum Herzog aufgeworfen, und mit den räuberischen Arabern enge verbunden. Mit diesen ging er gemeinschaftlich auf Raub aus, und verwüstete die Gegenden um Rom. In Rom selbst stritt Formosus seit seiner Erwählung mit dem Gegenpabste Sergius. In Oberitalien endlich behauptete Guido's Wittwe, Ingeltrude, die Kaiserwürde für ihren unmündigen Sohn mit den Waffen. Jetzt erschienen auch noch die rohen Deutschen, durch welche Italien schon in der Hinsicht unsäglich leiden mußte, daß es diesen wilden Söhnen des Nordens die Fülle und Kraft der Nahrungsmittel, an die sie gewöhnt waren, nicht geben konnte, und dagegen Genüsse darbot, die sie zu Hause nicht gekannt hatten. Noch weit mehr aber machte die herrschende Rohheit der Zeit und der Mangel aller Aufsicht und Unterordnung Arnulf's Truppen zu einer Geißel des Landes. Wie schauderhaft der moralische Charakter und der Zustand jener Zeit war, davon können wir, erzogen und gebildet, wie wir sind, und an die behagliche Ruhe der Cultur, so wie an die damit verbundene Schwäche gewöhnt, uns durchaus keine Vorstellung machen. Von Recht und Gerechtigkeit war mit wenigen Ausnahmen keine Rede, nur die Gewalt herrschte, und die rohen

Begierden machten sich um so mehr geltend, je weniger die natürliche Kraft der Menschen geschwächt war. Sogar das geistliche Recht reichte nicht weit. Übrigens versteht es sich von selbst, daß in einer solchen Zeit, in der man ohne kräftige Individualität nicht bestehen konnte, sich Einzelne in eben dem Grade außerordentlich edel und fromm, ja groß und erhaben zeigten, in welchem die Masse der Gemeinheit und Rohheit hingegeben war.

In Oberitalien fand Arnulf nur wenigen Widerstand, desto mehr aber in Rom, wo Ingeltrude an der Spitze einer mächtigen Partei Alles zur Vertheidigung aufbot, und wo der Pabst Formosus von seinen Gegnern hart bedrängt wurde. Der Kaiser mußte, um in Rom eindringen zu können, die Thore aufbrechen und einen Theil der Mauern niederreißen lassen, und konnte die Stadt erst dann besetzen, als Ingeltrude nebst vielen Gegnern des Pabstes abgezogen war. Er verfuhr nach seinem Einzuge aufs strengste: Einige von seiner Gegenpartei wurden enthauptet und die beiden vornehmsten Senatoren gefangen nach Baiern geschickt. Dann ließ er sich von Formosus zum Kaiser krönen. Wie der Pabst dies thun und die einige Jahre vorher von ihm selbst vollzogene Krönung Lambert's als nichtig ansehen konnte, ist nicht recht zu begreifen. Die Italiäner sahen sich um so mehr berechtigt, die Krönung Arnulf's als eine leere Ceremonie anzusehen, als Arnulf bald nachher durch einen Krankheitsanfall genöthigt ward, in die ihm zuträglichere Luft von Deutschland zurückzueilen (896), und Berengar mit Lambert in Verbindung trat, um mit dessen Hülfe sein Herzogthum Friaul, welches Arnulf besetzt hatte, wieder zu erobern. Durch diese Verbindung gelangte Lambert nach dem Abzuge der Deutschen in den ungestörten Besitz der von seinem Vater geschaffenen Macht; denn Berengar begnügte sich mit seinem Herzogthum und mit dem Königstitel.

Es war ein Glück für Deutschland, daß Arnulf nach seiner Heimkehr die Hoffnung, Italien zu besitzen, aufgab. Er schloß mit den Griechen und mit den slavischen Völkern Frieden, und hielt in verschiedenen Städten des Reichs Versammlungen, um Gerechtigkeit zu üben und Gesetze zu geben, ward aber leider bald kränklich und dadurch außer Stand gesetzt, die nöthige Ordnung zu erhalten. Seine Kränklichkeit und sein schon nach wenigen

Jahren erfolgter Tod waren ein großes Unglück für das Reich, weil die inneren Verhältnisse desselben einen kräftigen und rastlos thätigen Regenten erforderten. In Deutschland war nämlich die seit Karl dem Großen verschwundene Einrichtung, daß große Districte oder auch ganze Nationen unter einem einzigen Grafen oder Herzog standen, mit wenigen Ausnahmen immer noch nicht wieder eingeführt, sondern die Verwaltung der königlichen Güter und Rechte, so wie das Gerichtswesen und die Heerbannpflicht wurden durch Beamte geleitet, welche blos für die einzelnen Gaue und für eine bestimmte Zeit ernannt und bevollmächtigt waren. Dies machte nicht nur ein rüstiges Reichsoberhaupt, sondern auch die persönliche Gegenwart desselben und seine stete Aufsicht oder doch seinen steten Verkehr mit jenen Beamten nöthig; denn der Adelstolz war in Verbindung mit dem Familiengeist zu mächtig, und den raubsüchtigen Großen lag das Beispiel Frankreichs, wo die Grafen wirkliche Herren geworden waren, zu nahe vor Augen. Arnulf starb im Jahre 899. Obgleich bei seiner Corpulenz und langwierigen Kränklichkeit sein Tod natürlich schien, so redete man an seinem Hofe doch von Vergiftung, weil die abscheuliche Kunst der Giftmischerei sich damals von Italien her auch im südlichen Deutschland verbreitete.

So sehr auch die Deutschen das Bedürfniß einer festen männlichen Regierung fühlten, so wählten sie doch den erst sechs Jahre alten jüngsten Sohn Arnulf's, Ludwig das Kind, weil der Erzbischof Hatto von Mainz den Grundsatz, daß man bei der Wahl eines Königs dem Blute folgen müsse, als deutsche Sitte geltend machte. Zwar hinterließ Arnulf zwei erwachsene natürliche Söhne, von denen der Eine, Swatopluk, einige Jahre früher zum König von Lothringen ernannt worden war; allein diese waren von so durchaus unbändiger Natur, daß z. B. Swatopluk sich seither nur durch Raub, Mord und Gewaltthätigkeiten ausgezeichnet hatte, und ein Jahr nach Arnulf's Tod bei einem Ausbruche seiner Rohheit von seinen eigenen Leuten erschlagen wurde. Statt des unmündigen Königs Ludwig leiteten der Erzbischof Hatto von Mainz und der alte Graf oder Herzog Otto von Sachsen die Regierung; sie stießen aber auf großen Widerstand, nicht allein weil Beide dabei für sich selbst sorgten, sondern

auch weil von Arnulf's Zeit an sich in Deutschland eine Erscheinung erneuerte, die es doppelt schwierig machte, mit getheilter Gewalt und getheiltem Willen das Reich wohl zu verwalten. Es entstanden nämlich, hauptsächlich in Folge der durch die Angriffe der Normänner und Slaven nöthig gewordenen kräftigen Beschützung der Grenzländer, nach und nach mächtigere Grafen und Herzöge, welche ihr Amt in ein erbliches Besitzthum zu verwandeln strebten, während zu gleicher Zeit auch die meisten Bischöfe, die mit jenen durch Verwandtschaft enge zusammenhingen, ihre weltliche Macht im Interesse ihrer Familie zu gebrauchen und auf jede Weise zu erweitern suchten. Solche größere Fürsten hatten sich namentlich im Lande der Friesen, in Sachsen, in Thüringen und in Östreich erhoben. Die für die Geschichte dieser Zeit wichtigsten Fürstenhäuser aber waren die Söhne des fränkischen Grafen Werner, von welchen der Eine, Rudolf, als Bischof von Würzburg besonders angesehen und mächtig war, und die nach ihrer Hauptburg benannte Familie der Babenberger oder die drei Söhne jenes fränkisch-thüringischen Markgrafen Heinrich, welcher unter Karl dem Dicken den größten Einfluß auf die Regierung gehabt hatte. Zwischen diesen beiden Familien war schon unter Arnulf über den Besitz der Macht in Hessen und Franken ein heftiger Streit ausgebrochen, welcher den an Ludwig's Statt herrschenden Männern die Regierung um so mehr erschwerte, da der Eine von ihnen, Otto, mit den Babenbergern nahe verwandt war. Unter Arnulf waren die Söhne Werner's im Nachtheil geblieben. Drei Jahre nach Arnulf's Tode aber gewann Rudolf eine entscheidende Schlacht, in welcher zwar einer von seinen Brüdern, Eberhard, fiel, aber auch ein Babenberger getödtet und ein zweiter gefangen genommen ward. Den Letzteren ließen seine Gegner gleich nachher hinrichten. Der dritte Babenberger, Adelbert, setzte jedoch den Kampf fort, verjagte Rudolf aus seinem Bisthum, entriß den Söhnen Eberhard's ihre königlichen Lehengüter, besiegte und tödtete nachher einen anderen Bruder Rudolf's, Konrad, dessen gleichnamiger Sohn später König von Deutschland ward, und übte in Franken und Hessen die grausamsten Verheerungen. Jetzt erst, nachdem die Fehde bereits sieben Jahre gedauert hatte, suchte man das Ansehen des Reiches aufrecht zu erhalten. Adelbert ward

auf eine Reichsversammlung in Tribur vorgeladen, und als er nicht erschien, zog der König in Begleitung Hatto's gegen ihn zu Felde. Er warf sich in eine Burg, wurde aber zur Übergabe gezwungen und als Empörer enthauptet (905). Dieses Verfahren gegen einen Grafen war damals noch so auffallend und unerhört, daß man ein altes Geschichtchen auf Hatto übertrug, damit man, wie er im Leben seines Stolzes wegen von Allen gehaßt wurde, auch noch sein Andenken durch den Schein hinterlistiger Treulosigkeit brandmarke. Hatto soll nämlich den Babenberger unter dem Versprechen, ihn unbeschädigt in seine Burg zurückzuführen, dazu bewogen haben, daß er den jungen König persönlich um Verzeihung bat; als aber Adelbert dies gethan hatte, und in Begleitung Hatto's nach Hause zog, soll dieser ihn unter dem Vorwand, ein Frühstück einzunehmen, zur Umkehr beredet und dann verhaftet haben. Adelbert's Güter und Lehen wurden eingezogen und an andere Große vertheilt. Die Hauptmacht des rheinischen Frankens kam nach der Unterdrückung der Babenberger in die Hände des oben genannten Grafen Konrad und seiner Söhne. Mit Hülfe der Letzteren unterdrückte Hatto, welcher überhaupt allein einige Ordnung im Reiche hielt, gleich nachher auch mehrere lothringische Grafen, die schon unter Arnulf auf ähnliche Weise wie Adelbert gehaust, den Bischof von Toul zur Verzweifelung gebracht, und ungeachtet der entehrenden Strafe, zu welcher sie von Arnulf verurtheilt worden waren, ihre Räubereien und Verheerungen fortgesetzt hatten.

Diese Fehden und Räubereien einzelner Großen waren nur ein Theil von dem Elende eines Reiches, dessen König ein Kind und dessen Priester Fürsten waren. Zu der Zerrüttung und Auflösung im Innern kamen noch die Verheerungen fremder Raubschaaren; denn die Madscharen brachen nicht nur mehrere Male nach einander in Böhmen und Baiern ein, sondern sie drangen auch bis nach Thüringen, Sachsen und Schwaben vor, wütheten überall mit Mord, Brand und Raub, und warfen in drei Schlachten drei deutsche Heere nieder. Mitten in diesen Leiden eines durch innere Zwietracht und durch äußere Feinde erschütterten Reiches starb König Ludwig, noch ehe er hatte zeigen können, ob er tüchtig sei die Regierung zu führen (911). Mit ihm ging

der Stamm der Karolinger in Deutschland unter; doch gehörten noch seine beiden nächsten Nachfolger von mütterlicher Seite her der karolingischen Familie an, und wurden besonders aus diesem Grunde von den deutschen Fürsten zu Königen gewählt.

6. Die letzten Karolinger in Italien und Frankreich.

In Italien behauptete sich der Kaiser Lambert bis zu seinem Tode im ruhigen Besitze der Lombardei und einiger angrenzenden Landstriche. Als er starb (898), kam Berengar I. wieder aus seinem Erblande hervor, um sich des erledigten Königreichs zu bemächtigen. Ihm widersetzten sich aber viele Großen, an deren Spitze sein eigener Schwiegersohn, der Markgraf Adelbert von Ivrea, stand. Diese riefen den König der Provence oder des sogenannten cisjuranischen Burgund, Ludwig den Blinden, herbei. Berengar trieb denselben zwar zurück, und nöthigte ihn zu dem Versprechen, nicht wiederzukehren; er hatte darüber aber die östlichen Grenzen seines Landes entblößt, so daß von dorther die Madscharen verheerend eindrangen. Von diesen erlitt Berengar eine schwere Niederlage, und da er sich gerade zur nämlichen Zeit mit dem mächtigen Markgrafen Adelbert von Thuscien entzweite, so büßte er bei dem wankelmüthigen Sinne der Italiäner auch den über Ludwig errungenen Vortheil wieder ein. Dieser kehrte 901 nach Italien zurück, und ward vom Pabste sogar zum römischen Kaiser gekrönt. Er erhielt aber durch den neuen Titel unter den Italiänern nicht mehr Macht, als er in seinem väterlichen Reiche gehabt hatte, wo Lothar's II. Enkel, Hugo, und der Erzbischof von Arles die eigentlichen Regenten waren. Während Ludwig's Abwesenheit vermehrten diese beiden Großen ihre Gewalt noch mehr. Nachdem sich Ludwig in Italien einige Jahre nur durch Ertheilung von Diplomen bemerklich gemacht hatte, benutzte er endlich eine Krankheit Berengar's, um die Stadt Verona zu besetzen. Er erreichte seinen Zweck, überließ sich aber einer thörichten Sicherheit, wurde in Folge davon durch Berengar überfallen, geblendet und nach der Provence zurückgeschickt (905). Hier ward ihm von Hugo, der sich zuerst Graf und Markgraf, dann Herzog nannte und, wie es scheint, mit Ludwig's Bewilligung das Reich verwaltete, wenig mehr als der Titel des Herrschers

gelassen, und sein Sohn büßte, wie wir später sehen werden, auch diesen ein.

Berengar war nach Ludwig's Vertreibung zum zweiten Male alleiniger Beherrscher von Italien; doch führte er im Grunde nur den Namen eines Königs. Sein Ansehen war und blieb sehr gering, da Ober- und Mittelitalien in der Gewalt mehrerer kleinen räuberischen Tyrannen war, und selbst diejenigen Städte, welche bisher ihre alten Rechte behauptet hatten, sich nur mit Mühe gegen gänzliche Unterdrückung wehrten, und deshalb unter ihre Bürger viele der ritterlichen Gutsbesitzer aufnahmen, die nachher ihre Peiniger wurden. Während auf diese Weise jeder, der grausam, treulos, reich und tapfer war, in der nördlichen Hälfte von Italien herrschte, war das Schicksal von Rom, in Folge einer verkehrten Einrichtung der Pabstwahl, den schlechtesten Menschen preisgegeben; in Unteritalien aber hausten die Griechen und ihre aus Halbwilden zusammengesetzten Heere, und sowohl dort, als im Norden wütheten die Mohammedaner gegen die unglücklichen Bewohner der Halbinsel. An der Erwählung des Pabstes nahmen nicht nur die Geistlichen, sondern auch der Adel und das Volk von Rom Theil; da aber die Ersteren durch Verwandtschaft, das Volk und der niedere Adel durch Clientel und empfangene oder gehoffte Wohlthaten an einige vornehmere Familien geknüpft waren, so regierten eigentlich diese allein in Rom. Sie waren stets unter einander uneinig, und erhielten dadurch die Stadt selbst in einem Zustande von fortwährender Spannung und Unruhe. Durch die Mohammedaner wurde damals nicht nur Rom, sondern auch ein großer Theil des übrigen Italiens sehr bedrängt. Sie hatten sich an drei Punkten der Halbinsel festgesetzt, in dem am adriatischen Meere gelegenen Gebirge Gargano, an dem in den Golf von Gaëta mündenden Flusse Garigliano und in der Nähe der jetzt zur Grafschaft Nizza gehörenden Stadt Monaco. Von dem ersteren Punkte aus plünderten sie das adriatische Meer und Italiens Ostseite, vom Garigliano her suchten sie die Umgegend von Rom mit ihren Raubzügen heim, von Monaco aus aber machten sie das Genuesische, die westlichen Alpenpässe und die Provence unsicher, nnd bedrohten die von Westen her nach Rom ziehenden Wallfahrer. Berengar konnte gegen diese Räuber, welche

hauptsächlich zur See mächtig waren, keine Hülfe gewähren; es mochte daher wohl eine Wohlthat für die Römer sein, was für die Christenheit eine Schande war, daß im Jahre 914 der Erzbischof von Ravenna, Johann X., durch solche Künste auf den päbstlichen Stuhl gebracht wurde, welche bei der Erlangung einer geistlichen Würde ebenso schändlich sind, als sie im Verkehr der Menschen und in den Welthändeln ihren großen und wichtigen Gebrauch haben. Johann verdankte nämlich seine Erhebung einer der drei leichtfertigen Frauen, welche damals in Italien eine Rolle spielten, die dadurch bezeichnet wird, daß man ihrer Herrschaft in Rom den derben Namen der Metzenregierung gegeben hat. Diese Frauen waren Theodora und ihre beiden Töchter, Marozia und Theodora die Jüngere, welche die Mutter zu kühnen, schlauen und verständigen, aber auch herrschsüchtigen und sittenlosen Weibern erzogen hatte. Theodora war früher die Geliebte Johann's gewesen, und hatte dann einen römischen Senator geheirathet. Von ihren Töchtern war die Eine, Marozia, mit dem Markgrafen Alberich von Camerino, die Andere mit einem angesehenen Römer vermählt. Da Alberich nicht nur die größten Güter besaß, sondern auch zugleich römischer Patricier und in Mittelitalien sehr mächtig war, so hatte er, nach den bei der Pabstwahl obwaltenden Verhältnissen, einen überwiegenden Einfluß auf dieselbe, und lenkte überhaupt die Dinge in Rom. Mit seiner Hülfe hielt es der älteren Theodora, welche kühner als irgend ein Mann war, nicht schwer, ihrem früheren Liebhaber zur päbstlichen Würde zu verhelfen. Sie schützte ihn nachher auch in dieser Stelle, die er, allen dabei vorgefallenen kanonischen Unregelmäßigkeiten zum Trotz, in Besitz genommen hatte. So schlecht übrigens auch Johann in moralischer Hinsicht gewesen sein mag, so machte er sich doch um sein Vaterland dadurch sehr verdient, daß er die am Garigliano angesiedelten Ungläubigen vertrieb. Er wußte zu diesem Zwecke die Kräfte Italiens zu vereinigen. Er zog Berengar an sich, und ertheilte ihm die Kaiserwürde (915), wogegen dieser ihm seine Truppen lieh; mit den longobardischen Herzögen in Benevent und anderen Städten stand Johann schon länger in naher Verbindung; über die Macht von Mittelitalien gebot seine Theodora; die Griechen aber gewann

er leicht, da er als ein Mann, der von jeher die wichtigsten Pflichten hintangesetzt hatte, die Zänkereien seiner Vorfahren mit den Kaisern von Constantinopel ganz fallen ließ. Er selbst stellte sich mit Alberich an die Spitze der vereinigten Truppen, und verjagte die Mohammedaner aus ihrem Raubnest am Garigliano (916). Man hat ihm später aus dem Umstande, daß er persönlich mit zu Felde gezogen war, ein Verbrechen gemacht, obgleich schon Johann VIII., der erste Pabst, der dies that, hierin dem Beispiel der Bischöfe Deutschlands, Frankreichs und der Lombardei gefolgt war.

Berengar gewann durch den erhaltenen Kaisertitel an wahrer Macht nichts. Er sah sich im Gegentheil genöthigt, Madscharen in seine Dienste zu nehmen oder herbeizurufen, und ward durch die Rohheit und Grausamkeit derselben um das Wohlwollen seiner Unterthanen gebracht, das er wegen seiner vielen Schenkungen, so wie wegen seines frommen Sinnes und anderer vortrefflichen Eigenschaften wohl verdient hätte. Außerdem zog er sich den Haß der Großen zu, gegen deren Übermacht er die kleinen Vasallen zu schützen suchte. Jene machten eine Verschwörung gegen ihn, und sein eigener Schwiegersohn, der Markgraf Adelbert von Ivrea, sowie sein Enkel, Adelbert's Sohn Berengar II., traten derselben bei. Die Verschworenen beschlossen, den verhaßten Oberherrn zu stürzen und an seine Stelle den König Rudolf II. von Hochburgund zu setzen. Daß man einen Fremden dazu ausersah, hatte seine guten Gründe. Man konnte nämlich unter diesem weit leichter im Trüben fischen und den Namen des Königs misbrauchen, als unter einem im Lande geborenen und erzogenen Gebieter, und hätte überdies, was die kargen Italiäner stets in Anschlag brachten, den Letzteren ernähren müssen, weil er beständig im Lande geblieben wäre. Rudolf ward beim Kampfe um die italiänische Krone von seinem Schwiegervater Burkard unterstützt, welcher bei der Erneuerung des Herzogthums Alemannien oder Schwaben an die Spitze desselben gestellt worden war, und sich dadurch gewissermaßen eine königliche Macht verschafft hatte. Sein erster Versuch, in Italien einzudringen, scheiterte an der Tapferkeit der ungarischen Truppen Berengar's. Dieser suchte darauf seine treulosen Barone durch Großmuth zu gewinnen, ward aber dafür von ihnen verlacht und verrathen. Gleich nachher erschien

Rudolf zum zweiten Male, besiegte seinen Gegner in einer entscheidenden Schlacht, und ward durch den Erzbischof Lambert von Mailand, der die Verschwörung gegen Berengar hatte bilden helfen, zum König von Italien gekrönt (923). Berengar zog sich in seine Erbstaaten zurück, um zu warten, bis Rudolf, der nicht lange von Burgund abwesend sein durfte, dahin zurückgekehrt und die erste Hitze seiner Anhänger verraucht sei; er wurde aber schon im folgenden Jahre von einem seiner Vertrauten, den er erst kurz vorher reichlich beschenkt hatte, hinterlistiger Weise ermordet. Mit ihm kann man den italiänischen Stamm der Karolinger als erloschen ansehen; denn sein Enkel Berengar II., welcher später ebenfalls als König von Italien auftrat, gründete seine Ansprüche nicht auf sein Blut. —

Während in Italien und Deutschland das Geschlecht der Karolinger unterging, schien es in Frankreich wieder neu aufzuleben; aber die Kraft des Stammes und der Wurzel war dahin, und die Säfte, welche diese hätten nähren sollen, flossen anderen Stämmen zu. Als Karl dem Dicken die Zügel der Regierung entschlüpften, wählten die von den Normännern bedrängten Großen nicht den einzigen noch übrigen französischen Karolinger, Karl den Einfältigen, welcher damals erst acht Jahre alt war, sondern den Grafen Odo von Paris, der diese Stadt aufs tapferste vertheidigt hatte (888). Odo erfocht gleich nachher noch einen Sieg über die Normänner, und brachte nach demselben einige Große, die ihn nicht anerkannt hatten, zum Gehorsam, herrschte aber doch nur über einen kleinen Theil von Frankreich, und konnte besonders in der Bretagne das alte Recht der französischen Könige ebenso wenig geltend machen, als seine Vorgänger. Seine Hauptsorge war, den deutschen König Arnulf zu gewinnen; auch gelang es ihm, ein freundliches Verhältniß mit demselben herzustellen, und dies hatte wenigstens den einen Vortheil, daß der Beherrscher eines großen Theils von Aquitanien, Graf Rainulf von Poitou, welcher für Karl den Einfältigen Partei genommen hatte, sich mit ihm aussöhnte. Odo kämpfte darauf mit abwechselndem Glücke gegen die Normänner. Nach Rainulf's Tode machten mehrere der mächtigsten Großen eine Verbindung gegen ihn, sie riefen den jungen Karl zum König aus, und der Erzbischof Fulko von

Rheims salbte denselben in einer feierlichen Versammlung (893). In einem Schreiben, welches der Letztere damals an Arnulf schickte, wird derselbe Grundsatz, der die Deutschen bei der Wahl Ludwig's des Kindes leitete, als altes germanisches Recht aufgestellt und aus deutschen Jahrbüchern bewiesen. Beide Parteien suchten Arnulf's Beistand, dieser erklärte sich aber weder für die eine, noch für die andere. In dem mehrjährigen Kampfe, der sich hierauf zwischen ihnen entspann, trieb Odo seine Gegner zuletzt so sehr in die Enge, daß Karl der Einfältige sogar auf den unglücklichen Einfall kam, sich den Normännern in die Arme zu werfen. Daran hinderten ihn jedoch seine Freunde; sie vermochten ihn, sich lieber an seinen Gegner Odo zu wenden. Dieser nahm ihn freundlich auf, gab ihm ein Stück Land, und bewies sich auch gegen seine Anhänger großmüthig. Überhaupt steht Odo in diesen rohen Zeiten, als ein Beispiel von ächter Religiosität und von Großmuth gegen besiegte Feinde, fast einzig da. Auch hätte er allein durch seine Tapferkeit und christliche Tugend dem zerrütteten Reiche Ruhe, gesetzliche Ordnung und Religionsübung wiedergeben können, wenn ihm ein längeres Leben zu Theil geworden wäre; er starb aber schon im zehnten Jahre seiner Regierung (898).

Nach Odo's Tode brachte es Fulko, der sich Karl's des Einfältigen wie ein Vater annahm, ohne große Mühe dahin, daß dieser von allen Herren des Reiches als König anerkannt wurde. Der junge Regent besaß aber weder Verstand, Erfahrung und kräftigen Willen, noch auch Schätze und Güter, mit denen er Freunde hätte gewinnen und ein zahlreiches Gefolge unterhalten können. Es war also natürlich, daß seit seiner Regierung die Grafen und Herzöge sich völlig als Eigenthümer der Länder betrachteten, die ihren Vätern nur zur Verwaltung übergeben worden waren, zumal da die meisten von ihnen auch mit der königlichen Familie nahe verwandt waren. So leitete z. B. Herbert I., Graf von Vermandois in der Champagne, sein Geschlecht von Karl's des Großen Enkel Bernhard her, der Graf Robert von Paris, Odo's Bruder, war der Sohn einer Tochter Ludwig's des Frommen, und Ludwig der Blinde von der Provence stammte durch seine Mutter, eine Tochter des Kaisers Ludwig II., von Ludwig's des Frommen Sohn Lothar ab. Auch wurden die französischen Großen im Streben

nach Macht und Selbstständigkeit durch die Umstände weit mehr begünstigt, als die deutschen, die doch sonst mit ihnen in gleichem Verhältnisse standen; denn in Deutschland setzte die bestimmte Scheidung der einzelnen Stämme gewisse Schranken, die in Frankreich nicht bestanden, und die alte Verfassung, nach welcher alle Begüterten eine Stimme hatten, konnte in dem ersteren Lande wegen der öfteren allgemeinen Reichstage und der Landtage der einzelnen Provinzen weniger leicht untergraben und umgewandelt werden, als in Frankreich. Unter den Großen von Frankreich ragten zu Karl's des Einfältigen Zeit besonders Graf Balduin von Flandern, Robert von Paris und Herbert von Vermandois durch Macht und Ansehen hervor. Sie waren weit mächtiger, als der König, suchten die wenigen Güter, welche diesem zur Vergebung noch geblieben waren, an sich zu reißen, und stritten um den Besitz der reichen Abteien, die man oft Einem, dem sie nicht zukamen, wegnahm, um sie einem Anderen zu ertheilen, dem sie ebenso wenig gebührten. Die einzige sichere Stütze, welche Karl hatte, war Fulko; dieser ward aber 900 auf Anstiften des beleidigten Grafen Balduin ermordet, und der König war und blieb seitdem der Willkür seiner Vasallen preisgegeben. Er wagte nicht einmal Fulko's Mörder zu bestrafen; denn diese lachten im Vertrauen auf Balduin's Macht sowohl der Strafe des Königs, als des Bannfluches, den der Pabst und die Bischöfe gegen sie schleuderten. Ja, der Angesehenste unter ihnen wurde durch diesen Bannfluch nicht einmal dazu gebracht, daß er die That als eine Sünde anerkannte, und setzte den schrecklichen Worten desselben die kalte Erklärung entgegen, er habe dadurch nicht die mindeste Schuld auf sich geladen, weil er es aus treuer Ergebenheit gegen seinen Lehensherrn Balduin gethan habe. So sehr ist es den Menschen eigen, sich alle Pflichten nicht in einer nothwendigen, durch das Gewissen unmittelbar gegebenen, sondern in einer zufälligen, äußeren und aus Gewohnheit fließenden Ordnung zu denken! Übrigens kann dieser Bannfluch als ein Muster der Art und Weise dienen, wie damals die Kirche das von ihr verwaltete göttliche Recht zu handhaben und anzuwenden pflegte, zumal da gerade in jenen Tagen solche Bannsprüche sehr häufig waren. „Weil die Mörder — so lautete der Fluch, den die

Bischöfe in einer feierlichen Versammlung erließen — eine Frevelthat begangen haben, welche früher in der Christenheit unerhört war, so stoßen wir sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes und vermöge der Gewalt, welche Gott durch Petrus, den Ersten der Apostel, den Bischöfen übertragen hat, aus dem Schoß der heiligen Kirche, unserer Mutter, aus, und verdammen sie mit ewigem Bannfluche, daß sie nie Verkehr und Gemeinschaft mit Christen haben sollen. Verflucht seien sie in der Stadt und auf dem Felde! Verflucht seien ihre Scheunen und alle ihre übrige Habe! Verflucht die Frucht ihres Leibes wie die Frucht ihrer Felder, die Heerden ihrer Kühe und die Schaaren ihrer Lämmer! Verflucht sei ihr Ausgang und ihr Eingang! Verflucht seien sie in ihrem Hause und ohne Stätte auf dem Felde! Sie treffe der Fluch, den der Herr durch Moses über sein Volk aussprach, wenn es seine Gebote verletze! Sie treffe der Fluch Maranatha, d. h. sie sollen bei der Wiederkunft des Herrn untergehen! Über sie sollen alle Verwünschungen kommen, welche die heiligen Gesetze der Kirche und die Beschlüsse der apostolischen Männer wider die Mörder und wider alle die, welche gegen die Kirche freveln, ausgesprochen haben! Denn Frevler gegen die Kirche sind diejenigen, die an einen Diener Gottes die Hand anzulegen gewagt haben. Sie treffe zu ihrem ewigen Untergang der gerechte Spruch göttlicher Strafe! Kein Christ gewähre ihnen daher das Wort des Grußes! Kein Geistlicher erkühne sich jemals, ihre Beichte anzuhören oder ihnen die heilige Communion zu geben! Nach ihrem Tode sollen sie wie der Esel bestattet und mit dem Gesicht zur Erde auf den Mist geworfen werden, damit sie den jetzigen und künftigen Geschlechtern ein Beispiel der Schande und Verfluchung seien! Und wie jetzt diese Fackeln, aus unseren Händen geschleudert, erlöschen, so werde ihre Leuchte auf ewige Zeit ausgelöscht!"

Die Lage des ohnmächtigen Königs Karl ward etwas besser, als beim Aussterben der deutschen Karolinger (911) die Lothringer unter ihrem Herzog Rainer von Deutschland abfielen, und sich dem Beherrscher von Frankreich als einem Sprößlinge des karolingischen Herrscherhauses unterwarfen. Der Namen Lothringen umfaßte damals nur noch einen kleinen Theil des früheren lotharingischen

Reiches. Er war schon 855, bei Lothar's I. Tode, auf den dem Söhne dieses, Lothar II., zugefallenen Antheil, d. h. auf das zwischen der Maas, der Nordsee und dem Rhein gelegene Land außer Speier, Worms und Mainz, beschränkt worden (s. Th. V. S. 434). Bei den häufigen Veränderungen der folgenden Zeiten verengerte sich der Begriff des Wortes Lothringen nach und nach immer mehr, und beim Untergange der deutschen Karolinger hörte das Land auch auf, ein Königreich zu heißen, und erhielt den Namen eines Herzogthums. Dreißig Jahre später, zur Zeit des deutschen Königs Otto I., ward es in die beiden Herzogthümer Ober- und Nieder-Lothringen getrennt, von welchen das Erstere die Gegenden um die Mosel, das Andere aber die an der Maas und nach dem Meere hin gelegenen Striche umfaßte. Auf dem Ersteren blieb später der Namen Lothringen allein haften.

Karl der Einfältige gewann durch den Übertritt des Herzogs von Lothringen nicht an Macht, sondern nur an Ansehen, und blieb nach wie vor der Sklave seiner Vasallen. Diese geboten über den größten Theil des Reiches. Die Provence und andere Gegenden des Südostens standen unter Ludwig dem Blinden. Von der Dordogne an bis zum Mittelmeer und zu den Pyrenäen herrschte dessen Schwiegersohn, Wilhelm der Fromme, als Markgraf von Gothien, Herzog von Aquitanien und Graf von Auvergne. Dieser bewahrte zwar einen Schein von Unterwürfigkeit und von Achtung für den Schatten der Königswürde; aber er that es nur, weil er so weit vom Sitze des Königs entfernt war. Dagegen wandten sich die in der Nähe des Letzteren wohnenden Grafen und Herzöge von Paris, Poitiers, Anjou und Bretagne nur dann an den König, wenn sie über Anmaßungen und über den Raub von Kirchengut Brief und Siegel erhalten wollten. Außer diesen Herren herrschte der mächtige Herzog des eigentlichen Landes Burgund, Richard, im Herzen des Reiches, der Graf von Flandern an der Nordgrenze, Herbert von Vermandois in der Champagne und der schlaue und tapfere Rainer von Lothringen im Osten. Dem Könige selbst war also nur sehr wenig übrig geblieben. Wenn man dabei bedenkt, daß jeder Herzog und Graf nur sein eigenes Land schützte, und daß der König nicht im Stande war, die räuberischen Normänner abzuhalten, so wird man leicht

sehen, daß es früher oder später durchaus nothwendig wurde, einen der mächtigeren Vasallen zum Beherrscher des ganzen Reiches zu machen, weil nur diese über eine gewisse Zahl von Streitern gebieten konnten, die Karolinger dagegen die nöthige Hülfe stets erbetteln mußten.

Zu den vielen mächtigen Vasallenthümern kam im Jahre 911 noch ein neues Herzogthum, dessen Fürsten dem König von Anfang an noch weniger unterwürfig waren, als die anderen Großen. Karl trat nämlich damals den unter Rolf's Führung eingebrochenen Normännern (s. Thl. V. S. 274) durch einen förmlichen Vertrag einen Strich Landes am Meere ab, damit diese künftig ihre Landsleute von der Küste abwehrten. Vielleicht leitete ihn dabei auch die Hoffnung, von Rolf und seinen Schaaren Hülfstruppen gegen seine eigenen Großen zu erhalten. Auf diese Weise entstand 911 das Herzogthum der Normandie, durch dessen Gründung zwar den normännischen Verheerungen, die in England noch über ein Jahrhundert lang fortdauerten, in Frankreich gesteuert wurde, das aber andererseits auch dem Königthum eine neue große Gefahr brachte, und schon bei seiner Entstehung die Schwäche der königlichen Macht aufs traurigste zu erkennen gab. Rolf hatte nämlich mit seinen Schaaren lange Zeit in Frankreich geraubt, bis er endlich durch den Herzog Richard von Burgund und den Grafen Robert von Paris in zwei Schlachten mit großem Verluste geschlagen wurde. Als er sich hierauf in das königliche Gebiet an der unteren Seine warf, und dort schreckliche Verwüstungen anrichtete, sah sich Karl außer Stande ihn zu vertreiben, und bot, durch die Klagen seiner Unterthanen genöthigt, dem Barbaren die Hand seiner Tochter Gisela und ein Stück Land an der Küste an, doch unter der Bedingung, daß Rolf und seine Schaaren sich taufen ließen. Rolf ging darauf ein, nahm aber Flandern, welches Karl ihm zuerst geben wollte, nicht an, weil es voller Sümpfe war und erst hätte erobert werden müssen. Es ward ihm daher das zwischen der Eure und dem Herzogthum Bretagne gelegene Land abgetreten, welches als Hauptlandungsplatz der Normänner schon seit hundert Jahren ganz wüste lag, und für Rolf den Vortheil hatte, daß er seine Herrschaft nach der angrenzenden Bretagne hin leicht erweitern konnte. Er trat mit den Seinen zum Christenthum über

erhielt in der Taufe den Namen Robert, trennte sich von seiner heidnischen Gemahlin, und heirathete Gisela (912). Wie wenig die Huldigung, die er seinem Schwiegervater leistete, von ihm und seinen Nachfolgern als Verpflichtung zum Gehorsam angesehen wurde, und wie verständig er seine neue Colonie einrichtete, ist bereits früher (Thl. V. S. 274) auseinander gesetzt worden.

Karl der Einfältige gerieth mit den Großen seines Reiches bald in einen offenen Krieg, wozu sein Vertrauter, Hagano und Rainer's von Lothringen Sohn, Giselbert, die Veranlassung gaben. Hagano, der seit Fulko's Tod beim Könige Alles galt, gehörte weder dem Grafen- noch auch selbst dem Herren-Stande an, besaß aber Karl's Vertrauen gerade aus dem Grunde, weil er Alles blos der Gnade desselben verdankte, und ihm die Anmaßungen der Großen im rechten Lichte zeigte. Diese waren über Hagano's Einfluß sehr aufgebracht, und beklagten sich vielleicht nicht mit Unrecht über den Stolz des Günstlings. Ihre Unzufriedenheit diente dem lothringischen Herzog Giselbert als ein Mittel zur Erreichung seiner selbstsüchtigen Absichten. Giselbert's Vater war unter den französischen Großen der Einzige gewesen, der seine herzogliche Gewalt nicht auf ein von seinen Ahnen ererbtes Recht gründen konnte, er selbst verdankte daher seine Güter und sein Ansehen eigentlich nur dem Könige Karl. Diesen Umstand hatte Karl, als Rainer 916 gestorben war, auf Hagano's Anrathen benutzt, um sich, nachdem er alle anderen Besitzungen verloren, im Lande Lothringen, wo er sich überdies meistens aufhielt, eine neue Macht zu verschaffen. Er hatte nämlich dem jungen Giselbert zwar die Gewalt, die dessen Vater in Lothringen besessen hatte, übertragen, verlangte dagegen aber die Herausgabe der königlichen Lehengüter des Landes, weil er sich mit diesen andere Familien zu Freunden machen wollte. Giselbert weigerte sich dessen, ward darauf von Karl aus dem Lande gejagt, und nahm seine Zuflucht zu dem mächtigen Herzog Heinrich von Sachsen, welcher später (919) König von Deutschland wurde. Dieser brachte es durch seine Verwendung dahin, daß Giselbert wieder nach Lothringen zurückkehren durfte, er ging jedoch auf Giselbert's Ermunterung, Lothringen wieder zu Deutschland zu ziehen, nicht ein, und unterstützte ihn nicht, als gleich nachher zwischen dem lothringischen Herzog und

seinem Lehensherrn ein neuer Streit ausbrach. Giselbert suchte daher dem französischen König unter seinen Großen offene Feindschaft zu erwecken, und hatte dabei leichtes Spiel, da Robert von Paris nach der Königskrone strebte, und alle Anderen gegen den stolzen Hagano heftig erbittert waren. Man kam überein, Karl den Einfältigen zu vertreiben, und zum Unglücke desselben starb gerade zu dieser Zeit der rechtlichste unter den Großen, Richard von Burgund, dessen Sohn Rudolf Robert's Tochter zur Gemahlin hatte. Karl wurde mit leichter Mühe vertrieben und Robert statt seiner zum König erwählt (922). Der gestürzte König fand bei den ihrer Treue wegen sonst nicht gerade berühmten Lothringern Hülfe, vielleicht weil es ihre Lehensgüter galt. Von ihnen unterstützt, zog er rasch gegen Soissons, wo Robert und sein Sohn, Hugo der Große oder der Weiße, gelagert waren. Es kam zu einem hitzigen Treffen, Robert fiel, sein Sohn aber erfocht in Verbindung mit Herbert einen entscheidenden Sieg (923). Die Verbündeten wählten darauf Rudolf von Burgund zum König, während Karl den Herzog der Normandie vergebens um Hülfe bat, und sich durch diesen Schritt noch mehr verhaßt machte.

Der neue König, der freilich anfangs weder von dem Herzog der Normandie, noch von den Lothringern und den Herren jenseit der Loire anerkannt wurde, suchte durch königliche Vergabungsbriefe seine Anhänger fester an sich zu fesseln, während Karl, sobald er nichts mehr zu geben hatte, von allen seinen Leuten verlassen wurde. Es erhoben und befestigten sich alsdann auf den Trümmern des sinkenden karolingischen Hauses neue Herren, deren Nachkommen jedoch die errungenen Güter fast auf die nämliche Weise, wie sie erworben worden waren, wieder verloren. Herbert, der Gierigste von Allen, erhielt von Rudolf die Stadt Peronne und viele geistliche und weltliche Güter, weil er den unglücklichen Karl mit niederträchtigem Verrath nach St. Quentin lockte und in Haft nahm; Wilhelm von Aquitanien ließ sich die Anerkennung Rudolf's durch die Schenkung königlicher Güter abkaufen; Hugo der Große bekam die Grafschaft von le Mans; das Volk aber ward, wie immer, geäfft und — schwieg. Karl's Unglück war mit seinem Sturze nicht erschöpft; er mußte von seinem Leidensbecher

auch noch die Hefe trinken. Vier Jahre lang hielt ihn der gottlose Herbert in einem Thurme bei Chateau Thierry in harter Haft; im vierten mußte er der Rache seines Peinigers zum Werkzeuge dienen. Als sich nämlich Rudolf zuletzt weigerte, die unersättliche Habsucht Herbert's fortwährend zu befriedigen, ließ dieser den Gefangenen frei, und rief die Normannen gegen jenen zu Hülfe. Hugo der Große aber, der nach dem Tode seines kinderlosen Schwagers Rudolf die Krone zu erben gedachte, brachte schnell eine Aussöhnung Herbert's mit Rudolf zu Stande, und Karl ward von Herbert aufs neue eingesperrt. Der unglückliche Mann blieb bis zu seinem Tode gefangen. Er starb 929, und hinterließ einen Sohn, Ludwig IV., der mit seiner Mutter, einer Schwester des angelsächsischen Königs Athelstan, nach England geflohen war. Man hat diesen d'Outremer oder den übers Meer Gekommenen genannt, weil er, als nach seines Vaters Tode die Feinde seines Hauses über ihren Raub in Zwist geriethen, von England nach Frankreich zurückgerufen wurde. Herbert zerfiel nämlich bald wieder mit Rudolf und Hugo, und bekriegte sie mehrere Jahre lang. Er verband sich zuletzt mit Giselbert und erhielt, da dieser sein Herzogthum Lothringen kurz vorher wieder an Deutschland gebracht und die Tochter des deutschen Königs Heinrich I. geheirathet hatte, auch von dem Letzteren die Zusage einer kräftigen Hülfe. Rudolf und Hugo schlossen zwar, noch ehe die Deutschen ins Land gekommen waren, einen Waffenstillstand mit ihm (934); dieser konnte aber nicht lange dauern, da Herbert, von dessen Töchtern die Eine an den Herzog Wilhelm I. von der Normandie, die Andere an Arnulf von Flandern vermählt war, durch seine Verbindungen eine allzu große Macht erlangt hatte. Als sich Hugo der Hoffnung auf die Nachfolge beraubt sah, zog er, sobald Rudolf 936 gestorben war, Karl's des Einfältigen Sohn aus England herbei, und ließ ihn zum Könige ausrufen. Doch soll er dabei auch die Absicht gehabt haben, Rudolf's Bruder, Hugo den Schwarzen, welcher das Herzogthum Burgund geerbt hatte, um dasselbe zu bringen. Mit Hülfe des Normannen-Herzogs, den der englische König zu gewinnen gewußt hatte, ward Ludwig IV. nach Frankreich zurückgeführt und zum Könige gekrönt (936).

Hugo der Große warf sich zum Vormund des jungen Königs auf. Er griff sogleich den Herzog Hugo von Burgund an, entriß ihm einen Theil seines Gebietes, und ward bald nachher durch seine Vermählung mit Hedwig, der Schwester des deutschen Königs Otto I., noch mächtiger. Dessen ungeachtet wußte sich Ludwig IV., ein von Natur kräftiger und thätiger Mann, bald von Hugo's Vormundschaft frei zu machen. Er erklärte sich ein Jahr nach seiner Krönung für volljährig, und gelangte in einem Reiche, wo seiner Familie kaum einige Fußbreit Land übrig geblieben war, schon nach wenigen Jahren zu einem Ansehen, wie es sein Vater niemals gehabt hatte. Natürlich hatte er dabei mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Hugo und Herbert, seither durch ihr verschiedenes Interesse von einander getrennt, vereinigten sich jetzt zu gemeinschaftlichem Kampfe. Zu ihren Bundesgenossen gehörte sonderbarer Weise auch Wilhelm I. von der Normandie, während wir Arnulf von Flandern unter ihren Gegnern finden. Auch der unruhige Giselbert, welcher mit dem deutschen König Otto I. zerfiel, schloß sich an Ludwig an, und machte ihm Hoffnung, daß Lothringen dem französischen Reiche wieder zugewendet werden könnte; Ludwig erhielt aber dadurch an Otto I. einen neuen und recht furchtbaren Feind. Dagegen unterstützte ihn der König von England, wenn gleich schwach, mit einer Flotte. Von den französischen Großen nahmen Hugo der Schwarze von Burgund, Graf Raimund Pons von Toulouse, der sich Herzog von Aquitanien nannte, und Graf Wilhelm von Poitiers, welchem Ludwig dafür nach Raimund's Tode den herzoglichen Titel desselben ertheilte, am nachdrücklichsten Partei für den König, so wie denn überhaupt jenseit der Loire Recht und Rechtmäßigkeit, wenigstens der Form nach, gewahrt wurden, während sich Hugo, Herbert, Giselbert und die anderen Herren der diesseitigen Länder nicht im mindesten darum kümmerten. Doch war es nicht die Unterstützung jener Vasallen, was dem Könige Ludwig zum Sieg über seine Gegner verhalf, und ihn unter den widrigsten Umständen zu großem Ansehen emporhob, sondern sein persönlicher Muth und die Fähigkeit, seine Sachen selbst zu leiten. Lothringen den Deutschen zu entreißen war nicht möglich; Ludwig gab daher, als Giselbert gestorben war, diesen Gedanken auf, nahm Giselbert's Wittwe Gerberga

eine Schwester des Königs Otto I., zur Gemahlin, und wandelte auf diese Weise einen seiner gefährlichsten Gegner in einen Freund um. Dieser söhnte ihn sogleich mit seinem andern Schwager, Hugo dem Großen, aus, welcher sich damals nur mit Mühe der einbrechenden heidnischen Normänner erwehrte, und darüber die Lust verlor, seinem Könige zu befehlen. Endlich starb auch Herbert (943), und sein Land ward unter seine vier Söhne vertheilt. Ludwig's Macht wuchs durch diese Verhältnisse und durch seine persönliche Tüchtigkeit immer mehr, so daß er nicht nur von den aquitanischen Großen, sondern auch von den Fürsten der Bretagne und von dem Herzog der Normandie als Oberherr angesehen und behandelt, ja sogar in Vienne, der Residenz des Königs der Provence, welcher seine Lehen trug, mit hohen Ehren empfangen ward. Eine einzige widerrechtliche Handlung verwickelte ihn aber aufs neue in Händel, aus denen er sich ohne Beeinträchtigung seiner Ehre und seines königlichen Ansehens nicht ziehen konnte. Als nämlich der Herzog der Normandie mit Hinterlassung eines minderjährigen Sohnes starb, suchte Ludwig die ihm zukommende vormundschaftliche Verwaltung des Herzogthums zu selbstsüchtigen Zwecken zu benutzen und dem Kinde sein Erbe zu entziehen. Er reizte dadurch die kriegerischen Normannen gegen sich, und gerieth, als auch Hugo sich mit Herbert's Söhnen wieder gegen ihn vereinigte, und sogar König Otto I. in diesen Bund gezogen wurde, in große Gefahr. Er selbst ward, wie bereits früher (Thl. V. S. 275 ff.) dargestellt worden ist, von den Normannen hinterlistiger Weise gefangen und nicht eher freigegeben, als bis er die Forderungen derselben befriedigt und ihnen einen seiner Söhne als Geißel überliefert hatte. Bei seiner Freilassung ward er in Hugo's Hände übergeben, und dieser war elend genug, die Gelegenheit zu nutzen, um durch List und Trug zu erhalten, was er vergebens mit den Waffen gesucht hatte. Er hielt den König ein Jahr lang in Haft, ungeachtet sowohl Otto, als der englische König Edmund sich desselben annahmen, und gab ihn erst dann wieder frei, als ihm die Stadt Laon, der wichtigste Ort, welchen Ludwig von seinen Familiengütern zurückerhalten hatte, überlassen worden war (946).

Dieser Verlust war zu bedeutend; Ludwig's Gemahlin bewog

daher ihren Bruder Otto, dem einen Schwager gegen den andern beizustehen. So ungeheuer aber auch Otto's Heer, so groß die von ihm angerichteten Verwüstungen waren, der Hauptzweck des Zuges, die Wiedereroberung von Laon, ward doch nicht erreicht; denn der deutsche König erlitt, als er Rouen belagerte, bedeutenden Verlust, und wagte nachher nicht einmal einen Angriff. Nur den einen Vortheil hatte Otto's Hülfe, daß der Erzbischof Artald von Rheims, welchen Hugo abgesetzt hatte, wieder in sein Bisthum zurückgeführt wurde, wodurch Ludwig eine neue Stütze erhielt. Laon nahm später Ludwig selbst durch Überfall; doch blieb eine nahe dabei gelegene Burg in den Händen der Feinde, so daß man sich kaum vor den Mauern der Stadt zeigen durfte. Einige Jahre vor seinem Ende söhnte sich Ludwig aus Rücksicht auf seine eigene Familie mit dem schändlichen Hugo aus, und vertraute die Seinigen denselben Händen an, welche ihn selbst vorher gefesselt hatten. So weit war es mit dem Geschlechte Karl's des Großen gekommen, daß selbst einer der erfahrensten, thätigsten und geschicktesten Sprößlinge desselben, der noch dazu mit dem mächtigen Stamme der sächsischen Kaiser, die den deutschen Namen nachher bis zu dem fernsten Ende der bekannten Welt furchtbar machten, durch Bande des Bluts verbunden war, bei seinen Feinden Schutz für seine Familie suchen mußte! Ludwig selbst empfahl dem herrschsüchtigen Hugo seinen Sohn Lothar und seine Gemahlin Gerberga, und diese warfen sich gleich nach des Vaters Tode (954) in die Arme des übermächtigen Vasallen, entweder um gegen die Gewaltthätigkeiten Anderer geschützt zu sein, oder um den leeren und lästigen Königstitel zu retten.

Der kaum vierzehnjährige König Lothar wurde so sehr als ein bloßes Werkzeug Hugo's angesehen, daß aus Haß gegen den Letzteren nicht einmal einer der getreuesten Anhänger Ludwig's, Wilhelm von Aquitanien, ihn anerkannte. Hugo suchte auch aus diesem Umstande Nutzen zu ziehen; er ließ sich von dem jungen Könige Wilhelm's Herzogthum zusprechen, und wollte dann gewaltsam von demselben Besitz nehmen, konnte aber ungeachtet eines gewonnenen Treffens seinen Zweck nicht erreichen. Ebenso wenig war er seinen Landsleuten eine Schutzwehr gegen die damals in Frankreich einbrechenden Madscharen, obgleich er zwei bedeutende Herzogthümer,

Francien oder Frankreich (d. i. Paris und die umliegenden Gegenden) und Burgund, besaß, und ein drittes in Anspruch nahm. Diese Räuberhorden drangen über Lothringen mehrmals verheerend ein, und streiften bis in das Innere von Burgund. Zu derselben Zeit wütheten die Franzosen selbst gegen einander nicht weniger grausam, als die Madscharen. Die königliche Familie, welche außer der Stadt Laon kaum einen Fußbreit Land mehr besaß, wäre in die traurigste Lage gekommen, wenn nicht Gerberga durch ihren jüngeren Bruder, den Erzbischof Bruno von Köln, welchem damals Otto I. die herzogliche Würde über ganz Lothringen gab, ihre von Giselbert erhaltenen Güter wieder bekommen hätte. Mit den Einkünften dieser Güter und durch Bruno's Unterstützung konnte Lothar wenigstens selbstständig in Laon residiren. Als Hugo 956 starb, erkannten ihn dessen Söhne der Form nach als ihren Oberherrn an, ließen sich mit dem Erbe ihres Vaters von Lothar belehnen, und leisteten ihm die Huldigung. Von diesen drei Söhnen Hugo's erbte der Älteste, Hugo, welcher den später berühmt gewordenen, seiner Bedeutung nach unbekannten Beinamen Capet führte, das Herzogthum Frankreich, der Zweite, Odo, aber erhielt Burgund, in dessen Besitz ihm bei seinem Tode der Jüngste, Heinrich, folgte. Das Volk gewöhnte sich nach und nach an die Herrschaft der Grafen und Herzöge, und man würde die Könige ganz vergessen haben, wenn nicht die öffentlichen Gerichte und ihre in den Sitten und Gebräuchen der Nation tief gegründeten Formen Diplome nöthig gemacht hätten, welche wenigstens noch an das Dasein eines Oberhauptes erinnerten. Doch ward das Ansuchen um Diplome bereits seltener. Sogar die geistlichen Pfründen wurden fast überall nur zur Belohnung von schlechten oder doch blos von kriegerischen Diensten ertheilt, und während wir zu Karl's des Kahlen Zeiten bei den Schenkungen und Vermächtnissen von wirklich frommen Zwecken und von verständigen Bedingungen hören, findet sich gegen das Ende der karolingischen Herrschaft keine Spur mehr davon.

Auch von der Verwandtschaft mit den mächtigen deutschen Königen, Otto dem Ersten und dem Zweiten, konnte Lothar nicht den gehofften Nutzen ziehen, weil des Ersteren Bruder Bruno, der Lothar's Hauptstütze hatte sein sollen, in den Söhnen Hugo's

des Großen ebenfalls Neffen erkannte. Diese vermählten die eine ihrer Schwestern mit dem Normannen-Herzog Richard I., die andere mit Friedrich von Bar, welchem Bruno Ober-Lothringen als eigenes Herzogthum verlieh. Dazu kam noch, daß in Nieder-Lothringen Unruhen entstanden, die einen Krieg zwischen Frankreich und Deutschland herbeiführten. Bruno hatte nämlich zwei Grafen des Landes, Lambert und Rainer, vertrieben, diese waren nach Frankreich geflohen, und hatten sich, der Eine mit einer Nichte Lothar's, der Andere mit Hugo Capet's Tochter vermählt. Als Bruno und Otto I. gestorben waren, eroberten sie mit französischer Hülfe ihr väterliches Erbe wieder, griffen die benachbarten Grafschaften an, und suchten ganz Lothringen an Frankreich zu bringen. Nachdem sie das Land mehrere Jahre lang bekriegt hatten, und wegen ihrer Verbindung mit Frankreich nicht zur Ruhe gebracht werden konnten, half sich Otto II. damit, daß er dem Schwiegervater des Einen von ihnen, Lothar's Bruder Karl, der als Sohn der Gerberga ihm selbst nahe verwandt war, Nieder-Lothringen als ein deutsches Lehen anbot. Da Karl in Frankreich nichts besaß, und wie alle Karolinger von der Gnade der Großen abhing, so nahm er mit Freuden ein Anerbieten an, durch welches er nicht nur für sich selbst ein ganzes Land erhielt, sondern auch nach der damals schon herrschenden Sitte hoffen durfte, dasselbe auf seine Nachkommen vererben zu können. Zu seinem Unglück übersah er jedoch dabei, wie empfindlich er durch seinen dem deutschen König geleisteten Vasallen-Eid den Nationalstolz der Franzosen kränkte. Diese verziehen auch damals schon einen solchen Schritt nicht, und schlossen nachher den Herzog Karl als Einen, der die Ehre und den Vortheil seiner Nation seinen eigenen Interessen aufgeopfert habe, von der Nachfolge im Reiche aus. Je mehr Karl sich gegen sein Vaterland vergangen zu haben schien, um so lebhafter erwachte, gleich nachdem er dem König Otto gehuldigt hatte, der Nationalsinn der Franzosen; sie schlossen sich mit Freuden an ihren König an, als dieser nicht nur Rache an seinem Bruder zu nehmen suchte, sondern auch ganz Lothringen für die französische Krone in Anspruch nahm. Lothar, dem keine Eigenschaft des Regenten und des Feldherrn fehlte, führte den Krieg mit Glück; er besetzte das ganze Land, und nahm

sogar beinahe den König Otto gefangen. Das königliche Ansehen war aber damals in Deutschland zu groß, als daß nicht auf die erste Aufforderung alle Vasallen und Herren herbeigeströmt wären, um die Schmach, die ihr Oberherr erlitten, zu rächen. Otto kehrte an der Spitze von sechzigtausend Mann nach Lothringen zurück, trieb den französischen König aus dem Lande, und suchte ihn dann in seinem eigenen Reiche auf. Er nahm Laon, Soissons und andere Orte, wo jener sich aufzuhalten pflegte, mit leichter Mühe, eroberte Paris nach kurzem Widerstand, und verweilte drei Monate im Inneren des französischen Reiches (978). Unglücklicher Weise dachte er zu spät an die Rückkehr, weil er ganz übersah, daß, während ihn selbst ein Theil der Seinen ihrer Gewohnheit gemäß im Winter verließ, die Franzosen sich um Lothar und Hugo Capet sammelten, und daß Gegenden, in denen das Volk gereizt ist, schwer zu durchziehen sind. Hätte er dies bedacht, so würde er damals einen seiner rühmlichsten Züge vollendet haben. Er blieb aber bis im December in Frankreich, und bereitete dann seinen Feinden einen Triumph. Zum Rückzuge genöthigt, verfehlte er gleich anfangs eine Furth in der Aisne, und verlor beim Übersetzen über diesen Fluß viele Leute; dann ward er von den Franzosen an der Maas eingeholt, und büßte in einem unglücklichen Treffen einen großen Theil seines Heeres ein, obwohl damals auch von den Feinden viele ums Leben kamen. Zwei Jahre später (980) hielten Lothar und Otto eine Zusammenkunft in Rheims, und schlossen einen Frieden, dessen Artikel nicht genau bekannt sind. Jedenfalls überließ der französische König Lothringen den Deutschen, und sein Bruder blieb Otto's Vasall und Herzog in dem unteren Theile des Landes. Die französischen Großen waren mit diesem Frieden unzufrieden, theils weil Lothar nach ihrer Ansicht zu viel nachgegeben hatte, theils weil sie noch andere geheime Verabredungen zwischen ihm und dem deutschen König argwohnten. Übrigens erneuerte Lothar zwar nach Otto's Tode seine Ansprüche an Lothringen und besetzte Lüttich und Verdun; die Macht des deutschen Kaiserstammes blieb aber auch damals in Lothringen überwiegend, und Lothar mußte die eroberten Städte bald wieder zurückgeben.

Während Lothar's Unternehmungen in Lothringen wenigstens für seine Ehre nicht nachtheilig waren, zog ihm dagegen ein anderer Krieg, durch welchen er seine Macht auf Kosten des Normannen-Herzogs Richard I. zu erweitern trachtete, nur Demüthigungen zu. Er suchte den Herzog zuerst hinterlistig gefangen zu nehmen, und als dies mislungen war, bekriegte er ihn, unterstützt von Hugo Capet und anderen Großen (963). Richard rief in seiner Bedrängniß die heidnischen Dänen unter Harald Blauzahn zu Hülfe, und plagte mit diesen die benachbarten Grafen und Herren so schrecklich, daß Lothar und seine Verbündeten um Frieden bitten, und sich dabei, um der wilden Barbaren los zu werden, die lästigsten Bedingungen gefallen lassen mußten.

Lothar starb im Jahre 986, und sein Sohn, Ludwig der Faule, welcher ohne Widerspruch als König anerkannt wurde, folgte ihm schon fünfzehn Monate später im Tode. Nun war nur noch ein einziger Sprößling des karolingischen Stammes, Lothar's Bruder Karl, nebst einem Sohne übrig; Karl hatte aber als Vasall des deutschen Königs schon längst den Unwillen der Nation gegen sich erweckt, und Hugo Capet benutzte dies, um die Krone an seine Familie zu bringen. Noch ehe Karl aus Lothringen eintreffen konnte, versammelte Hugo seine Vasallen und Anhänger, zwang sie ihn zum König auszurufen, und ließ sich zu Rheims krönen (987). Diesseit der Loire, wo in Burgund sein Bruder herrschte, in anderen Gegenden aber seine Verwandten oder solche, denen er furchtbar war, die Obergewalt hatten, unterwarf man sich ihm sogleich fast allgemein. Die im Westen herrschenden Herzöge und Grafen dagegen hatten von den letzten Karolingern, denen sie der äußeren Form nach die größte Ehre bezeugten, alle Rechte eigentlicher Landesherren, das Münzrecht, die Lehenertheilung und die höchste Gerichtsbarkeit, erhalten, und weigerten sich daher, eine neue Dynastie anzuerkennen, die von der Königswürde leicht mehr als den bloßen Namen in Anspruch nehmen konnte. Sie wurden erst nach einiger Zeit und zum Theil sogar nur mit den Waffen bezwungen. Karl hatte unterdessen nicht gesäumt, mit seinen lothringischen Vasallen nach Frankreich zu kommen und das Erbe seiner Familie in Anspruch zu nehmen. Er wurde dabei von dem Herzog Arnulf von Flandern und einigen anderen Freunden

seines Hauses unterstützt, und war so glücklich, Laon, den letzten Rest seines Familien-Besitzthums, zu erobern. Zu seinem Unglück starb aber der tapfere Arnulf noch vor dem Beginn des Krieges, und er selbst schadete sich durch sein Verfahren gegen Lothar's Wittwe, Emma. Diese war ihm aus vielen Ursachen verhaßt, und ward von ihm als Gefangene behandelt, weil man sie der Herrschsucht und eines unordentlichen Wandels beschuldigte, und ihr sogar nachsagte, sie habe ihren Gemahl vergiftet. Durch ihre Verfolgung machte sich Karl viele Geistliche, besonders den Vertrauten und Geheimschreiber der Emma, den berühmten Abt Gerbert, mit seinen Freunden zu Feinden. So kam es denn daß der Erzbischof Adelbero von Rheims, obgleich Karl diese Stadt besetzt hatte, ihm die Salbung verweigerte, welche ihn bei der mangelnden rechtmäßigen Wahl allein zum König hätte machen können. Zwar starb Adelbero, und Arnulf, welchem Hugo Capet, nachdem er Rheims wieder erobert, das Erzbisthum gegeben hatte, trat auf Karl's Seite, und spielte ihm durch einen unwürdigen Kunstgriff die Stadt aufs neue in die Hände; aber Karl ward gleich nachher in Laon belagert, und durch niederträchtigen Verrath seinem Gegner überliefert (989). Er ward mit seiner Gemahlin in einen Thurm gesperrt und bis zu seinem Tode (991) gefangen gehalten. Sein Sohn Otto, dem er vor seinem Abzuge nach Frankreich Nieder-Lothringen gegeben hatte, starb im Jahre 1005; seine beiden anderen Söhne aber, die ihm in der Gefangenschaft geboren worden waren, suchten in Deutschland eine Zuflucht, und endeten dort in Dunkelheit.

7. Die ersten Capetinger.

An die Stelle des erloschenen Geschlechts der Karolinger trat mit Hugo Capet ein anderes Herrscherhaus, welches den Namen des capetingischen erhalten hat. Auch unter dieser neuen Dynastie blieb Frankreich noch längere Zeit in mehrere, blos dem Namen nach abhängige und zusammengehörende Vasallenthümer getrennt, und griff mit seinen kleinen Fehden und seinen schwachen Königen nur wenig in den Gang der Weltbegebenheiten ein. Die Geschichte Frankreichs unter den ersten Capetingern bedarf deshalb auch keiner ausführlichen Behandlung, zumal da alles dasjenige,

was in Hinsicht auf neu gesammelte Kraft von den Franzosen jener Zeit zu sagen ist, besser mit der Darstellung der folgenden Periode verbunden wird.

Hugo Capet war auf nichts so sehr bedacht, als auf Mittel, die Krone bei seinem Hause zu erhalten. Er ließ daher schon 988 seinen Sohn, Robert I., zu seinem Nachfolger ernennen, und obgleich er sich gegen Kirchen und Klöster, deren Besitzungen im Fall der Noth dem Staate wieder zu Nutzen kamen, sehr großmüthig erwies, so war er doch klug genug, sich nicht mit seinen Erbgütern Vasallen und Freunde zu machen. Übrigens ward seine Thätigkeit vorzugsweise durch die Angelegenheiten des Erzbisthums Rheims in Anspruch genommen. Er versammelte bald nach Karl's Gefangennehmung eine kleine Zahl Bischöfe und Äbte zu einem Concil, und ließ durch sie den untreu gewordenen Arnulf absetzen und Gerbert an dessen Stelle erwählen (991). Der Pabst verwarf Absetzung und Wahl, weil er, auf die untergeschobenen Vorschriften des pseudoisidorischen Kirchenrechts (s. Th. V. S. 437) gestützt, in solchen Processen die Entscheidung für sich allein in Anspruch nahm; man setzte aber seiner Forderung die Beschlüsse solcher Concile entgegen, deren Acten kein Betrüger verfälscht hatte, und Hugo ließ den Bischof Arnulf in engem Gewahrsam halten. So lange Hugo lebte, behielt Gerbert die erzbischöfliche Würde; der Pabst und alle Strenggläubigen sahen diesen aber als unrechtmäßigen Besitzer derselben an, seine Geistlichen und Laien lebten deshalb in Zweifel und Besorgniß, und das Bisthum ward, so oft Hugo anderwärts beschäftigt war, eine Beute räuberischer Nachbarn. Gerbert selbst stellte daher zuletzt, um die Gläubigen zu beruhigen, seine Amtsverrichtungen ein, und Hugo's frommer Sohn und Nachfolger, Robert I., gab gleich nach seinem Regierungsantritt (997) den Forderungen des Pabstes nach.

Robert war von Gerbert erzogen worden, und dieser hatte ihm nicht nur sein gutes Latein und seine Kenntnisse in der Mathematik und Mechanik, sondern auch seine politischen Grundsätze und eine große Frömmigkeit eingeprägt. Robert verließ daher in der Angelegenheit des Bisthums Rheims den von seinem Vater eingeschlagenen Weg, und setzte Arnulf wieder als Erzbischof ein. Da die französischen Bischöfe sich in dieser

Sache mit großer Festigkeit und vielem Verstande benommen hatten, und ungeachtet ihrer Ehrerbietung für den römischen Stuhl auf keinem der Concile erschienen waren, welche der Pabst zur Beilegung des Streites auf deutschem Gebiete hatte halten lassen, so trug Robert's Nachgiebigkeit sehr viel zur Erhaltung und Befestigung des päbstlichen Ansehens bei. Auch in einem anderen Zwiste fügte sich der fromme König aus Achtung für den vornehmsten Apostel, dessen Stellvertreter nach seiner Meinung der Bischof von Rom war, zuletzt in den Willen des Pabstes, und vermehrte dadurch, ohne es zu wollen, die Ansprüche desselben. Er hatte sich nämlich mit Bertha, der Wittwe des Grafen Odo von Champagne, vermählt, obgleich er mit ihr nicht nur dem Blute nach, sondern als Pathe eines ihrer Söhne auch geistlich verwandt war. Der Pabst Gregor V. erklärte diese Ehe für ungültig, und belegte Robert, als er sich dessenungeachtet nicht von Bertha trennte, mit dem Banne (998). Nichts desto weniger blieb der König seiner Gemahlin lange treu, und vertheidigte sie gegen den Pabst und gegen die französische Geistlichkeit mit größerer Standhaftigkeit, als er früher die Letztere gegen den Ersteren vertheidigt hatte. Er trotzte dem Bannfluche und der ihm auferlegten Kirchenstrafe, bis Bertha eine Misgeburt zur Welt brachte. Dieses Unglück erfüllte sein frommes Gemüth so sehr mit Angst, daß er sich endlich von ihr trennte. Die Nachrichten über sein Verhalten während der Zeit des Bannes sind jedoch sehr abweichend und unsicher. Nicht einmal das Jahr, in welchem er Bertha entließ, kann mit Bestimmtheit angegeben werden. Unglücklicher Weise ging Robert nach seiner Scheidung eine neue Ehe ein, die ihm und seinen Söhnen viele Verlegenheiten bereitete. Er vermählte sich mit Constantia, der Tochter eines aquitanischen Grafen, welche in demselben Grade stolz, herrschsüchtig und geizig war, als Robert sich durch Frömmigkeit, Herzensgüte und Freigebigkeit auszeichnete. Sie beherrschte den König nicht nur ganz und gar, sondern es bildete sich auch bei dem großen Gegensatze ihrer Natur ein so übeles Verhältniß zwischen ihr und ihrem Gemahl, daß dieser, ungeachtet seines frommen Sinnes, sogar eine Zeitlang offen in doppelter Ehe lebte, und vom Pabst die Erlaubniß zur Wiedervereinigung mit Bertha zu erhalten suchte. Auch seine Unterthanen

waren mit dem Charakter der neuen Königin unzufrieden, da diese sowohl durch ihre Sitten, als durch die von ihr aus Aquitanien mitgebrachten Begleiter Alles von sich abstieß.

Sein Ansehen im Reiche befestigte Robert durch enges Anschließen an die Normannen. Die richterliche Gewalt eines Königs aber, die ihn allein wieder von den Schwachen gesucht und dadurch von den Mächtigen gefürchtet machen konnte, übte er je nach den Umständen bald mit großer Strenge, bald nur als kluger Vermittler. Seine Gerechtigkeit und verständige Billigkeit machte seinen Schutz wünschenswerth, und ward in Folge davon ihm selbst wieder nützlich. Dadurch allein gelang es ihm z. B., das Herzogthum Burgund einem seiner Söhne zu verschaffen. Dieses fiel nämlich 1002 durch den Tod eines kinderlosen Herzogs der Krone anheim; die Burgunder wollten aber von einer Verschmelzung mit den Bewohnern von Francien nichts wissen. Vergebens suchte sie Robert mit Hülfe des Normannen-Herzogs Richard II. mehrere Jahre lang unter seinen Willen zu beugen; er gab daher zuletzt den Gedanken auf, Burgund den Besitzungen der Krone einzuverleiben, ließ es als besonderes Herzogthum fortbestehen, und verlieh es seinem Sohne Heinrich. Als nachher Heinrich zum Mitregenten und Nachfolger des Königs ernannt wurde, mußte er Burgund seinem jüngeren Bruder Robert abtreten, dieser blieb im Besitze desselben, und ward der Stammvater der älteren herzoglichen Linie von Burgund, welche bis 1361 bestand. In manchen Theilen des Reiches vermochte der König, ungeachtet seiner besonnenen Strenge, sein Ansehen nicht aufrecht zu erhalten. Dies war besonders in Champagne, Chartres und Tours der Fall, wo der Graf Odo der Jüngere, Bertha's Sohn erster Ehe, sich durch keine Gewalt zum Gehorsam bringen ließ. Ebenso wenig konnte Robert den tollen Grafen Fulko Nerra von Anjou bändigen, welcher bald gegen seine Verwandten und Freunde mit Raub und Mord wüthete, bald wieder baarfuß und in Ketten nach dem heiligen Grabe wallfahrtete, und auf einer der drei Pilgerreisen, die er dahin unternahm, aus Andacht ein Stück von dem Steine des Grabes abbiß.

Robert war ebenso sehr, wie sein Vater, bemüht, bei seinem Hause die Krone eines Reiches zu erhalten, das ein Wahlreich

geworden war, durch langen Gebrauch aber wieder ein Erbreich werden sollte. Er ließ, so ungern sich auch die Franzosen dazu verstanden, noch bei seinen Lebzeiten seinen ältesten Sohn, Hugo, einen sehr hoffnungsvollen Prinzen, zum Nachfolger erwählen (1017). Dies ward für Robert und Hugo eine Quelle des Unglücks, weil Constantia aus Geiz und aus thörichter Vorliebe für ihren jüngsten Sohn, Robert, verhinderte, daß dem jungen Thronfolger ein standesmäßiges Einkommen angewiesen wurde. Hugo fing daher in Verbindung mit anderen jungen Leuten ein Leben an, wie es damals viele Ritter führten, d. h. er zog unstät umher, setzte sich mit der ganzen Welt in Kriegszustand, und raubte jedem, der sich nicht vertheidigen konnte, das Seinige. Als er sich endlich wieder mit seinem Vater ausgesöhnt hatte, starb er bald nachher zur Betrübniß Aller in der Blüthe seiner Jahre (1025). Robert ernannte darauf mit Zustimmung der Großen seinen zweiten Sohn, Heinrich, zum Nachfolger, und ließ ihn zu Rheims krönen und salben; Constantia erregte aber aufs neue Hader und Zwietracht, so daß sich Heinrich bald in dem nämlichen Falle befand, wie vorher sein Bruder Hugo. Selbst der von der Mutter begünstigte jüngste Sohn, Robert, ward von ihr in die gleiche Lage gebracht, und verband sich zuletzt mit Heinrich gegen seinen Vater.

Wie Constantia auf diese Weise die letzten Jahre ihres Gemahles getrübt hatte, so bereitete sie nach seinem Tode (1031) auch ihrem Sohne, Heinrich I., die größten Gefahren. Sie suchte von den königlichen Gütern so viel als nur immer möglich an sich zu reißen, hetzte die Großen gegen Heinrich auf, und trieb ihn so sehr in die Enge, daß er zum Normannen-Herzog Robert II. fliehen mußte, und sich blos durch die edele Unterstützung desselben auf dem Throne behaupten konnte. Zum Glück starb sie schon ein Jahr nach dem Tode ihres Gemahles. Heinrich vergalt seinem Erretter den geleisteten Dienst sehr schlecht, und wurde dafür, wie bereits früher (Th. V. S. 278—280) berichtet worden ist, vom Sohne desselben, Wilhelm dem Eroberer, hart gestraft. Dies war nicht der einzige Schlag, welchen Wilhelm dem undankbaren König versetzte. Er schadete ihm und zugleich seinen Nachfolgern unsäglich, als er England eroberte und mit der

Normandie vereinigte. Dadurch wurden die normännischen Herzöge weit furchtbarer, als früher irgend ein Nachbar oder Vasall der französischen Könige gewesen war. Das Ansehen des Beherrschers von Frankreich war bald nachher auf den Raum eines mäßigen Herzogthums und auf die Anerkennung einer blos formellen Obergewalt beschränkt. Dies würde in noch größerem Umfange der Fall gewesen sein, ja, das Königthum wäre vielleicht sogar ganz untergegangen, wenn nicht alle capetingischen Könige Verstand, Thätigkeit und persönlichen Muth besessen, und dadurch ihre oberherrliche Gewalt endlich wieder geltend gemacht hätten. Sie schlugen sich tapfer mit den kleinen Vasallen herum, handhabten die Gerechtigkeit auch gegen die Angehörigen ihrer eigenen Familie mit rücksichtsloser Strenge, und entzweiten zu anderen Zeiten die unruhigen Köpfe unter einander, damit sie selbst als Vermittler geachtet und gesucht würden.

Heinrich vermählte sich mit Anna, der Tochter des russischen Großfürsten Jaroslav I. Diese Verbindung mit weit entfernten Barbaren würde bei dem Mangel an Verkehr noch auffallender sein, wenn wir nicht wüßten, daß Anna große Schätze mitbrachte, die der arme König sehr nöthig hatte. Übrigens war die Heirath eines französischen Königs durchaus nicht bloße Privatsache, da wenigstens in den Angelegenheiten der königlichen Hausgüter die Königinnen ebenso wie die Prinzen, wenn auch nur der Form wegen, ihre Zustimmung geben mußten, um einen Beschluß rechtskräftig zu machen.

Heinrich ließ, wie sein Vater und Großvater, seinen Sohn schon bei seinen Lebzeiten zum König salben und krönen; doch that er dies wahrscheinlich erst, als er sein Ende nahe fühlte. Er starb ein Jahr nachher (1060). Sein Nachfolger, Philipp I., war damals noch ein Kind, es trat daher dem Gebrauche gemäß die Mutter desselben, Anna, an die Spitze der Regierung. Sie übergab diese dem Grafen Balduin V. von Flandern, der sie edel, tapfer und verständig führte. Erst nach Balduins Tode (1067) übernahm der junge König selbst die Regierung.

8. Italien von Berengar's I. Tod an bis auf Otto den Großen.

Rudolf II. von Hochburgund, (s. S. 39 f.) ward nach dem Tode Berengar's I. (924) allgemein als König der Lombarden anerkannt, hatte aber bald das Schicksal seines Vorgängers. Derselbe Erzbischof Lambert von Mailand, der ihn herbeigerufen und gekrönt hatte, bewog schon nach einem Jahre den Beherrscher des cisjuranischen Burgund, Hugo (s. S. 36), nach Italien zu kommen und die Krone an sich zu reißen. Der Letztere wurde dabei wahrscheinlich auch von seinen beiden Stiefbrüdern, Guido und Lambert, den Söhnen des mächtigen thusciſchen Fürsten Adelbert, unterstützt. Kaum war er in Italien erschienen, als Rudolf, von Allen verlassen, sich nach Hochburgund zurückziehen mußte. Zwar kehrte der Letztere unmittelbar nachher in Begleitung seines Schwiegervaters, Burkard von Schwaben, wieder zurück, dieser ward aber in Oberitalien erschlagen, worauf dann Rudolf für immer aus dem Lande wich (926). Auch als ihn später die wankelmüthigen Italiäner aufs neue herbeiriefen, war er klug genug, sich nicht locken zu lassen, sondern überließ seinem Feinde den leeren Titel eines Königs gegen wirkliche Vortheile. Hugo erkannte nämlich, nachdem er die italiänischen Großen mit Gewalt unter seinen Scepter gebeugt hatte, in Rudolf seinen einzigen gefährlichen Gegner, und suchte sich desselben auf Unkosten von Ludwig's des Blinden Sohn, Karl Constantin, zu entledigen. Er schloß mit ihm einen Vertrag, durch welchen Rudolf allen Ansprüchen auf Italien entsagte, und dagegen die Provence oder das cisjuranische Burgund erhielt. Auf diese Weise wurden 933 die beiden burgundischen Königreiche mit einander vereinigt; Karl Constantin blieb auf den Besitz der Stadt Vienne beschränkt, mußte aber nicht blos die capetingischen Könige, sondern auch Rudolf als Oberherrn anerkennen.

Wie klug der burgundische König gehandelt hatte, beweist das Schicksal Hugo's und seines Nachfolgers. Hugo hatte sich kaum des Thrones versichert, als er sein Auge auf die Kaiserwürde warf, und deshalb mit der berüchtigten Marozia (s. S. 38.) in Verbindung trat. Diese Frau, welche im Besitze der Engelsburg

zu Rom und dadurch Gebieterin der Stadt selbst war, misbrauchte schon seit längerer Zeit ihre durch Frevel und Schlauheit erworbene Gewalt auf die schmählichste Weise, und sprach, gleich jedem ihrer Angehörigen, allem Edlen und Besseren Hohn. Überhaupt hatten damals in Italien die Lehren und Gebote der Religion ihre Kraft, die Sitten ihre Reinheit, das Laster seine Schande verloren; ja, wenn Tugend und Religion nicht außer dem Kreise der Dinge lägen, welche die Menschen vernichten können, so müßten sie damals in Italien vernichtet worden sein. Man kann zwar nicht allen Erzählungen aus dieser traurigen Zeit Glauben schenken, weil sie zum Theil von Männern berichtet werden, deren verdorbene Phantasie nur am Abenteuerlichen und Schlechten Gefallen findet, und in deren Augen daher die Geschichte ein Roman, alle Fürsten Tyrannen, alle Weiber Buhlerinnen sind; aber gerade die Frechheit, mit welcher diese Dinge erzählt werden, kann mehr als alles Andere den entarteten Zustand der herrschenden Klasse in Italien beweisen. Marozia, welche in zweiter Ehe mit Hugo's Stiefbruder, Guido, vermählt war, hatte den Pabst Johann X., als dieser sich nicht in ihren Willen fügen wollte, ins Gefängniß geworfen und zu Tode geängstigt (928). Nachdem auch die beiden nächsten Nachfolger desselben kurz nach einander, wie es scheint auf ähnliche Weise, aus der Welt gegangen waren, brachte Marozia ihren Sohn erster Ehe unter dem Namen Johann XI. auf den päbstlichen Stuhl (931), während der Andere, Alberich der Jüngere, in Verbindung mit ihr die weltliche Regierung in Rom führte. Jetzt zog sie auch Hugo an sich, und nahm ihn, da Guido einige Jahre zuvor gestorben war, sogar zum Gemahl; sie mußte aber gleich nachher erleben, daß derselbe von ihrem Sohne Alberich, der sich um seine Mutter nicht im geringsten bekümmerte, wieder aus Rom vertrieben ward. Auch Hugo bewies sich durch Verbrechen der Familie, in die er gekommen war, würdig. Er ließ z. B. seinen Stiefbruder Lambert, der seit Adelbert's Tode über Thuscien herrschte, gefangen nehmen und blenden, setzte dann seinen rechten Bruder, Boso, an dessen Stelle, und warf bald nachher auch diesen ins Gefängniß. Da Hugo die Könige von Burgund mit Recht am meisten fürchtete, so heirathete er nach Rudolf's Tode dessen Wittwe, und verlobte

ihre Tochter, Adelheid, mit ſeinem Sohne Lothar, den er ſchon früher zu ſeinem Mitregenten erklärt hatte. Daß vorher ſeine Verbindung mit Marozia, die vielleicht nie rechtsbeſtändig geſchloſſen war, aufgehoben worden ſei, wird nirgends erwähnt. Marozia ſelbſt wurde nebſt ihrem Sohne, dem Pabſte Johann XI., von ihrem anderen Sohne, Alberich, ins Gefängniß geworfen. Dieſen hatte Hugo vergebens angegriffen und aus Rom zu vertreiben geſucht. Dagegen nöthigte er den Enkel und Erben des erſten Berengar, Berengar II. von Ivrea, der mit einer Tochter des geſtürzten Boſo vermählt war, Italien zu verlaſſen und bei dem deutſchen Könige Otto I. Zuflucht zu ſuchen.

An eine ordentliche und geſetzmäßige Regierung war in Italien, wo man ſchon ſeit langer Zeit keinen Vereinigungspunkt mehr kannte, nicht zu denken, und ein König war dort gewiſſermaßen zur Tyrannei gezwungen. Hugo trieb dieſe aber doch zu weit, und grub ſich daher ſelbſt ſein Grab, zumal da er alle Bisthümer ohne Rückſicht auf Würdigkeit mit ſeinen Verwandten beſetzte, und dadurch auch die Geiſtlichen erbitterte, welche allein noch öffentliche Verſammlungen halten konnten und mochten. Dieſe lehnten ſich zuletzt gegen ihn auf, und traten mit Berengar in Verbindung. Hugo ſah ſich bald dahin gebracht, daß er, um der drohenden Gefahr auszuweichen, alle Forderungen der Geiſtlichen zugeſtehen und ſeinem Gegner Berengar die Rückkehr nach Italien geſtatten mußte. Dadurch ward ſeine Macht für immer gebrochen: Berengar erhielt bald alle Gewalt, während Hugo und ſein Sohn nur den königlichen Namen trugen, und es war endlich den Unzufriedenen nicht ſchwer, ſich des läſtigen Oberhauptes ganz zu entledigen. Sie zwangen Hugo im Jahre 946, mit ſeinen Schätzen nach der Provence zurückzukehren. Sein weniger verhaßter Sohn Lothar blieb zwar in Italien zurück, er ſtarb aber ſchon vier Jahre nachher (950) ganz plötzlich, und Berengar wurde entweder unmittelbar nachher oder vielleicht gar ſchon einige Tage vor Lothar's Tode zum König erwählt. Dieſer Umſtand erregte den Verdacht, daß Berengar den Tod ſeines Vorgängers beſchleunigt habe, und ſein ſpäteres Leben beſtätigt denſelben nur zu ſehr. Auch Lothar's Wittwe, Adelheid, hielt ſich davon überzeugt. Berengar wünſchte dieſelbe wegen ihres be-

deutenden und unabhängigen Witthums, zu welchem sogar die Hauptstadt Pavia gehörte, seinem Sohne Adelbert zu vermählen. Adelheid haßte aber den König und seine ganze Familie, und schlug diesen Antrag standhaft aus. Ja, sie trug ihren Haß gegen Berengar und seine Gemahlin sogar offen zur Schau, und diese wurden dadurch wohl noch mehr, als durch die vereitelte Hoffnung, ein großes Besitzthum an ihre Familie zu bringen, zu einer harten Verfolgung der Adelheid bewogen. Sie bemächtigten sich derselben, und suchten sie durch die unwürdigste Behandlung zur Heirath Adelbert's zu zwingen. Adelheid blieb ihrem Vorsatze treu, und wurde zuletzt in einen einsamen Thurm eingeschlossen, entkam aber nachher durch Hülfe eines Geistlichen. Sie hielt sich auf ihrer Flucht einige Tage in einem Sumpfe versteckt, wo sie ein armer Fischer dürftig ernährte, bis es endlich gelang, sie zu einem zuverlässigen Freunde ihrer Familie, dem Grafen Azzo, zu bringen, der sie in seine ungemein feste Burg Canossa führte. Da ihr dortiger Aufenthalt auf die Dauer nicht verborgen bleiben konnte und wirklich auch nicht verborgen blieb, so wandte sie sich durch einige Freunde an den deutschen König Otto den Großen, um durch das Anerbieten ihrer Hand und durch die damit verbundene Aussicht auf den Besitz der italiänischen Krone dessen Hülfe zu erhalten (951). Sie erreichte ihren Zweck, und gab dadurch die Veranlassung, daß die römische Kaiserwürde zum Unglück für Deutschland aufs neue von den deutschen Königen in Anspruch genommen wurde. Übrigens ist die Flucht der Adelheid und ihre Verbindung mit Otto in den Chroniken auf romanhafte Art ausgeschmückt worden; diese abenteuerlichen Darstellungen gehören aber höchstwahrscheinlich insgesammt zu den Erfindungen, durch welche die Chronikschreiber jener Zeiten ihren Berichten dasselbe Interesse zu geben suchten, das Herodot, obgleich er dabei wahr blieb, seiner Geschichtserzählung durch Mährchen zu verleihen wußte (s. Th. II. S. 205 f.).

9. Das deutsche Reich vom Ende der karolingischen Zeit an bis auf die Wiederherstellung der Verbindung mit Griechenland.

In Deutschland war zu der Zeit, als mit Ludwig dem Kinde der karolingische Stamm ausstarb, die Verwaltung von zwiefacher

Art. Die meisten Gegenden standen unter sogenannten Kammerboten oder königlichen Bevollmächtigten, welche nur für eine gewisse Zeit und in einem kleineren Bezirke die Gerichte leiteten, das Heerwesen in Ordnung hielten und die Güter des Königs beaufsichtigten. In einigen Ländern dagegen war die Verwaltung mächtigen Männern, die man vorzugsweise Herzöge nannte, anvertraut, und diese hatten schon damals begonnen, die ihnen übertragene Macht in ihren Familien erblich zu machen. Übrigens beruhte die Eintheilung nach Grafschaften und Herzogthümern hauptsächlich auf dem Unterschied der Dialekte, durch welchen die Völker damals noch mehr als jetzt von einander getrennt wurden. Die mächtigsten Herzogthümer waren Franken und Sachsen; denn jenes begriff auch Hessen und einen Theil der Rhein-Gegenden in sich, dieses aber war vom Lande Meißen an über die ganze Nordgrenze des Reiches ausgedehnt worden, weil dort die Nachbarschaft der Normänner und Slaven eine zusammenhängende und kräftige Schutzwehr nöthig machte. Franken stand unter Konrad I., dem Sohne des in der Babenberger Fehde erschlagenen gleichnamigen Grafen; Herzog von Sachsen aber war jener Otto, der mit Hatto von Mainz unter Ludwig dem Kind die Reichsregierung geführt hatte. Auch in Baiern herrschte ein Fürst, den man Herzog nannte; dieser aber, Arnulf der Böse, war von keiner Bedeutung, weil ihm die benachbarten Ungarn zu viel zu schaffen machten. Das Land der Alemannen oder Schwaben, in welchem es sehr bedeutende königliche Güter gab, zerfiel in mehrere Grafschaften, und von den Verwaltern derselben waren gerade die mächtigsten, die Brüder Berthold und Erkanger, nur Kammerboten. Es konnte also, nachdem Ludwig das Kind gestorben war (911), bei der Erwählung eines neuen Königs nur von dem Franken Konrad und von dem Sachsen Otto die Rede sein, zumal da Beide auch mit dem ausgestorbenen Mannsstamm der Karolinger am nächsten verwandt waren. Man wählte Konrad, wahrscheinlich weil er jünger und kräftiger, als Otto, war.

Der neue König hatte eine schwierige Stellung. Er konnte die königliche Gewalt keineswegs im ganzen Reiche geltend machen, und war überhaupt nur dann mächtig, wenn er, wie oft geschah, als Krieger an der Spitze seiner Franken das Schwert führte,

oder wenn er den geistlichen Herrn Diplome ertheilte. Lothringen ward ihm gleich anfangs entzogen, da sich der schwache Karolinger, welcher damals in Frankreich herrschte, dieses Landes bemächtigte. Otto der Sachse hatte zwar die Königswürde dem fränkischen Herzog überlassen, er behielt aber eine so große Gewalt in Händen, daß dieser darüber eifersüchtig werden mußte; auch fühlten die Sachsen von allen deutschen Stämmen ihre Nationalität am meisten, und bildeten, unter Einem Haupte vereinigt, eine geschlossene, nicht zu überwältigende Macht. Konrad versuchte sich, als Otto 912 gestorben war, vergebens gegen dessen Sohn, Heinrich I.; die Sachsen hielten fest an ihrem jungen Herzog, und Konrad mußte, nachdem er bei einem Angriff auf Heinrich zurückgeschlagen worden war, ihn nicht nur als Beherrscher des ganzen sächsischen Landes anerkennen, sondern ihm sogar auch den Besitz der eigentlichen Lehensgüter in Sachsen zugestehen. Auch gegenüber den Schwaben konnte Konrad sein königliches Ansehen auf die Dauer nicht geltend machen, obgleich er die gefährlichen Bewegungen, welche unter ihnen entstanden, unterdrückte. Diese Bewegungen wurden durch einen seiner Freunde, den Bischof von Konstanz und Abt von St. Gallen, Salomo, hervorgerufen. Salomo war ein sehr gewandter und gebildeter Mann, von dem wir noch Gedichte übrig haben, er befand sich beständig in der Umgebung des Königs, wußte diesen aufs beste zu unterhalten und durch seine Scherze zu belustigen, und versah als Kanzler alle Geschäfte des Erzkapellans (s. Th. V. S. 402). Konrad ließ sich von diesem Manne so sehr einnehmen, daß er ihm, ohne mit den schwäbischen Grafen Rücksprache zu nehmen, Kammergüter und Rechte überwies, welche eigentlich diese hätten verwalten sollen, und Salomon ward als Abt des wichtigen Klosters St. Gallen, als Bischof und als Minister bald außerordentlich mächtig. Dadurch, sowie durch seinen Stolz und Aufwand erbitterte er die beiden mächtigsten Grafen in Schwaben, Erkanger und Berthold, welche früher schon einmal einen heftigen Zwist mit ihm gehabt hatten. Diese nahmen den übermüthigen Bischof unversehens gefangen, mishandelten ihn auf unwürdige Weise, und brachten ihn gefesselt auf eines ihrer Schlösser. Salomo war jedoch dem König eine unentbehrliche Person, und da überdies kurz vorher

zwei andere Bischöfe auf ähnliche Weise überfallen und der Eine geblendet, der Andere ermordet worden waren, so machte die Sache das größte Aufsehen; Konrad konnte daher nicht ruhig zusehen, obgleich die beiden Grafen ihm verschwägert waren. Er hielt zwei Synoden wegen dieser Angelegenheit, begnügte sich aber, den Grafen Erkanger, welchen einer von des Bischofs Vasallen gefangen hatte, mit der Verbannung zu bestrafen (914). Erkanger kehrte nicht lange nachher ohne Erlaubniß des Königs nach Schwaben zurück, und nannte sich sogar einen Herzog von Alemannien. Jetzt sammelte Konrad seine Getreuen, führte sie nebst dem Anhange Salomo's, welcher nicht gering war, gegen die beiden Brüder, nahm diese gefangen, und ließ sie durch eine Versammlung der Großen und Geistlichen als Majestätsverbrecher verurtheilen und dann hinrichten (917). Nichts desto weniger empörte sich kurz nachher einer ihrer Freunde und Genossen, Burkard I.; dieser wurde von den schwäbischen Großen sogar zu ihrem Herzoge ernannt, ohne daß man bestimmt weiß, ob Konrad damit zufrieden war oder nicht. Burkard hob das schwäbische Volk aufs neue empor, und zwar theils durch die Strenge, mit der er die herzoglichen Rechte wahrte, theils durch seine glücklichen Kriege mit Hochburgund, dessen Beherrscher, Rudolf II., sich zuletzt mit ihm aussöhnte und seine Tochter zur Gemahlin nahm. Burkard starb, wie bereits angegeben ist (s. oben S. 62.), auf einem der Kriegszüge, welche er in Verbindung mit Rudolf nach Italien unternahm. Auch Arnulf von Baiern, ein Stiefsohn Konrad's, lehnte sich gegen diesen auf, er ward aber von ihm aus dem Lande getrieben, und floh zu den Ungarn, die dann bald bis nach Basel hin schreckliche Verheerungen anrichteten.

Konrad befand sich am Ende seines Lebens in einer so kläglichen Lage, daß er außer dem Lande seiner Franken überall im Grunde nur dem Namen nach als König angesehen wurde. Die Sachsen, gegen die er gleich anfangs in einem Kriege den Kürzeren gezogen hatte, gehorchten ihm kaum der bloßen Form nach. Die Baiern glaubten sich wegen der Vertreibung ihres Herzogs von den Franken unterdrückt. Die Alemannen waren offenbar ebenfalls gegen diese erbittert, da sie zu ihrem Herzoge einen Mann erwählt hatten, der sich vorher als Genosse Erkanger's und

Berthold's recht thätig bewiesen hatte. Konrad konnte daher sterbend seinem Bruder Eberhard keinen weiseren Rath geben, als daß er die Königswürde, die er doch nicht hätte behaupten können, dem mächtigen Herzog der Sachsen von freien Stücken anbiete, und sich dadurch bei ihm als dem künftigen Reichsoberhaupt ein Verdienst erwerbe. Eberhard folgte der Aufforderung seines Bruders, überbrachte gleich nach dem Tode desselben (918) dem Herzog Heinrich die Reichs-Insignien, und setzte sich mit ihm in ein freundliches Verhältniß.

Heinrich I. nahm ein halbes Jahr nachher (919) auf einer Versammlung seiner Sachsen den Königstitel an, nachdem Eberhard ihm auch die Zustimmung der Franken überbracht hatte. Er ist von den Geschichtschreibern wegen seiner Demuth und Bescheidenheit gepriesen worden, weil er, als ihm der Erzbischof von Mainz die gebräuchliche Salbung anbot, dieselbe ablehnte; wie wenig aber dieses Lob begründet ist, kann man schon daraus abnehmen, daß er selbst früher kein Bedenken getragen hatte, gegen den gesalbten König Konrad Krieg zu führen. Es verhält sich damit gerade so, wie mit dem Preise des Edelmuths, welcher dem Letzteren von Manchen deshalb zugetheilt worden ist, weil er bei der Bestimmung über seine Nachfolge nicht auf den Glanz seiner Familie, sondern auf die Wohlfahrt des Reiches Rücksicht genommen habe. In dem einen, wie in dem anderen Falle zeigt es sich recht deutlich, daß man in der Geschichte gegen alles allgemeine Lobpreisen oder Tadeln mistrauisch sein muß; Beides hat in der Regel keinen anderen Grund, als daß zu allen Zeiten die Mehrzahl der Schriftsteller nur nach Gemüthserregung strebt und auf schöne Redensarten bedacht ist. Übrigens hat man dem König Heinrich I. den Beinamen des Finklers oder Vogelstellers gegeben, weil er, als Eberhard mit den königlichen Abzeichen zu ihm kam, gerade mit Vogelfang beschäftigt gewesen sein soll; doch erwähnt keiner von den älteren Geschichtschreibern dieser Benennung.

Die wichtigste Seite von Heinrich's I. Erhebung ist der Umstand, daß damals die Königswürde von den Franken, welche sie bisher allein besessen hatten, auf die Sachsen übertragen wurde. Man wird diesen Übergang begreiflich finden,

wenn man an die Vorzüge denkt, welche die Letzteren vor den Ersteren voraushatten. Die sächsische Nation war über den weitesten Raum ausgebreitet; denn sie hatte den ganzen Landstrich von der Nordsee und der Eider an bis an das Fichtelgebirge und an die Wetterau, sowie vom Rhein bis zur Elbe inne. Ferner besaßen zwar die Franken und die Alemannen mehr Kenntnisse und Bildung, bei den Sachsen dagegen war mehr Einheit und ungeschwächte Kraft zu finden. Auch die Verfassung stand bei den Letzteren noch fest und ungekränkt da. Zu diesem Allen kam endlich noch, daß in Sachsen allein eine einzige Familie seit sehr vielen Jahren an der Spitze der Verwaltung stand, und daß diese sich ebenso sehr durch ihre gewissermaßen erblich gewordene Tapferkeit, als durch die Ausdehnung ihrer Besitzungen auszeichnete. Übrigens waren, da man bei Heinrich's Erwählung blos die Sachsen und Franken zugezogen hatte, die Schwaben und Baiern damit natürlich nicht zufrieden. Doch suchten Beide vergebens ihren Willen gegen die andern Stämme geltend zu machen. Der Herzog Burkard I. von Schwaben wurde, als er Widerspruch erhob, sogleich von Heinrich angegriffen und, wiewohl freilich erst nach einem Jahre, zur Anerkennung des neuen Oberherrn gezwungen. Arnulf von Baiern, der bei Konrad's Tode aus Ungarn zurückgekehrt war, ward eine Zeitlang bekriegt und dann durch einen Vergleich zur Unterwerfung gebracht; Heinrich gewährte ihm gute Bedingungen, weil er den Frieden im Innern zu erhalten wünschte, um sowohl den Verheerungen der Ungarn zu steuern, als auch sein Sachsen-Land, das ihm einzig am Herzen lag, nach der Grenze hin zu sichern und zu erweitern. Ehe er noch hoffen durfte, diese Absichten zu verwirklichen, gab ihm der unglückliche Zustand von Frankreich Gelegenheit, in Lothringen die Macht eines deutschen Königs zu zeigen, obgleich dies nicht ohne Kampf mit den Franzosen geschehen konnte. Er trat, wie bereits früher (S. 46) berichtet worden ist, mit dem Herzog Giselbert von Lothringen in Verbindung, erschien mit seinen Sachsen oft in diesem Lande, setzte sich aber auch hier bestimmte Schranken, und hatte, obgleich er als Lehnsherr von Nieder-Lothringen anerkannt wurde, von der gemachten Eroberung doch keinen Vortheil.

Von glücklicheren Folgen, als die Unternehmungen in Lothrin-

gen, waren die Anstalten, welche Heinrich an der entgegengesetzten Grenze des Reiches gegen die Normänner, die Slaven und die Ungarn traf. Am wichtigsten sind seine Kriege mit den Letzteren, weil sie auch auf den inneren Zustand der deutschen Nation einen bedeutenden Einfluß ausübten. Die Ungarn oder Madscharen, deren Oberanführer seit Arpad's Tode (907) dessen Sohn Zultan war, suchten damals nicht mehr blos Baiern, Schwaben, Italien und Burgund heim, sondern sie zogen auch in die nördlichen Länder des Reiches. Sie streiften bis nach Lothringen, und nachdem sie 908 in Verbindung mit einem slavischen Volk den damaligen Herzog von Thüringen erschlagen hatten, drangen sie sogar in das Land der Sachsen ein. Der Hauptgrund, warum sie diese verheerenden Raubzüge eine lange Reihe von Jahren ungestraft fortsetzen konnten, war die ihnen eigenthümliche Bewaffnung und Streitart, durch welche sie den germanischen Völkern überlegen waren; selbst Heinrich, so tapfer und geschickt er auch war, erlitt in Folge davon einst eine Niederlage von ihnen, und verdankte damals seine Rettung nur dem Umstande, daß er sich in eine nahe gelegene Feste zurückziehen konnte. Die Ungarn waren nämlich fast insgesammt beritten, während die Hauptmacht germanischer Heere im Fußvolke bestand. Außerdem hatten die Deutschen schwere Streitärte oder Hämmer, die Ersteren dagegen leichte Bogen und Pfeile als Hauptwaffe. Endlich waren die Ungarn als berittene Nomaden sehr rasch in ihren Bewegungen, durchstreiften und plünderten mit Leichtigkeit eine ganze Gegend, und fanden das Land überall offen, da es, wenigstens im Osten und im Innern des deutschen Reiches, keine befestigte oder mit Mauern umgebene Städte, sondern nur hier und da eine Burg gab. Heinrich erwarb sich um seine Nation das Verdienst, daß er diese verschiedenen Umstände, auf denen die Überlegenheit der Ungarn beruhte, erkannte, und zweckmäßige Maßregeln ergriff, um ihnen gehörig zu begegnen. Ein glücklicher Zufall verschaffte ihm die dazu nöthige Ruhe und Zeit. Es gerieth nämlich einer der ungarischen Anführer in sächsische Gefangenschaft, und Heinrich verstand sich zur Freigebung desselben nur unter der Bedingung eines neunjährigen Waffenstillstandes, den er freilich seinerseits durch die Verpflichtung zu einem jährlichen Geschenke theuer genug erkaufen mußte (924).

Diese Zeit der Ruhe benutzte Heinrich, um sein Kriegsvolk durch Übungen und durch bessere Bewaffnung für den Kampf mit den Ungarn geschickter zu machen, und um hier und da einzelne Ortschaften zu befestigen, damit man, wenn die beweglichen ungarischen Räuber die Gegenden durchstreiften, Zufluchtsorte und Sammelplätze habe. Endlich suchte er noch durch Demüthigung der slavischen Nachbarn die nordöstlichen Grenzen so zu sichern, daß er auch von dorther Truppen aufbieten und gegen den Hauptfeind führen konnte. Von diesen Maßregeln waren die beiden Ersteren nicht nur durch ihren Einfluß auf den Kampf mit den Ungarn sehr wichtig, sondern sie hatten auch für das ganze Mittelalter sehr bedeutende Folgen; man macht sich aber gewöhnlich eine verkehrte Vorstellung davon. Namentlich wird das, was Heinrich in Betreff der Anlegung von festen Plätzen that, in der Regel falsch angesehen; denn man denkt sich, er sei dabei etwa gerade so zu Werke gegangen, wie vor hundertfünfzig Jahren Peter der Große in Rußland Städte schuf. Das wäre damals in Deutschland durchaus unmöglich gewesen, weil dort an eine Kraft und Einheit der Staatsgewalt, wie sie in despotischen Reichen besteht, nicht zu denken war, und weil ein systematisches Verfahren ganz und gar nicht im Charakter jener Zeiten lag. Heinrich selbst dachte nicht daran, Städte zu gründen, obgleich sein Verfahren allerdings die Entstehung mancher Stadt zur Folge hatte; er trieb vielmehr seine Sachsen im östlichen Theile des Landes blos zur Anlage von Ortschaften an, welche mit Mauern umgeben wurden, während die Leute früher nur in offenen Orten oder in einzeln stehenden Häusern gewohnt hatten. Ebenso wenig sind die Einrichtungen und Rechte, durch welche die Städte des Mittelalters eine so große Bedeutung erlangt haben, von Heinrich's Maßregeln gegen die Ungarn herzuleiten, sondern es verhält sich damit folgendermaßen. Die von ihm befestigten Plätze kamen später meistentheils unter den Schutz von Bischöfen oder Äbten, welche nicht nur Freistätten aus denselben machten, sondern auch durch die Könige verordnen ließen, daß daselbst nicht, wie in den Burgen der mächtigen Herren, Gefangene festgehalten werden durften, sondern daß innerhalb der Mauern der Städte jedermann Recht und Gerechtigkeit finden solle. Ebenso wußten die Geistlichen den unter

ihrer Obhut stehenden Städten nach und nach noch manche andere Vortheile zu verschaffen, und so entstanden ganz allmälig die Einrichtungen und Freiheiten der deutschen Städte des Mittelalters. Weit bedeutender in ihren Folgen waren die Veränderungen, welche Heinrich mit der Ausrüstung und Kriegsübung seiner Sachsen vornahm; denn sie stehen mit der Bewaffnung und Streitart aller christlichen Völker der folgenden Zeiten in einem wirklichen Zusammenhang. Er schuf eine neue Reiterei, und suchte sein Kriegsvolk durch Übungen und durch veränderte Bewaffnung zum Gefechte mit leichten Truppen geschickter zu machen, weil in diesen die eigentliche Kraft der Ungarn, sowie der Slaven bestand. Auch diese Maßregeln können im Einzelnen nicht mit Bestimmtheit angegeben werden; gewiß ist aber, daß zu Heinrich's Zeit die dem nachherigen Mittelalter eigenthümliche Art der Bewaffnung und des Kampfes ihren Anfang nahm, und daß damals das Ritterwesen, zu welchem schon in Karl Martell's Zeit und noch mehr unter Karl dem Großen der erste Schritt gethan worden war, sich zu bilden begann. Übrigens hat man auch in dieser Hinsicht zuviel von Heinrich's Maßregeln herzuleiten gesucht; besonders haben spätere Dichter und Chronikschreiber in den Übungen, durch die er seine Reiter an einen planmäßigen Kampf gewöhnte, fälschlich den Ursprung der Turniere zu finden geglaubt.

Seine während des Waffenstillstands unternommenen Züge gegen die Slaven verschafften ihm nicht blos den dabei hauptsächlich beabsichtigten Vortheil, sondern sie gaben auch Gelegenheit, daß jenseit der Elbe von der Grenze der jetzigen Mark Brandenburg an bis nach Mähren hin deutsche Stämme und deutsche Sitten sich verbreiteten. Er unterwarf sich in den Jahren 927 bis 930 die Dalemincier, die Böhmen und andere slavische Völker, gründete auch in ihrem Lande feste Plätze, siedelte daselbst deutsche Colonisten an, und errichtete zur besseren Behauptung des Eroberten und zur Beschützung der benachbarten deutschen Länder die beiden Markgrafschaften Meißen und Nordsachsen oder die jetzige Altmark. Im Brandenburgischen dagegen wollte die Ausbreitung der deutschen Sitte und Herrschaft damals noch nicht gelingen; daran mochte die Art, wie man das Christenthum dort pflanzen wollte, die Nachbarschaft der Wender-Colonie von Joms-

burg (s. Th. V. S. 260) und die Nähe des Hauptsitzes eines berühmten slavischen Götzen gleichen Antheil haben. Übrigens suchte Heinrich das Reich ebenso im Norden gegen die Dänen, wie im Osten gegen die Slaven zu schützen. Er stellte die dänische Mark wieder her (s. Th. V. S. 223), und wenn das, was er in jenen Gegenden für das Christenthum that, auch keine bedeutenden Folgen hatte, so schaffte er doch durch seinen Kriegszug den deutschen Colonisten in Holstein Ruhe, und hinderte die Dänen, sich in seine Streitigkeiten mit den mecklenburgischen Slaven zu mischen.

Als nach dem Ablauf des Waffenstillstandes (933) die Ungarn den jährlichen Tribut von neuem forderten, verweigerte ihn Heinrich. Sie brachen hierauf in großen Schaaren in Sachsen ein, um ihn mit Gewalt zu erpressen (934). Heinrich zog ihnen entgegen, brachte ihnen in der Gegend von Merseburg eine blutige Niederlage bei, und trieb sie mit solchem Verluste zurück, daß sie sich seitdem nicht mehr an die Sachsen wagten. Dagegen blieben freilich Baiern und Schwaben ihren Anfällen immer noch preisgegeben, da jede Völkerschaft des Reiches ihr eigenes Land schützen mußte.

Heinrich hatte vier Söhne und zwei Töchter. Sein ältester Sohn, Thankmar, war ihm in erster Ehe von der Tochter eines thüringischen Grafen geboren worden. Die drei anderen Söhne aber, Otto I., Heinrich und Bruno, und die beiden Töchter, Gerberga, die Gemahlin des Herzogs Giselbert von Lothringen, und Hedwig, die Gemahlin Hugo's des Großen von Francien, waren Kinder der Mathilde, der Tochter eines westphälischen Grafen. Obgleich Thankmar der älteste Sohn war, so hielt ihn Heinrich doch seines Charakters wegen nicht zur Nachfolge im Reiche geeignet; er schloß ihn sogar von dem Antheile an den Erbgütern der Familie aus. Dagegen bestimmte er Otto I. zu seinem Nachfolger auf dem königlichen Throne, obgleich Mathilde aus Vorliebe für ihren zweiten Sohn diesem die Krone zuzuwenden suchte. Der vierte Sohn, Bruno, war zum geistlichen Stande bestimmt worden, und ward später Erzbischof von Köln. Heinrich versammelte kurz vor seinem Tode die Großen des Reiches in Erfurt, um sie zu bewegen, Otto zu ihrem König zu ernennen. Als er 936 gestorben war, ward dieser wirklich gewählt.

Otto der Erste oder, wie er gewöhnlich genannt wird, Otto der Große überhob sich nicht, wie sein Vater, der Krönung und Salbung; er ließ dieselbe vielmehr auf eine außerordentlich feierliche Weise in Aachen vornehmen. Der Erzbischof von Mainz verrichtete diese Ceremonie, und die vier Herzöge des Reichs, welche nächst dem Oberhaupte der Sachsen die angesehensten Fürsten von Deutschland waren, Eberhard von Franken, Hermann von Schwaben, Burkard's I. Nachfolger, Arnulf von Baiern und Giselbert von Lothringen, verwalteten die bei Otto's Krönung zum ersten Male vorkommenden Hofämter der Bewirthung und Bedienung des Königs, welche von der Zeit an im Gebrauche geblieben sind. Heinrich war eher ein mächtiger Herzog der Sachsen, als ein geachteter König der deutschen Völker gewesen; Otto dagegen strebte das Letztere zu sein. Er suchte den Glanz des Reiches wieder zu heben, trug selbst, gleich den Königen der älteren Zeit, Gericht und Hof, die Zeichen der Oberherrschaft, in alle Theile des Reichs, und machte sich dadurch ein unruhiges Leben. Er behielt aus diesem Grunde auch sein Herzogthum Sachsen nicht, sondern stellte zuerst für die Dauer seiner Abwesenheit einen angesehenen und tapferen Sachsen, Hermann, den Sohn Billung's, an die Spitze des sächsischen Kriegswesens, und übergab ihm später das Herzogthum selbst, das nachher lange in Hermann's Familie erblich blieb.

Otto's Regierung war nicht nur nach außen hin eine kriegerische, sondern er hatte auch im Inneren des Reichs ernste Kämpfe zu bestehen. Der erste derselben war ein Krieg mit seinem Bruder Thankmar. Dieser konnte nämlich zwar, obgleich er der ältere Bruder war, auf den Thron keinen gesetzlichen Anspruch machen, weil das deutsche Reich ein Wahlreich geworden war; allein Otto gab, als 937 ein mütterlicher Anverwandter Thankmar's starb, aus unbekannten Gründen die von diesem verwaltete Grafschaft nicht ihm, sondern einem Andern. War dies vielleicht auch blos eine Unfreundlichkeit gegen einen Bruder zu nennen, so mußte dagegen das von ihm bald nachher in Baiern und Franken befolgte Verfahren bei den Großen, welche die Reichsgüter inne hatten, Mistrauen gegen seine Absichten erwecken. In Baiern gab er nämlich, als Arnulf starb, ganz willkürlich das Herzogthum nicht

den Söhnen Arnulf's, sondern ihrem Oheim Berthold. In Franken kränkte er den Herzog Eberhard, als derselbe einige Sachsen hart bestrafte, weil sie die Pflichten, die sie für erhaltene Güter gegen ihn übernommen, versäumt und sich in des Königs Dienst begeben hatten. Otto legte dafür dem Herzog Eberhard eine Geldbuße auf, und verurtheilte die Anhänger desselben zu der zwar hergebrachten, aber immer doch schimpflichen Strafe, einen Hund nach dem königlichen Hoflager zu tragen. Entrüstet darüber schloß sich Eberhard an den unzufriedenen Thankmar an, verabredete mit ihm einen gleichzeitigen Aufstand in Sachsen und Franken, und bemächtigte sich sogleich der Person Heinrich's. Das ganze Unternehmen ward aber durch eine Unvorsichtigkeit Thankmar's gleich anfangs vereitelt und dieser selbst im Kampfe erschlagen. Eberhard gab hierauf den gefangenen Heinrich frei, söhnte sich durch Vermittelung des Erzbischofs von Mainz scheinbar mit dem Könige aus, erregte aber bald einen neuen und noch gefährlicheren Aufstand. Er hatte nämlich, wie es scheint, den zweiten Bruder Heinrich während seiner Gefangenschaft dadurch von Otto abzuziehen gewußt, daß er ihn in der Meinung bestärkte, er habe ein besseres Anrecht an die Krone, weil ihn die Mutter nicht als Herzogin, sondern als Königin geboren habe. Heinrich verschwor sich insgeheim mit Eberhard, und zog kurze Zeit nach seiner Freilassung gegen seinen Bruder ins Feld. Obgleich er einen großen Theil der Sachsen für sich hatte, so half ihm dies doch nichts; denn die Sachsen konnten ihn nicht kräftig genug unterstützen, weil sie genau beobachtet und durch unruhige Nachbarn stets in Bewegung gehalten wurden. Er warf sich deshalb in die Arme seines Schwagers, des lothringischen Herzogs Giselbert, welcher in die angetragene Verbindung mit Heinrich und Eberhard gern eingegangen war, weil er lieber den schwachen König Ludwig d'Outremer von Frankreich, als den kräftigen Otto von Deutschland zum Lehensherrn haben wollte. Auch der französische König brach, von Giselbert aufgefordert, gegen Otto in den Elsaß ein. Das deutsche Reich war also zugleich von innen und außen bedroht, zumal da einerseits auch die Slaven an der Ostgrenze sich erhoben hatten, und andererseits die Bischöfe Friedrich von Mainz und Rothad von Straßburg bald zu den Empörern

übertraten. Nur ein fester und zugleich oft harter und böser Mann, wie Otto, konnte unter solchen Umständen die Zügel der Regierung festhalten. Doch standen ihm dabei nicht unbedeutende Kräfte zu Gebote. Außer den rheinischen Truppen, von welchen ihn ein Theil unter jenen Bischöfen verließ, waren Berthold von Baiern, Hermann von Schwaben, dessen Bruder Udo und der Burggraf Konrad von Worms dem Könige zu Hülfe gezogen, und Hermann Billung von Sachsen hielt die Slaven zurück. Indessen trug Otto, ungeachtet dieser Unterstützungen, zuletzt mehr durch eine glückliche Fügung der Umstände, als durch die Entscheidung der Waffen den Sieg davon. König Ludwig von Frankreich ward durch die Nachricht, daß der Bischof von Laon diese Stadt dem Erbfeinde seines Hauses, Herbert von Vermandois, übergeben wolle, zur Heimkehr bewogen, und die beiden Herzöge Giselbert und Eberhard, die mit ihren Truppen am Niederrhein standen, erlagen ihrer eigenen Unvorsichtigkeit und der Schnelligkeit der Schwaben. Sie wurden nämlich durch Udo und Konrad in demselben Augenblicke überrascht, als sie bei Andernach den einen Theil ihrer Truppen über den Rhein gesetzt hatten und mit dem andern noch auf dem rechten Ufer standen. Eberhard ward von den Feinden getödtet, und Giselbert ertrank fliehend im Rhein (939). Dieser Schlag entmuthigte alle noch übrigen Gegner des Königs, so daß sich dieselben von freien Stücken unterwarfen und seine Gnade suchten. Die beiden abtrünnigen Bischöfe wurden in Klöster gesteckt; Heinrich erhielt Verzeihung; auch den jungen Sohn Giselbert's ließ Otto die Schuld des Vaters nicht büßen, er ertheilte ihm vielmehr das Herzogthum Lothringen, nachdem er ihm einen Vormund gesetzt hatte; Franken dagegen wies er dem Grafen Konrad von Worms zu, dem er seine Tochter Luitgard zur Gemahlin gab. Er selbst drang 940 in Frankreich ein, um König Ludwig zu bestrafen, war aber dabei nicht gerade sehr glücklich. Uebrigens kam er gleich nachher mit Ludwig, welcher seine Schwester Gerberga, die Wittwe Giselbert's, heirathete, in ein freundliches Verhältniß, und nahm sogar später, wie bereits angegeben ist (s. oben S. 50 f. und Th. V. S. 276) an dessen Streitigkeiten mit den Großen des französischen Reiches thätigen Antheil.

Sein Bruder Heinrich fiel im Jahre 941 noch einmal von ihm

ab, und ließ sich mit sächsischen Großen, welche über den Einfluß der Schwaben und Franken am Hofe unzufrieden waren, in eine Verschwörung ein. Die Sache wurde jedoch entdeckt, und Heinrich ergriff die Flucht. Er erhielt auf Verwendung seiner Mutter Mathilde nochmals Gnade, und Otto gab ihm sogar, als 947 Berthold von Baiern starb, das Herzogthum desselben, sowohl weil Mathilde ihm sehr darum angelegen hatte, als auch weil er dadurch den Besitz dieses Landes leicht an seine Familie bringen konnte; denn Berthold hatte keine Kinder hinterlassen, und Heinrich war mit einer Tochter des früheren Herzogs, Arnulf des Bösen, vermählt. Heinrich blieb seit der Zeit seines Bruders Freund. Dagegen zerfiel er mit seiner Mutter, deren Lieblingssohn er war, und vergalt der guten Frau, der er doch das Herzogthum Baiern zum Theil verdankte, ihre Bemühungen schlecht. Mathilde verwandte nämlich die reichen Einkünfte ihres Witthums größtentheils für Klöster und Arme, und trieb dabei vielleicht ihre Freigebigkeit zu weit. Deswegen suchte nicht nur Otto ihren Schenkungen Einhalt zu thun, sondern auch Heinrich setzte ihr Schranken und verfuhr dabei rücksichtslos, rauh und hart. Übrigens brachte Otto bald nachher auch das Herzogthum Schwaben an sein Haus; denn er vermählte seinen ältesten Sohn, Ludolf, mit der Tochter des schwäbischen Herzogs Hermann, welcher keine Söhne hatte, und machte ihn, als dieser 948 starb, zu dessen Nachfolger. Lothringen hatte er schon einige Jahre vorher, beim Tode des jungen Sohnes Giselbert's, seinem Schwiegersohne Konrad von Worms übergeben, welcher zugleich Franken verwaltete. Auf diese Weise verschaffte Otto seiner Familie eine außerordentliche Macht; denn von den fünf Herzogthümern des Reichs waren vier in den Händen derselben, und das fünfte, Sachsen, hatte ein Mann erhalten, der ohne Familienanhang war und ganz von Otto abhing. Sogar das Königreich Burgund hatte dieser dadurch an sich zu ziehen gesucht, daß er sich beim Tode Rudolf's II. (937) zum Vormund des unmündigen Königs Konrad aufwarf.

Das Letztere mochte vielleicht dazu beitragen, daß die burgundische Partei in Italien sich an Otto wandte, um ihm zugleich die Hand der Adelheid und das unselige lombardische Reich anzubieten (s. S. 65.); denn Adelheid war eine Schwester Konrad's. Otto

ging auf den gemachten Antrag ein, und zog 951, ohne die Verhältnisse seines Reiches zu berücksichtigen, nach Italien. Wir können diesen Schritt nur dann begreiflich finden, wenn die Schilderung wahr ist, die uns ein zuverlässiger Mann von Otto macht. Der sächsische Chronikschreiber Wittichind, der um das Jahr 1000 lebte, sagt von Otto: „Er war sehr fromm, freigebig und, wenn er nicht die Strenge eines Königs zeigen mußte, immer heiter. Er schlief sehr wenig, im Schlafe aber redete er beständig, so daß man ihn für wachend hätte halten sollen. Er besaß eine bewundernswürdige Fassungskraft des Verstandes; denn obgleich er bis zum Tode seiner ersten Gemahlin (947) keine Schulbildung erhalten hatte, so lernte er doch nachher so viel, daß er jedes Buch nicht allein lesen, sondern auch vollkommen verstehen konnte. Er sprach sowohl Lateinisch als Slavisch, doch verschmähte er es, seltene Fälle ausgenommen, sich dieser Sprachen zu bedienen. Dem Vergnügen der Jagd ergab er sich häufig, auch die Freuden der Tafel liebte er, und die Reitkunst übte er zuweilen, jedoch mit königlichem Ernste. Sein äußeres Aussehen war der Würde eines Königs angemessen: er hatte graues Haar, glanzvolle, blitzende Augen und ein röthliches Angesicht; den Bart trug er länger, als von Alters her bei den Deutschen Brauch war. Sein Gang war bald rasch, bald langsam, seine Kleidung aber die vaterländische; denn niemals bediente er sich einer fremden.“ Auf einen Mann von solcher Beschaffenheit des Körpers und der Seele mußten wohl Ruhmbegierde und augenblickliche Entschlüsse mächtiger wirken, als die kalte Überlegung; wäre dies nicht gewesen, er hätte schwerlich sein von Franzosen, Lothringern, Dänen, Slaven und Ungarn bedrohtes Reich verlassen, um einem Schatten von Herrschaft in einem Lande nachzujagen, welches durch unwegsame Gebirge von seiner Heimath geschieden war. Ehe er selbst aufbrach, schickte er seinen Sohn Ludolf voraus, um die Alpenpässe zu besetzen, die von Tyrol und Graubündten an damals nicht mehr zum burgundischen Reiche, sondern zum Alemannen-Lande gehörten. Ohne bedeutenden Widerstand zu finden, drang er dann selbst in Italien ein. In Pavia vermählte er sich mit Adelheid. Von hier schickte er den Erzbischof Friedrich von Mainz, der wieder mit ihm ausgesöhnt war, nach Rom, um mit dem Pabste zu unterhandeln. Dieser

wünschte jedoch wohl nichts weniger als den deutschen König in Rom zu sehen; wenigstens reiste der Letztere nicht dahin, sondern kehrte schon im Februar 952 nach Deutschland zurück.

Die Vermählung mit Adelheid hatte für Otto selbst unglückliche Folgen; er gerieth dadurch mit seinem Sohne Ludolf und seinem Schwiegersohne Konrad in einen Zwist, der bald in Empörung und offenen Kampf ausartete. Der Erstere, welchem Otto früher unvorsichtiger Weise die Nachfolge im Reiche zugesichert hatte, sah seinen Vater nicht ohne Eifersucht eine neue Gemahlin, ein neues Land und voraussichtlich auch eine neue Würde gewinnen, welches Alles einzeln nach den sonderbaren Vorurtheilen jener Zeit die Rechte des jungen Mannes schmälern konnte. Konrad ward in Folge der Vermählung Otto's mit Adelheid zwiefach gekränkt. Der König hatte ihn in Italien zurückgelassen, um Berengar zur Herausgabe von Adelheidens Gütern zu zwingen, und Konrad brachte diesen durch Ueberredung bald dahin, daß er sich entschloß, sein Reich von Otto zu Lehen zu nehmen. Als jedoch Berengar in Begleitung seines Sohnes nach Deutschland kam, konnte Adelheid nicht umhin, eine kleinliche Rache an ihm zu nehmen, und Otto war schwach genug, sich von ihr misbrauchen zu lassen. Die beiden stolzen Italiäner mußten drei Tage warten, bis sie vor den König gelassen wurden, obgleich Konrad ihnen eine anständige Behandlung versprochen hatte. Dadurch beleidigte Otto natürlich den Letzteren, dem er bis dahin so sehr gewogen gewesen war. Zu gleicher Zeit kränkte er ihn noch auf eine andere Weise. Er riß nämlich, als ihm Berengar und sein Sohn huldigten, die Marken Verona und Aquileja von dem lombardischen Reiche los, um die dortigen Pässe frei zu haben, und fügte sie zum baierischen Herzogthum seines Bruders Heinrich, weil dieser sich bei Adelheid eingeschmeichelt hatte. Konrad mußte darüber entrüstet sein, da Heinrich mit ihm entzweit war und ihm das östliche Franken zu entziehen suchte. Er verbündete sich daher mit Ludolf, der sich ebenfalls beeinträchtigt glaubte, und Beide bildeten dann (953) mit anderen Unzufriedenen eine furchtbare Verschwörung gegen Otto. Sie konnten diese um so leichter zu Stande bringen, da Otto und seine beiden Brüder fast alle Würden und Länder des Reiches besaßen. Von den Letzteren hatte der Eine, Heinrich, Baiern,

Östreich und zwei italiänische Grenzprovinzen inne, der Andere aber, Bruno, war Abt des reichen Klosters Lorch und Erzkanzler des Reiches, und Otto machte ihn gerade um die Zeit, als Ludolf und Konrad sich empörten, zum Erzbischof von Köln. Otto selbst war nicht nur König von Deutschland, sondern seine Gemahlin Adelheid weckte auch den Gedanken an die Kaiserwürde in ihm, und suchte ihn zugleich zu bewegen, sich die Herrschaft des reichen lombardischen Landes und vielleicht sogar den Besitz des burgundischen Königreiches anzueignen. Dagegen waren auch die Verschworenen sehr mächtig. Ludolf war Herzog von Schwaben, und Konrad besaß die Herzogthümer Franken und Lothringen, Beide waren also im Westen des Reiches ebenso mächtig, als Heinrich in Süden und Osten. Ihr Anhang mehrte sich von Tag zu Tag. Auch der treulose Erzbischof Friedrich von Mainz, der angesehenste Geistliche des Reiches, trat ihrem Bunde bei. Ja, sogar die Sachsen, die dem König allein helfen konnten, wurden wankend gemacht; denn als Otto nach dem Ausbruch der Empörung sächsische Truppen zu sich beschied, ließen sich dieselben unterwegs verführen. Alles dies diente jedoch nur dazu, um Otto's Tüchtigkeit als Herrscher in ihrem vollen Glanze zu zeigen. Er traf die besten Maßregeln. Er selbst begab sich, nachdem er die Stadt Mainz vergebens drei Monate lang belagert hatte, nach Sachsen, um dort Truppen zu sammeln; seinen eben so tapferen und klugen, als gelehrten Bruder Bruno ließ er mit mehr als königlicher Macht zur Bewachung des ganzen Landstrichs von der Mosel und dem Niederrhein an bis zum Meere zurück, damit Konrad keine Hülfe aus Lothringen ziehen könne. Als Otto mit den Sachsen am Rhein erschienen war, und in Verbindung mit Heinrich die Stadt Mainz aufs neue belagerte, griffen seine Gegner zu Mitteln, die uns recht deutlich zeigen, wie sehr in diesen rohen Zeiten die Völker dadurch zu leiden hatten, daß ihre Führer noch nicht gewöhnt waren, die wilde Leidenschaft jener feineren Einsicht in ihren Vortheil, die man Staatsklugheit nennt, unterzuordnen, sondern gleich dem großen Haufen blos den augenblicklichen Gefühlen folgten. Ludolf und Konrad hatten nämlich nicht nur ohne Bedenken die Waffen gegen ihren Vater und Schwiegervater erhoben, sondern sie riefen auch die räuberischen Madscharen ins Reich und führten sie bis in das

Innere von Lothringen. Außerdem bewog Ludolf den Sohn des früheren baierischen Herzogs Arnulf, der von Heinrich als sein Stellvertreter in Baiern zurückgelassen worden war, zur Empörung, verhalf ihm zum Besitze des Herzogthums, und opferte also seinen Oheim dem Sohne des ärgsten Feindes seiner Familie auf. Man wird den Charakter der damaligen Zeit noch klarer erkennen, wenn man erfährt, daß der Erzbischof von Salzburg sich an die Spitze der furchtbaren madscharischen Räuber stellte, und daß Heinrich dafür nachher nicht nur diesem die Augen ausstechen, sondern zugleich auch den Patriarchen von Aquileja, welcher ganz unschuldig war, verstümmeln ließ. Übrigens scheiterten alle Anstrengungen der Verschworenen an den Maßregeln, welche Otto getroffen hatte. Konrad und Ludolf unterwarfen sich daher mit ihren Anhängern freiwillig dem König (954); nur Arnulf's Sohn ergab sich nicht, sondern kämpfte auf Tod und Leben, bis er endlich fiel. Otto verzieh zwar den Empörern, nahm ihnen aber ihre Herzogthümer, weil er im Süden und Westen Ruhe haben wollte, um große Unternehmungen an der Nord- und Ostgrenze des Reiches machen zu können. Schwaben erhielt Burkard II., ein Sohn des ersten Burkard und zugleich Schwiegersohn Heinrich's. Lothringen wurde in zwei Theile, Ober- und Nieder-Lothringen, getrennt (s. oben S. 44), und das Erstere dem Grafen Friedrich von Bar gegeben, welcher Otto's und Bruno's Nichte, die Tochter Hugo's des Großen, geheirathet hatte, während das Letztere noch eine Zeitlang von Bruno verwaltet und dann einem anderen Schwestersohne Otto's, dem letzten französischen Könige aus dem Hause der Karolinger, Karl, ertheilt ward.

Kaum war der gefährliche innere Krieg beendigt, als die Madscharen von neuem in die südlichen Theile des Reiches einbrachen, während zu gleicher Zeit das Land Sachsen von den erbitterten Stämmen der Slaven angegriffen wurde. Dürften wir der in solchen Dingen sehr unsicheren Sage Glauben schenken, so würde die Zahl der Madscharen, welche damals in Baiern und Schwaben erschienen, nicht weniger als hunderttausend betragen haben. Diese bildeten drei Schaaren, deren jede einen besonderen Anführer hatte. Otto rückte den Räubern sogleich von der sächsischen Grenze her entgegen, und lieferte ihnen auf dem Lechfeld bei Augsburg

eine Schlacht (955). Er war so glücklich gewesen, die endlich einmal unter sich einträchtigen Deutschen zu einem gemeinschaftlichen Zuge und zu einem Hauptschlage vereinigen zu können. Die Baiern, deren Land von den Barbaren überschwemmt war, bildeten, wie es sich gebührte, die vordersten und dichtesten Reihen, obgleich ihr Herzog, Heinrich, todtkrank war und bald nachher starb. Konrad und Otto selbst hielten an der Spitze der Franken und Sachsen die Mitte; Burkard von Schwaben deckte mit seinem Volke und mit tausend Böhmen das Gepäck. Der Sieg wurde dadurch erleichtert, daß die Ungarn, anstatt die Deutschen mit gesammter Macht anzugreifen, den einen ihrer Haufen hatten abziehen lassen, um bis nach Fulda hin zu plündern. Doch auch so blieben die leichten ungarischen Reiter den schwerfälligen Deutschen überlegen, und wären sie mehr als bloße Räuber gewesen, so würden sie gewiß den Sieg davongetragen haben. Sie hüteten sich übrigens, die Deutschen von vorn anzugreifen; sie umritten dieselben vielmehr, zerstreuten die Böhmen, plünderten das Gepäck und warfen die hintersten Reihen. Zweimal wankte, wie es in solchen Schlachten bei der aus unerwartetem Angriff entstehenden Verwirrung zu geschehen pflegt, das Schicksal des Kampfes; aber das eine Mal rettete Konrad, das andere Mal Otto die Ehre der Deutschen. Endlich wurden die Ungarn zur Flucht gezwungen. Sie erlitten eine schreckliche Niederlage; denn die Deutschen metzelten Alles nieder, und schonten sogar ihre eigenen Städte, in welche jene sich flüchteten, nicht, sondern verbrannten sie mit den darin befindlichen Barbaren. Die beiden Anführer der Ungarn wurden, als sie in die Hände ihrer Feinde fielen, mit vielen ihrer Leute aufgeknüpft; der Dritte ließ dafür aus Rachgier seine Gefangenen niedersäbeln. Nach allem, was wir von der Wuth der Deutschen erfahren, dürfen wir dem eigenen Geschichtschreiber der Ungarn, Keza, welcher einige Jahrhunderte später lebte, wohl Glauben schenken, wenn er versichert, es seien von den sechzigtausend Männern jener beiden Heerhaufen nur sieben, und zwar mit abgeschnittenen Ohren, nach ihrer Heimath entkommen: ein wirklicher Vertilgungskampf, der aber gegen Menschen, die zu Raubthieren geworden waren, vielleicht nothwendig sein mochte. Auch der dritte Heerführer der Barbaren, welcher mit einiger Beute

nach Ungarn zurückkam, würde gewiß das gleiche Loos gehabt haben, wenn Otto nicht schnell gegen die Slaven hätte aufbrechen müssen. Auf Seiten der Deutschen waren ebenfalls Viele geblieben; unter diesen befand sich auch Konrad, der durch seinen Heldentod die frühere Schuld büßte. So theuer aber auch der Sieg auf dem Lechfeld erkauft wurde, so verschaffte er den deutschen Völkern doch für immer Ruhe vor den Madscharen; diese richteten seit der Zeit, durch die erlittene Niederlage geschreckt, ihre Waffen ostwärts gegen die Griechen.

Ebenso rühmlich, wie der siegreiche Kampf mit den Madscharen, waren Otto's Unternehmungen gegen die Slaven und Dänen. Von den verschiedenen Völkern, aus denen die Ersteren bestanden, machten damals besonders die Böhmen große Anstrengungen, um die deutsche Oberherrschaft von sich abzuwenden, und da sie zu Otto's Zeit nicht nur bleibend zum Christenthume übergeführt, sondern auch für immer an Deutschland geknüpft wurden, so ist es passend, hier die frühere Geschichte dieses Volkes mit wenigen Worten anzudeuten. Die Sage der Böhmen hat aus dem slavischen Namen des Volkes, Tschechen, einen gemeinschaftlichen Stammvater, Tschech, gemacht, der die Seinigen in das von den Germanen verlassene Land Böhmen geführt und die Hauptstadt Prag erbaut habe. Nachher soll sich das Volk durch innere Zwietracht aufgelöst haben, bis ein Wahrsager, der sich zum Herrscher aufwarf, die Einheit und Ordnung wieder herstellte. Ihm folgte seine Tochter, Libussa, welche ebenfalls die Wahrsagekunst verstand, in der Regierung nach. Als diese von den Ältesten des Volkes gedrängt wurde, sich zu verheirathen, erklärte sie den Mann zum Gemahle nehmen zu wollen, welchen die von ihr ausgeschickten Boten hinter dem Pfluge gehend finden würden. Auf diese Weise ward ein Bauer, Primislav, Libussa's Gemahl und König der Böhmen. Nach dem Tode der Libussa widersetzten sich die Weiber seiner Herrschaft, und es brach der sogenannte böhmische Mägdekrieg aus, welcher sieben Jahre lang zwischen beiden Geschlechtern aufs grausamste geführt wurde, und mit der Besiegung der Weiber endigte. Die Herrschaft aber erbte auf Primislav's Nachkommen fort. Alles dies gehört der Sagengeschichte an. Die ersten einigermaßen sicheren Nachrichten dagegen

bestehen in den Mittheilungen, welche deutsche Chronikschreiber in ihren Berichten über die slavischen Kriege der Karolinger, sowie byzantinische Schriftsteller bei Gelegenheit der ersten Berührungen ihres Volkes mit slavischen Grenzvölkern gegeben haben. Danach wäre die erste Spur des Christenthums unter den Slaven in der Zeit der letzten deutschen Karolinger zu finden. Es heißt nämlich, der Böhmen-Fürst Borziwoy habe, als er einst Zwentibold, den Beherrscher des großen mährischen Reiches, um Hülfe bat, bei diesem den griechischen Mönch Methodius angetroffen (s. Th. V. S. 441 und Th. VI. S. 12 f.), und sich nebst seiner Gattin, Ludmilla, von demselben taufen lassen (um 870). Die neue Lehre breitete sich unter Borziwoy und seinen nächsten Nachfolgern nur wenig aus, und auch die Abhängigkeit, in welche die böhmischen Herzöge von den letzten Karolingern gebracht worden waren, mußte oft durch Kriegszüge wieder hergestellt werden. Im Jahre 936 ward der Herzog Wenzel, welchen Heinrich I. kurz vor seinem letzten Ungarn-Kriege von neuem zur Tributleistung gezwungen hatte, durch seinen Bruder, Boleslav I., gestürzt und ermordet; dieser fiel hierauf vom deutschen Könige ab, brach in das benachbarte Sachsen ein, und bedrängte dasselbe so lange, bis Otto den wackeren Hermann Billung an die Spitze der Sachsen stellte. Hermann trieb endlich die Böhmen völlig zurück, und Boleslav wurde gefangen genommen, sein Land aber eine Zeitlang seinem Sohne, Boleslav II. oder dem Frommen, überlassen, welcher ebenso berühmt durch seinen Eifer für das Christenthum war, als jener durch seine Wuth gegen dasselbe.

Auch die übrigen slavischen Völker an der Ostgrenze benutzten unter Otto's Regierung jede Gelegenheit zu Raubzügen und Eroberungen, welche die Verhältnisse des deutschen Reiches ihnen darboten. Otto selbst zog mehrmals gegen sie. Am meisten aber zeichnete sich in diesen langwierigen und blutigen Kämpfen der Sachse Gero aus, einer der tapfersten und erfahrensten Krieger seines Stammes. Ihm verdankte man namentlich die bleibende Eroberung des Landes Ostsachsen oder der heutigen Lausitz, in welcher er dann von Otto als Markgraf eingesetzt wurde. Gero zeigte sich übrigens bei seinen Unternehmungen nicht blos tapfer und kriegserfahren, sondern er nahm auch, gleich dem Spartaner

Lysander (s. Th. 1. S. 472), wenn die Löwenhaut nicht ausreichte, den Fuchspelz zu Hülfe, und verband kalte Grausamkeit mit arger Hinterlist. Er lud z. B. einmal gegen dreißig vornehme Slaven, die ihm gefährlich schienen, zu einem Gastmahl ein, machte sie betrunken und ermordete sie dann. Sein Verfahren mochte wohl Gewissenszweifel in ihm erregen; denn er dankte später ab, begab sich nach Rom, und brachte dort den Rest seines Lebens in frommen Übungen zu. Übrigens hatten Otto's und seiner Großen Unternehmungen zuletzt den Erfolg, daß die Slaven der Ostgrenze, trotz ihrer langen und hartnäckigen Gegenwehr, zur Unterwerfung und zu einer Art von Christenthum gebracht wurden. Freilich konnte der ihnen aufgedrungene Glauben keine Wurzeln fassen, so lange sie mit ihren heidnischen Brüdern auf der anderen Seite ihres Landes enge zusammenhingen; doch theilte Otto das eroberte Land in Bisthümer, und machte die Hauptsitze derselben zu Festungen, deren Vertheidigung den neuen und alten Christen als Religionspflicht anempfohlen wurde. Diese neuen slavischen Bisthümer waren Merseburg, Zeitz, Meißen, Brandenburg und Havelberg. Otto stellte dieselben unter das Erzbisthum, welches er zu Magdeburg stiftete, damit die neuen Pflanzungen des Christenthums, welche einerseits bis über die Lausitz hinaus und andererseits an der Elbe, Havel und Spree her bis tief nach Mecklenburg hinein angelegt waren, besser beobachtet und geleitet werden könnten. Außer den slavischen Völkern bekriegte Otto im Norden seines Reiches auch die Dänen, deren Beherrscher, Harald Blauzahn (s. Th. V. S. 227), weder die Tributpflichtigkeit gegen den deutschen König anerkennen, noch das Christenthum in seinem Lande dulden wollte. Otto zwang ihn zu Beidem; ja, Harald mußte sich sogar selbst taufen lassen, und wenn wir den Berichten der Sage Gehör schenken wollten, so wäre der deutsche König damals siegend und verheerend bis in das Innere von Jütland vorgedrungen. Diese großen und glücklichen Unternehmungen gegen Dänen und Slaven machten Otto's Namen im Norden und Osten so berühmt, daß die damalige Beherrscherin der Russen, Olga, sich an ihn gewendet und ihn um Zusendung von Lehrern des Christenthums gebeten haben soll. Doch verhielt es sich mit dieser Botschaft wahrscheinlich ebenso, wie mit den vorgeblichen

Geſandtſchaften aus Japan und ähnlichen Ländern, welche in neuerer Zeit manchmal in Europa geſehen worden ſind; jedenfalls ward, wie ſich von ſelbſt verſteht, nichts aus der Sache.

Mitten in den rühmlichen Kämpfen, welche Otto gegen Slaven und Dänen unternahm, ließ er ſich unglücklicher Weiſe bewegen, das ſeit Arnulf's Zeit vergeſſene römiſch-deutſche Kaiſerthum wieder herzuſtellen. Die Vernichtung des lombardiſchen Reiches durch Karl den Großen hatte den Pabſt auf den Gedanken geleitet, das römiſche Kaiſerthum zu erneuern und dem mächtigen Könige der Franken mit dem kaiſerlichen Titel die Herrſchaft von Italien zu übertragen. Arnulf, der letzte Karolinger, welcher dieſe Würde bekleidete, hatte die Italiäner wohlweislich ihrem Schickſal überlaſſen; von ſeiner Zeit an waren daher verſchiedene italiäniſche und burgundiſche Fürſten auf kurze Zeit in den Beſitz des Kaiſertitels und der Oberherrſchaft gelangt. Otto ſelbſt hatte auf ſeinem erſten Zuge nach Italien nicht einmal den Namen eines Königs der Longobarden angenommen, ſondern ſich mit der Beſetzung der ſehr bedeutenden Privatgüter ſeiner Gemahlin Adelheid und mit der Huldigung des Königs Berengar II. und ſeines Sohnes Adelbert begnügt. Berengar demüthigte aber gleich nachher die Großen des Landes, und legte Feſtungen an, um ſie beſſer im Zaume halten zu können. Dies bewog die ohnehin ſtets nach Veränderung begierigen Großen, den Gemahl der Adelheid nach Italien einzuladen, weil ſie durch ihn und ſeine Deutſchen von Berengar's Herrſchaft frei zu werden hofften. Beſonders waren es die Biſchöfe und der Pabſt, welche dem König Otto dieſen Wunſch durch Abgeordnete zu erkennen gaben. Otto folgte ihrer Aufforderung, und ſchickte zuerſt ſeinen Sohn Ludolf nach Italien (956); doch zog dieſer vielleicht auch von freien Stücken und gleichſam auf Abenteuer in das zerriſſene Land, wo er dann ſchon im folgenden Jahre ſtarb. Die Verwirrung Italiens war damals um ſo größer, weil ſeit dem Beginne des Jahres 956 die einzige Gewalt, welche der Tyrannei eine feſte Schranke ſetzen konnte, die geiſtliche, ſich in den Händen eines Jünglings befand, der nichts weniger als den Namen eines Geiſtlichen verdiente. Dies war der Pabſt Johann XII., ein Sohn des jüngeren Alberich und Enkel der berüchtigten Marozia. Er ſtand bei ſeiner Erheb-

ung erst im neunzehnten Lebensjahre, und gehörte zu jenen Päbsten, welche unter dem schmählichen Einfluß verworfener Weiber die ihnen anvertraute geistliche Gewalt so sehr herabwürdigten, daß man die Herrschaft der römischen Bischöfe jener Zeiten mit dem Namen des Metzen-Regiments belegt, und sogar die Fabel von einer Päbstin Johanna erfunden hat, die im Jahre 855 als Mann verkleidet auf den päbstlichen Stuhl gelangt sei. Die Rücksicht auf Anstand und Schicklichkeit verbietet, die einzelnen Züge aus Johann's Leben anzugeben, die uns von den Chronikschreibern überliefert worden sind; wir müssen uns mit der allgemeinen Bemerkung begnügen, daß Johann sich mit schamloser Frechheit Alles erlaubte, und daß er ein noch ärgerer Tyrann war, als Berengar, der sich doch wenigstens nicht durch schändliche Lüste und unerhörte Frevel entehrte.

Otto übertrug, als er den Zug nach Italien antrat, die Leitung der Reichsgeschäfte seiner Mutter Mathilde, und gab ihr auch seinen erst sechs Jahre alten Sohn Otto II., den er noch vor seiner Abreise zu seinem Nachfolger ausrufen und krönen ließ (961), und mit dessen Erziehung und Bildung er seinen edlen Bruder, den Erzbischof Bruno von Köln, und seinen Nebensohn, den Erzbischof Wilhelm von Mainz, beauftragt hatte. Da Otto die Alpenpässe in seiner Gewalt hatte, und an der Spitze eines tüchtigen Heeres in Italien erschien, so konnte Berengar keinen Kampf mit ihm wagen. Er zog sich daher in seine Festen zurück, und der deutsche König gelangte ohne Widerstand nach Mailand, empfing dort die lombardische Krone, und feierte dann in Pavia, der eigentlichen Hauptstadt des Königreiches Italien, die Weihnachten. Zu Anfang des folgenden Jahres (962) zog er nach Rom, und ließ sich daselbst von dem Pabste Johann XII. zum römischen Kaiser salben, ohne sich um das weltkundige Ärgerniß, das derselbe den Christen gab, zu bekümmern. Man sagt uns nirgends, daß der neue Kaiser vom Pabste einen besseren Wandel gefordert habe; wohl aber ließ er sich von ihm das Versprechen geben, keine Gemeinschaft mit Berengar zu haben. Dieser saß unthätig in seiner Feste, und wartete ruhig, bis Otto's Vasallen nach Ablauf ihrer Dienstzeit oder nach der Erschöpfung ihres Geldvorraths gewohnter Weise in die Heimath zurückgekehrt sein wür-

den, um dann das einſtweilen aufgegebene Land wieder in Beſitz zu nehmen. Die Deutſchen lernten damals an ſeinem Beiſpiel, wie man hinter dicken Mauern der Gerechtigkeit Trotz bieten könne, und viele von ihren Vaſallen-Fürſten zeigten nachher nur zu bald, wie gut ſie aus der gewonnenen Erfahrung Nutzen zu ziehen wußten.

Während Otto von einem Orte zum anderen zog, um die einzelnen Feſtungen Berengar's zu bezwingen, boten viele italiäniſche Großen, der Fremden überdrüßig, dem flüchtigen Sohne des Letzteren, Adelbert, die Krone unter der Bedingung an, daß ſich ſein Vater zur Niederlegung derſelben verſtehe. Auch der Pabſt ſchloß ſich an Adelbert an und nahm ihn in Rom auf. Sobald Otto dies erfuhr, eilte er nach Rom, um den Pabſt für ſeine Treuloſigkeit zu beſtrafen; jetzt trat er daher auch als Vertheidiger der kirchlichen Zucht und Ordnung gegen denſelben Mann auf, deſſen Wandel er noch kurz vorher, als er die Kaiſerkrone von ihm annahm, mit der päbſtlichen Würde vereinbar gefunden hatte. Er hörte die Klagen über das ſittenloſe Leben des Pabſtes an, und hielt eine Synode, durch welche er denſelben abſetzen und einen rechtſchaffenen Mann unter dem Namen Leo VIII. an ſeine Stelle wählen ließ (963). Unglücklicher Weiſe fehlten dem Letzteren einige Eigenſchaften, die das geiſtliche Recht verlangte, und dies war um ſo ſchlimmer, da Viele bei Johann's ausſchweifendem Leben beſſer ihre Rechnung fanden, als bei Leo's ſtrenger Aufſicht. Johann's Partei war daher ſtark genug, um noch während der Anweſenheit Otto's in Rom einen Aufſtand des Volkes zu erregen; doch unterdrückte der Kaiſer die Bewegung durch die Schwerter ſeiner Deutſchen, welche ohne Unterſchied ſowohl Aufrührer, als ruhige Bürger niederhieben. Obgleich dieſes Mittel nichts weniger als feſtes Vertrauen begründen konnte, ſo ließ Otto doch, als er gleich nachher von neuem gegen Berengar zog, auf Bitten Leo's den Römern die Geißel, welche er ausgehoben hatte, zurückgeben. Johann konnte daher, als er nach Rom zurückkehrte, ſeinen Gegenpabſt leicht vertreiben, und fand ungeachtet ſeiner Laſterhaftigkeit Geiſtliche genug, die ihm behülflich waren, in einer Synode und alſo auf eine ſcheinbar rechtmäßige Weiſe alles das für nichtig zu erklären, was vorher gegen ihn beſchloſſen

worden war. Er nahm hierauf grausame Rache an seinen Gegnern, ja er ließ sogar zwei der angesehensten Römer, die an der früheren Synode Theil genommen hatten, zu Tode quälen, und wenn er den in Rom zurückgebliebenen Bischof von Speier blos geißeln und nicht ebenfalls tödten ließ, so geschah dies nur deshalb, weil er glaubte, daß sich Otto um seinen deutschen Bischof mehr bekümmern würde, als um jene beiden Römer. Otto war aber zu eifersüchtig auf sein Ansehen, um dies Alles ruhig hinzunehmen, zumal da er kurz vorher Berengar gefangen genommen hatte. Er setzte sich sogleich gegen Rom in Marsch. Noch ehe er dort ankam, war Johann eines plötzlichen Todes gestorben (964); die Römer erkannten gleichwohl den vertriebenen Pabst Leo, der zu Otto geflohen war, nicht an, sondern wählten einen neuen, Benedict V. Der erbitterte Kaiser schloß daher Rom so enge ein, daß die Noth in der Stadt bald aufs Höchste stieg. Die Römer mußten sich ihm ergeben, und Leo ward wieder eingesetzt, Benedict aber nach Hamburg verbannt, wo er bald nachher starb. Auch Berengar wurde nach Deutschland geführt, und endete sein Leben zwei Jahre später in Bamberg. Sein Sohn Adelbert hatte sich nach Corsika geflüchtet. Nachdem Otto auf diese Weise in Italien Alles rühmlich beendigt hatte, kehrte er (964) nach Deutschland zurück.

Von dem Wunsche beseelt, seine alte Mutter Mathilde noch einmal zu sehen, begab sich der Kaiser zuerst nach Köln. Hier versammelte er seine ganze Familie, die jetzt in vollkommener Eintracht lebte, um sich, und sah seinen Bruder Bruno zum letzten Male, da derselbe bald nachher starb. Von dieser glänzenden Versammlung in Köln reiste er nach Nordhausen, wo seine Mutter ein Kloster gestiftet hatte, um mit ihr allein acht Tage ungestört zuzubringen. Bei Gelegenheit dieser letzten Zusammenkunft mit seiner Mutter zeigt sich Otto's edele Natur und sein ächt deutscher Charakter auf recht sichtbare Weise, sowie er überhaupt in seinem ganzen Verhältnisse zu dieser Frau Beides nie verleugnete. Er hatte sie z. B. nach dem Tode seines Vaters ungestört im Besitze der ihr angewiesenen Güter gelassen, bis sie einen Misbrauch davon zu machen schien; kaum hatte er sie aber im Genusse derselben eingeschränkt, als er sich ein Gewissen daraus machte und

ihr Alles wieder zurückgab. Über seine letzte Zusammenkunft mit Mathilde hat sich ein ausführlicher Bericht erhalten. Wenn man in demselben liest, welch ein herrliches Gefühl Otto beim Scheiden zeigte, so muß man wohl glauben, daß er ein edles Herz gehabt habe, und daß die Härte und Grausamkeit, die er oft bewies, aus der Überzeugung geflossen sei, eiserne Naturen könnten nur mit eisernem Stabe geleitet werden. Man wird daher auch bei diesem Augenblicke seines Lebens lieber verweilen, als bei seinen Heldenthaten und weit aussehenden Eroberungsplanen. Als am letzten Tage Mutter und Sohn zusammen die Messe gehört hatten, redete Mathilde den Kaiser also an: „Verliere doch ja keines der Worte aus dem Gedächtnisse, mit denen ich diese Stätte deiner Liebe und Treue empfohlen habe. Hier habe ich glücklich gelebt, und mit Gottes Schutz zweimal die Gefahren der Niederkunft überstanden. Hier habe ich deinen Bruder Heinrich geboren, den ich wegen des väterlichen Namens so sehr liebte, hier deine Schwester Gerberga. Was soll ich viele Worte reden? Dieser letzte Anblick deiner Mutter sei stets eine Schutzrede für mein Kloster!“ Mit bewegtem Herzen versprach der Kaiser seiner Mutter, alle ihre Bitten zu erfüllen. Hierauf verließen sie zusammen die Kirche; vor der Thür blieben sie stehen, und umarmten sich unter Küssen und Thränengüssen. Auch alle Anwesenden weinten bei diesem Anblick. Als sich Otto endlich von seiner Mutter losgerissen hatte, begleitete diese ihn mit den Augen, bis er zu Pferde gestiegen war. Dann kehrte sie in die Kirche zurück, begab sich zu der Stelle, wo der Kaiser während der Messe gestanden hatte, fiel auf die Kniee nieder, und küßte weinend die Fußtapfen des geschiedenen Sohnes. Als dies Einige vom Gefolge desselben, welche noch zurückgeblieben waren, sahen, gingen sie tief bewegt hinaus und sagten es dem Kaiser. Dieser aber sprang sogleich vom Pferde, und eilte schluchzend in die Kirche zurück, wo er die Mutter noch an derselben Stelle fand und unter Thränen laut beten hörte. Da warf er sich ihr zu Füßen und rief: „O ehrwürdige Gebieterin, durch welchen Dienst kann ich dir diese Thränen vergelten?“ Dann sprachen sie weinend noch einige wenige Worte. Endlich sagte die ehrwürdige Königin: „Was nützt es uns länger zu zögern? Wir müssen, wenn auch ungern, uns trennen, und durch deinen Anblick

wird mein Schmerz nicht vermindert, sondern vermehrt. Ziehe jetzt hin im Frieden Christi! Du wirst wohl mein Antlitz in diesem sterblichen Leibe nicht mehr sehen. Ich habe alles, was mir am Herzen lag, deiner Liebe empfohlen. Lasse mir nur den Trost zurück, daß du diese Stätte beständig im Andenken behältst." Hierauf reiste der Kaiser ab.

Otto hatte Italien wohl nur, um seine Mutter zu sehen und neue Truppen zu holen, verlassen; neue Verwirrungen, durch welche dieses unglückliche Land heimgesucht ward, nöthigten ihn, bald wieder dahin zurückzukehren. Die unruhigen Lombarden hatten Adelbert und seinen Bruder Guido in ihr Land gerufen, um dem Kaiser die Pässe, welche Deutschland mit Italien verbanden, zu verlegen, und Johann XIII., welcher nach Leo's Tode (965) zum Pabste gewählt worden war, hatte vor den römischen Großen aus Rom fliehen müssen. Die Lombarden waren zwar gleich anfangs durch Burkard von Schwaben, welcher den Einen von Berengar's Söhnen in der Schlacht tödtete und den Andern zur Flucht nach Constantinopel nöthigte, wieder unterworfen worden; dagegen waren aber die Römer noch nicht bestraft und zum Gehorsam zurückgeführt, und da Otto besonders die Herrschaft über Rom und über das untere Italien ins Auge gefaßt hatte, so mußte er durchaus dahin eilen (966). Er zog gerades Weges auf Rom los, und suchte gleich nach seiner Ankunft in dieser Stadt den unruhigen Sinn ihrer Einwohner durch Grausamkeit zu ersticken. Er war überhaupt gewohnt, bei Empörungen die Strenge der Gelindigkeit vorzuziehen, und wenn irgendwo, so war in Italien durchgreifender Ernst nöthig; denn hier waren Zucht und Sittlichkeit tief gesunken, und selbst die Geistlichkeit in so hohem Grade entartet, daß z. B. sogar ganze Klöster sich gegen ihre Feinde des Dolches bedienten, oder eines lästigen Abtes durch Gift entledigten. Otto ließ daher in Rom ein strenges Gericht über die Schuldigen ergehen, und bestrafte unter Andern nicht weniger als dreizehn römische Große mit dem Strange. Doch bewies er sich zugleich großmüthig gegen den Pabst; denn er setzte ihn nicht blos wieder auf den päbstlichen Stuhl ein, sondern suchte auch diesem das verlorene Ansehen außerhalb Rom's dadurch wie-

der zu verschaffen, daß er ihm einige früher entrissene Besitzungen zurückgab.

Von dieser Zeit an verfolgte Otto weit aussehende, glänzende Plane. Er wollte nicht nur ganz Italien unterwerfen, die Ruhe daselbst fest begründen und die eingedrungenen Mohammedaner beschränken, sondern er faßte auch den Entschluß, vermittelst des Pabstes und der Griechen den eitlen Glanz des Kaiserthums in möglichst hohem Grade um sein Haus zu verbreiten. Aus diesem Grunde knüpfte er mit dem Beherrscher des byzantinischen Reiches eine Verbindung an, und warb für seinen jungen Sohn, Otto II., den er mit großem Gepränge nach Italien führen und vom Pabste zum Kaiser krönen ließ (967), um eine griechische Prinzessin. Doch leitete ihn dabei außer der Eitelkeit, von einem Kaiser als Kaiser anerkannt zu werden, wohl auch der Wunsch, das damals für den Handel so sehr wichtige Unteritalien ganz zu besitzen. Auf diese Weise ward durch Otto den Großen zwischen der deutschen Nation und den unzuverlässigen Griechen ein Verkehr hergestellt, der seit Basilius dem Macedonier ganz aufgehört hatte. Das wackere Sachsenvolk, welchem Otto seine Plane und den Glanz, der nun aus Süden und Osten über sie strömen sollte, in einem besonderen Schreiben kund that, vernahm die Botschaft mit lautem Jubel; denn es ahnte nicht, daß aus Italien und Griechenland, wie aus der Büchse der Pandora, unsägliche Uebel über die deutschen Völker kommen würden. Die neue Verbindung hatte nämlich zwar den äußeren Nutzen, daß sie einen Handelsverkehr zwischen Deutschland und Griechenland hervorrief; sie wirkte aber dagegen um so verderblicher auf den Geist und die Sitten der Deutschen. Sie gab die Veranlassung, daß die Deutschen zu der Umständlichkeit und Weitläufigkeit im Verhandeln, die in ihrem Charakter und in ihren Verwaltungsformen gegründet waren, späterhin auch noch armseligen Prunk und ängstliche Hofsitten annahmen, obgleich Beides ihrem Wesen ganz fremd war. Auch auf die deutsche Sprache übten die glänzenden Plane, die Otto seit seinem dritten Zuge nach Italien verfolgte, einen bedeutenden Einfluß aus; denn in Folge des Verhältnisses, in welches Otto und seine Nachfolger zu diesem Lande und zum byzantinischen Reiche kamen, drang seit der Zeit Römisches und Griechisches in unsere Sprache ein. Endlich

trug Otto durch den nämlichen Schritt nicht wenig zur Befestigung jenes weiblichen Einflusses im Staate bei, der in der Natur der Deutschen gegründet war, und schon von Tacitus als ein Haupt-Charakterzug unserer Nation angegeben wird. Unter ihm, wie unter seinem Sohne und Enkel, spielten die Frauen der königlichen Familie, seine Mutter Mathilde, seine Gemahlin Adelheid, die Gemahlin seines Sohnes, Theophano oder Theophania, seine Tochter Mathilde und seine Nichte Gerberga eine sehr bedeutende Rolle; und da von diesen Frauen Eine (Adelheid) eine Italiänerin, eine Andere (Theophania) eine Griechin war, so konnten die fremden Sitten und Gewohnheiten, welche damals dem ächt deutschen Wesen Eintrag thaten, um so leichter in den königlichen Hof und von diesem aus in die Nation eindringen.

10. Das byzantinische Reich von Basilius dem Macedonier an bis zur Zeit Otto's des Großen.

Um Otto's und seiner Nachkommen Plane und die Verhältnisse der Deutschen zu Italien richtig zu verstehen, ist es nöthig, hier die Geschichte der in Constantinopel regierenden Kaiser einzuschieben, weil diese seit Otto's I. Zeit mit den deutschen Königen in eine sehr nahe Berührung kamen. Dies ist um so mehr nöthig, da die Schicksale und Verhältnisse des griechischen Reiches und seiner Bewohner auch in anderer Hinsicht einen großen Einfluß auf den Gang der Dinge überhaupt ausübten. Die Griechen wurden nämlich damals den Bewohnern des Abendlandes immer mehr entfremdet; das Ansehen, welches den römischen Päbsten und dem von ihnen begünstigten lateinischen Cultus eingeräumt ward, erbitterte den griechischen Patriarchen und das Volk, und die seit dem zehnten Jahrhundert in zwei Theile getrennte Christenheit betrachtete sich nicht mehr als eine und dieselbe Gemeinde. Dies bahnte nicht nur den Mohammedanern den Weg bis zu den beiden Hauptsitzen des Christenthums, sondern es trug auch nicht wenig zur Vermehrung des Ansehens der Päbste bei. Die Letzteren würden, wenn die Verbindung zwischen dem Westen und Osten fortgedauert hätte, gewiß nicht ihre später so groß gewordene Macht erlangt oder behauptet haben, weil dann die gebildete und schlaue griechische Geistlichkeit und ihr Kaiser, der sich vor dem römischen Bann-

strahl nicht zu fürchten brauchte, die Schaalen mehr gleich gehalten haben würden. Die Päbste erkannten dies vielleicht selbst, und waren daher nicht gerade eifrig um die Herstellung und Erhaltung der Einigkeit bemüht, so gern sie auch griechische Flotten gehabt hätten, um die arabischen Seeräuber von Italien abzuwehren.

Basilius der Macedonier ward, obgleich er auf eine nicht eben rühmliche Weise zum Besitze des byzantinischen Thrones gelangt war (s. S. 16 f.), ein Wohlthäter seines Volkes. Er vernichtete den Staat der Paulicianischen Ketzersecte (s. S. 14), machte seinen Namen bei den Arabern, wie bei den barbarischen Völkern im Norden gefürchtet, entriß den Ersteren die dalmatische Küste wieder, und behauptete die griechische Schutzherrschaft über Venedig und Ragusa. Mehr als alles dies aber gereicht ihm sein Verfahren im Inneren des Reiches zur Ehre. Er wußte durch große Sparsamkeit dem Bedürfnisse des Staates zu genügen, ohne die Unterthanen zu bedrücken, und sorgte doch zugleich dadurch, daß er mehr als irgend ein anderer Kaiser baute, für die arbeitende Klasse und für die Künste. Auch sein Versuch, die überlieferte und mit sich selbst, wie mit den Verhältnissen in Widerspruch gerathene römische Rechtsgelehrsamkeit neu zu begründen, zeigt einen denkenden, der Krone würdigen Regenten, obgleich die Sache nur als eine schöne Idee anzusehen ist, die im griechischen Reiche schwerlich mehr ausführbar war. Übrigens erkennt man die unglückliche Lage eines griechischen Kaisers recht deutlich daran, daß selbst ein so milder und gerechter Fürst zweimal von sehr gefährlichen Verschwörungen bedroht wurde. Merkwürdig aber ist dabei die offene und durchaus rechtliche Art, wie Basilius bei der Untersuchung und Bestrafung derselben verfuhr, da man im griechischen Reiche bei solchen Verbrechen sonst über alle Formen hinwegging.

Basilius starb im Jahre 886. Sein Sohn, Leo VI. mit dem Beinamen des Weisen, hatte kaum den Thron bestiegen, als der Streit mit dem Oberhaupte der griechischen Kirche von neuem begann. Leo ließ nämlich sogleich den Geistlichen Santabarenus, der unter Basil's Regierung eine Kabale gegen ihn angesponnen hatte, zur Rechenschaft ziehen, und verwickelte auch den Patriarchen Photius in diesen Proceß. Die Untersuchung gegen beide Geistliche endete jedoch zum Nachtheil des Kaisers; denn diese ab-

gefeimt schlauen Männer wußten sich, auf ihr geistliches Recht gestützt, so gut aus der Sache zu ziehen, daß der Kaiser als Verfolger, sie selbst aber als Verfolgte erschienen. Leo ließ, als er auf gesetzliche Weise seinen Zweck nicht erreichen konnte, Santabarenus blenden und in die Verbannung abführen; gegen den Patriarchen aber bewog er die Geistlichkeit zu einem abscheulichen Spruche. Obgleich nämlich Photius des Vergehens, wegen dessen er damals vor Gericht stand, keineswegs schuldig war, so verurtheilten ihn doch die Geistlichen zur Absetzung; ja, sie tauchten sogar die Feder, mit welcher sie die gegen ihn ausgesprochene Verdammungs-Acte unterzeichnet hatten, in denselben Abendmahlskelch, der nach ihrer Lehre ein Kelch der Sühne, kein Werkzeug der Verdammniß sein sollte. Wer schaudert nicht über den Zustand eines Landes, in welchem Religion und Moral durch die Diener der Kirche selbst öffentlich mit Füßen getreten wurden, und die Absetzung eines Geistlichen die größte Reichsangelegenheit war? Übrigens starb Photius wenige Jahre nachher in einem Kloster.

Der Kaiser Leo gerieth später seiner Ausschweifungen in der Liebe wegen in einen gefährlichen Zwist mit den Häuptern der Geistlichkeit; doch lag der eigentliche Grund davon nicht sowohl in seinen moralischen Vergehungen, als vielmehr in seiner fortgesetzten Verletzung der Menschensatzungen, welche bei den Griechen den Namen der Religion trugen. Überhaupt war die Schwäche, mit der er den Reizungen der Sinnlichkeit Gehör schenkte, und ohne Rücksicht auf öffentliches Ärgerniß seinen vielen Liebschaften nachhing, der Hauptfehler dieses Kaisers. Außerdem fehlte es ihm nicht nur an den einem byzantinischen Kaiser nöthigen kriegerischen Talenten, sondern er gab sich auch zu viel mit Bücherschreiben ab, so daß er darüber manche wichtige Dinge Jahre lang vernachlässigte. Ungeachtet aller dieser Fehler stand es indessen unter ihm nicht durchaus schlecht mit dem Reiche, weil er sparsam und friedfertig war, und dadurch, sowie durch sein sorgsames und ämsiges Studium, manches Gute hervorrief. Seine Schriften, unter denen ein Werk über die Taktik am berühmtesten geworden ist, waren freilich unnütz und zum Theil sogar dem Gegenstande wie der Behandlungsweise nach für einen Kaiser lächerlich; allein man erkennt doch aus dem Zustande der Wissenschaft und aus der

Sprache der nächsten Zeit, daß Leo durch seine Aufmerksamkeit auf geistige Dinge manche gute Anregung gab. Ebenso verhält es sich mit dem, was er für die Gesetzgebung und für die Rechtswissenschaft that. Er vollendete die von seinem Vater begonnene Sammlung der alten römischen Gesetze, und ließ einen Inbegriff derselben, so weit sie zu seiner Zeit bei den Gerichten des Reiches noch gültig waren, in griechischer Sprache abfassen. Dies war, obgleich es keinen großen praktischen Nutzen hatte, nicht nur an und für sich selbst rühmlich, sondern der Kaiser wirkte dadurch auch sehr wohlthätig auf den Geist seiner Unterthanen ein, welche damals schon durch viele Slaven und andere Stämme, die sich hie und da im Lande angesiedelt hatten, ungriechisch geworden waren. Die von ihm veranstaltete Gesetzsammlung oder, wie sie von den Juristen genannt wird, seine Basiliken galten nämlich zwar, gleich seinen neuen Verordnungen, nur bis zu seinem Tode, und sind auch, vom Standpunkte der Gesetzgebung aus betrachtet, ohne Werth; ja, sie gewähren sogar für die Erklärung der römischen Gesetze keinen Nutzen, weil Leo bei dem Aufsuchen der Gründe weder den Einfluß der historischen Entwickelung, noch auch den Geist der großen Männer, von welchen die Gesetze ausgegangen sind, ahnete. Nichtsdestoweniger hatten aber seine Bemühungen den Erfolg, daß dadurch das Rechtsstudium, das vor Basilius ganz danieder gelegen hatte, von neuem geweckt wurde, und wenn er auch das Alte, das er verbessern wollte, durch seine Änderungen verschlimmerte, so schadete er doch dadurch nicht dem Reiche, sondern vielmehr nur sich selbst.

Überhaupt waren seine Absichten und Plane nie durchaus schlecht; seine unordentliche Leidenschaft aber und seine zu große Liebhaberei an gelehrten Beschäftigungen hinderten ihn, über die Ausführung derselben selbst zu wachen. Aus diesem Grunde hatten auch fast alle seine auswärtigen Unternehmungen einen schimpflichen Ausgang. Nur in Italien wurden die Waffen der Griechen vom Schicksal begünstigt: die Herzöge von Benevent mußten auf einige Jahre griechische Besatzung in ihre Stadt aufnehmen (s. oben. S. 31), und Venedig erkannte aufs neue das Schutzrecht des byzantinischen Kaisers an. Einen Beweis seiner Einsicht in die wahre Staatsklugheit gab Leo dadurch, daß er eine Colonie

nach Unteritalien führen ließ, um die durch ewige Kriege verwüſteten Länder wieder nutzbar zu machen. In Sicilien dagegen machten die Aglabiten gerade zu Leo's Zeit reißende Fortſchritte (ſ. Th. V. S. 135). Ebenſo unglücklich waren Leo's Truppen und Flotten im Kampfe mit den Bulgaren, mit den Ruſſen und mit den arabiſchen Seeräubern, welche in allen Theilen des Mittelmeers umherſchwärmten. Die Bulgaren waren damals nicht mehr von dem wilden, kriegeriſchen Geiſte ihrer Vorfahren beſeelt, ſondern ſie hatten ſich dem Handel ergeben, und waren durch dieſen milder und weichlicher geworden. Sie betrieben nämlich den Verkehr des Südens und Oſtens mit dem fernen Norden, der durch ihr Land ging. Auch war dieſer Handel die Urſache ihrer Streitigkeiten mit Leo; denn der Kaiſer verlegte, um eine neu geſtiftete griechiſche Handelsgeſellſchaft zu unterſtützen, ohne Rückſicht auf die geſchloſſenen Verträge den Markt der Bulgaren von Conſtantinopel, dem Hauptſitze des Welthandels jener Zeit, nach Theſſalonich, wo die Einkäufe ſchwieriger und die Zollbedrückungen größer waren. Der bulgariſche König Simeon erneuerte hierauf ſeine verheerenden Einfälle in das griechiſche Gebiet (888). Leo rief zwar die raubgierigen Madſcharen gegen die Bulgaren herbei, ſah ſich aber deſſen ungeachtet durch die Verwüſtungen der Letzteren bald genöthigt, einen Frieden zu ſchließen, deſſen Bedingungen die Feinde vorſchrieben.

Auch der Beherrſcher des ruſſiſchen Reiches, das ſich nicht lange vorher in Kiew gebildet hatte, Oleg, ſoll einen Kriegszug gegen Leo unternommen und ſogar auf Conſtantinopel ſelbſt einen Angriff gemacht haben, den der griechiſche Kaiſer mit großen Summen abkaufte; man kann jedoch den ruſſiſchen Annalen, die ſich darüber ſehr ausführlich verbreiten, nicht ganz trauen. Wie es ſich aber auch damit verhalten mag, ſo geht doch ſoviel aus jenen Angaben hervor, daß eine ſehr ſtarke Handelsverbindung zwiſchen den Ruſſen und Griechen beſtand, und daß die Letzteren ſchwach genug waren, ſich von einem Feinde, den ſie hätten vernichten ſollen, ſchimpfliche Verpflichtungen auflegen zu laſſen. Was übrigens dieſes neu auftretende Volk der Ruſſen betrifft, ſo iſt die beſondere Geſchichte desſelben im Mittelalter für die allgemeine Geſchichte von keiner großen Bedeutung, weil es anfangs nur ſehr wenig Einfluß auf den Gang der Weltgeſchichte hatte. Gewiß

PARSONS LIBRARY
University of
MICHIGAN

scheint zu sein, daß den slavischen Elementen des im neunten Jahrhundert zum ersten Mal erwähnten Volks der Russen skandinavische beigemischt waren; wenigstens hängt die Entstehung des russischen Reichs mit den bekannten Raubfahrten jener skandinavischen Abenteurer zusammen, welche ebenso in das östliche, wie in das westliche Europa eindrangen und dort den Namen Waräger führten. Diese kühnen Kriegsmänner eroberten um das Jahr 860 das zwischen der Düna, der Ocka und dem weißen Meer gelegene Land, und vereinigten sich mit den slavischen Bewohnern desselben zu einem mächtigen Volke, das sich den Namen Russen gab. Sie breiteten sich dann an dem Dniepr herab auch nach Süden hin aus, von wo sie das griechische Reich und dessen Hauptstadt bedrohten. Auf diese Weise waren anfangs zwei russische Staaten entstanden, von welchen der eine in Nowgorod, der andere in Kiew seinen Mittelpunkt hatte. Der erste Großfürst oder Beherrscher von Nowgorod war Rurik, einer der Hauptanführer der eingedrungenen Waräger, dessen Regierungszeit man in die Jahre 862 bis 879 zu verlegen pflegt. Rurik hinterließ einen minderjährigen Sohn, Igor, an dessen Stelle Oleg als vormundschaftlicher Regent die Leitung des Volkes übernahm und bis zu seinem Tode (912) behielt. Oleg unterwarf auch den zweiten russischen Staat, verlegte den Sitz der Regierung nach Kiew (892), machte 907 den erwähnten Zug gegen Constantinopel, und schloß, was weniger zweifelhaft ist, als dieser Zug, kurz vor Leo's Tode einen Handelsvertrag mit den Griechen. Sein Mündel und Nachfolger, Igor, herrschte bis 945, und hinterließ einen minderjährigen Sohn, an dessen Stelle bis zum Jahre 964 Oleg's Gemahlin, Olga, regierte, deren bereits in der Geschichte des deutschen Königs Otto I. gedacht worden ist (s. oben S. 86).

Wichtiger, als die Berührungen Leo's mit den Russen, waren seine Händel mit den arabischen Seeräubern, weil diese auf alle Verhältnisse des Reiches Einfluß hatten. Leo vernachlässigte auf eine unbegreifliche Weise das Seewesen, das er bei der Lage seines Reiches, bei der großen Zahl von Inseln und holzreichen Gegenden desselben und bei seiner Verbindung mit Dalmatien und Venedig doch so leicht hätte aufrecht erhalten können. Die Seeräuber wurden daher im östlichen Theile des Mittelmeeres immer mächt-

iger, und obgleich der Kaiser einige Male Flotten gegen sie ausschickte, so richteten diese doch nichts aus. Die Feinde besetzten Lemnos und mehrere andere Inseln, von welchen aus sie dann ihre Räubereien noch besser betreiben konnten; sie drangen bis vor Constantinopel, plünderten den Hellespont und das Marmora-Meer, und bemächtigten sich endlich sogar der Stadt Thessalonich, die an Reichthum und Glanz im europäischen Theile des Reiches nur der Hauptstadt selbst nachstand (904). Die Barbaren hausten in der eroberten Stadt aufs grausamste, metzelten alle Einwohner, welche nicht als Sklaven zu gebrauchen waren, nieder, und würden Thessalonich dem Erdboden gleichgemacht haben, wenn nicht ein griechischer Feldherr durch eine Summe von hundertfünfzig Pfund Gold die Stadt losgekauft hätte.

Während die auswärtigen Angelegenheiten des Reiches im schlimmsten Zustande waren, mehrten sich an Leo's Hofe die Kabalen so sehr, daß man darüber ganze Bücher schreiben könnte; denn die Gunst des Kaisers ward ebenso leicht verscherzt, als er sie leicht gewährte. Besonders zeichnete sich einer seiner Günstlinge, Samonas, durch Verschmitztheit und Ränkesucht aus; diese Kabalen scheinen uns aber hier keiner Erwähnung werth. Wir übergehen auch die öfteren Verschwörungen gegen den Kaiser, nicht blos weil sie geringe historische Wichtigkeit haben, sondern auch weil sie in der byzantinischen Geschichte etwas Alltägliches waren. Auch der Liebschaften und Ehegeschichten Leo's würden wir nicht gedenken, wenn er nicht durch dieselben mit seinen Geistlichen in Streit gerathen wäre, und in Folge davon versucht hätte, die Verbindung der griechischen Kirche mit der römischen wieder herzustellen. Die älteren griechischen Gesetze erlaubten zwar, nach dem Tode der ersten Frau eine zweite und sogar eine dritte Ehe einzugehen, allein der herrschenden Ansicht nach war dies eine Sünde, die Kirche bestrafte es mit einer langen Ausschließung vom Abendmahl, und Leo selbst hatte zuerst auch durch ein bürgerliches Gesetz die dritte Heirath verboten. Nichts desto weniger heirathete er nach dem Tode seiner ersten Gemahlin eine Geliebte, mit welcher er schon bei Lebzeiten seiner Gemahlin öffentlich Umgang gepflogen hatte; ja, er schloß später nach einander noch mit einer dritten und vierten eine förmliche Ehe. Schon bei seiner

zweiten Heirath hatte er sich gefallen lassen müssen, daß der Geistliche, der die Trauung vollzogen hatte, abgesetzt wurde. Als er aber eine vierte Ehe schließen wollte, suchte dies der Patriarch Nikolaus mit allen geistlichen Waffen zu verhindern. Der Kaiser konnte nicht allein die kirchliche Einsegnung dieser Ehe auf keine Weise erlangen, sondern er mußte sich auch entehrenden Kirchenstrafen unterwerfen. Nichts desto weniger lebte er mit seiner Geliebten, Zoë, wie mit einer rechtmäßigen Gemahlin, und Samonas, der in allen Ränken eines orientalischen Hofes erfahren war und damals in Leo's Gunst kam, wußte ihm aus der Verlegenheit zu helfen, indem er die Sache zugleich sehr geschickt benutzte, um sich selbst immer mehr emporzuarbeiten. Auf seinen Rath knüpfte Leo Unterhandlungen mit dem römischen Pabste an, der nach den Grundsätzen seiner Kirche eine solche Ehe nicht unerlaubt fand, sondern vielmehr förmlich billigte. Mit Hülfe desselben Samonas setzte Leo endlich den Patriarchen ab, und erhob einen anderen Geistlichen an seine Stelle. Der neue Patriarch nahm den Kaiser wieder in die Kirchengemeinschaft auf, und krönte sogar den Sohn, welchen Zoë ihm geboren hatte, Constantin V., als Mitregenten (911). Die Sache schien für das Reich die wichtige Folge zu haben, daß die Verbindung der abendländischen und morgenländischen Kirche wieder hergestellt werden, und das Oberhaupt der Ersteren aufs neue einen Einfluß in Constantinopel erhalten würde; allein es ging gerade umgekehrt. Nikolaus war ein eifriger Anhänger der Grundsätze des Photius (s. S. 16.), sein Sturz war also auch ein Angriff auf diese, und mußte die griechische Welt nur noch mehr gegen den römischen Pabst aufreizen. Überdies fühlte der schwache und grübelnde Kaiser auf dem Todbette Gewissensangst, setzte den vertriebenen Patriarchen wieder ein, und rief dadurch aufs neue Zwietracht zwischen beiden Kirchen hervor. Nikolaus verdammte und verfluchte nämlich gleich nach Leo's Tode das Verfahren seines Vorgängers, und forderte den Pabst Johann X. auf, dasselbe zu thun; so schlecht aber dieser auch als Mensch sein mochte, so viel er sich auch in der Eigenschaft eines Herrn von Rom hätte erlauben dürfen, so konnte er doch als Pabst, umgeben von dem Rathe der ersten Geistlichen und von den größten Gelehrten seiner Zeit, sich zu einem solchen Schritt unmöglich

entschließen. Er widerstand daher dem dringenden Verlangen des Patriarchen, und die Verbindung zwischen den beiden Hauptkirchen des Christenthums wurde von neuem zerrissen.

Leo starb im Jahre 912. Er hatte zwar seinen Sohn Constantin zum Mitregenten ernannt, konnte aber unmöglich seinen Bruder Alexander, der von seinem Vater ihm selbst zur Seite gesetzt worden war, von der Nachfolge ausschließen, da Constantin erst sieben Jahre alt war. Alexander bestieg daher bei Leo's Tode den Thron. Er hatte sich von jeher durch nichts als durch gemeine Ausschweifungen und durch freche Verhöhnung des Volksglaubens ausgezeichnet, und gab als Kaiser bald aller Welt zu erkennen, daß ein ruhiger und pedantischer Mann, wie Leo, mit allen Fehlern weichlicher Seelen für den griechischen Staat ein weit besserer Herrscher sei, als ein Religionsspötter und Freund roher Lustbarkeiten. Er überließ die Regierung seinen elenden Lieblingen, die sie schlecht genug führten, so daß Bulgaren und Araber ungestraft im Lande raubten. Zum Glück starb er schon nach einem Jahre (913). Ihm folgte ohne Widerspruch der junge Constantin V., welcher, gleich anderen während der Herrschaft ihrer Väter geborenen griechischen Kaisern, in der Geschichte den Beinamen Porphyrogenitus (d. i. der in Purpur Geborene) führte. Man setzte ihm eine vormundschaftliche Regentschaft zur Seite, unter deren Mitgliedern der Patriarch Nikolaus und ein Rechtsgelehrter die vornehmsten waren, und traf sogleich die nöthigen Maßregeln, um seine Mutter Zoë von ihm entfernt zu halten. Der junge Kaiser bestand bald nachher auf der Rückkehr seiner Mutter, und Nikolaus, der ihr Feind gewesen war und blieb, mußte ihr seinen Platz einräumen. Zoë brachte ihre Brüder und andere Leute ohne Fähigkeit und Verdienst mit sich, und die Generale, die schon seit langer Zeit die Hauptrolle im Reiche gespielt hatten, sahen mit Unwillen Weiber, Höflinge und Rechtsgelehrte an der Spitze der Regierung. Der Patriarch Nikolaus schürte das Feuer tüchtig an, und zwei der vornehmsten von jenen Kriegsbefehlshabern, Constantin Dukas und Romanus Lekapenus, versuchten nach einander, der schimpflichen Herrschaft ein Ende zu machen. Der Erstere nahm seine Maßregeln zu schlecht, scheiterte daher in seinem Unternehmen, und

stürzte alle seine Anhänger mit sich in das Verderben. Der Andere dagegen erreichte durch geschickte Benutzung der Umstände seinen Zweck. Doch ist der Hergang der Sache nicht ganz klar, weil uns der Faden der Ariadne fehlt, um durch das Labyrinth der byzantinischen Hofränke, welche ebenso versteckt, boshaft und verworren waren, als die eines asiatischen Serails, hindurchdringen zu können. Genug, Romanus, welcher die Flotte des schwarzen Meeres befehligte, ward 919 in Folge einer Hofkabale bewogen, nach Constantinopel zu reisen, trat hier als Schützer des Kaisers auf, vermählte seine Tochter Helena mit demselben, und riß unter dem schon von Leo erfundenen Titel Kaiservater die Regierung an sich. Seine Gegner wurden überwältigt und grausam bestraft, des Kaisers Freunde aber, sowie dessen Mutter verbannt. Dann ließ Romanus zuerst sich selbst und hierauf auch seine drei älteren Söhne, Christophorus, Stephan und Constantin, zu Kaisern ausrufen, bewachte seinen Schwiegersohn wie einen Gefangenen im Palaste, nahm die erste Stelle in der Gesammtregierung ein, und verdrängte den Kaiser, dem er die zweite überließ, nur deshalb nicht ganz, weil häufige, immer grausam bestrafte Verschwörungen ihm zeigten, wie sehr die Nation sich schon wieder an die Erbfolge gewöhnt hatte.

Während das Reich durch Hofränke und innere Zwiste in Verwirrung gerathen war, und die Beherrscher desselben mit den Khalifen durch läppischen Prunk wetteiferten (s. Th. V. S. 164 f.), zog der Bulgaren-König Simeon den größten Vortheil aus dieser Lage der Dinge. Er brach den Frieden, und beraubte nicht nur die Gegenden von Constantinopel und Adrianopel, sondern drang auch unter entsetzlichen Verheerungen in die entfernteren Theile des eigentlichen Griechenlands, die doch so leicht zu decken gewesen wären. Vergebens verband man sich mit den Petschenären, welche damals ihren Wohnsitz bis in Moldau vorgeschoben hatten, und bewog sie, sich über die Donau in die Bulgarei übersetzen zu lassen; Eifersucht und Zwietracht der griechischen Generale verhinderten die Ausführung des Beschlossenen, die Petschenären kehrten wieder um, und die Bulgaren rieben gleich nachher ein griechisches Heer fast völlig auf, und streiften von neuem bis an die Thore von Constantinopel. Auch nachdem Romanus Kaiser

geworden war, behielten die Bulgaren einen großen Theil des Landes im Besitz, und erschienen oft in der Nähe der Hauptstadt; denn Romanus hatte von seiner niederen Geburt und Erziehung her nicht, wie Leo der Isaurier (s. S. 3.), Kraft und Thätigkeit mitgebracht, sondern einen schimpflichen Aberglauben, der, mit den verdorbensten Sitten vereinbar, ebenso sehr dem kräftigen Handeln, als der wahren Religiosität Eintrag thut. Er beschäftigte sich mit dem Bau von Kirchen und Hospitälern, ging fast blos mit Welt- und Kloster-Geistlichen um, spendete ihnen, so wie Züchtlingen und anderem Gesindel, reichliche Almosen, und ließ sich von groben Mönchen demüthig die ärgsten Grobheiten sagen, erschien aber als Kaiser nicht mehr an der Spitze des Heeres, in welchem er doch von Jugend auf gedient hatte, und gebrauchte mit einer einzigen Ausnahme seine geschicktesten Generale aus Argwohn entweder gar nicht, oder entfernte sie unter dem Vorwande von Verschwörungen. Es kann uns daher auch nicht wundern, daß die Bulgaren ihre Verwüstungen ungestört fortsetzten, während doch gleich nachher das kleine Volk der Kroaten sie ohne viele Mühe und Kunst besiegte. Die Niederträchtigkeit der Regenten machte, wie dies zu gehen pflegt, auch das Volk niederträchtiger und feiger. Generale und Admirale flohen wie um die Wette, gaben die Vertheidiger bedeutender Städte der Wuth der Räuber preis, und ließen die Werften und Gebäude rund um Constantinopel gleichgültig niederbrennen, und doch erzählen die Schriftsteller alles dies mit einer Ruhe und Kälte, als wenn ihre Nation dadurch nicht den mindesten Schimpf auf sich geladen habe. Endlich ward sogar ein Palast vor Constantinopel und bald darauf noch ein anderer verbrannt, eines der Hauptthore enge umlagert, und die Stadt mit der Erstürmung bedroht. Dies hätte doch endlich den Kaiser Romanus an die Spitze der Seinen bringen sollen; — aber nein! Er thut nichts zu ihrer Rettung, sondern geht, mit dem Gewande der heiligen Jungfrau wie mit einem schützenden Panzer bekleidet, zum Bulgaren-König hinaus und erbettelt einen Frieden. Damit man aber sehe, daß alle diese Schmach an den leitenden Personen, nicht an der Schwäche der Heere lag, so werfe man einen Blick auf die Unternehmungen gegen die Araber. In dem nämlichen Jahre, in welchem Con-

stantinopel von den Bulgaren am ärgsten bedrängt ward, erlitt der kühne Eroberer von Thessalonich eine schwere Niederlage von den Griechen; schon vorher waren die Truppen des Kaisers siegreich bis nach Mesopotamien vorgedrungen (s. Th. V. S. 164); Johann Kurkuas endlich, der einzige tüchtige Feldherr, welchen der argwöhnische Kaiser an der Spitze eines Heeres ließ, war mehr als zwei Jahrzehnte hindurch der Schrecken der Araber, und entriß ihnen große Landstriche am Euphrat und Tigris.

Im Jahre 927 starb der furchtbare Bulgaren-König Simeon, und da damals auch die Herrschaft des Romanus durch Unterdrückung vieler Empörungen fest gegründet worden war, so trat von dieser Zeit an eine bessere Ordnung der Dinge ein. Die Bulgaren baten, von ihren Nachbarn mit Krieg bedroht, um Frieden, und erhielten ihn. Die Ungarn, welche 934 in das Reich einbrachen, wurden zwar durch Geld zur Rückkehr bewogen, sie waren aber doch wenigstens vorher durch die Waffen geschreckt worden. Auch ein neuer Angriff der Russen unter Igor ward auf so rühmliche Weise zurückgeschlagen, daß wir schon aus diesem einzigen Ereignisse lernen könnten, wie viel innere Kraft ein gebildetes Volk sogar bei einer schlechten Regierung stets behält. Igor erschien 946 mit unzähligen kleinen Fahrzeugen am Eingange des Bosporus, und seine Schaaren hausten überall, wo sie landeten, mit kannibalischer Wuth gegen die Einwohner; die griechischen Generale Kurkuas, Theophanes und Bardas Phokas vernichteten aber fast alle russischen Schiffe sammt ihrer Bemannung. Dies machte die Barbaren vorsichtiger, es ward nachher ein Friedens- und Handelsvertrag mit ihnen geschlossen, sie räumten das für die Griechen und ihre Hauptstadt so wichtige Taurien ganz und gar, und huldigten sogar der christlichen Religion, welche seit der Zeit bedeutende Fortschritte unter den Russen machte. In Italien traten eines Theils die longobardischen Fürsten, welche im jetzigen Neapolitanischen herrschten, in nähere Verbindung mit dem griechischen Reiche, weil sie sich gern mit der eitelen Ehre des Patriciats bekleiden ließen, ohne zu bedenken, daß schon dies eine Abhängigkeit begründe. Anderes Theils schloß sich König Hugo (s. S. 62.) an die byzantinische Regierung enger an, verlobte 944 seine Tochter Bertha mit dem erst fünfjährigen Sohne

Conſtantin's, einem Enkel des Romanus, und ſchickte ſie nach Conſtantinopel, wo ſie jedoch ſchon nach wenigen Jahren ſtarb. Die fränkiſchen Begleiter Bertha's bildeten dort bei der Mutter ihres Bräutigams, Helena, einen Theil des Gefolges, und waren derſelben ſehr nützlich, da der älteſte von ihren Brüdern, Chriſtophorus, welcher ſchon vor vielen Jahren der Schwiegervater des Bulgaren-Fürſten Petrus geworden war, eine Schaar Bulgaren um ſich geſammelt, und dadurch ſich und ſeinen Brüdern ein größeres Gewicht verſchafft hatte. Conſtantin ward von dieſen ſogar auf die letzte Stelle unter den Kaiſern herabgedrängt. Ihm ſelbſt war das gleichgültig; er war zufrieden, wenn er ungeſtört Buchſtaben malen, Bücher ſammeln, Auszüge aus denſelben machen und ähnliche Beſchäftigungen treiben konnte; ſeine ehrgeizige Gemahlin aber ärgerte ſich nicht wenig, daß ſie bei allen öffentlichen Aufzügen demüthig zuletzt gehen mußte, und arbeitete ihren Brüdern bei dem Vater entgegen. Dieſer ließ ſich durch die Gewandtheit der Helena und durch die ruhige Natur ihres Gemahles bewegen, ihrem Sohne den erſten Rang zu ertheilen. Dadurch wurden die herrſchſüchtigen Söhne des Romanus beleidigt, vielleicht lebte ihnen aber auch der alte Mann zu lange; genug, ſie ließen ihn (944) plötzlich aufheben und nach einer kleinen Inſel bringen, wo er einige Jahre ſpäter ſtarb. Conſtantin würde das Schickſal ſeines Schwiegervaters getheilt haben, wenn ihn nicht die Zuneigung des Volkes und die fränkiſchen Begleiter der Bertha geſchützt hätten. Er ward gleich nachher, hauptſächlich wohl durch das Zureden ſeiner Gemahlin, dreiſter, und führte abſichtlich einen Rangſtreit mit ſeinen Schwägern herbei, bei welchem er ſie übermannen und gefangen nehmen ließ. Sie wurden auf zwei verſchiedene Inſeln gebracht, von wo ſie nicht wieder zurückkehrten, und Conſtantin regierte jetzt endlich allein (945).

Er hat nicht blos eine große Zahl von gelehrten, meiſt aus älteren Schriften zuſammengetragenen Werken geſchrieben, ſondern er war auch ein Mann, der, durch Unglück und Studium gebildet, das Beſte wollte und oft auch erreichte. Er ſorgte unabläſſig für Wiſſenſchaft, Kunſt und Betriebſamkeit, und hat das Verdienſt, daß ein großer Theil des Lichtes, das ſeit Otto's des Großen Zeit im Abendlande zu leuchten begann, von ihm angezündet war,

da er manche der Gelehrten bildete, welche entweder mit seiner Enkelin, der Gemahlin Otto's II., nach Deutschland kamen oder später dahin berufen wurden. Dies ist die glänzende Außenseite von Constantin's Wesen und Regierung; sie bedeckte aber ein mangelhaftes Innere. Unter dem Schimmer der Gelehrsamkeit verbarg sich ein kleinlicher Geist und eine große Charakterschwäche. Constantin liebte die Freuden der Tafel und des Weines, ließ sich leicht zum Jähzorn und zur Härte hinreißen, war zu nichts weniger als zum Herrscher erzogen, und übersah als bloßer Pedant oft das Große, um das Kleine nicht zu versäumen. Doch trat er in freundliche Verbindung mit entfernten Völkern und Fürsten, die ihm gegen seine nahen Feinde Nutzen gewähren konnten. Wenn auch sein Verkehr mit dem mächtigen Beherrscher von Spanien weniger den Vortheil, als den Glanz beider Fürsten zum Zweck hatte (s. Th. V. S. 120 u. 121), so gewährte dagegen seine Verbindung mit den Russen dem Reiche einen wirklichen Nutzen, und bei seinem Verhältnisse zu Otto dem Großen und zu Berengar II. war wenigstens die größere Ehre auf Seiten des griechischen Kaisers. Die Großfürstin Olga von Rußland suchte, um ein benachbartes Volk züchtigen zu können, Frieden mit den Griechen, und ließ sich 957 in Constantinopel taufen; mag dies nun vielleicht auch nicht aufrichtig gemeint gewesen sein, so entsprang doch daraus eine freundliche Verbindung ihres Volkes mit den Griechen, welche wenigstens für den Handel von Constantinopel sehr vortheilhaft war. Im südlichen Italien wie in Asien waren damals die Verhältnisse den Griechen sehr günstig, weil hier wie dort die Herrschaft schwankte und steter Streit um dieselbe war; Constantin's Truppen errangen daher nach beiden Seiten hin bedeutende Vortheile. Dies war für Otto den Großen ein Grund mehr, seinen Sohn mit einer griechischen Prinzessin zu vermählen, da er hoffen konnte, mit derselben auch die Abtretung der griechischen Rechte auf Italien zu erlangen. Constantin hätte vielleicht auch kein Bedenken getragen, dem mächtigen deutschen Fürsten die Hand seiner Enkelin zu geben; aber er war längst nicht mehr, als diese Werbung erging.

Sein junger Sohn, Romanus II., der das Reich erbte (959), dachte nur an Zerstreuungen. Die Regierungsgeschäfte leiteten

seine Gemahlin Theophano, eine Frau von niedriger Herkunft, aber von kräftiger Natur, und der ränkevolle Höfling Josephus. Unter ihm erhoben sich die beiden Söhne des Bardas Phokas, der unter Constantin General des Ostens gewesen war, Nikephorus Phokas und Leo Phokas, durch ihre glücklichen Kriege mit den Mohammedanern zu großem Ansehen, und verschafften den griechischen Waffen einen solchen Ruhm, daß man in Rücksicht ihrer Thaten die Regierung des jüngeren Romanus die rühmlichste seit Leo dem Isaurier nennen könnte. Sie eroberten 961 dem Reiche die wichtige Insel Kreta wieder, zerstörten das dort angelegte Räubernest, und erfochten eine Reihe von Siegen über die Hamadaniden in Mesopotamien und Syrien (s. Th. V. S. 167). Aleppo und sechzig andere Städte wurden durch Nikephorus und Leo Phokas eingenommen, und die Schatzkammer des Reichs mit den ungeheueren Schätzen gefüllt, welche die beiden Brüder in Syrien und auf Kreta erbeutet hatten.

Als Romanus im März des Jahres 963 starb, übernahm Theophano die vormundschaftliche Regierung im Namen ihrer beiden Kinder, Basilius II. und Constantin VI. Doch erhielt sie den Einfluß nicht, den sie sich wünschte, da Josephus und die zuletzt wieder zu Ansehen gelangte Aristokratie des Senats ihr entgegen arbeiteten. Sie suchte daher ihren Zweck durch den General Nikephorus zu erreichen, mit dem sie sogar schon vor ihres Gemahles Tod in Verbindung getreten sein soll. Vergebens widersetzte sich Josephus ihrem Bestreben, Nikephorus zur Würde eines Generals des Ostens, der bedeutendsten Stelle des Reiches, erheben zu lassen; der Patriarch Polyeuktes, ein Feind des regierenden Kaiserhauses, unterstützte die Bemühungen der Theophano, und Nikephorus ward schon einen Monat nach Romanus Tode in jene Stelle eingesetzt. Er eilte in die Hauptstadt, feierte daselbst einen Triumph, kehrte aber sogleich wieder in den Osten zurück, um sich mit Hülfe seiner Soldaten den Thron selbst zu erobern. Er gewann Tzimiskes, den größten General seiner Zeit, und ward von dem Heere schon im Juli 963 zum Kaiser ausgerufen. Man konnte ihm daher in Constantinopel, wo er im August ankam, die Krönung nicht versagen. Er vermählte sich mit der verwittweten Kaiserin, erhob seinen alten Vater zum Cäsar, und um-

gab sich überhaupt mit seinen Verwandten. Auch als Kaiser wußte er den kriegerischen Ruhm zu behaupten, den er und sein Bruder schon seit längerer Zeit errungen hatten. Mit fast ununterbrochenem Glück fochten seine Truppen gegen die Mohammedaner in Asien. In Sicilien mißglückte zwar eine Unternehmung, welche sein Admiral Niketas machte; allein Nikephorus stand bei den Fatimiden, zu deren Reich die Insel damals gehörte, und gegen welche seine Vorgänger sich zur Tributzahlung herabgelassen hatten, in solcher Achtung, daß diese stolzen Fürsten ihm die gemachten Gefangenen ohne Lösegeld zurückschickten. Die Bulgaren endlich, welche das herkömmliche Ehrengeschenk von ihm verlangten, wies er mit harten Worten zurück, und erkaufte dann, um Barbaren durch Barbaren zu bekämpfen, den russischen Fürsten Swätoslav, einen Sohn der Olga, durch Geld, daß er gegen sie ins Feld zog. Von einem Kaiser, der so unternehmend und kräftig war, wird es uns nicht verwundern, daß er auch dem deutschen Könige Otto einen würdigen Ernst entgegensetzte.

11. Geschichte des deutschen und griechischen Reiches zur Zeit der Ottone.

Während Otto der Große auf seinem dritten italiänischen Zuge in Ravenna verweilte, ward er von einer Ehrengesandtschaft des Kaisers Nikephorus begrüßt, die ihn in dem Gedanken bestärkte, durch Verheirathung seines Sohnes mit einer griechischen Prinzessin seinem Hause sowohl die Anerkennung des Kaisertitels durch den byzantinischen Hof, als auch einen Rechtsanspruch auf das untere Italien zu erwerben. Er beleidigte aber die Griechen zu derselben Zeit, wo er ihre Freundschaft suchte, da er den Fürsten Pandulf von Capua und Benevent, der in Unteritalien auf Kosten der Griechen eine furchtbare Macht gründete, unterstützte, und sogar, während er über Frieden und Freundschaft unterhandelte, seine Truppen gegen die Griechen fechten ließ. Wie wäre unter diesen Umständen bei einem Fürsten von Nikephorus Charakter eine freundliche Aufnahme der angetragenen Verbindung zu erwarten gewesen! Otto scheint aber auch für die zwei Gesandtschaften, die er an Nikephorus schickte, nicht die passendsten Männer gewählt zu haben. Dies geht daraus hervor, daß er den elenden Geschicht-

schreiber Luitprand an die Spitze der zweiten Gesandtschaft stellte. Luitprand hatte zwar den Vorzug, mit der griechischen Sprache und Hofsitte vertraut zu sein, war aber zu aufgeblasen und eitel, um ein solches Geschäft auf würdige Weise führen zu können. Dies zeigt der Gesandtschaftsbericht, den er an Otto machte, am deutlichsten. Seine possenhafte Beschreibung von des Nikephorus Person, die doch durchaus nichts zur Sache that, von dessen Vernachlässigung des Äußeren, die einem tapferen, im Lager aufgewachsenen Manne wohl ziemte, und von der ihn sogar ehrenden Entfernung alles leeren Gepränges ist ebenso verächtlich, als seine Lobpreisung des deutschen Kaisers auf Unkosten des griechischen eine plumpe Schmeichelei ist, welche jedem Anderen, als einem Halbbarbaren, Widerwillen gegen den elenden Speichellecker hätte erregen müssen. Überdies mußte Luitprand dem Kaiser Nikephorus verdächtig sein, da er ehemals für Berengar II. eine Gesandtschaft an den griechischen Hof übernommen hatte und sich jetzt von dessen Feind gebrauchen ließ. Es ist daher kein Wunder, daß der Kaiser noch während der Anwesenheit Luitprand's den Abgeordneten Adelbert's, des Sohnes von Berengar II., ein freundliches Gehör gab, und dagegen den Gesandten des westlichen Kaisers solche Bedingungen machte, daß dieser sie für eine spöttische Ablehnung seines ganzen Antrags nehmen mußte. Als die Unterhandlungen abgebrochen waren (968), mußte die Entscheidung über den Besitz von Italien natürlich durch das Schwert gesucht werden, und mit diesem würde Otto den Knoten zerhauen haben, wenn er mehr deutsche Vasallen bei seinem Heere gehabt hätte, da Nikephorus nur sehr wenige und schlechte Leute nach Italien schickte, während er selbst mit den besten Truppen nach Syrien gezogen war. Allein die Italiäner, welche den größten Theil des deutschen Heeres ausmachten, konnten und wollten die Sache nicht zu Ende führen, Otto hatte außerdem keine Flotte und mußte also Seestädte von der Landseite her angreifen; seine Truppen erfochten daher nur unbedeutende Vortheile.

Zum Glück für Otto's Plan änderte sich im folgenden Jahre mit dem gewaltsamen Tode des Nikephorus die Politik des byzantinischen Hofes völlig um. Nikephorus hatte den trefflichen General Tzimiskes, dem er eigentlich allein die Krone verdankte, auf

Antrieb ſeines Bruders vom Oberbefehl des Heeres entfernt, und dadurch einen großen Theil der Soldaten beleidigt. Seine Strenge und Einfachheit hatte die Hofleute gegen ihn aufgebracht. Das Volk fühlte ſich durch ſeine ſteten Kriege gedrückt. Die Geiſtlichkeit war gereizt, weil er ſich nicht nur die Beſetzung der Bisthümer angemaßt hatte, ſondern auch zu verhindern ſuchte, daß künftig noch mehr Güter durch Vermächtniſſe an die Kirche in todte Hand kämen. Endlich war auch ſeine eigene Gemahlin, Theophano, ſeiner überdrüſſig geworden und liebte den Tzimiskes, wiewohl Andere ſagen, ſie habe nur deshalb ein Einverſtändniß mit dieſem gemacht, weil ſie ihren Söhnen von Romanus II., welche Nikephorus um ſeines Bruders willen zurückſetzen wollte, Reich und Leben zu erhalten geſucht habe. Alles dies rief eine Verſchwörung gegen den Kaiſer hervor, an deren Spitze Tzimiskes und Theophano ſtanden, und Nikephorus ward mit Hülfe der Letzteren von Tzimiskes und ſeinen Freunden in der Nacht überfallen und ermordet (969). Er blieb auch im Tode ſich gleich und ſeiner würdig. Tzimiskes ward ſchon am nächſten Tage allgemein als Kaiſer anerkannt.

Wenn man bei einem Chriſten den Grundſatz Cäſar's, daß das Recht nur um der Herrſchaft willen verletzt werden dürfe, als Entſchuldigung anwenden könnte, ſo würde Tzimiskes unbedingt zu loben ſein, da er als Kaiſer in jeder Rückſicht ſeiner Abkunft, einer der edelſten im Reiche, angemeſſen handelte. Seinen Regierungsantritt bezeichnete keine Grauſamkeit; er nahm ferner die Söhne des jungen Romanus, Baſilius II. und Conſtantin VI., ausdrücklich zu Mitregenten an, und entfernte, vielleicht nicht ungern, Theophano, mit welcher er ſich hatte vermählen wollen, auf eine Inſel, weil man ſie des Mordes ihrer beiden früheren Gemahle beſchuldigte, und weil der Patriarch eine dritte Ehe derſelben nicht geſtatten wollte. Tzimiskes bemühte ſich außerdem auch, durch glückliche Kriege ſeine unrechtmäßige Erlangung des Thrones vergeſſen zu machen. Da Ruſſen und Araber ihm Gelegenheit genug dazu boten, ſo wollte er nicht auch noch mit Otto dem Großen einen Streit haben. Er knüpfte deshalb ſelbſt die früheren Unterhandlungen wieder an, und Otto, der ſich die ganze Zeit über in Italien aufgehalten hatte, erhielt endlich 972 für ſeinen Sohn

Otto II. die so sehr gewünschte Theophania oder Theophano, die sechszehnjährige Schwester der beiden Mitregenten des Tzimiskes, Basilius und Constantin. Zum Empfange der Braut ward nicht der eitle Luitprand ausersehen, so sehr dieser auch bei Otto in Gnaden stand, sondern einige deutsche Große, besonders der Bischof Theodorich von Mainz, ein naher Anverwandter des Kaisers und einer der würdigsten Geistlichen des Reiches, der in Bruno's trefflicher Lehranstalt zu Köln seine Bildung empfangen hatte.

Sobald Otto die Vermählung seines Sohnes in Rom gefeiert hatte (Ostern 972), kehrte er mit demselben nach Deutschland zurück, wo er unterdessen von Italien aus das Bisthum Meißen und das Erzstift Magdeburg gegründet hatte. Ein Zwist zwischen dem Herzog Miecislav oder Misiko I. von Polen und dem Markgrafen Udo von der Lausitz rief ihn sogleich in die nordöstlichen Gegenden des Reiches. Miecislav war von Udo, obgleich jener dem Christenthume sehr gewogen war und eine Tochter des christlichen Herzogs von Böhmen geheirathet hatte, durch große Gewaltthätigkeiten gekränkt worden. Der Kaiser versöhnte den Ersteren durch freundliche Aufnahme seiner Gesandten und durch billige Entscheidung gegen den Markgrafen, und ward dann von ihm als Schutzherr anerkannt. Er starb wenige Wochen nachher (im Mai 973), während er mit der weiteren Einrichtung seiner slavischen Eroberungen beschäftigt war.

Sein Sohn, Otto II., der schon sechs Jahre früher als römischer Kaiser gekrönt worden war, folgte ihm als Herrscher. Dieser mochte dem Vater wohl an Kenntnissen überlegen sein, an Geistesstärke kam er ihm nicht gleich. Er war von seiner Großmutter Mathilde und von den Erzbischöfen Bruno und Wilhelm, also von einem Weibe und von Geistlichen erzogen worden. So edel auch Bruno war, so trefflich er auch in seiner eigenen Person wahre und innige Liebe zu den Wissenschaften mit Regentenfähigkeiten und kriegerischen Talenten verband, so hatte er doch während der kurzen Zeit, in welcher der junge Otto seiner Mitaufsicht anvertraut war, mehr auf die wissenschaftliche Bildung desselben, als auf seine Befähigung zur Leitung eines Reiches gesehen, welches nur ein durchaus ritterlicher Mann verwalten konnte. Unglück-

licher Weise kam zu diesen Mängeln noch eine starke Eifersucht, welche zwischen Otto's italiänischer Mutter und seiner griechischen Gemahlin bestand und bald die Entfernung der Ersteren zur Folge hatte. Dies schadete dem jungen Kaiser besonders in Italien sehr, weil seine Mutter dort bekannt und beliebt war, und ihm viel hätte nützen können. Sie begab sich auf das Wittthum, welches Otto I. ihr an den Grenzen Burgund's neben ihren großen Erbgütern in Italien angewiesen hatte.

Wenige Jahre nach seinem Regierungsantritt wurde Otto durch den baierischen Herzog, Heinrich II. den Zänkischen, in einen unrühmlichen Krieg mit den Böhmen verwickelt. Ob, wie man vermuthet, Otto's Mutter bei dieser Sache betheiligt war, ist nicht mit Sicherheit zu ermitteln; doch könnte es sehr wohl der Fall gewesen sein, daß sie mit Heinrich, einem der unterrichtetsten Fürsten seiner Zeit, eine Partei gegen die Griechen, ihren Stolz, ihre Pracht und ihre Sitten gebildet hätte, und aus diesem Grunde verdrängt worden wäre. Heinrich hatte Grenzstreitigkeiten mit dem Herzog Otto von Schwaben, dem Sohne Ludolf's; er ward zu derselben Zeit, als Adelheid den Hof verlassen mußte, als Ruhestörer in Haft gebracht, entfloh aber bald nachher, und reizte den böhmischen Fürsten, Boleslav II., zum Kriege gegen den Kaiser. Dieser gerieth dadurch in nicht geringe Verlegenheit, weil zu gleicher Zeit einerseits in Italien bedenkliche Bewegungen ausgebrochen waren, und andererseits die westlichen Grenzen des Reiches von den Franzosen, die nördlichen von den Dänen angegriffen wurden. Otto hatte in dem Kampfe mit Heinrich und seinen Verbündeten kein Glück, und der Krieg hörte erst dann auf, als jener (977) gefangen und die Verwaltung von Baiern dem Herzog Otto von Schwaben übertragen ward. Heinrich wurde vor ein Gericht von sächsischen Großen gestellt, und zu einer langen Gefangenschaft verurtheilt. Mitten in diesen Unruhen im Innern des Reiches hatte Otto die bereits früher (s. oben S. 53 f. und Th. V. S. 228) angegebenen Unternehmungen gegen die Franzosen und Dänen begonnen. Sie brachten beide dem Reiche keine dauernden Vortheile; denn der Rachezug nach Frankreich sicherte nicht einmal den Besitz von Lothringen, und die Dänen zerstörten schon einige Jahre nachher die von Otto gegen sie erbaute Festung.

Nachdem Otto in Deutschland nach allen Seiten hin die Ruhe hergestellt hatte, eilte er nach Italien, wo gleich nach seines Vaters Tode die deutschen Geistlichen, welche dieser mit Abteien und Bisthümern begabt hatte, versagt worden waren, und überhaupt das Ansehen des Kaisers ganz und gar verachtet zu werden schien. Besonders waren in Rom sehr arge Dinge vorgefallen. Crescentius, ein Sohn der jüngeren Theodora (s. oben S. 38), der in Charakter und Sitten seiner Familie würdig war, hatte sich dort der Herrschaft bemächtigt, den Pabst Benedict VI. nicht nur in Haft nehmen, sondern auch erwürgen lassen, und einen seiner Anhänger unter dem Namen Bonifacius VII. an dessen Stelle erhoben (974). Wenige Monate nachher war der Letztere von seinen Gegnern wieder vertrieben, und kurz nacheinander zwei andere Päbste eingesetzt worden. Der zweite von diesen, Benedict VII., war noch im Besitze des päbstlichen Stuhles, als Otto in Italien erschien (980). Der Kaiser söhnte sich unterwegs aus politischen Ursachen, um der Lombarden willen, mit seiner Mutter aus, und begab sich dann nach Rom, wo er mit großer Pracht das Osterfest feierte (981). Doch war diese Stadt keineswegs sein eigentliches Ziel, und ebenso wenig kam es ihm in den Sinn, die daselbst vorgefallenen Gräuel zu bestrafen. Er wollte in Italien vor allen Dingen ein vorgebliches Recht seiner Gemahlin an Unteritalien geltend machen. Deshalb verließ er Rom bald wieder und eilte nach Campanien.

Die Verhältnisse des griechischen Reiches schienen einen solchen Eroberungszug sehr zu begünstigen, weil Tzimiskes, einer der tüchtigsten byzantinischen Kaiser, schon 976 aus dem Leben geschieden und sein Nachfolger in große Bedrängniß gerathen war. Tzimiskes war frei von Eitelkeit, Prachtliebe und Grausamkeit, den gewöhnlichen Fehlern orientalischer Herrscher, und kannte den Schaden sehr wohl, welcher allen Despotieen und besonders dem griechischen Reiche einen langsamen Untergang drohte. Er zog bald nach seinem Regierungsantritt den größten Theil der Truppen in Italien an sich, um den Bulgaren, Ungarn und Russen, welche zusammen in das Reich eingefallen und bis Adrianopel vorgedrungen waren, entgegen zu gehen, und zeigte sich dann als einen zugleich kampfgeübten und klugen General. Er schlug die Russen

und die Bulgaren, wußte darauf Beide von einander zu trennen, unterwarf nachher die Letzteren völlig, und erlaubte wohlweislich den Erſteren, mit aller gemachten Beute nach Hauſe abzuziehen. Die Beute ward den Ruſſen verderblich; denn ſie wurden um ihretwillen unterwegs von den raubſüchtigen Petſchenären überfallen, und erlitten eine ſchreckliche Niederlage, bei welcher auch ihr Großfürſt Swätoslav umkam (972). Tzimiskes machte die Bulgarei zu einer Provinz, und theilte ſie in Diſtricte, denen Woiwoden oder eingeborene Großen vorgeſetzt wurden. Dann eilte er zu neuen Siegen in den Orient. Hier entriß er den Fatimiden und Hamadaniden den größten Theil von Syrien, entwarf darauf den Plan zu einem Zuge nach Armenien, und würde dem ganzen Orient eine andere Geſtalt gegeben haben, wenn ihn nicht der Tod mitten im Laufe ſeiner Siege überraſcht hätte. Die Regierung blieb ſeinen beiden Mitregenten, Baſilius II. und Conſtantin VI.; doch ward der Erſtere eigentlich allein Herrſcher. Er führte die Regierung mit feſter Hand, wurde aber eine Zeitlang durch die Umſtände gehindert, an Italien zu denken. Er mußte nämlich nicht nur mit zwei Generalen, die ſich gegen ihn empört hatten, einen verderblichen Krieg führen, ſondern auch die bulgariſchen Woiwoden erhoben ſich, um die verlorene Unabhängigkeit ihrer Nation wieder zu erkämpfen. Die Erſteren nahmen ganz Aſien in Beſitz, und die Bulgaren ſtellten ihr Reich für eine Zeitlang wieder her, und ſtreiften verheerend bis in den Peloponnes.

Baſilius rang noch mit beiden Feinden, als Otto II. ihn wider alles Recht um die Beſitzungen in Italien zu bringen ſuchte. Dieſer drang 981 erobernd in Apulien und Calabrien ein, und ſchlug bei Tarent, obgleich er nur noch wenige Deutſche bei ſich hatte, die Griechen und die von ihnen zu Hülfe gerufenen Araber aus Sicilien, ließ ſich aber von den Letzteren in einen Hinterhalt locken und verlor ſein ganzes Gefolge. Er ſelbſt entging nur wie durch ein Wunder der Gefangenſchaft. Er rettete ſich nämlich auf ein griechiſches Seeſchiff, welches zufälliger Weiſe in der Nähe des Kampfplatzes lag und den jährlichen Tribut von Calabrien abholen ſollte, der an einen Juden verpachtet war. Der Letztere befand ſich ſelbſt auf dem Schiffe. Otto wußte durch glückliche Beſonnenheit ihm und der Mannſchaft Achtung einzuflößen, indem er die

Leute an seine nahe Verwandtschaft mit dem griechischen Kaiser erinnerte und sie bat, ihn zu demselben nach Constantinopel zu führen. Dann benutzte er den Eigennutz des Juden, um nicht zu den Griechen, sondern zu seiner Gemahlin, die sich in Rossano befand, gebracht zu werden. Als er unter dem Vorwande, Geld und Kostbarkeiten einzunehmen, in die Nähe dieser Stadt gekommen war, stürzte er sich plötzlich ins Meer, und gelangte als guter Schwimmer glücklich ans Ufer (982).

Otto scheint die erlittene Niederlage als einen großen Schimpf angesehen zu haben, und machte sogleich neue und bedeutendere Rüstungen; doch war es ihm dabei nicht blos um Rache zu thun, sondern er dehnte offenbar seinen ganzen Plan weiter aus. Er hielt 983 zu Verona einen Reichstag, ließ durch denselben eine neue Unternehmung gegen die Saracenen und Griechen beschließen, und erwartete dann die Truppen, die ihm aus Deutschland zu Hülfe eilten. Übrigens hatte der Reichstag zu Verona noch eine besondere Wichtigkeit für die innere Geschichte des deutschen Reiches; denn auf ihm wurde wahrscheinlich zuerst verfügt, daß die Markgrafschaft Östreich, welche seither mit Baiern vereinigt gewesen war, von diesem getrennt werden sollte. Otto ertheilte sie dem Grafen Leopold I. aus der bekannten Babenbergischen Familie (s. S. 34), dessen Nachkommen sich dann einige Jahrhunderte hindurch im Besitze des Landes behaupteten.

Da die Schwaben und Baiern im vorhergehenden Jahre besonders gelitten hatten, so waren die Sachsen die Hauptstütze Otto's. Auch brach Herzog Bernhard von Sachsen mit den Seinigen wirklich nach Italien auf, er mußte aber wieder umkehren, um sein eigenes Land zu beschützen; denn die nördlichen Wenden und die Dänen hatten sich erhoben, und tilgten mit furchtbarer Grausamkeit nicht nur das unter ihnen gegründete Christenthum aus, sondern sie brannten auch Hamburg nieder, und richteten an der ganzen unteren Elbe schreckliche Verheerungen an. Zu gleicher Zeit empörten sich auch die in der Mark Brandenburg wohnenden Wenden, verjagten alle Christen aus ihrem Lande, und zerstörten die Stadt Havelberg, sowie das schon dreißig Jahre vor Magdeburg gestiftete Bisthum Brandenburg. Die Gefahr wäre noch größer gewesen, wenn sich die Wenden der Mark Brandenburg

mit ihren Stammverwandten im Norden zu einem gemeinschaftlichen Plan ihrer Unternehmungen vereinigt hätten. Übrigens dauerte der Kampf mit diesen erbitterten Völkern bis nach Otto's Tode fort. Obgleich er die ganze Kraft der Sachsen in Anspruch nahm, so zog doch Otto viele von ihnen nach Italien. Auch die Schwaben, deren Herzog im Jahr vorher ein Opfer des italiänischen Klimas geworden war, mußten sich einfinden, so daß die Zahl der Truppen, die der Kaiser um sich versammelte, sehr groß war. Überhaupt machte er so ungeheuere Zurüstungen, daß er es unmöglich blos auf die kleinen Staaten in Unteritalien und auf die unbedeutenden Heere der Griechen abgesehen haben konnte. Offenbar wollte er sich für die erlittene Niederlage durch nichts Geringeres, als durch die Vertreibung der Ungläubigen aus Sicilien rächen. Das beweist auch ein Streit, in welchen Otto damals mit den Venetianern gerieth; denn dieser Zwist wurde wahrscheinlich dadurch veranlaßt, daß die Venetianer als ein handelnder Staat, der durch seine Lage gesichert war, dem Kaiser ihre Schiffe aus dem Grunde versagten, weil sie auf die Griechen weit mehr Rücksicht nehmen mußten, als auf die Deutschen, welche keine Flotten hatten und die Waaren des Orients nur über Venedig beziehen konnten. Da der Krieg in Gegenden hätte geführt werden müssen, in welchen die Feinde sowohl der Zahl, als auch manchen anderen Verhältnissen nach weit überlegen waren, so würde er gewiß keinen günstigen Ausgang gehabt haben; Otto starb daher, als er noch vor der Eröffnung desselben zu Rom einer Krankheit erlag, in dieser Rücksicht zur gelegenen Zeit (983). Er hatte ein Alter von kaum neunundzwanzig Jahren erreicht.

Die Urtheile seiner Zeitgenossen über ihn sind mit wenigen Ausnahmen ungünstig. Man warf ihm besonders zu große Raschheit und Mangel an Überlegung vor. Doch möchte wohl der größte Tadel, den er verdiente, der sein, daß er die Einführung fremder Sitten begünstigte. In Deutschland schrieb man alles Gehässige seiner Gemahlin zu, sie war Allen verhaßt, und soll die Deutschen besonders dadurch erbittert haben, daß sie bei Otto's Niederlage durch die Araber ihre Freude über den gescheiterten Plan des Kaisers gegen die Griechen offen äußerte. Es war daher sehr unvorsichtig gewesen, daß Otto ihr die Vormundschaft

über seinen erst drei Jahre alten Sohn, Otto III., ertheilt hatte. Er selbst sah die Unruhen, welche nachher erfolgten, voraus, und ließ nicht nur seinen jungen Sohn, den er vor seinem Tode nach Deutschland schickte, zum Könige wählen und krönen, sondern bestellte auch den Erzbischof Warin von Köln zum Beistande der Theophania. Er beseitigte jedoch dadurch nicht, was er hatte verhindern wollen. Eine große und mächtige Partei erhob sich gleich anfangs gegen den unmündigen König und gegen die Ausländerin, unter deren Einfluß er stand. Heinrich der Zänkische von Baiern, welchen wahrscheinlich schon Otto II. seiner Haft ledig erklärt hatte, bemächtigte sich des jungen Königs, und nahm zuerst die Regentschaft und dann die Herrschaft selbst in Anspruch. Der letztere Schritt schien jedoch vielen Großen zu kühn; diese riefen daher des jungen Königs Großmutter, Adelheid, welche bisher die Angelegenheiten Italiens geleitet hatte, nach Deutschland. Es wurden hierauf mehrere Versammlungen wegen der Verwaltung des Reiches gehalten, und auf einer derselben erkannten Heinrich's Anhänger diesen sogar förmlich als König an. Allein ein Jahr später wurden dieselben theils durch Güte, theils durch Gewalt gezwungen, dem Kinde zu huldigen, und Heinrich mußte sich in sein Herzogthum zurückziehen.

Jetzt erhielt der Erzbischof Willigis von Mainz an Warin's Stelle die Mitaufsicht über die Erziehung des Kindes und über das Reich, an welcher außerdem noch Otto's Mutter Theophania, seine Großmutter Adelheid und seine Vatersschwester Mathilde, Äbtissin von Quedlinburg, Theil nahmen. Daß Frauen in jenen Zeiten einen so bedeutenden Einfluß haben konnten, muß aus den bekannten Stammsitten der Deutschen erklärt werden. Dem Staate war dies schwerlich vortheilhaft, weil Zwistigkeiten unter Weibern auch Zwistigkeiten im Reiche hervorbrachten; für die Erziehung und Bildung des jungen Königs aber war es gewiß nützlich. Die Bildung Otto's leiteten besonders drei der größten Gelehrten ihrer Zeit, der Bischof Bernward von Hildesheim, der Hofkapellan und nachherige Bischof von Paderborn, Meinwerk, und, wiewohl erst später, der berühmte Gerbert. Diese drei Männer sind übrigens nicht nur durch ihren Einfluß auf Otto's Bildung, sondern auch in anderer Hinsicht höchst bedeutend. Die beiden

Erſteren gehörten nämlich auch zu den geſchickteſten mechaniſchen Künſtlern dieſer Zeit, und wirkten ſehr fördernd auf die Entwickelung der Künſte ein. Von Bernward wird z. B. berichtet, daß er die Malerei, die Juwelier-, Bildhauer- und Baukunſt theils durch das Studium ausländiſcher Werke, theils durch eigene Erfindungen vervollkommnet, und junge Leute von Talent in den Künſten und Gewerben unterrichtet habe. Gerbert endlich war unſtreitig der gelehrteſte Mann ſeiner Zeit und als feiner Kopf berühmt. In der Auvergne geboren und erzogen, war er zuerſt Mönch geworden, entfloh aber entweder aus Abneigung gegen das Kloſterleben oder aus Ruhm- und Wißbegierde, ging nach Barcellona, und erwarb ſich dort eine genaue Kenntniß der mathematiſchen Wiſſenſchaften, die bei den ſpaniſchen Mohammedanern ſo ſehr blühten. Er kam nachher nach Rom, und ward daſelbſt mit Otto dem Großen bekannt, der ſich auf Menſchen verſtand und ihn daher viel gebrauchte, beſonders in ſolchen Geſchäften, welche die feinſte Behandlung erforderten. Otto machte ihn dafür zum Abt in Bobbio. Gerbert war aber gerade aus dem Grunde, daß ein deutſcher König ihn eingeſetzt hatte, den Italiänern verhaßt, und wurde nach Otto's Tode vertrieben. Er begab ſich zuerſt nach Rom und dann nach Frankreich, und ward der Geheimſchreiber und Vertraute der Emma, einer Tochter der Adelheid aus ihrer erſten Ehe, welche mit dem franzöſiſchen König Lothar aus dem Hauſe der Karolinger vermählt war. Mit Adelheid, welche in Italien lebte und dort das Regiment führte, war er ebenfalls ſehr befreundet. Er ſtand eine Zeitlang der Schule zu Rheims vor, leitete die Erziehung des nachherigen capetingiſchen Königs Robert I., erhielt, wie bereits angegeben wurde (S. 57), die erzbiſchöfliche Würde von Rheims, und machte damals großes Aufſehen, weil ſeinetwegen ein Streit zwiſchen dem Pabſte und der franzöſiſchen Kirche ausbrach, in welchem ſeine Talente wie die Sonne glänzten. Nach einiger Zeit dankte er als Biſchof freiwillig ab und begab ſich an den deutſchen Hof. Er nahm nun an Otto's III. Bildung und Erziehung großen Antheil, übte aber auch einen ſehr nachtheiligen Einfluß auf den Charakter desſelben aus, weil er ſelbſt in Hinſicht auf Geſinnung und Richtung ebenſo ſchlecht war, als er ſich durch Geiſtesgaben und Kenntniſſe aus-

zeichnete. Er hing den Mantel immer nach dem Winde, wußte auf die feinste Weise zu schmeicheln, und übertraf alle Andern an Klugheit und Gewandtheit.

Die Männer und Frauen, welche Otto's Erziehung leiteten und in seinem Namen das Reich verwalteten, handelten in Beidem nicht ganz den herrschenden Ansichten und Gewohnheiten gemäß. Jene schlauen Geistlichen suchten Allen Alles zu sein, die Ueberredungskunst statt der Gewalt zu gebrauchen, und mitunter auch die Despotie aus dem alten Testament zu begründen; dies war den rohen, aber biederen Deutschen oft zuwider. Die beiden Ausländerinnen, Adelheid und Theophania, wollten gern die rauhe Schaale der deutschen Biederkeit, an welche sie sich nicht gewöhnen konnten, abgefeilt haben, und zwar selbst auf Kosten der gesunden Masse, die unter ihr lag; durch ihren Einfluß fand daher Otto schon früh Wohlgefallen an fremder Sitte und Anschauungsweise. Der Knabe wurde sehr gelehrt gebildet, und lernte ohne Mühe die drei ganz verschiedenen Sprachen seiner Großmutter, seiner Mutter und seiner väterlichen Verwandten verstehen und gebrauchen, so daß die Schmeichler ihn bald ein Weltwunder nannten. Doch darf man bei allem diesen nicht übersehen, daß sowohl seine Lehrer, als auch die Frauen, in deren Händen seine Erziehung lag, die Ausbildung des Verstandes nicht als das einzige Erforderniß ansahen, sondern daß sie Ottto sogar schon als zartes Kind auf die Feldzüge mitnehmen ließen, welche gegen die Wenden unternommen wurden. Während diese Kriege theils durch den Nachdruck der sächsischen Waffen, theils durch kluge Verbindung mit einem der mächtigsten slavischen Fürsten einen glücklichen Fortgang nahmen, maßten sich im Süden von Deutschland die Völkerschaften an, ihre Herzöge selbst zu wählen, und die Söhne der mit kaiserlichen Gütern begabten Grafen nahmen dieselben nach dem Tode ihrer Väter in Besitz, ohne die Regierung zu fragen; ja, sie schlossen sogar, was bis dahin unerhört gewesen war, große Bündnisse und führten blutige Kriege mit einander, wie wenn keine Obergerichtsbarkeit im Reiche wäre. Dies war besonders in Baiern der Fall, wo nach dem Tode Heinrich's des Zänkischen dessen Sohn, der nachherige Kaiser Heinrich II., sich vom Volke zum König ernennen ließ, und dann gleich seinem Vater die Zwistigkeiten mit seinen

Nachbarn durch das Schwert entschied. Zu gleicher Zeit schlug auch der Adelstolz im Reiche immer stärkere Wurzeln, und vernichtete den alten Grundsatz der Gleichheit in den Versammlungen. Ein Bischof von Metz z. B. glaubte sich wegen seiner Verwandtschaft mit dem königlichen Hause über die anderen Geistlichen erhoben, und nahm bald nachher, unter Otto's Nachfolger, auf einer Versammlung, welcher sogar Erzbischöfe beiwohnten, einen erhöhten Sitz für sich in Anspruch. Die Vorstellung vom Vorzuge einer edlen Abkunft war zwar allen Germanen von Anfang an eigen, aber der Misbrauch derselben, den man immer besonders Deutschen und Franzosen zur Last gelegt hat, trat erst seit Otto II. offen und bestimmt hervor. Unter diesen murrten nämlich die Edlen laut darüber, daß kirchliche Ämter und Würden, die sie bereits als Eigenthum und Erbgut der großen Familien ansahen, Anderen als ihnen ertheilt würden. Die weltlichen Stellen waren fast alle schon erblich geworden; die geistlichen dagegen hatte Otto der Große stets, ohne irgend jemand zu fragen, vergeben, er hatte aber die neuen Stifter im Norden außerordentlich reich mit Gütern und Rechten ausgestattet, und dies machte die großen Familien nur um so mehr lüstern. Otto II. hatte sich durch diese Anmaßung nicht irre machen lassen, und unter Andern dem wackeren Willigis, obgleich er von niedriger Herkunft war, das erste Erzbisthum des Reiches übertragen.

Während blutige Kriege theils an der Nordostgrenze von Deutschland geführt wurden, theils im Inneren des Reiches Schwaben und Baiern zerrissen, stieg in Italien die Verwirrung so hoch, daß ohne fremde Hülfe keine Ruhe mehr zu hoffen war. Nicht allein hatten die Griechen seit dem Abzuge der Deutschen ihre Macht wieder ungemein ausgebreitet und gewissermaßen neu gegründet, sondern es wurden auch in Rom und am Haupte der Christenheit die schändlichsten Gräuel geübt. Die Güterbesitzer um Rom, auf ihre Burgen trotzend, drückten das Volk und bekämpften sich gegenseitig. Crescentius war als Besitzer der Engelsburg, der festesten Burg von Rom, der mächtigste unter ihnen, und hatte die größte Zahl Leute in Dienst. Dies gab auch den Pabst in seine Hände, weil derselbe keine Bewaffnete in seinem Solde hielt oder halten konnte. Crescentius herrschte unter

dem Titel eines Conſuls völlig unumſchränkt in der Stadt, hielt den Pabſt Johann XIV. lange Zeit gefangen, und ließ ihn, als 984 der zehn Jahre früher vertriebene Bonifacius VII. zurückkehrte, zu Tode quälen. Der Letztere bedrückte darauf in Verbindung mit Crescentius ſieben oder elf Monate das Volk, das erſt an ſeinem Leichnam eine ſpäte und unnütze Rache nehmen konnte; der erbitterte Pöbel zerriß den Körper des verhaßten Pabſtes, und ſchleifte ihn durch die Straßen der Stadt. Auch der Nachfolger des Bonifacius, Johann XV., ſtand ganz unter der Botmäßigkeit des Tyrannen von Rom, und ſah ſich zuletzt genöthigt aus der Stadt zu entfliehen (987). Beide waren noch im heftigſten Zwiſte, als die unerwartete Ankunft der Theophania in Italien ſie veranlaßte, ſich zu verſöhnen. Der Grund, warum die Mutter des jungen Königs damals in Italien erſchien, war keineswegs der Wunſch, das Anſehen desſelben dort geltend zu machen, ſondern ſie wollte wahrſcheinlich nur ihre Schwiegermutter Adelheid, welche in Italien Alles lenkte und ihr mehr als billig entgegen war, um einen Theil ihres Einfluſſes bringen. Daher zog ſie in Rom weder den Pabſt, noch Crescentius zur Rechenſchaft, wohl aber verſchaffte ſie den Griechen, die ſich bei ihr aufhielten oder an ſie anſchloſſen, durch den Erſteren anſehnliche Stellen, was dann neuen Anlaß zum Zwiſte mit Adelheid gab. Als ſie ein Jahr nach ihrer Rückkehr geſtorben war (991), eilte Adelheid nach Deutſchland, ſie vermochte aber, ungeachtet ihr getreuer Gerbert damals ſeine ganze Gewandtheit für ſie aufbot, ſich nicht am Hofe zu behaupten; ſie mußte vielmehr bald wieder abziehen, weil man ihrem Enkel in den Kopf ſetzte, daß ſie ihn in ſteter Vormundſchaft halten wollte.

Auch Gerbert hatte ſich anfangs wieder vom Hofe entfernt, und kehrte, erſt als Adelheid vertrieben war (992), zurück. Daß der königliche Knabe, welcher ſtets von Weibern, Gelehrten, Hofleuten und Biſchöfen, ſowie von Griechen und Italiänern umgeben und nur zu ſehr an Schmeichelei gewöhnt war, den ſchlauen und gewandten Gerbert gnädig aufnahm, kann man ſich denken, und ebenſo ließe ſich ſchon aus Gerbert's Charakter ſchließen, daß dieſer Mann ſich bald einen bedeutenden Einfluß zu verſchaffen wußte. Die Mittel, deren ſich Gerbert dazu bediente, waren für einen

Geiſtlichen, der noch dazu eine ſo große Bildung beſaß und in einem vorgerückten Lebensalter ſtand, zum Theil ſehr entehrend. So ſchämte er ſich z. B. nicht, einem Knaben, deſſen Großvater ſich ſchon ſeines Rathes bedient hatte, in der Zueignung einer Schrift zu ſagen: „Dein göttlicher Geiſt hat die Empfindungen und Gedanken, die er bei ſich in der Stille entwickelte, in göttliche Worte aufgelöſt, und Ideen ausgeſprochen, wie ſie ein Ariſtoteles und andere große Männer in den ſchwierigſten Sätzen niedergelegt haben, ſo daß es wunderbar iſt, wie ein Sterblicher mitten unter den Zurüſtungen zu den ſlaviſchen Kriegen die nöthige Sammlung zu ſolchen philoſophiſchen Betrachtungen finden konnte.“ Der klügſte Rath, welchen Gerbert dem jungen, ehrgeizigen König hätte geben können, wäre unſtreitig geweſen, ſich der im Norden durch glückliche Kriege neu gegründeten Macht zu bedienen, um die Unruhen im Oſten ganz zu unterdrücken und den nordiſchen Räubern einen feſten Damm entgegenzuſetzen. Das Letztere wäre beſonders nöthig geweſen, da die Dänen, wahrſcheinlich weil ſie gerade damals in England ſo glücklich waren, ihre Einfälle erneuet hatten, und die Gegenden um die Elbe, Weſer, Aller und Leine verheerten, ſo daß man die Hauptorte von Niederſachſen mit Mauern umgeben oder neue Befeſtigungen anlegen mußte, aus denen dann gerade die Städte entſtanden, welche nachher am erſten ſelbſtſtändig geworden ſind. Allein auf alles dies nahm Gerbert keine Rückſicht; er nährte vielmehr die Eitelkeit eines Knaben, den man von Kindesbeinen an nur zu ſehr erhoben hatte, richtete den Sinn desſelben ganz nach Italien hin, und ſteigerte die Begeiſterung für Rom und alte römiſche Größe, die ihm früh eingeflößt worden war. Was Wunder, wenn Otto's erſte That darin beſtand, daß er ganz Deutſchland aufbot, um nach Italien zu ziehen! Gerbert war es endlich wahrſcheinlich auch, der in dem fünfzehnjährigen König den Gedanken erweckte, daß eine griechiſche Prinzeſſin die würdigſte Braut für ihn ſei; wenigſtens bediente ſich Otto bei der Wahl der Männer, die er zur Bewerbung nach Conſtantinopel ſandte, ſeines Rathes.

Das kaiſerliche Anſehen war, als Otto nach Italien aufbrach (996), wieder ſo groß, daß ſich niemand im Reiche ſeinem Zuge widerſetzte, und daß auch die Sachſen, obgleich der König den

Frieden mit den Wenden auf ihre Unkosten hergestellt hatte, ihn in großer Zahl über die Alpen geleiteten. Unterwegs erhielt Otto die Nachricht vom Tode des Pabstes Johann XV. Von Deutschland her gewohnt, die Bisthümer nach eigenem Ermessen zu vergeben, ernannte er, ohne die Römer oder einen Geistlichen zu fragen, seinen Vetter Bruno, welcher von dem fränkischen Herzog Konrad und einer Tochter Otto's des Großen abstammte, und übrigens ein sehr würdiger Mann war, zum Nachfolger Johann's. Die Römer nahmen den neuen Pabst, der sich den Namen Gregor V. gab, ohne Widerstreben an, weil Otto mit seinem Heere ihm nachfolgte. Bruno krönte und salbte den Jüngling zum Kaiser, und suchte die Zuneigung der Römer dadurch zu gewinnen, daß er denselben bewog, den gefährlichen Crescentius nicht allein unbestraft, sondern auch im Besitze der Engelsburg zu lassen. Bruno hatte sich mit dieser Großmuth sehr verrechnet; denn kaum war der Kaiser nach Deutschland zurückgekehrt, als der schlaue Römer aus seiner Burg hervorkam, den deutschen Pabst aus der Stadt jagte, einen Anderen an seine Stelle setzte, und überhaupt noch ungerechter und gewaltthätiger verfuhr, als zuvor. Otto war übrigens auf diesem Zuge nicht über Rom hinausgegangen, wahrscheinlich weil er nicht, wie sein Großvater, die Bemühungen seiner Gesandten am byzantinischen Hofe durch Argwohn erregende Handlungen stören wollte.

Der junge Kaiser hatte um jene Zeit das Unglück, zwei seiner treuesten Freunde, den Bischof Bernward von Würzburg und den Erzbischof Adalbert von Prag, in einem und demselben Jahr zu verlieren. Der Erstere, welcher von Otto an die Spitze seiner ersten Gesandtschaft nach Constantinopel gestellt worden war, erlag unterwegs einer ansteckenden Krankheit, der Letztere ward von den heidnischen Preußen erschlagen. Adalbert's Tod war nicht blos schmerzlich für Otto, an dessen Bildung dieser Mann Antheil gehabt hatte, sondern er übte auch auf die Ruhe der Ostgrenze des Reiches einen sehr nachtheiligen Einfluß aus. Adalbert war nämlich aus einer sehr angesehenen böhmischen Familie entsprossen und folglich mit der Sprache und den Sitten der slavischen Völker ganz vertraut. Da er nun nicht nur Erzbischof von Prag und Missionär unter seinen slavischen Stammgenossen ge-

worden war, sondern auch wirkliche Frömmigkeit, aufrichtige Demuth und wahren Eifer für die christliche Lehre besaß, so leistete er dem Christenthum bei den unterworfenen Slaven-Völkern die bedeutendsten Dienste. Besonders that er ungemein viel zur Befestigung desselben in Polen. Er würde sich um die Menschheit noch weit mehr verdient gemacht haben, wenn er nicht sein Leben unbedachtsamer Weise der Gefahr unter Barbaren ausgesetzt hätte. Er suchte den Märtyrer-Tod und fand ihn bei den Preußen, einem noch ganz wilden Volke des litthauischen Zweiges der slavischen Völkergruppe, das er zu bekehren suchte. Da er nämlich dem Verlangen der Preußen, ihre ererbten Meinungen durch seine neue Lehre nicht zu stören, hartnäckig widerstrebte, so ward er von ihnen 997 erschlagen. Der polnische Herzog Boleslav I. kaufte seine Leiche den Preußen mit vielem Gelde ab, und ließ sie in der Stadt Gnesen beisetzen; er selbst aber wurde von der römischen Kirche unter die Heiligen aufgenommen.

Otto sah sich schon im Jahr 997 genöthigt, aufs neue nach Italien zu ziehen, weil sein Ansehen dort ganz vernichtet zu werden drohte. Der vertriebene Pabst Gregor V., welcher von Pavia aus die Römer und ihren Beherrscher mit dem Banne belegt hatte, ließ den Kaiser dringend um Hülfe ersuchen; Crescentius aber hatte nicht nur den Bischof Philagathus von Piacenza, einen geborenen Griechen, der von Theophania sehr begünstigt und von Otto selbst seiner Gesandtschaft nach Constantinopel beigegeben worden war, unter dem Namen Johann XVI. zum Pabst weihen lassen, sondern man beschuldigte auch Beide, daß sie ganz Italien den Griechen in die Hände spielen wollten. Otto brach noch spät im Jahre (997) aus Deutschland auf, und zog gerades Wegs auf Rom los. Hier mußte er seinem Pabste mit Gewalt Recht verschaffen, er that dies aber mit einer Grausamkeit, die der Rücksicht auf Klugheit und Recht um so weniger entsprach, als sich Gregor selbst durch seine jugendliche Heftigkeit und durch eine Strenge, die man in Italien nicht gewohnt war, den Römern verhaßt gemacht hatte. Otto's Verfahren würde selbst dann nicht zu entschuldigen sein, wenn man auf den so eben erwähnten verrätherischen Plan seiner Hauptgegner, der ihnen vielleicht nicht einmal mit Recht zugeschrieben wird, mehr Gewicht legen wollte, als der-

selbe verdient. Ungeachtet der dringenden Bitten des ehrwürdigen, neunzigjährigen Abtes Nilus, welcher ausdrücklich nach Rom kam, um Otto und Gregor von Grausamkeiten gegen Johann abzumahnen, wurde dieser, nachdem ihm die Augen ausgestochen und Nase und Zunge abgeschnitten waren, auf schimpfliche Weise in der Stadt umhergeführt und dem Spotte des Pöbels preisgegeben. Auch an Crescentius, der sich in seine feste Burg zurückgezogen hatte, und erst nach hartnäckiger Gegenwehr in die Hände seines Gegner fiel, ward eine tumultuarische Justiz geübt. Otto ließ ihn ohne Weiteres enthaupten, und dann bei den Füßen an einen Galgen hängen. Das ganze Verfahren des Kaisers und die geringe Sorge, die er diesmal trug, sich die Zuneigung der Stadt Rom zu gewinnen, ist in hohem Grade befremdend, weil er nicht nur schon seit seiner frühesten Jugend an römische Schmeichelei, an Pracht und Zierlichkeit gewöhnt war, sondern auch in Folge des Einflusses seiner Mutter und Großmutter Deutschland als ein Barbarenland betrachtete, und die Italiäner, Burgunder, Aquitanier, besonders aber die Römer sichtbar vorzog. Seine Härte und Grausamkeit würde deshalb unerklärlich sein, wenn man nicht annähme, es sei selbst in Rom Grundsatz gewesen, daß die Römer nur mit Strenge zu regieren wären. Übrigens war es eine ganz natürliche Folge seines Verfahrens, daß Gregor gleich im folgenden Jahre von den Römern noch einmal verjagt wurde. Er starb bald nachher (999), und der Kaiser ließ sich, ungeachtet der zweimaligen Vertreibung Gregor's, nicht abhalten, den Römern einen neuen Pabst aufzudringen. Dies war der berühmte Gerbert, der vom Kaiser im vorhergehenden Jahre zum Erzbischof von Ravenna ernannt worden war, und jetzt unter dem Namen Sylvester II. den päbstlichen Stuhl bestieg. Otto kehrte im Anfang des Jahres 1000 nach Deutschland zurück. Hier trat er sogleich eine Pilgerfahrt zum Grabe des heiligen Adalbert an. So andächtig auch sein ganzer Aufzug bei dieser Wallfahrt war, so lagen derselben doch wohl politische Ursachen zu Grunde. Wahrscheinlich wünschte er den Herzog von Polen fester an sich zu knüpfen; wenigstens vermehrte er durch die seitdem fortdauernde Verbindung mit den Polen den Glanz seines Hofes. Übrigens stiftete er auf diesem Zuge ein neues Erzbisthum, dessen Sitz die Stadt Gnesen war.

Damals starben fast zu gleicher Zeit Otto's Großmutter Adelheid, welche ungeachtet ihrer Entfernung vom Hofe stets Einfluß auf die Reichsangelegenheiten behalten hatte, seine Tante Mathilde, der er vor seinem letzten Zuge nach Italien die Leitung der Regierung in Deutschland übertragen hatte, und der Markgraf Hugo von Tuscien, welcher schon seit langer Zeit am deutschen Hofe gewesen war, und den jungen Kaiser so sehr von sich abhängig gemacht hatte, daß dieser bei der Nachricht von seinem Tode frohlockend ausrief: „Nun ist mein Zügel zerrissen, und ich bin frei!" Bisher hatte sich Otto noch immer Zwang anthun müssen; sobald aber Hugo und jene beiden Frauen gestorben waren, zeigte er in seinem Betragen und Aufzug immer deutlicher den Übermuth eines jungen, stolzen Fürsten. Seine deutschen Landsleute kränkte er durch seine Vorliebe für die Italiäner und durch seine aus lauter Römern bestehende Umgebung. Auch brachte er manche Gemüther dadurch gegen sich auf, daß er damals nach Aachen zog und sich Karl's des Großen Grab öffnen ließ, was man als eine Verletzung der Ruhe dieses Kaisers ansah. Gleich nachher (im Sommer des Jahres 1000) ging er nach Italien zurück, um für immer dort zu bleiben und dieses Land wieder, wie zur Zeit der alten Römer, zum Mittelpunkt eines Weltreiches zu machen. Er schlug seinen Sitz in Rom auf, und entfremdete sich dadurch seine Deutschen völlig, ohne die Römer zu gewinnen. Fast alle Deutschen seines Gefolges verließen ihn, und es scheint beinahe, als wenn man in Deutschland daran gedacht habe, einen anderen König einzusetzen, damit das Reich nicht eine Provinz von Rom werde. Er selbst fühlte bald, wie unbesonnen er um der Italiäner willen seine treuen Deutschen aufgegeben habe, von denen er in der Entfernung eine bessere Meinung gewann. Dies zeigte sich besonders deutlich schon bei der Aufnahme seines würdigen Lehrers, des Bischofs Bernward von Hildesheim, welcher wegen eines Streites mit einem anderen Bischof in Begleitung eines zahlreichen Gefolges nach Rom kam. Otto empfing ihn mit inniger Freude und auf eine zuvorkommende Weise, die ihm selbst die größte Ehre machte. Die Lage der Dinge in Rom gab dem wackeren Bischof bald Gelegenheit, dem Kaiser nicht blos durch seinen Rath, sondern auch durch seine Tapferkeit nützlich zu werden. Die Einwohner der

benachbarten Stadt Tivoli versagten dem Kaiser trotzig den Gehorsam, und wurden erst nach einem hartnäckigen Widerstand bezwungen; auf Fürbitten Bernward's, der sie zur Unterwerfung hatte bringen helfen, verzieh ihnen Otto. Dies erbitterte die mit den Bewohnern von Tivoli entzweiten Römer. Sie verschlossen den Truppen Otto's die Thore ihrer Stadt, umzingelten seinen Palast und bedrohten sogar sein Leben. Bernward ermunterte aber das Gefolge des Kaisers durch sein Gebet und durch sein eigenes Beispiel zu einem entschlossenen Ausfall, und das treulose Volk mußte die Waffen strecken. Otto verließ hierauf die Stadt, und entbot die Deutschen zu sich. Während diese sich langsam einfanden, erkrankte und starb er auf einem Schlosse der Romagna im zweiundzwanzigsten Jahre seines Lebens (1002). Die Römer suchten sogar noch nach seinem Tode Rache an ihm zu nehmen: sie griffen die Deutschen, welche seine Leiche nach Aachen brachten, dreimal an, so daß diese bis zur Stadt Verona mit großen Gefahren zu kämpfen hatten. Die von Otto nach Constantinopel abgeschickte zweite Gesandtschaft, welche den gewünschten Erfolg gehabt haben soll, kam erst nach seinem Tode zurück.

Da Otto weder Erben, noch auch eine Verordnung wegen der Nachfolge hinterließ, so war einer anderen Dynastie die Aussicht auf den Thron eröffnet; doch hatten die Deutschen eine so große Vorliebe für eine Erbfolge aus dem Blute derer, welche einst Könige gewesen waren, daß man auch damals die kräftigsten Fürsten, die sich um die Krone bewarben, hintansetzte und dagegen einen schwachen Mann wählte, weil dieser der nächste Anverwandte des sächsischen Hauses war. Blicken wir, ehe wir zur Regierung von Otto's Nachfolger übergehen, auf den Zustand der Nation unter den sächsischen Kaisern zurück, so zeigen sich einige sehr wichtige Veränderungen. Die Zeit der Ottone ist eine der glänzendsten in der deutschen Geschichte; denn in Deutschland allein galt damals das königliche Ansehen etwas, während es in den anderen Ländern gesunken war, und da außerdem die ersten sächsischen Könige die Herzöge und Grafen um sich zu vereinigen gewußt hatten, so waren diese ein Schutz der Nation gegen den König und der König wieder ein Schutz gegen sie. Ein anderer großer Zug der sächsischen Zeit ist das überall sichtbar hervor-

tretende Fortschreiten in der Entwickelung und Bildung der deutschen Nation, wobei nicht zu verkennen ist, daß von den Ottonen selbst ein Hintreiben auf Cultur ausging. Diese wichtige Veränderung zeigt sich, ihrer Entstehung und ihrem äußeren Erscheinen nach, in folgenden einzelnen Umständen. Zuerst wirkte die Entdeckung der Silber-Bergwerke des Harzes und die dadurch vermehrte Masse des Geldes in Deutschland bedeutend auf den Handel und die Cultur ein. Um dies recht deutlich zu erkennen, muß man bedenken, daß damals den christlichen Völkern kein anderes Gebirge mit edeln Metallen bekannt und zugänglich war; denn die ergiebigen Bergwerke Spaniens befanden sich in den Händen der Ungläubigen. Mit dieser Vermehrung des Geldes hängt die Erweiterung des Handels, besonders der Geldgeschäfte, sowie die Verbreitung der Juden und Lombarden über ganz Deutschland zusammen. Der Handel war in den Augen des deutschen Volkes als einer kriegerischen Nation von Alters her verachtet. Allein zwei Umstände bewirkten damals, daß diese Ansicht eine Änderung erlitt: das Kriegerische ward immer mehr die Sache einer besonderen Klasse, und die häufigere Berührung mit Italien verschaffte dem Handel eine größere Bedeutung; denn in jenem Lande ward derselbe nicht allein schon lange eifrig getrieben, sondern die Lombarden hatten auch die Geldgeschäfte auf einen hohen Punkt gebracht. Die Lombarden verbreiteten sich jetzt nach Deutschland, und suchten hier wie überall das Geld in ihre Hände zu bringen. Zugleich mit ihnen kamen auch die Juden zahlreicher nach Deutschland. Sie wurden von den Kaisern als ihr Eigenthum in Schutz genommen, weil man ihnen als Unchristen keine Privilegien gab, und sie noch weniger mit den freien Bürgern und den Kriegern in eine Klasse setzen konnte. Sie beschäftigten sich mit dem Handel, und zogen gewöhnlich der Richtung des Luxus, also dem Hofe, nach. Übrigens kam es schon unter den beiden ersten Ottonen vor, daß Juden einzelnen Großen des Reiches geschenkt wurden.

Drei andere wichtige Umstände waren: die Stiftung von größeren Lehranstalten, die beginnende Entwickelung der mechanischen Künste in Deutschland und das Entstehen und Aufblühen vieler Städte im Norden des Reiches. Für das Gedeihen der Lehranstalten, welche schon unter Otto I. an einigen Bischofssitzen des

westlichen Deutschlands blühten, war besonders der Bruder dieses Kaisers, Bruno von Köln, sowohl durch sein Beispiel, als durch seinen Einfluß auf die Bildung mehrerer angesehenen Geistlichen sehr bedeutend. Die von ihm in Köln gestiftete Schule war die vorzüglichste jener Zeit, und blieb sogar noch Jahrhunderte lang von großer Wichtigkeit. Ebenderselbe Bruno wirkte auch auf die Entwickelung der mechanischen Künste mit ein, für die jedoch, wie bereits früher angegeben wurde, Meinwerk von Paderborn und Bernward von Hildesheim die größte Bedeutung hatten. Übrigens stand diese Entwickelung mit Schulen und Geistlichen in einem engen Zusammenhang, da die Mönche als Lehrer der verschiedenen Künste dienten. Das Entstehen und Aufblühen der Städte im Norden des Reiches endlich entsprang zum Theil aus der Nothwendigkeit, feste Zufluchtsorte zum Schutz gegen die räuberischen Dänen zu haben, zum Theil aber auch aus dem großen Einflusse, welchen die Entdeckung der Harz-Bergwerke, die Belebung des Handels und die Herrschaft einer sächsischen Familie auf die Cultur des nördlichen Deutschlands üben mußten. Von diesen Städten waren Magdeburg, Bardewick im Lüneburgischen, Halle und Bremen vorzugsweise bedeutend, am meisten aber die beiden Ersteren, weil Magdeburg unter den Ottonen der Hauptsitz des königlichen Hofes war, und Bardewick den Haupt-Stapelplatz für den ungemein regen Handel mit den Slaven bildete.

Endlich zeigt sich unter den Ottonen noch eine Erscheinung, die mit dem Gange der Begebenheiten in der folgenden Zeit bis auf Heinrich IV. in genauem Zusammenhange steht. Dies ist der anfangs sehr wohlthätige, nachher aber höchst verderbliche Einfluß der Geistlichkeit auf das weltliche Regiment. Man fing schon unter den ersten Ottonen an, die höheren geistlichen Ämter als ein Recht gewisser Familien zu betrachten, und obgleich Otto II., wie die Verleihung des Erzbisthums Mainz an Willigis, den Sohn eines Fuhrmanns, zeigt, sich um diesen Anspruch nicht im mindesten bekümmerte, Otto III. aber selbst bei der Besetzung des päbstlichen Stuhles die Geistlichen nicht zu Rathe zog, so drang doch jene Ansicht immer mehr durch, und ward später sogar zum Gesetz. Auch wurde, wie man aus Bruno's Beispiel sieht, schon unter Otto I. zuweilen bedeutende weltliche Macht mit der geistlichen

Würde verbunden. Der Einfluß der höheren Geistlichkeit auf die Reichsregierung leuchtet am deutlichsten unter Otto III. hervor, wo der Erzbischof Willigis eine Zeitlang das Regiment führte, und zwar mehr mit geistlichen, als mit weltlichen Waffen. Dies mußte sehr viel dazu beitragen, daß der Klerus an Würde und Ansehen zunahm, zumal da sich unter den Damen, welche einen Theil der Reichsangelegenheiten lenkten, auch zwei geistliche Frauen befanden, von welchen die Eine, Otto's Tante Mathilde, Äbtissin zu Quedlinburg, die Andere, eine entfernte Verwandte des Kaisers, Gerberga, Äbtissin zu Gandersheim war.

12. Das deutsche Reich unter Heinrich II.

Otto's III. Nachfolger im Reiche war Herzog Heinrich II. von Baiern, welcher hundertzwanzig Jahre nach seinem Tode heilig gesprochen worden ist, und deshalb in der Geschichte gewöhnlich den Beinamen des Heiligen führt. Er verdankte die Krone blos dem Umstande, daß er den Vorzug hatte, der nächste Anverwandte des gestorbenen Königs zu sein. Er war nämlich ein Sohn Heinrich's des Zänkischen, dessen Vater, Heinrich, Otto's des Großen Bruder gewesen war. Indessen gelangte Heinrich II. nicht ohne großen Widerstand zum Besitze der deutschen Krone, weil zwei bedeutende Fürsten ihm denselben streitig machten. Es hatte bei Otto's III. Tode sogar fast den Anschein, als wenn die deutschen Stämme einzeln die Königswürde hätten in Anspruch nehmen wollen; denn es fand keine allgemeine Wahlversammlung Statt, und Heinrich mußte mit den einzelnen Herzögen über die Anerkennung seines Titels besonders unterhandeln. Jedoch traten nur zwei von diesen als Mitbewerber um die Krone auf, der tapfere Eckard, Herzog von Thüringen und Markgraf von Meißen, und Hermann II., Herzog der Alemannen oder Schwaben, deren Gebiet damals sehr weit ausgedehnt war. Heinrich hatte nach den Begriffen der Zeit zwei große Vortheile über beide Nebenbuhler voraus; er war der nächste Anverwandte des ausgestorbenen Stammes der Ottone, und hatte sich nicht nur die Reichskleinodien, gegen welche man eine Art von Verehrung hegte, zu verschaffen gewußt, sondern auch den Erzbischof von Köln gleich anfangs dahin gebracht, daß er ihm die heilige Lanze

überließ, die durch uralten deutschen Gebrauch eine besondere Wichtigkeit erhalten hatte. Diese Lanze nämlich, mit welcher der Erlöser am Kreuze durchstochen worden sein sollte, diente schon seit der Zeit der Merowinger als Zeichen der Herrschaft. Zum Glück für Heinrich ward Eckard schon vier Monate nach Otto's III. Tode von zwei persönlichen Feinden ermordet. Mit Hermann von Schwaben kämpfte Heinrich einige Zeit vergebens; als aber Bernhard von Sachsen dem Könige gehuldigt hatte und einige andere Fürsten ihm ihre Macht liehen, ward Hermann zur Unterwerfung genöthigt. Dessen ungeachtet mußte es Heinrich als ein Glück ansehen, daß auch dieser mächtige Fürst schon im folgenden Jahre starb.

Kaum war Heinrich zum ruhigen Besitze der Krone gelangt, als dieselben Fürsten, die ihn im Kampfe mit Hermann unterstützt hatten, sich gegen ihn erhoben, weil er ihren Forderungen nicht Genüge leistete. Er hatte dem mächtigen Markgrafen Heinrich von Schweinfurt das Herzogthum Baiern versprochen, welches damals fast bis an den Spessart reichte, beschloß aber nachher, es seinem Schwager, dem Grafen Heinrich von Luxemburg, zu geben, indem er sich dabei des scheinbaren Vorwandes bediente, daß er über die Baiern nicht nach eigenem Willen verfügen könne, weil sie das Recht hätten, sich ihren Herzog selbst zu wählen. Der erbitterte Markgraf appellirte an sein Schwert, und fand gleich nachher unter den Großen des Reiches zwei Bundesgenossen, den ebenfalls unzufriedenen Markgrafen Ernst von Östreich und den eigenen Bruder des Königs, Bruno, der aus Habsucht allzu große Ansprüche an Heinrich gemacht zu haben scheint. Außerdem verband er sich auch mit dem mächtigen Herzog Boleslav I. von Polen und Böhmen. In dem letzteren Lande hatte Boleslav III. nach seines Vaters Tode (999) seine Mutter und seine beiden Brüder, Jaromir und Ulrich, mishandelt und vertrieben, und durch Grausamkeiten die Böhmen so sehr erbittert, daß sie ihn 1002 aus dem Lande jugen, und einen polnischen Prinzen, den Sohn von Boleslav's II. Schwester Dobrawka, zu ihrem Herzoge ernannten. Als dieser schon ein halbes Jahr nachher starb, eilten Jaromir und Ulrich nach Böhmen zurück; aber ihr Bruder vertrieb sie mit Hülfe des Polen-Herzogs Boleslav I. wieder. Dieser

tapfere, gewandte und unternehmende Fürst, dem man den Beinamen des Kühnen gegeben hat, ließ gleich nachher seinen Schützling blenden, und warf sich selbst zum Beherrscher der Böhmen auf. Da er den deutschen König mit Recht als seinen Feind betrachtete, so fiel er verheerend in Meißen ein, drang bis Merseburg vor, und verbündete sich mit Heinrich's Gegnern im Reiche. Dieser befand sich in einer schwierigen Lage, weil zu gleicher Zeit Thüringen und Sachsen von Boleslav, Franken von dem Markgrafen Heinrich, Baiern von Ernst und Bruno angegriffen wurde. Er trieb den Ersteren nach Böhmen zurück, und richtete dann seine Macht gegen die empörten Reichsfürsten. Es gelang ihm erst im Jahre 1004, diese zu unterwerfen. Sie erhielten Verzeihung, und Bruno ward einige Jahre später zum Bischof von Augsburg ernannt. Heinrich zog zuletzt noch gegen die Böhmen, er that es aber in einer ungünstigen Jahreszeit, und fand die Feinde an ihren Grenzen so wohl gerüstet, daß er seine Unternehmung bald wieder aufgab, und sich begnügte, Grenzhüter gegen die Böhmen und gegen die anderen slavischen Völker zu bestellen.

Vom Zuge nach Böhmen eilte er sogleich nach Italien, wohin seine dortigen Freunde und Anhänger ihn dringend zu Hülfe riefen. Gleich nach Otto's III. Tode hatte sich in Italien Alles gegen die deutsche Herrschaft empört, und wenn nicht, wie immer, Zwietracht unter den italiänischen Großen ausgebrochen wäre, so würde es dem König Heinrich sehr schwer, wo nicht unmöglich geworden sein, sein Ansehen daselbst geltend zu machen. Die Bischöfe der Lombardei hatten schnell eine neue Königswahl veranstaltet, um die Krone einem einheimischen Fürsten zu übertragen, und schon vier Wochen nach Otto's Tode war ein roher junger Mann, welcher unter Otto Pfalzgraf gewesen, nachher aber als Mörder eines Bischofes in die Acht gefallen war, der Markgraf Arduin von Ivrea, zum König ernannt worden. Arduin hatte aber lauter junge Leute, die ihm ähnlich waren, zu Rathgebern, misbrauchte seine Gewalt auf barbarische Weise, und beleidigte dadurch die Großen, von denen ohnedies manche gleich anfangs mit seiner Erhebung unzufrieden gewesen waren. Diese erklärten seine Erwählung für ungültig, riefen den deutschen König Heinrich herbei, und ließen ihre Pässe durch Otto von Kärnthen und Ernst von

Öſtreich beſetzen. Die Letzteren waren aber unvorſichtig genug, dem Markgrafen von Ivrea mit zu geringer Macht ein Treffen zu liefern, ſie wurden von ihm geſchlagen und mußten die Päſſe wieder räumen (December 1002). Da Heinrich gerade damals in die Streitigkeiten mit Heinrich von Schweinfurt verwickelt wurde, ſo war er erſt um Oſtern 1004 im Stande, nach Italien zu ziehen. Er drang, ohne Widerſtand zu finden, in die Lombardei ein. Harduin's Anhänger zogen ſich nach der weſtlichen Lombardei zurück, um zu warten, bis Heinrich's deutſche Truppen, wie dies bei jedem großen Heerzuge zu geſchehen pflegte, im Beginne des Winters heimkehren würden. Heinrich drohte deshalb jedem, der ihn verlaſſen würde, mit ſchwerer Strafe; doch wiſſen wir nicht, ob ſein Verbot eine Wirkung hatte. Dagegen wird uns gemeldet, daß ſeine Truppen ſich in der Lombardei habgierig und roh betrugen. Es zeigte daher auch von beſonderem Wohlwollen, daß Heinrich in Pavia, wo er eine Zeitlang verweilen wollte, nur ſo viel Leute von ſeinem Heere einließ, als nöthig waren, um ſeinen Palaſt zu bewachen; die Übrigen blieben in einem Lager, welches vor den Mauern der Stadt aufgeſchlagen war. Die Paveſen vergalten dem König Heinrich ſeine freundliche Rückſicht ſehr ſchlecht. Als eines Abends zufällig ein Tumult entſtanden war, griffen ſie den königlichen Palaſt an, der gleich allen großen Häuſern jener Zeit wie eine Feſte gebaut war, aber nur wenige Vertheidiger hatte. Heinrich kam anfangs auf den Gedanken, ſich durch die empörte Menge durchzuſchlagen, glücklicher Weiſe aber hielt ihn der vorſichtige Erzbiſchof von Köln davon ab, und bewahrte ihn dadurch vor größerer Gefahr. Der Palaſt wurde die ganze Nacht hindurch beſtürmt. Während die kleine Schaar, welche beim Könige war, ihn aufs tapferſte vertheidigte, erhoben ſich auch die im Lager befindlichen Truppen und griffen die Mauern der Stadt an. Die Wuth der Deutſchen war ſo groß, daß die Paveſen nur, wenn ſie die Perſon des Königs in ihrer Gewalt hatten, Schonung hoffen konnten. Sie ſchritten daher zum Äußerſten, und ſteckten den Palaſt in Brand, um ſich des Königs zu bemächtigen. Als dies geſchehen war, bahnten ſich endlich die vor den Mauern befindlichen Deutſchen einen Weg in die Stadt. Nun wüthete die Mordluſt und Raubgier der roheſten

Menschen in Pavia, der alten Residenz der lombardischen Könige; das Blut floß in Strömen, der königliche Palast und ein großer Theil der Stadt wurden ein Opfer der Flammen, und es dauerte lange, bis es dem König gelang, der Wuth seiner Deutschen Einhalt zu thun. Sobald die Ruhe wieder hergestellt war, verließ er die Stadt und kehrte nach Deutschland zurück, hauptsächlich wohl weil das Schicksal von Pavia überall in Italien einen sehr schlimmen Eindruck machte. Doch bediente er sich eines anderen Vorwandes. Übrigens wurden die Pavesen gezwungen, einen neuen Palast statt des alten zu erbauen.

Herzog Boleslav von Polen und Böhmen hatte unterdessen die Lausitz besetzt, und bedrohte die diesseit der Elbe gelegenen Länder mit einem Einfalle. Heinrich zog schnell den Rhein hinunter nach Mainz, wandte sich von da nach Merseburg, und suchte den schlauen und gewandten Polen-Fürsten, der sogar am Hofe des deutschen Königs sehr angesehene Leute in seinem Solde hatte, durch List zu besiegen. Er machte an der Spitze der Sachsen eine Bewegung, als wenn er in Polen einfallen wollte, und drang darauf plötzlich mit den Baiern in Böhmen ein. Der ganze Plan wurde zwar, wie es scheint, schlecht ausgeführt; weil aber die Böhmen mit der polnischen Herrschaft unzufrieden waren, so war es dem deutschen König leicht, die Polen aus dem Lande zu treiben und Jaromir als Beherrscher desselben einzusetzen. Dies war aber auch Alles; denn obgleich Jaromir den König mit seinen Böhmen unterstützte, so ward doch nichts gegen Boleslav ausgerichtet, ja, man konnte die Polen nicht einmal von Einfällen ins Reich abhalten. Sie setzten diese selbst dann noch fort, als sie sich in Folge einer in der Lausitz erlittenen Niederlage zum Frieden hatten bequemen müssen, streiften sogar bis nach Magdeburg und an die Nieder-Elbe, und führten die tapfersten Leute in eine schmähliche Gefangenschaft. Heinrich verband sich zuletzt mit den Russen, um den verschlagenen Boleslav von zwei Seiten her anzugreifen; aber dies half ebenso wenig, als alles Andere. In Rußland waren kurz vorher wichtige Veränderungen eingetreten. Swätoslav's Sohn, Wladimir der Große, welcher nach der Verdrängung seiner beiden Brüder das ganze Reich unter seinem Scepter vereinigt hatte (980), breitete nicht allein durch glückliche

Kriege die Grenzen desselben weiter aus, sondern er ließ sich auch taufen, heirathete die griechische Prinzessin Anna, eine Schwester der römischen Kaiserin Theophania, und rottete den Götzendienst im Lande gewaltsam aus. Noch bei seinen Lebzeiten wies er jedem seiner zwölf Söhne eine besondere Stadt zum Wohnsitz an, und als er 1015 starb, behielten diese ihre Besitzungen, jedoch so, daß derjenige von ihnen, welcher in Kiew residirte, den ersten Rang und eine Art Oberherrschaft haben sollte. Einer von ihnen, Jaroslav I., welcher Fürst von Nowgorod war, hatte sich schon zu Lebzeiten des Vaters empört, und setzte nach dessen Tode den Kampf gegen den Großfürsten von Kiew, Swätopolk I., fort. Der Letztere war des polnischen Herzogs Boleslav Schwiegersohn, erhielt Hülfe von demselben, und ward, als er vertrieben worden war, durch ihn wieder nach Kiew zurückgeführt. Doch konnte Boleslav nicht hindern, daß Swätopolk 1019 Kiew und die Oberherrschaft dem herrschsüchtigen Jaroslav überlassen und aus Rußland entfliehen mußte.

Unterdessen war in Böhmen Jaromir von seinem Bruder Ulrich gestürzt worden (1012). Auch hierbei hatte der mächtige und gewandte Herzog von Polen die Hände mit im Spiele; denn er stand ebenso mit der unzufriedenen Partei in Böhmen in geheimem Einverständniß, wie er am Hofe des deutschen Königs Spione unterhielt. Selbst mit den Baiern war er in Unterhandlungen getreten, als der König sich genöthigt gesehen hatte, den Herzog dieses Landes, einen Bruder seiner Gemahlin, abzusetzen. Der Letztere hatte sich nämlich 1008 insgeheim mit zwei Brüdern verbunden, um einem dritten Bruder gegen des Königs Willen zum Besitze des erledigten Erzbisthums Trier zu verhelfen. Darüber war eine mehrjährige Fehde entstanden, und Heinrich hatte seinen Schwager der herzoglichen Würde beraubt. Übrigens nahm er ihn später (1017) wieder zu Gnaden an und gab ihm das Herzogthum zurück. Jaromir's Sturz würde den Deutschen sehr große Gefahren bereitet haben, wenn nicht der neue Beherrscher der Böhmen mehr seinen eigenen Vortheil, als den seiner Stammverwandten berücksichtigt hätte. Boleslav von Polen entwarf nämlich den Plan, den unter sich uneinigen germanischen Stämmen einen großen Bund der slawischen Völker entgegen zu setzen, und

ſchickte ſeinen Sohn, den nachherigen polniſchen König Miecislav II., an Ulrich, um dieſen dafür zu gewinnen; Ulrich war aber vom deutſchen König, der ihm ſogar den vertriebenen Jaromir ausgeliefert hatte, gewonnen worden, und lehnte nicht allein die angetragene Verbindung ab, ſondern ließ auch den polniſchen Prinzen treuloſer Weiſe verhaften. Zwiſchen Boleslav und dem König Heinrich ward endlich 1018 ein Frieden, und zwar nicht zum Vortheile des Letzteren, geſchloſſen; doch erregte der Erſtere auch nachher noch manche Händel an der Oſtgrenze des deutſchen Reiches. Übrigens iſt die Geſchichte des polniſchen Volkes, welches unter Boleslav zum erſten Male in den Gang der Welthegebenheiten eingriff, bis kurz vor der Zeit dieſes Fürſten in Dunkel eingehüllt. Die einheimiſche Volksſage läßt die polniſche Nation auf eben dieſelbe Weiſe entſtehen, wie die Böhmen (ſ. S. 84.), und führt dann als Stammvater des älteren polniſchen Herrſcherhauſes einen Bauer, Piaſt, auf, nach welchem man in neuerer Zeit, als der Staat in ein Wahlreich umgewandelt worden war, auch allen anderen eingeborenen Königen von Polen den Namen Piaſten gegeben hat. Die erſten Spuren einer ſicheren Geſchichte finden ſich zur Zeit Otto's des Großen, wo der Vater Boleslav's I., Miecislav oder Miſeko I., der bis 992 herrſchte, um 973 zur Anerkennung der deutſchen Oberherrſchaft gezwungen wurde und das Chriſtenthum einzuführen begann (ſ. S. 112.). Sein Sohn, der kühne Eroberer Boleslav I., verſchaffte den Polen zuerſt eine Bedeutung.

Die dargeſtellten Verhältniſſe der Deutſchen zu den Polen und Böhmen zeigen deutlich, wie ſchlimm es um die Oſtgrenze des Reiches ſtand. Zu gleicher Zeit machten im Süden desſelben die Italiäner die Anweſenheit des Königs von Deutſchland immer dringender nöthig, wenn deſſen Anſehen unter ihnen aufrecht erhalten werden ſollte. An der Weſtgrenze aber erregten die Lothringer mancherlei Unruhen und Händel. Sie ließen nicht allein den von Heinrich eingeſetzten Biſchof von Trier nicht zu, ſondern ſie ſchlugen auch des Königs Truppen zurück, und wurden erſt im Jahre 1017 zum Gehorſam zurückgeführt. Schon vorher (1006) hatte in Nieder-Lothringen der Graf Baldwin von Flandern eigenmächtig die Stadt Valenciennes beſetzt, und der König

war, nachdem er ihn vergebens bekriegt hatte, genöthigt worden, den Räuber mit dem gemachten Raube zu belehnen. Wenn man alle diese Verhältnisse bedenkt, und dabei noch die unruhige, hitzige Gemüthsart der Vasallen des Reiches und ihre Geneigtheit, alle Streitigkeiten mit dem Schwerte auszumachen, in Erwähnung zieht, so muß man sich doppelt wundern, daß Heinrich eine ganze Reihe von Jahren hindurch mit unablässigem Eifer einem sonderbaren Lieblingsgedanken nachhängen konnte. Dies war sein Plan, in der fränkischen Stadt Bamberg, welche zu seinem Privatbesitze gehörte, ein neues Bisthum zu stiften. Er führte ihn endlich im Jahre 1007 nicht ohne große Schwierigkeiten aus, schadete aber durch die Art, wie er es that, der deutschen Nation in mehr als Einer Rücksicht, obwohl man nicht leugnen kann, daß durch die Errichtung des Bisthums Bamberg eine bis dahin mit Wäldern bedeckte Gegend in ein Land umgewandelt ward, das seitdem seines Obstes und seiner Gartenfrüchte wegen weit und breit berühmt geworden ist. Heinrich fand nämlich bei dem Bischof von Würzburg, zu dessen Sprengel Bamberg gehörte, Widerspruch, weil dieser seine Diöces nicht geschmälert haben wollte. Er erlangte die Einwilligung desselben zuletzt nur gegen das Versprechen, Würzburg zu einem Erzbisthum zu erheben. Allein dies ließ sich nachher nicht ausführen. Heinrich mußte sich zuletzt, um den Widerstand des Bischofs zu besiegen, an eine Synode wenden, und beging dabei den großen Fehler, daß er die versammelten Geistlichen fußfällig bat, gegen den Willen des Bischofs von Würzburg zu entscheiden. Dadurch würdigte er nicht allein sich selbst herab, sondern er machte auch die ohnehin schon weltlich stolzen Bischöfe noch stolzer. Das Letztere würde ihm auch noch in anderer Hinsicht vorzuwerfen sein, wenn er, was jedoch wahrscheinlich nicht der Fall war, wirklich die Eitelkeit gehabt hätte, dem neuen Bisthum einen besonders großen Glanz dadurch zu verleihen, daß er die Reichsfürsten von Böhmen, Baiern, Sachsen und Brandenburg durch bedeutende Lehen bewog, Vasallen des Bisthums Bamberg zu werden und die Erzämter des Mundschenken, Truchsessen, Marschalls und Kämmerers am bischöflichen Hofe zu übernehmen. Endlich beging Heinrich noch die große Unvorsichtigkeit, daß er den Pabst Benedict VIII. nach Deutsch-

land einlud, um die bischöfliche Kirche zu Bamberg feierlich einzusegnen, und daß er bei dieser Gelegenheit (1020) das Oberhaupt der Kirche mit Ceremonien empfing, die ihn und die deutsche Nation herabwürdigten, und ihm eine fast abgöttische Verehrung erwies. Ein solches Benehmen mußte in den Augen des großen Haufens, der ohnehin durch das Fremde und durch den Pomp geblendet wird, das Ansehen des römischen Bischofs ungemein erhöhen und, da ja hierbei Alles auf die Meinung ankam, den geistlichen Waffen desselben eine weit größere Wirkung verleihen, als alle Isidorischen Dekretale (s. Th. V. S. 437).

Dies fällt um so mehr auf, da gerade Heinrich II. mitten in seinem polnischen Kriege und unter den inneren Unruhen Deutschlands sein Richteramt über die Päbste mit der eigenen Übereinstimmung derselben geltend gemacht hatte. Zu Ende des Jahres 1012 kam nämlich ein von den Römern vertriebener Gegenpabst Benedict's VIII. nach Deutschland, um sich von Heinrich bestätigen zu lassen und ihn zu einem Römerzuge zu bewegen. Heinrich wies ihn jedoch zurück, und sprach sich vor der Hand ebenso wenig zu Gunsten Benedict's aus. Gleich darauf (1013) zog er nach Italien, nachdem er vorher durch bedeutende Abtretungen eine kurze Waffenruhe von Boleslav erhalten, und einige unruhige Köpfe in Deutschland durch herzogliche und gräfliche Güter beschwichtigt hatte. Er fand die Alpenpässe offen, und drang ohne den mindesten Widerstand durch die Lombardei, wo Arduin es nie zu bedeutendem Ansehen hatte bringen können. In Rom ließ er (Februar 1014) sich und seiner Gemahlin Kunigunde durch Benedict die Kaiserkrone aufsetzen. Er brachte dabei durch seine Unvorsichtigkeit das Reich aufs neue in großen Schaden; denn er that bei der Krönung dem Pabste allerlei Versprechungen, weil er aus übel angebrachter Frömmigkeit der Versicherung der Geistlichen, daß das so hergebracht sei, unbedingt traute, diese Versprechungen waren aber so eingekleidet, daß sie neben der Hauptsache, welche allerdings jeder Kaiser gelobte, noch Nebensachen enthielten, die man später als vom Kaiser förmlich zugesagt schlau geltend zu machen wußte. Der Pabst ließ ihn nämlich vor der Krönung nicht allein geloben, ein Beschützer und Vertheidiger der römischen Kirche zu sein, sondern er fragte ihn auch, ob er ihm

und seinen Nachfolgern in allen Dingen treu bleiben wolle, und der Kaiser bejahte dies, ohne zu bedenken, daß man eine solche Frage den Vasallen zu thun pflegte. Auch von Seiten der kriegerischen Verrichtungen war Heinrich's zweiter Zug nach Italien nicht sehr ehrenvoll. Er ließ einen gewissen Johann, der den Tyrannen von Rom spielte, im ruhigen Besitze seiner Burg, und kehrte nach Deutschland heim, ohne das Mindeste gegen Arduin unternommen zu haben; ja, dieser war kühn genug, nicht einmal den Abzug des Kaisers zu erwarten, sondern erschien schon vorher im Felde, und jagte gleich darauf den Bischof Leo von Vercelli aus seinem Bisthum. Bald nachher befreite jedoch das Glück den Kaiser von seinem Gegner. Arduin ward während einer Krankheit seines unruhigen Lebens überdrüssig, ging in ein Kloster und starb wenige Monäte darauf (1015). Nach ihm wagte es kein Anderer mehr, dem deutschen Könige die lombardische Krone zu bestreiten. Zugleich fühlten auch alle kleineren Staaten Italiens, sowie der Pabst das Bedürfniß eines schützenden Armes und der Hülfe gegen die immer mehr wachsende Macht der afrikanischen Mohammedaner; sie schlossen sich also seit der Zeit wieder enger an die deutschen Kaiser an. Doch ward noch zu Heinrich's Zeit die Gründung einer normannischen Macht in Unteritalien begonnen, welche die Lage der Dinge in Italien ganz umänderte. Die Päbste warfen sich nämlich, als die deutschen Kaiser ihnen nicht helfen konnten, nothgedrungen diesen neuen Ankömmlingen in die Arme, erhielten, als sie bald nachher mit dem weltlichen Oberhaupte der römischen Christenheit einen langen und schweren Streit um ihre äußere Gewalt in Kirchensachen begannen, an den italiänischen Normannen eine kräftige Stütze in ihrer Nähe, und brachten auf diese Weise sowohl die deutschen Kaiser, als auch den ganzen Westen in neue Verhältnisse. Heinrich selbst wurde durch die Erscheinung der Normannen in Italien veranlaßt, drei Jahre vor seinem Tode zum dritten Mal über die Alpen zu ziehen. Ehe wir ihn jedoch auf diesem Zuge begleiten, ist es nöthig, die Gründung der Normannen-Herrschaft in Unteritalien zu betrachten.

13. Geistesbildung und Literatur des Zeitraums von Karl dem Großen an bis auf die Zeit der fränkischen Kaiser.

Einleitung.

Die Fortschritte der Araber, Skandinavier, Angelsachsen auf dem Wege der Civilisation und die erste Verbindung der altrömischen und christlichen Literatur mit der nordischen und angelsächsischen sind in den vorhergehenden Abschnitten soweit angedeutet worden, als es sich mit dem Zweck eines dem ganzen Volke, nicht den Gelehrten bestimmten Werkes verträgt. Wir sollten jetzt von den alten Sachsen, Baiern, Franken, Alemannen, Burgundern, Longobarden auf ähnliche Weise handeln. Wollten wir dieses mit einiger Ausführlichkeit thun, so würde es uns sehr weit führen; denn da diese Völkerschaften keine Schriftsteller hatten, so müßten wir von der Poesie ihrer Urzeit und vom Wesen der deutschen Sprache und ihrer Dialecte handeln, um zu beweisen, daß die germanischen Stämme nie Barbaren oder Wilde waren, sondern daß sie erst in den Jahrhunderten ihrer Kriege mit den Römern verwilderten oder Räuber und Barbaren wurden. Wir scheuen uns indessen, uns auf ein Feld zu wagen, welches uns nicht durchaus bekannt ist, weil wir stets nur dem Fortschritte der gegenwärtigen Cultur und Literatur nachgespürt haben, welche seit der Einführung des Christenthums von der Urcultur durch eine unermeßliche Kluft getrennt war, so daß selbst die deutsche Sprache theils aus einer deutschen eine romanische ward, theils bei allen Geschäften und in der Literatur der lateinischen weichen mußte und also in ihrer Fortbildung gehemmt wurde. Wir werden daher erst in der folgenden Periode von der eigentlichen Volksbildung und besonders von der Poesie im romanischen Lande und in allen zahlreichen Dialecten der romanischen Sprachen, von Catalonien an bis nach Apulien und von Apulien bis an die äußersten westlichen und nördlichen Grenzen Frankreichs, handeln, und erst von dieser zur deutschen Volksbildung und Ritterpoesie übergehen. Diese Ordnung scheint uns darum die passendste, weil die Verbindung des deutschen Reichs mit dem burgundischen und italiänischen der deutschen Ritterpoesie einen ganz neuen Charakter auch

in deutſchen Landen gab, ſo daß die ſchwäbiſchen Dichter ſich der von romaniſchen Dichtern längſt behandelten Gegenſtände bemächtigten, oder doch die bekannten Sagenkreiſe derſelben vom heiligen Graal, von Arthur, von Troja, von Alexander dem Großen, von Karl dem Großen zu den ihrigen machten. Die großartige romaniſche Dichtung idealer Liebe und idealen Glaubens an ideales Heldenthum geknüpft entſtand erſt nach den Kreuzzügen, als die Myſtik, Symbolik und Schwärmerei der cataloniſchen, provenzaliſchen, limouſiniſchen Dichter eine neue Art Liebe und eine neue Begeiſterung bis nach Italien verbreitete. Dies führte dann eine neue Zeit herbei, die in Italien begann, wo ein Guido Guinicelli, Guido Cavalcandi, Petrarcha, Dante den Grund der neuen Literatur auf dem Boden der Provenzalen legten. Das ſagt Dante in einem eigenen Werk (de vulgari eloquentia) und beſonders in der Stelle des Purgatoriums, wo er Arnault und Girault de Berneil in ſein Gedicht bringt. Der Aufſchwung der romaniſchen und auch der alemanniſchen Ritterpoeſie beginnt bekanntlich erſt ſeit dem chriſtlichen Ritterzuge gegen Toledo um 1085 und ſeit dem zehn Jahre nachher unternommenen erſten Kreuzzuge nach Paläſtina. Vorher war Alles Volkspoeſie und Volksſage, von der wir nicht reden, weil die Geſchichte, die hier behandelt wird, es nur mit den Zeiten zu thun hat, wo Wechſel und Fortſchritt bald wohlthätige, bald ſchädliche Erſcheinungen herbeiführen. Um die Bildung der Zeiten nach Karl dem Großen richtig zu würdigen, nehmen wir daher an, daß, ſeitdem Karl der Große, König Alfred, der Pabſt und die geſammte Geiſtlichkeit, welche damals unbeſchränkt über die Gemüther herrſchte, die römiſche Literatur als einziges Mittel, die Civiliſation der roh gewordenen germaniſchen Völker herbeizuführen und das Chriſtenthum zu befeſtigen, geltend gemacht hatten, die alte Volksbildung zurückgedrängt ward. An ihrer Stelle ward eine mönchiſche Schulbildung gefördert. Die alte Bildung, welche ſich immer mehr verlor, weil die höheren Klaſſen der Geſellſchaft entweder aus Geiſtlichen beſtanden, oder von Geiſtlichen gebildet wurden, war traditionell in Sage, in Sprache, in Poeſie, ganz beſonders im Rechte und in den Formen der Gerichte und der Verwaltung erhalten; die neue ward den Privilegirten in Schulen gelehrt und mußte aus Büchern ge-

schöpft werden. Nur von dieser allein werden wir diesmal handeln, auf die Andere aber in der nächsten Periode zurückkommen. Daß im siebenten Jahrhundert Bücherweisheit, später römische Zierlichkeit der Rede, römische Spitzfindigkeit im bürgerlichen und peinlichen Recht und überhaupt das Fremde endlich allenthalben, außer in Südfrankreich und Spanien, über das Einheimische siegten, ist eben so wenig zu verwundern, als daß im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert das Deutsche überall und in Allem dem Französischen nachstehen mußte. Es schien nämlich viel leichter, eine fremde Civilisation und Literatur fertig zu sich herüberzunehmen, als aus den Elementen, die sich im Volke vorfanden, eine eigenthümliche herauszuformen. Außerdem erinnerte Volkspoesie, Rechtsüberlieferung, historische Sage, Gerichts- und Regierungsform an die alte Freiheit, welche nach und nach vom Ritterstande, von den Geistlichen und von den Fürsten unterdrückt ward. Die Bildung der Zeiten der christlichen römischen Kaiser, welche zunächst von den Geistlichen empfohlen ward, war daher den Königen, Fürsten, Grafen und Herren sehr willkommen; denn die Schriften, aus denen sie geschöpft wurde, lehrten Servilität, Gehorsam gegen Geistliche und Fürsten als gegen die Gesalbten des Herrn, und enthielten ein Recht, welches ohne Beamte und Gelehrte nicht geübt werden konnte. Die Revolution der Literatur, welche im dreizehnten Jahrhundert begann und im vierzehnten vollendet wurde, war daher zugleich eine politische Umwälzung. Alle Städte und Staaten Italiens kämpften um bürgerliche Freiheit, weil man endlich von der kaiserlich-römischen Literatur zur republikanischen, von der durchaus egoistischen und aristokratischen römischen zur idealen und demokratischen griechischen zurückkehrte.

§. 1.

Wenn wir die Bildung, welche aus den Schulen und Büchern des untergegangenen römischen Reiches unter den von Norden und Osten nach Süden und Westen gewanderten Völkerstämmen verbreitet ward, im Einzelnen und mit Anführung alles Einzelnen verfolgen wollten, so müßten wir für den Zeitraum, den wir behandeln, drei Abtheilungen machen. Von diesen müßte die Erste alles das in sich begreifen, was vor der Bekanntschaft mit

der arabischen Literatur geschah, um den zum Christenthum bekehrten Germanen die Literatur der späteren römischen Kaiserzeit durch Blut und Adern zu treiben. Die zweite Abtheilung würde die Schriftsteller aufzählen, welche die ganze Schulbildung auf Spitzfindigkeiten oder, wie man das nennt, auf Dialektik hinleiteten, wobei sie sich auf den von den Arabern misbrauchten Aristoteles stützten, dessen Schriften sie nur aus elenden Übersetzungen kannten. In der dritten Abtheilung, die aber in dieses Werk nicht gehört, würden wir von dem Siege der Dialektik oder von der in der Theologie und in allen andern Fächern herrschenden sogenannten scholastischen Philosophie handeln müssen. Wir werden zwar dieser Ordnung folgen, dürfen aber die einzelnen Punkte nur leise berühren, um den Leser nicht zu ermüden, und versparen den letzten Punkt ganz auf eine andere Zeit.

Was den ersten Anfang der eingeführten römischen Bildung betrifft, so muß man bedenken, daß der Unterricht an Kirchen und Klöster geknüpft war, und daß man Bücher nur in diesen fand. Dies paßte für das ganze Mittelalter, weil Geistliche nicht nur die kirchlichen Angelegenheiten, sondern auch jedes Geschäft besorgten, welches schriftliche Aufsätze oder reelle Kenntnisse erforderte. Daraus muß man auch erklären, daß später in Paris, Bologna, Prag viele Tausende von Studierenden waren, so daß man bedeutende Heere aus ihnen hätte bilden können. Die Bücher, welche man gebrauchte, um die Kenntnisse des Alterthums den christlich-germanischen Stämmen zu empfehlen, waren mehrentheils die von uns an einem anderen Orte (Th. V. S. 566) näher bezeichneten halb platonischen, halb aristotelischen Arbeiten der späteren Zeit, besonders des Boëthius und des Martianus Capella oder einige Schriften des heiligen Augustinus. Hier und da wurden allerdings Virgil und Ovid gelesen, wie man besonders aus Gregorius von Tours sehen kann. Die Gespräche des Pabstes Gregorius des Großen (s. Th. V. S. 304) gehören in eine ganz andere Klasse, sie sind mehr praktischer, als wissenschaftlicher Art. Sie enthalten neben einer für gutmüthige, aber ganz verwilderte Menschen passenden handgreiflichen Religion und Moral Teufels- und Spuckgeschichten und Schauder erregende Erzählungen von gräßlicher Bestrafung der Ungläubigen oder der

gegen die Geistlichen Ungehorsamen durch wunderbare Erscheinungen oder durch das vom Teufel vollzogene Urtheil Gottes. Unter den latinisirenden Germanen wollen wir, da wir das Einzelne nicht aufzählen dürfen, nur einige Männer nennen, die in den verschiedenen Gegenden für Civilisation wirkten, die aber, weil sie in lateinischer Sprache, also in der Sprache aller Gebildeten schrieben, den ganzen Occident erleuchteten.

Der Erste, den wir nennen müssen, ist Isidorus von Sevilla, der etwa achtzig Jahr vor dem Einfall der Araber in Spanien dort unter den Westgothen schrieb, bei denen die römische Bildung noch fortdauerte. Er suchte durch Auszüge die Kenntniß der Kirchenväter zu verbreiten, deren Werke gar zu corpulent sind. So dürftig diese Auszüge uns auch scheinen mögen, so konnten sie doch, beim Mangel an Büchern und an Eifer zu studieren, einen Begriff von ihrem Inhalte geben. Er schrieb ferner in den letzten Zeiten der römischen Schulen unter den Westgothen ähnliche Encyclopädien des Wissens seiner Zeit, wie Boëthius unter den Ostgothen gethan hatte. Seine zwanzig Bücher gemischten Wissens, sonderbarer Weise Ursprünge oder Etymologieen genannt, haben sich bis ins sechszehnte Jahrhundert in vielen Schulen erhalten. Seine gothische Chronik ist historisch bedeutend, und die Sprachforscher der neueren Zeit haben von seinen acht besondern Abhandlungen über Sprache wieder oft Gebrauch gemacht.

Wir haben schon im vorigen Bande bemerkt, daß, als die westgothischen Schulen für das Studium der alten Civilisation untergingen, neue in England gegründet wurden. Wir übergehen, was vorher schon ausführlich erzählt ist, und fügen hier nur noch einige Notizen hinzu, aus welchen die Bedeutung der englischen Anstalten für den ganzen Occident hervorgeht. Zuerst müssen wir in dieser Beziehung bemerken, daß England außer römischen Gelehrten auch griechische zu Lehrern erhielt, und daß wir den Einfluß des afrikanischen Schwulstes der Rede, der im siebenten Jahrhundert von dem Abt Hadrian und von dem gelehrten Erzbischof Theodorus zu den Angelsachsen, welche Pomp der Rede liebten, gebracht wurde, in dem vornehmsten Geschichtschreiber der ersten normannischen Zeit, in Wilhelm von Malmsbury, deutlich

erkennen. Dieser sagt sogar ausdrücklich, seine Landsleute liebten Pomp und Glanz der Rede. Der Pabst hatte gegen 668 den Africaner Hadrian, der in der Nähe von Neapel Abt war, zum Erzbischof von Canterbury bestimmt, dieser lehnte aber die Würde ab, und ein aus Tarsus in Kleinasien gebürtiger Grieche, Theodorus, ward an seiner Stelle ernannt; doch gingen nachher Beide zusammen nach England. Theodorus brachte außer anderen griechischen und lateinischen Büchern die Werke des jüdischen Geschichtschreibers Josephus nach Cambridge, sowie einen auf Papier geschriebenen Homer und die Homilieen des Kirchenvaters Chrysostomus auf Pergament geschrieben nach Canterbury. Wir sehen aus einer Handschrift, in der das griechische Vaterunser mit lateinischen Buchstaben nach der Aussprache geschrieben ist, zugleich, welche Aussprache man nach England brachte, und wie gute Lehrer die Männer waren, die die ersten gelehrten Schulen im Westen und Norden gründeten. Wir wissen außerdem, gestützt auf Bücher, die sich in der sogenannten Bodlejanischen Sammlung des brittischen Museums finden, daß zwischen dem achten und elften Jahrhundert Klassiker der guten Zeit abgeschrieben, gesammelt und also auch gelesen und gebraucht wurden. Man hat aus jener Zeit zwei Exemplare der Komödien des Terenz, mehrere Schriften Cicero's, ein Stück der Aeneide, einen Livius, Florus, Quintilian, Horaz ohne die Oden, die man, wie uns aus einer Andeutung in Dante's Hölle, wo Horaz blos als Satyriker aufgeführt wird, hervorzugehen scheint, auch in Italien für gefährlicher hielt, als die Satyren. Gleichzeitig mit den erwähnten Bemühungen, welche die Stiftung einer glänzenden Schule und einer kleinen Bibliothek in York hervorriefen, versuchte Beda Venerabilis, der um 735 starb, eine christliche Literatur nicht etwa hervor zu rufen, sondern selbst zu erschaffen. Die Zahl seiner im Mittelalter bewunderten und in ganz Europa gelesenen Schriften erstreckt sich auf achtund siebenzig, die man noch im Jahre 1688 in acht Foliobänden herauszugeben passend fand. Diese Schriften anzuführen, ist hier der Ort nicht; wir wollen nur bemerken, daß der erste und zweite Band der erwähnten Ausgabe alles enthalten, was bis auf Alfreds Zeit über Zeitrechnung, Astronomie, Naturkunde und Grammatik in den Schulen gelehrt ward, und daß der dritte Band, der die

fünf Bücher der Kirchengeschichte des Volks der Angeln enthält, das merkwürdigste historische Werk der ganzen früheren Zeit des Mittelalters ist. Es enthält die Geschichte Englands, besonders in Beziehung auf die christliche Religion, von Julius Cäsar's Zeit an bis ins achte Jahrhundert, und zeichnet sich nicht blos vor den Chroniken des Gregorius von Tours und Fredegar's, sondern auch vor den Chroniken der Zeiten der Karolinger vortheilhaft aus. Es sind nicht bloße Annalen, es ist eine planmäßig angelegte Geschichte, nicht in dem ungleichen Styl und dem bald aus der Vulgata oder der lateinischen Kirchenübersetzung der Bibel, bald aus den Dichtern zusammengestoppelten Latein der Chroniken, sondern in einer dem Verfasser eigenthümlichen, wenigstens nicht incorrecten Latinität geschrieben. Wundergeschichten hat er freilich, um die römische Weise den Gottesdienst zu feiern vor der brittischen zu empfehlen; er ist aber weniger politisch und religiöser, als Gregor von Tours. Er gibt uns in der Geschichte der Einführung des Christenthums die Geschichte der Civilisation seiner Landsleute. Sehr anziehend ist Beda's Auszug aus der Reisebeschreibung eines fränkischen Bischofs Arkulf durch Sicilien nach Constantinopel, Alexandria und Damaskus, ob man gleich unter dem Titel (libellus de locis sanctis) nur eine Beschreibung von Palästina suchen würde. Beda sagt, er habe aus den zwei Büchern, die der auf seiner Rückreise nach England verschlagene Bischof dem Presbyter Ademarus dictirt und dieser in sehr zerlumpter (lacinioso) Form niedergeschrieben habe, einen besser stylisirten Auszug gemacht. Die Fortschritte der Bildung unter den Angelsachsen sind bereits im fünften Theile dieses Werks aufgezählt, und dabei zugleich Alfred's Verdienste um die Verpflanzung der Civilisation der Griechen und Römer zu den germanischen Stämmen hervorgehoben worden; wir müssen daher jetzt erwähnen, was unter Karl dem Großen und seinem Sohne für die römisch-fränkische Bildung geschah.

Die neue Schulbildung kam den Franken, welche Karl bei seinem Regierungsantritt ganz roh und verwildert fand, theils aus Britannien, theils aus Italien, und die Lehranstalt zu York verschaffte dem Kaiser des neurömischen Reiches diesseit der Alpen Lehrer und Bücher. Vier Männer, ein Engländer, Alkuin,

und drei Italiäner, Peter von Pisa, der Philolog oder Grammatiker Paulinus und der Longobarde Paul Warnefried, der unter dem Namen Paulus Diakonus bekannter ist, belebten den Eifer für lateinische Sprache und Wissenschaft nicht blos am Hofe, wo eine Art adeliger Hochschule bestand, sondern auch im Reiche. Unter diesen hat Paul Warnefried, Paulus Diakonus genannt, die aus den longobardischen Sagen und Liedern zusammengesetzte Geschichte seines Volks in lateinischer poetischer Prosa so geschrieben, daß sich seine Geschichte der Longobarden leicht wieder in ihrer ursprünglichen Gestalt herstellen ließe. Peter von Pisa lehrte, ehe ihn Karl zu sich rief, in Pavia, der damaligen Hauptstadt der lombardischen Könige. Alkuin ward nur mit vieler Mühe von Karl dem Großen bewogen, York zu verlassen und an seinen Hof zu kommen. Die Schriften aller dieser Männer, auch sogar Alkuin's, haben für unsere Zeit zu wenig Interesse mehr, als daß wir versuchen dürften, ausführlich von ihnen zu reden; was aber die genannten Männer als Lehrer leisteten, davon zeugt der blühende Zustand der Schulen zu Fulda, zu Corbie und in dem von Corbie aus gestifteten Stift Corvey, der Schule in Aniane, durch Benedict von Aniane, den Reformator des Benedictiner-Ordens zu Ludwig's des Frommen Zeit (s. Th. V. S. 410 u. 411 f.). berühmt, und der Hochschule in Tours, solange sie bestand. Schriftsteller, welche das Mittelalter gleich den Kirchenvätern ehrte, und welche für die katholische Dogmatik, Kirchengeschichte und Kirchen-Disciplin noch gegenwärtig sehr bedeutend sind, ein Rabanus Maurus, Walafried Strabo, Ansegis, Adelhard (s. Th. V. S. 390 u. 392), Fredegis (s. Th. V. S. 410), Hinkmar von Rheims (s. Th. V. S. 436 f.), Lupus Servatus, Herricus, Angilbert (s. Th. V. S. 392), Agobard (s. Th. V. S. 418 f.), Regino, Grimbald, Ruthard und viele Andere, deren Schriften man in der großen, von den Benedictinern begonnenen Literargeschichte von Frankreich aufgezeichnet findet, gingen aus jenen Schulen hervor. In dieser Zeit bildete sich die sogenannte Scholastik, d. h. die spitzfindige Begriffslehre, vermöge deren die positiven Glaubenslehren aus der Forschung über das Wesen der Vernunft hergeleitet werden sollten. Schon Alkuin versuchte das in seiner

Lehre von der Dreieinigkeit; Agobard und Fredegis, obgleich sie in den Principien gar nicht einig sind, sondern Streitschriften wechseln (s. Th. V. S. 418 f.), sind doch gleich stark im Spalten der Begriffe, im Bilden und Verbinden der Schlüsse oder in dem, was man Kunst der Dialektik nennt; Rabanus Maurus versteht sogar in den sechsundachtzig Kapiteln gegen die Juden Ethik, Physik und Logik aus der christlichen Offenbarung herzuleiten. In dem Streit, den im neunten Jahrhundert Paschasius Radbertus und Ratramus über die Verwandlung des Brods und Weins im Abendmahl mit einander führten, entstand diejenige Art philosophischer Theologie, welche jetzt unter uns hier und da wieder als tiefsinnige Weisheit gelehrt wird, und vermöge deren man Alles aus Allem machen kann. Wir glauben das, was wir meinen, nicht besser deutlich machen zu können, als durch eine Stelle aus Radbert's Büchlein vom Glauben, welches Leibnitz zufällig in die Hände bekommen und der Bibliothekar Eccard unter dessen Papieren gefunden hatte, und das dann Pez drucken ließ. Radbert beweiset seine Kunst, Alles philosophisch zu demonstriren, was die Kirche fordert, daß man glauben soll, durch spitzfindige Unterscheidung der zu glaubenden und der zu erkennenden Dinge. Er sagt: glauben müsse man Berichte von geschehenen Dingen und alles, was in der Welt vorgehe, weil dabei von Erkennen nicht die Rede sein könne; es gäbe jedoch auch Dinge, welche, sobald man sie glaube, zur Erkenntniß würden; andere wären an und für sich zugleich Gegenstand des Glaubens und der Erkenntniß, doch müsse der Glaube vorausgehen. Auf diese Weise ward Radbertus eine mächtige Stütze des Kirchenglaubens, führte heftigen Krieg mit Ratram, und nöthigte den Johann Erigena Scotus, aus dem Lande zu fliehen. Dieser fand Schutz bei König Alfred, der ihn in Oxford anstellte (s. Th. V. S. 249). Johann Erigena ward der Gründer der philosophisch-mystischen Schule der Scholastik, aus der später Bonaventura hervorging, welcher Letztere von den Idealisten des Mittelalters und von den ächten Mystikern aller Jahrhunderte bewundert und von Petrarcha, von Dante und anderen philosophischen Dichtern der Italiäner dichterisch benutzt ward. Man muß übrigens diesen ersten schottischen Grübler von einem zweiten Johann, den man von seinem Geburtsorte (Dunstan)

Duns und von ſeinem Vaterlande Scotus nannte, wohl unterſcheiden, weil Johann Erigena Scotus ein begeiſterter Denker, Johann Duns Scotus dagegen, der im dreizehnten Jahrhundert lebte, ein pedantiſcher, barbariſcher, trockener, logiſcher Klopffechter war. Duns war Franciskaner, und gründete die Lehre, welche in den Schulen ſeines Ordens gelehrt wurde, Thomas von Aquino gründete eine andere für die Dominikaner, und das ganze Mittelalter hindurch beſchäftigte der Streit der Thomiſten und Scotiſten alle Schulen der Gelehrten, und erzeugte in Paris und Bologna, im fünfzehnten Jahrhundert auch in Prag, blutige Händel. Johann Erigena Scotus dagegen erfand die myſtiſch-philoſophiſche Lehre von einer unendlichen Steigerung der menſchlichen inneren Betrachtung und von einer Auflöſung des endlichen betrachtenden Denkens in das unendliche Licht der göttlichen Natur. Wie ſpitzfindig oder, wie man bei uns jetzt ſagt, wie wiſſenſchaftlich dabei verfahren ward, wird man ſchon allein aus den Überſchriften der Bücher ſehen, in welche Johann Erigena ſein Werk von der Weſenheit (de divisione naturae) getheilt hat. Er handelt im erſten Buche von dem Einen, welches erſchafft und nicht erſchaffen wird, im zweiten von dem Einen, welches zugleich erſchafft und erſchaffen wird, im dritten von dem Einen, welches erſchaffen wird und nicht erſchafft, endlich im vierten von dem Einen, welches weder erſchafft, noch erſchaffen wird, und ſomit von der Rückkehr alles Erſchaffenen in das Unerſchaffene. Von dieſer Zeit an entſtand ein Wettſtreit des Scharfſinnes und des tiefen Denkens in den Schulen, welche, wie die atheniſchen zu Plato's Zeit (ſ. Th. II. S. 232), ihre Gorgias, Protagoras u. ſ. w. in einem Roscelin und Anſelm, im Thomas von Aquino und Duns Scotus erhielten. Der menſchliche Geiſt ward im Denken geübt, und neue Wege wurden gebahnt, obgleich wir gegenwärtig die Leute, welche Plato bekämpfte, ſpöttiſch Sophiſten und die theologiſchen Philoſophen des Mittelalters verächtlich Scholaſtiker nennen. Daß vortreffliche Köpfe und geiſtreiche Männer aus dieſer Schule hervorgingen, kann der deutſche Leſer von Leſſing lernen, der gewiß ein heller Kopf war, der aber, gerade weil er es war, eine in der Wolfenbütteler Bibliothek begrabene Schrift des Scholaſtikers **Berengar von Tours**, der dieſer Zeit angehörte, hervorſuchte, ſie drucken

ließ, und diesem kühnen Denker im vierten und dreizehnten Bande seiner vermischten Schriften ein würdiges Denkmal setzte.

Mit dem elften Jahrhundert begann eine neue Periode der Philosophie des Mittelalters, welche auf die Theologie und auf die Bildung des Lebens zu einer Zeit, wo es keine andere Bildung gab, als die, welche in den von Geistlichen geleiteten Schulen gegeben ward, einen ganz andern Einfluß hatte, als in unseren Zeiten, wo die Schulgelehrten oft weit hinter den auf andere Weise gebildeten Klassen zurückstehen. Wir werden daher in einem folgenden Bande den Fortgang der philosophischen Bildung ganz kurz andeuten, und wollen hier nur noch des Einflusses der spanisch-maurischen Schulen seit den Zeiten der sächsischen Kaiser, sowie des Fortschrittes der Künste und der Geschichtschreibung bis auf die Zeit der fränkischen Kaiser kurz gedenken, weil schon unter Otto II. und Otto III. fremde Kunst und Wissenschaft mächtige Fortschritte machten. Freilich klagen die Schriftsteller der Zeit, daß mit maurischen Künsten und Gewerben, mit italiänischer Bildung und byzantinischer Wissenschaft auch die Verdorbenheit des Südens den Norden vergiftete; allein das war die natürliche Folge der Civilisation und des Fortschreitens, über die sich ein denkender Mann eben so wenig beschweren wird, als über die Freiheit des Willens, welche Verbrechen möglich macht, oder über die Existenz des Bösen neben dem Guten, die eine Bedingung des Daseins vernünftig-sinnlicher Wesen ist.

§. 2.

Unter den Männern, welche im zehnten Jahrhundert in den Schulen der Klöster und Kirchen außer der speculativen Philosophie die realen Wissenschaften, besonders Mathematik und Physik und auch praktische Mechanik lehrten und Lehrer durch Ermunterung weckten oder sie belohnten, verdient unstreitig der begünstigte Lehrer Otto's III., Gerbert, der nachher unter dem Namen Sylvester II. Pabst ward, am ersten erwähnt zu werden. Wir hatten früher geglaubt, daß dieser berühmte Zögling einer zu Aurillac in der Auvergne blühenden gelehrten Schule in Spanien Arabisch gelernt, und aus arabisch geschriebenen Büchern und durch maurische Lehrer die Kenntnisse erworben habe, die ihn zum Wunder seiner Zeit machten; dies ist aber gewiß ein

Irrthum. Der gelehrte Franzose, der über das Studium und die Übersetzungen des Aristoteles im Mittelalter eine gekrönte Preisschrift geschrieben hat, Jourdain, beweiset, daß sich keine Spur finde, daß Gerbert Arabisch verstanden habe; auch sehen wir aus Gerbert's Briefen, daß er nur in die spanische Mark zum Grafen Borel von Barcellona geschickt und von einem Bischofe Haiton unterrichtet ward. Er reiste nachher in Spanien, und lernte zwar nicht gerade die arabische Sprache, aber doch die Wissenschaften und Künste, welche in den maurischen Städten und auf den zahlreichen maurischen Schulen und Universitäten besser, als irgendwo in der Welt, gelehrt wurden. Philosophie, Geometrie, Astronomie werden vorzugsweise genannt. Gerbert fügte nachher zu den in Spanien gesammelten Kenntnissen noch dasjenige hinzu, was auf den Schulen Italiens und in Rom selbst noch von der alten Wissenschaft zu erlernen war. Haiton und Borel nahmen ihn nämlich mit, als sie nach Rom reisten. Er hielt sich damals ziemlich lange in Italien auf, weil ihn Otto I. zum Abt in Bobbio machte. Dann ging er noch einmal nach Rom, man machte ihm aber in Bobbio das Leben so sauer, daß er fliehen mußte und sich nach Rheims begab. In dieser Stadt bestand eine Lehranstalt, wo außer der Philosophie, welche als Magd der Theologie überall gehegt und gepflegt ward, besonders die realen Wissenschaften und ihre Anwendung auf die Künste des Lebens gelehrt wurden. Als Lehrer dieser Anstalt, als Männer, welche weniger die Scholastik als die unmittelbar nützlichen Künste trieben, waren im zehnten Jahrhundert der Mönch Berner und Abbo von St. Fleury berühmt, und in dieser Schule zu Rheims hatte Adelbero, den Gerbert bei seiner Ankunft als Erzbischof antraf, seine Kenntnisse und, was mehr war, seinen Eifer für Fortschreiten in den Künsten des Lebens und in der Erkenntniß geschöpft. Adelbero war nicht blos Erzbischof, sondern auch Kanzler des Königs von Frankreich, und setzte Gerbert an die Spitze der in Rheims blühenden Anstalt, wo dieser dann, wie er selbst in seinen Briefen sagt, mit großer Anstrengung die schönen Wissenschaften, Mathematik, alles Andere, was er in Spanien und Italien gelernt hatte, und auch sogar Arzneikunst lehrte. Er sorgte, gleich einem verständigen Schuldirector, sehr gut für die Elemente akademischer

Bildung, er lehrte selbst die höhere Grammatik, Arithmetik und Geometrie, er schrieb ein faßliches Lehrbuch der Rhetorik, sammelte gute Abschriften alter Autoren, und ließ sie vervielfältigen. Er selbst sagt, er habe Cicero's Werke, Julius Cäsar, einen Eugraphius, der dem Verfasser dieser Geschichte ganz unbekannt ist, Plinius, Suetonius, Statius, Manilius, Aurelius, den Rhetor Victorin, Claudian und die Dialektik und Astrologie des Boëthius der Bibliothek seiner Lehranstalt einverleibt, habe sich aber nicht damit begnügt, sondern auch neuere Bücher herbeigeschafft, deren Werth er in Spanien habe schätzen lernen. Unter diesen nennt er besonders die Arithmetik des Spaniers Josephus und die Astrologie eines Lupicius von Barcellona. König Robert von Frankreich und Fulbert von Chartres, der gelehrteste Mann des elften Jahrhunderts, wurden von Gerbert gebildet, und durch seine in der politischen Geschichte (S. 119., 122 f. u. 126) erwähnten Schicksale ward er Freund und Lehrer unserer Ottone, erster Erzbischof des sächsischen Stammes, bei welchem damals das Kaiserthum war, nachher erster Erzbischof Italiens (von Ravenna), endlich Pabst. Es würde daher überflüssig sein, hier nachzuweisen, daß Gerbert für die Bildung des ganzen Mittelalters bedeutender war, als alle Kaiser und Könige seiner Zeit. Gerbert beschäftigte sich praktisch und theoretisch mit Astronomie, berechnete den Umlauf der Erde und der anderen Planeten nach der Araber Regeln, verfertigte Erd- und Himmelskugeln und Sonnenuhren, ließ Instrumente machen, und setzte seinen Schüler Otto III. durch Experimente, die er ihm in Magdeburg, der Hauptstadt seines Erzbisthums, vormachte, so sehr in Erstaunen, daß ihn die deutschen Fürsten und Ritter, die sich besser aufs Schwert und auf den Wein (freilich nur auf saueren) verstanden, als auf Physik, für einen Hexenmeister hielten. Es wird daher niemand wundern, daß man ihn auch zum Erfinder der Wanduhren gemacht hat; Hamberger in der Geschichte der Uhren und Beckmann in der Geschichte der Erfindungen haben aber bewiesen, daß dies ein Irrthum ist. Zuverlässiger scheint zu sein, daß Gerbert, sowie sein Freund, der Mönch Constantin von St. Fleury und Aurillac, und dessen Abt, Abbo, viel dazu beitrugen, die arabischen Ziffern statt der römischen einzuführen, wodurch der mechanische Theil

des Rechnens sehr erleichtert ward. Andere leiten freilich die Einführung der Zifferrechnung mit mehr Wahrscheinlichkeit von dem Handel mit Italien und Afrika ab.

Eine genaue Aufzählung der einzelnen Lebensumstände einiger Erzbischöfe, Bischöfe und Äbte der rohen Zeit, wo die Stärke der Faust Alles entschied, würde beweisen, wie wohlthätig es in diesen Zeiten war, daß es so viele Fürstenthümer und hohe Ämter gab, zu denen nicht blos die Geburt oder die Kraft der Faust ein Recht gab, sondern welche dem Gesetze nach den gebildetsten und unterrichtetsten Männern hätten zu Theil werden sollen. Dies geschah freilich oft ganze Jahrhunderte lang nicht, dann war Alles finster, und darum verschwand auch nach dem Falle der Hohenstaufen alle Bildung aus Deutschland; so lange aber unter den Ottonen das Verdienst entschied, blühte das ganze Leben geistig empor. Die Nützlichkeit des geistlichen Standes für das ganze Mittelalter ableugnen zu wollen, wäre Frevel und Thorheit; man braucht aber darum keineswegs zuzugeben, daß deshalb die Einrichtungen des Mittelalters auch für die neueren Zeiten passend, oder daß die Herrschaft von Pfaffen und Mönchen überhaupt wohlthätig sei. Neben Gerbert erwarben sich zur Zeit der Ottone durch Eifer für Kunst und Wissenschaft auch zwei deutsche Bischöfe großes Verdienst. Diese waren nicht, wie Gerbert, auf französischen Schulen gebildet worden, sie begeiferten nicht, wie er, das edle Haus des ersten Otto mit dem Gifte niedriger und serviler Schmeichelei, gleichwohl erwarben sich Meinwerk, Bischof von Paderborn, und Bernward, Bischof von Hildesheim, unsterbliche Verdienste um die Bildung ihrer Zeit. Was sie als Staatsmänner und Krieger leisteten, ist in der politischen Geschichte (S. 118 f. u. 127) erwähnt worden; hier sollten wir aus ihren Lebensbeschreibungen, die sich erhalten haben, ihre Verdienste um die Bildung von Künstlern, Architekten, Lehrern und Schriftstellern erwähnen, die Kürze erlaubt uns aber blos wenige Winke zu geben. Wir wollen nur andeuten, daß es im zehnten Jahrhundert in Deutschland doch dahin gekommen war, daß die höchsten Behörden, die selbst in unseren Tagen nur auf Geschäftstüchtigkeit achten, wenn das Innere auch noch so roh bleibt, allgemeine Bildung achteten und ehrten. Der Lebensbeschreiber Meinwerk's

ſagt uns, er ſei Verwandter der königlichen Familie geweſen, ſei ſeiner feineren Ausbildung (morum elegantia) wegen an den Hof berufen und, wie man ihn in unſern Tagen zum Kammerherrn würde gemacht haben, zum Hofkapellan gemacht worden, damit er, der zu den höchſten geiſtlichen Würden beſtimmt ſei, der geiſtlichen und weltlichen Ariſtokratie bekannt werde. Als er nachher Biſchof in Paderborn war, machte er ſich um Baukunſt und um andere Künſte und Gewerbe verdient, da ſich bei den Bauten und bei der Verſchönerung der Kirchen und ihres Geräthes deutſche Künſtler und Handwerker unter der Anweiſung der Fremden bildeten, welche Meinwerk nach Paderborn und Gerbert, der bekanntlich, auf die Anweiſung bei Vitruvius geſtützt, auch hydrauliſche Orgeln in Gebrauch brachte, nach Magdeburg kommen ließen. Bernward von Hildesheim wird von ſeinem Lebensbeſchreiber nicht blos als Sammler von Büchern, ſondern beſonders auch als Beſchützer der Künſte und als Kenner derſelben geprieſen, als ein Mann, der ſich ein Geſchäft daraus machte, ſeinem Vaterlande Künſtler zu bilden und ihnen Gelegenheit zu verſchaffen, ſich nach fremden Muſtern zu bilden. Er begünſtigte, heißt es, nicht nur Maler, Ebeniſten, Kunſtſchreiner, Goldarbeiter und Juweliere, ſondern er verſchaffte ſich auch jede künſtliche Arbeit und jedes Geräth, welches irgend etwas Beſonderes an ſich hatte, um es ſeinen deutſchen Künſtlern als Muſter in die Hand zu geben. Wenn alſo irgend ein Stück von fremder Arbeit dem kaiſerlichen Hofe zum Geſchenk gemacht wurde, ſo ſetzte er ſogleich die einheimiſchen Künſtler in Thätigkeit. Er ließ ſich daher auf ſeinen weiteren Reiſen ſtets von einer Anzahl geſchickter und geübter junger Arbeiter begleiten, die alles, was er an den Höfen, wohin er kam, antraf, nachahmen mußten. Sein Lebensbeſchreiber rühmt beſonders, daß er unter ſeiner Leitung Moſaik-Fußböden habe legen laſſen, und daß er eine eigene Maſſe zum Gebrauch für Decken (Plafonds) erfunden habe. Auch die Muſik muß in dieſen Zeiten bedeutende Fortſchritte gemacht haben, da ſich Gerbert und alle Schriftſteller und Lehrer dieſer Zeit ſo angelegentlich mit derſelben beſchäftigen; wir wagen aber nicht, über die Art ihrer Fortſchritte zu reden. Nur iſt es auffallend, daß Gerbert nicht aus Spanien die Erfindung nach Deutſchland brachte,

welche gegen 1030 durch zwei Mönche aus diesem Lande nach Italien gebracht wurde. Diese beiden Mönche des Klosters Pomposa waren Michael und Guido von Arezzo, von welchen besonders der Letztere sehr bekannt ist, obgleich sein Hauptwerk, der sogenannte Mikrologus, noch im Anfange dieses Jahrhunderts als Handschrift in den Bibliotheken begraben lag und erst vor wenigen Jahrzehnten gedruckt wurde. Wir müßten dasjenige Buch des Mikrologus, welches von der Musik handelt, genau durchgehen, wenn wir angeben wollten, welche Fortschritte die Musik durch den in Spanien unterrichteten Mönch gemacht habe; wir wollen aber nur Eins erwähnen. Guido führte das sogenannte Solfiren (ut, re, mi, sol, fa) ein, und lehrte die Noten durch unter und über die Linien gesetzte Punkte bezeichnen, statt daß dieses vorher durch Buchstaben oder auf andere unvollkommene Weise geschehen war.

§. 3.

Die Bekanntschaft mit den Griechen, die Vorliebe der Ottone und ihres berühmten Lehrers für die altrömische Literatur und für Italien, wo diese immer noch fortdauerte und geliebt ward, mehr als alles dieses aber der Glanz der Thaten der Ottone gab auch der Geschichte einen Theil ihrer Würde wieder. Leider suchte man in Italien und in Deutschland Styl, Manier und Sprache des Alterthums bei Erzählung der Ereignisse seiner Zeit anzuwenden. Dies geschah oft sehr ungeschickt; denn es ist schwer, lateinische Redensarten auf deutsche Verhältnisse anzuwenden. Indessen wird ein Blick auf den Anfang und Fortgang des Chroniken-Schreibens (denn Geschichte möchten wir alles das nicht nennen, was bis auf Otto von Freisingen und Dino Compagni im Occident geschrieben ward) zeigen, daß die Bemühungen der von uns angeführten Männer und ihrer Schulen auch in Beziehung auf Geschichte nicht vergeblich waren.

Die Chroniken der früheren Zeit des Mittelalters können auf ein Lob in Rücksicht der Form keinen Anspruch machen, sie müssen blos als Sammlungen von Notizen und Zeitangaben betrachtet werden, welche der Historiker der späteren Zeit mit mehr oder weniger Zuversicht benutzen kann. Unter diesen verdient vielleicht gerade diejenige, deren Sprache fast ganz unverständlich und deren Be-

richt ganz formlos ist, vor andern genannt zu werden, dies ist die Chronik des Isidorus Pacensis (d. h. des Isidorus aus Beja, nicht, wie man oft sagt, aus Badajoz). Sie umfaßt die spanische Geschichte vom Jahre 610 bis 754, und Isidor war, soviel wir wissen, der einzige christliche Augenzeuge des Einbruches und der Siege der Mauren. Diese erst um 1631 gedruckte, aber so selten gewordene Chronik, daß diesseit der Pyrenäen nur hier und da ein Exemplar anzutreffen war, ist ihrem Inhalte nach so wichtig, daß Pagi in seiner Kritik der Annalen des Baronius die wichtigsten Stellen daraus hat abdrucken lassen, und daß zwei spätere Schriftsteller des Mittelalters sie umgearbeitet haben. Lucas von Tuy, der es zuerst versuchte, diese Chronik aus dem unverständlichen und gebrochenen Latein in ein verständliches zu übertragen, hat sein Original oft misverstanden, weshalb Roderich von Toledo im dreizehnten Jahrhundert das Buch noch einmal überarbeitet hat. Dieser hat freilich die in der Chronik einfach und dürr berichteten Thatsachen durch seine auf gut Glück angebrachten grammatischen und rhetorischen Figuren oft ganz unkenntlich gemacht; doch bleibt der von Roderich umgearbeitete Isidor immer noch die beste Quelle der spanischen Geschichte in der letzten Zeit der Westgothen.

In Italien ward der Römer Cassiodor Geschichtschreiber der Ostgothen und ihres Untergangs. Dieser Minister Theodorich's des Großen (s. Th. V. S. 538 u. 597 ff.) war, wie man aus dem schwülstigen, Dunkelheit affectirenden Styl seiner Briefe und Geschäftsaufsätze auf den ersten Blick erkennen wird, zum Geschichtschreiber am wenigsten geeignet, weil der Kenner nicht Redensarten, sondern Thatsachen in der Geschichte sucht. Cassiodor's Geschichte der Ostgothen ist freilich nicht auf uns gekommen; allein wir können über Form und Inhalt des Werkes aus dem Auszuge urtheilen, den der Gothe Jornandes oder richtiger Jordanes aus dem Werke gemacht hat; denn der ganze Charakter des Originalwerkes ist auf den Auszug übergegangen, wie der des Justinus auf Trogus Pompejus. Der Titel lautet: Von der Gothen Ursprung und Thaten, und die Geschichte soll offenbar zur Verherrlichung des gothischen Namens dienen, wie die ersten Bücher des Livius zur Verherrlichung der ersten Zeiten der Römer (s. Th. V. S. 166 f.); auch liegen beiden Schriften offenbar historische Lieder zu Grunde,

oder es werden alte Sagen darin rhetorisch verschönert. Jornandes leistete also für die Ostgothen, was später Paulus Diakonus für die Longobarden leistete.

In Britannien und im fränkischen Lande bildete sich zuerst diejenige Geschichtschreibung aus, welche in einer todten Sprache allein möglich ist. In allen lateinischen Geschichten fesselt nämlich der fremde Sprachgebrauch Zunge und Seele, und der Mund oder die Feder darf das nicht sagen oder schreiben, dessen das Herz voll ist. Wir zählen hier die trockenen Chroniken nicht auf, wie wir thun würden, wenn wir den Gelehrten den Übergang von bloßer Aufzeichnung einzelner Ereignisse, von Genealogien und Zeitangaben zur eigentlichen Geschichte deutlich machen wollten; wir beginnen deshalb mit Gregorius Florentius, der unter dem Namen Gregor von Tours berühmt ist. Dieser spricht seinen Zweck bei der Abfassung der Geschichte der Franken nicht blos durch den Styl seines Buches, sondern auch mit ausdrücklichen Worten aus, und zwar einen Zweck, den sich eher ein epischer Dichter als ein Historiker vorsetzen wird. „Er wolle erzählen, sagt er, von den Kriegen der Könige, vom Kampfe der Märtyrer mit den Heiden und mit dem Heidenthum, vom Streiten der Rechtgläubigen mit den Ketzern und vom Leben der Heiligen.“ Diesen Stoff hat er in zwei Werke vertheilt. Das Erste handelt von der Glorie der Märtyrer, und ist daher, wie das Zweite, eine Quelle für die frühere Geschichte der Franken. Diese zweite Schrift oder sein Hauptwerk hat Gregor Kirchengeschichte betitelt; er hätte es aber eigentlich fränkische Jahrbücher nennen sollen. Dieses Buch fängt, wie die meisten Annalen des Mittelalters, mit der Schöpfung an und umfaßt also die ganze Weltgeschichte; doch ist der allgemeinen Geschichte nur ein einziges Buch gewidmet, die anderen führen die fränkische Geschichte bis auf 594—597 herab. Den geistlichen Zweck seines Werkes verliert Gregor nie aus den Augen, er arbeitet überall auf Erbauung und auf Einschärfung christlicher Grundsätze durch alle möglichen Mittel hin. Um die alten heidnischen Sagen, die mit der alten Naturreligion der Germanen verwandt waren, in Vergessenheit zu bringen, weiß er eine ganze Menge wunderbarer und oft abenteuerlicher christlichen Erzählungen in einen unterhaltenden Vor-

trag zu verweben. Den christlichen äußeren Gottesdienst, sowie Ehrfurcht und Gehorsam gegen die Geistlichkeit schärft er dadurch ein, daß er die christlichen Geistlichen mit den aus der Vulgata wörtlich entlehnten Worten und Redensarten als jüdische Priester darstellt. Naiv, wie Homer und Herodot, erzählt er von der empörenden Rohheit und Grausamkeit der verwilderten Franken und von ihren Gräueln eben so aufrichtig und unbefangen, als von den alles Maß übersteigenden Andachts- und Bußübungen der Räuber und Mörder, welche unter den Franken als Könige geherrscht oder als Krieger gestritten hatten. Seinem Gegenstande und Zwecke ist sein Styl durchaus angepaßt. Wenn er nämlich Thaten und Gräuel erzählt, wie sie in den Büchern der Richter, Samuelis und der Könige nur zu oft vorkommen, so geschieht dies mit den Redensarten und Worten, die er aus der kirchlichen Übersetzung jener Bücher entlehnt. Will er Gefechte und heroische Thaten schildern, so nimmt er Virgil's oder Lucan's Verse auf eine solche Weise in seinen Vortrag auf, daß man oft in ganzen Kapiteln seiner Prosa das ursprüngliche Versmaß leicht wieder herstellen könnte.

Gregor's Fortsetzer, den man, weil drei Gelehrte (Ruinart, Scaliger und Freher) ihn, wenn gleich ohne hinreichenden Grund, so genannt haben, Fredegarius nennt, hat die Geschichte der Zeit von 600 bis 641 in ganz anderer Manier aufgezeichnet. Fredegar's Arbeit ist keine Volksgeschichte mehr, sondern eine jener Chroniken, wie es deren später fast in jedem Kloster gab, deren Verfasser irgend eine andere Chronik wörtlich abschrieben und eine Fortsetzung beifügten oder auch nicht. Fredegar fängt vom Anfang der Welt an, und führt in drei Büchern die Geschichte bis auf Justinian; das vierte ist ein bloßer Auszug aus Gregorius von Tours, und erst das fünfte enthält die Fortsetzung bis 641. Zum Glück für die Geschichte trug man in den Klöstern, wo einmal eine Chronik niedergelegt war, Sorge, daß sie fortgesetzt wurde, oft ohne daß der Name des Fortsetzers genannt ward, wiewohl man die Fortsetzung gleich am Styl erkennt. Dies ist auch bei Fredegar's Chronik der Fall. Die erste Fortsetzung von 641 bis 680 ist höchst elend; die zweite von 680 bis 736 wenig besser, die dritte aber, welche die Jahre 736 bis 754 umfaßt, ist

ziemlich gut geschrieben und für die Geschichte dadurch besonders wichtig, daß gleich in der Aufschrift gesagt wird, sie sei auf Befehl von Pipin's des Kleinen Oheim Hildebrand gemacht worden. Man kann sie daher nur als Hofzeitung benutzen. Dasselbe gilt von der letzten Fortsetzung, welche Nibelung, Hildebrand's Sohn, verfassen ließ, und die den Zeitraum von 752 bis 768 begreift.

Die Reihe der karolingischen Annalisten beweiset, daß Karl und sein Sohn Ludwig auch für die Geschichte thätig waren, und daß wir ihnen Vieles verdanken. Wir haben nämlich über die ersten Zeiten der Karolinger nicht allein die weiter unten zu erwähnende Reihe von Annalisten, sondern auch die Lebensbeschreiber der Heiligen ihrer Zeit sind historisch wichtig. Unter diese zählen wir besonders den Mönch Jonas, der das Leben des heiligen Columbanus geschrieben hat, Hukbald, der das Leben des heiligen Lebuin oder Liafwin schrieb, ferner den Lebensbeschreiber Wilfried's, Eddo Stephanus, den Lebensbeschreiber der heiligen Salaberga, Alkuin's Leben des Friesen-Apostels Wilibrod und zwei Lebensbeschreibungen des heiligen Bonifacius, die Eine von Wilibald, die Andere von Othlo. Von den Annalisten sind Aimoin, den man fälschlich für einen Schriftsteller des neunten Jahrhunderts ausgibt, Markulf, Frekulf und Hinkmar nur als Quellen von einigem Werth. Anders ist es mit den Annalen, welche Eginhard's Namen an der Stirn tragen, und die Jahre 741 bis 829 behandeln. Man scheint aber keinen anderen Grund gehabt zu haben, sie dem berühmten Geheimschreiber Karl's des Großen zuzuschreiben, als weil sie in besserem Latein abgefaßt sind, als die gewöhnlichen Chroniken, und weil man den Namen ihres wirklichen Verfassers nicht kannte. Dagegen ist das Leben Karl's des Großen, welches ganz genau in der Manier des Suetonius und in dessen Styl verfaßt ist, ganz gewiß von Eginhard. Dieses gut geschriebene Büchlein ist mehr eine Lobschrift, als eine Biographie, und bietet zu einer besonderen Bemerkung Gelegenheit. Man muß sich nämlich verwundern, daß es während Karl's Regierung mit der Einimpfung römischer Bildung schon so weit gekommen war, daß Eginhard alles Römische als Weisheit und Bildung, alles Deutsche dagegen als Barbarenthum und alle alten Volkseinrichtungen und Sitten als Reste desselben darstellen

durfte. Am nächsten steht neben Eginhard in Rücksicht des Styles und der Manier, wenn gleich nicht der Ausführung, Karl's des Großen Enkel von der Bertha, Niethard, der seines Oheims, Ludwig's des Schwachen, Geschichte behandelte, um ihn in Schatten zu stellen, wie Eginhard Karl's des Großen Lichtseite ausschließend hervorhebt. Im entgegengesetzten Sinne, als Niethard, hat Theganus dieselbe Geschichte behandelt. Er hat, aus Dankbarkeit und voll Unwillen über das Betragen von Ludwig's Söhnen, die Apologie des unglücklichen Fürsten geführt. Zwischen Beiden steht ein Mönch, den man mit dem Namen des Astronomen bezeichnet hat. Dieser gefällt durch die Naivität und Einfalt seines Vortrages bei weitem mehr und hat oft ein gesunderes Urtheil, als die beiden anderen bei ihrer gesuchten und künstlichen Eleganz. Man kann übrigens an allen Annalen den Ort, wo sie verfertigt sind, leicht spüren. Die nach dem Kloster des heil. Bertin benannten Bertinianischen Annalen sind im Styl höchst nachlässig, weil man jeden Augenblick auf barbarische Redensarten und Worte stößt, in den Dingen dagegen, die der Mönch im Kloster St. Bertin, wo er lebte und schrieb, wissen konnte, sind sie die allerzuverlässigsten. Die Annalen von Metz haben einen besseren Styl; aber die Karolinger waren besondere Wohlthäter des Klosters, in welchem dieselben geschrieben wurden, und dieses stand in einem ganz eigenen Verhältnisse zum Hofe, die Annalen bilden daher eine Art Hofchronik. Die Fuldaer Annalen, in denen von deutschen Angelegenheiten am meisten die Rede ist, sind in einem etwas feindlichen Sinn gegen alles Gallo-Fränkische abgefaßt. Sie bestehen für die Jahre 714 bis 753 nur aus kurzen Notizen, werden dann ausführlicher, und unterscheiden sich besonders dadurch, daß ihr Verfasser nicht, wie die anderen Annalisten, seinen Helden Reden halten läßt, die er selbst nach irgend einem alten Schriftsteller, den man leicht vergleichen kann, componirt hat, sondern daß er oft auf eine sehr unbehülfliche Art wieder zu geben sucht, was wirklich gesagt ward. Sein Haß gegen die fränkischen Brüder jenseit des Rheines, die er immer Gallier (Gallos) nennt, ist auffallend; er überhäuft ihren König Karl den Kahlen mit Schimpfwörtern und Schmähungen. Wie der Fuldaer Mönch sich durch derbe Gemeinheit auszeichnet, so der St. Galler Annalist

durch eine oft sehr platte Scherzhaftigkeit, im Ganzen jedoch durch eine originelle Lustigkeit oder gute Laune.

Von den Geschichtschreibern, welche die Zeit der letzten Karolinger und ihrer nächsten Nachfolger behandeln, befolgten mehrere eine ganz sonderbare Weise bei der Abfassung ihrer Annalen. Sie wählten sich nämlich gewisse einzelne römische Schriftsteller zum Muster, und kleideten alles, was sie erzählen wollten, in die Worte und Redensarten derselben. Von diesen Annalisten ist der Zeitfolge nach Regino von Prüm der Erste. Dieser hatte sich den Justinus gewählt, und wendete auf gut Glück ganze Stellen desselben an, um das, was er zu erzählen hatte, einzukleiden. Wie weit er darin ging, kann man z. B. daraus sehen, daß er, um den Einbruch der Madscharen in Deutschland und die Natur dieses Volkes zu schildern, wörtlich dasjenige abschreibt, was Justinus von den Scythen sagt. Seine Geschichte umfaßt die letzte Zeit des neunten Jahrhunderts und geht bis 906. Sie hat einen besonderen Werth dadurch, daß der Geschichtschreiber selbst in die Begebenheiten verflochten war. Übrigens hat er selbst sehr gut das Verhältniß des Theilnehmers und Augenzeugen zu dem Schriftsteller angegeben, welcher später lebt und also das Geschehene philosophisch und kritisch prüfen kann. Er sagt beim Jahre 899: „Ich war überall bemüht, nur das, was sich ereignet hat, ganz genau aufzuzeichnen, ich suchte aber nicht die Ursachen der Begebenheiten gründlich zu erforschen. Wenn ich auf diese Weise in Rücksicht der Dinge, an denen ich selbst keinen Antheil hatte, vorsichtig verfuhr und mich kurz faßte, so muß ich dies noch mehr bei den Ereignissen thun, in welche ich selbst verwickelt war."

Der nächste Annalist der Zeit nach ist Luitprand, der seiner Chronik den prächtigen Titel gab: Geschichte der Thaten der Könige und Kaiser meiner Zeit. Weil er gern mit seiner Kenntniß des Griechischen prahlte, benannte er sie auch mit dem griechischen Worte Antapodosis. Zur Zeit Tritheim's, welcher vor dreihundertfünfzig Jahren lebte und die deutschen Geschichtswerke zuerst literar-historisch behandelte, scheint man sieben Bücher dieser Chronik gehabt zu haben; wir kennen aber nur sechs, und die letzten Kapitel des sechsten Buches sind noch dazu von einem anderen Verfasser. Gewöhnlich pflegt man Luitprand's Gesandschafts-

bericht über seine Sendung nach Constantinopel (s. S. 110), den er der Überschrift nach an Otto I. und an dessen Gemahlin Adelheid gerichtet hat, als siebentes Buch anzusehen. Luitprand macht große Ansprüche, nicht blos auf Gelehrsamkeit, sondern ganz besonders auf Darstellung, ist aber durchaus ein Bild der Zeit, in der er lebte, und der Italiäner, unter denen er aufwuchs. Die Italiäner seiner Zeit vereinigten mit einer gewissen Originalität und Energie eine ganz rohe Sinnlichkeit und eine niedrige Gewinnsucht; das leuchtet aus jedem Worte Luitprand's hervor. Er faßt alle Dinge von der gemeinsten Seite auf, er sucht die Ursachen der Begebenheiten in den kleinsten und niedrigsten Triebfedern, und erzählt dabei mit sichtbarem Wohlgefallen ohne alle Schonung die schmutzigsten Geschichten und die anstößigsten Anekdoten. Er schmeichelt den deutschen Ottonen eben so niederträchtig, als er die griechischen Kaiser Nikephorus und Tzimiskes, zu denen er gesendet war, und welche gerade zu den vorzüglichsten Regenten gehören, auf gemeine Weise schimpft und schmäht. Er hat dabei gar nicht hehl, daß ihn eigennützige Absichten leiten, schimpft auf Berengar II., weil er ihn im Testament nicht bedacht hat, und gesteht, daß er auf die griechische Regierung erbittert sei, weil sie Contrebande, die er einführen wollte, weggenommen habe.

Die anderen Schriftsteller über die Geschichte der Ottone sind alle entweder aus der regierenden Familie oder doch Sachsen, die sich über Otto I. freuten, wie die Franzosen über Napoleon, und aus demselben Grunde, wie diese. Zu diesen rechnen wir besonders die auch als dramatische Dichterin berühmte Nonne **Roswitha**, welche auf Otto's II. Aufforderung in Leoninischen Versen (einer Art Reimversen) die glänzenden Thaten der Ottone bis zum Jahre 967 besang. Diese poetisch historische Lobpreisung der Ottone widmete sie der siebenten Äbtissin des Klosters Gandersheim, in welchem Roswitha lebte, der Schwester Otto's II., Gerberga. Weder die Verse, noch die Geschichte, welche in ihnen vorgetragen wird, verdienen weitere Erwähnung. **Wittichind**, welcher zunächst folgt, macht es mit Sallust gerade so wie Regino mit Justin, er geht in Sallust's Schuhen und steckt die deutschen Geschichten in seine Kleider, unbekümmert, ob Beide passen oder nicht. Wenn es mit Sallust's Redensarten nicht fort will, schreibt er einmal mit

den Worten und Phrasen der Vulgata oder der lateinischen Kirchenübersetzung der Bibel. Wittichind war Zeitgenosse, aber nicht Augenzeuge der Begebenheiten, die er gegen 980 als Mönch des Klosters Corvey in den drei Büchern von den Thaten der Sachsen aufzeichnete. Er wetteifert gewissermaßen mit der Roswitha, die Ottone und die Sachsen zu preisen, und setzt oft die Westfranken ungebührend herunter. Dies wird man am leichtesten an den Stellen wahrnehmen, wo von den Zügen der Deutschen ins Innere von Frankreich die Rede ist. An diesen beweist er bald durch Verschweigen des erlittenen Verlustes, bald durch Übertreiben der Vortheile, die von den Sachsen erfochten wurden, seine Parteilichkeit. Dabei legt ihm sein erborgter Styl und seine von einem Anderen geliehene Sprache einen solchen Zwang auf, daß er die Sache der Form opfern muß. Welchen Einfluß dieses hat, wird man am besten daraus sehen, daß die gewöhnliche Erzählung vom Ursprunge der Städte in Deutschland unter Heinrich I., die jetzt verschollen ist (s. S. 72), blos daher entsprang, daß man eine Redensart Wittichind's zu wörtlich nahm. Seinem Sallust zu Gefallen läßt er sogar nach dem Sieg auf dem Lechfelde die Deutschen ihren König nach römischer Weise als Imperator begrüßen, nachdem er vor der Schlacht den durchaus deutschen Otto I. seine Krieger durch eine Anrede hatte ermuntern lassen, die ganz im Ton und Styl der Rede geschrieben ist, welche bei Sallust Catilina vor der letzten Schlacht an seine Genossen hält. Das Gegentheil von Wittichind ist Ditmar von Merseburg, dessen acht Bücher der Thaten von fünf Kaisern einen Zeitraum von hundertsieben Jahren oder die Regierungen der Kaiser Heinrich I., der drei Ottone und Heinrich's II. begreifen. Dieses Werk ist die Hauptquelle, wenn wir auch nicht sagen wollen, die einzige Quelle für die älteste meißnische, polnische, ungarische Geschichte und für die Geschichte der Slaven der ganzen Ostgrenze. Ditmar selbst hatte als Bischof von Merseburg, wie sein Vater, Graf Siegfried von Walbeck, großen Antheil an den Begebenheiten, und wußte unstreitig besser mit dem Schwerte, als mit der Feder umzugehen; er läßt daher auch seine Leute reden, wie er selbst dachte, und beschreibt die Begebenheiten mit seinen eignen Worten, nicht mit Floskeln, die er von einem alten Schriftsteller erborgt hat. Man

erkennt in seinen einzelnen Berichten den Heldensinn jener Zeit, und gerade weil er nicht gewandt im Ausdrucke ist, so leuchtet aus seinen Worten und Reden der wahrhaft religiöse Geist einer kräftigen, nicht sophistisirten Nation hervor, deren wahrhaft frommes Gemüth leider nur zu sehr von schlauen Priestern misbraucht ward. Wenn daher bei Ditmar von Wundern, Erscheinungen und übernatürlichen Dingen, denen er unbedingten Glauben schenkt, die Rede ist, oder wenn er sich ins Alterthum verliert und römische Gebäude an der Elbe auffindet, so ist er freilich sehr wenig zuverlässig; desto wahrer und treuer aber ist er, wenn er von den Thaten redet, an denen er und seine Familie selbst Theil genommen hatten.

Zu den bedeutendsten historischen Denkmalen der Zeit der sächsischen Kaiser gehören, da Wippo und Andere erst in der Geschichte des folgenden Zeitabschnittes erwähnt werden sollen, die vielen Lebensbeschreibungen einzelner Männer und Frauen dieser Zeit, welche freilich alle an dem Fehler leiden, daß in ihnen zuviel Schönrednerei und Phraseologie ist. Unter diese zählen wir besonders die Lebensbeschreibung der Adelheid, der zweiten Gemahlin Otto's I., und die Biographieen seines Bruders Bruno, des Bischofs Meinwerk von Paderborn, des Bischofs Bernward von Hildesheim und des Bischofs Dietrich von Metz von verschiedenen Verfassern.

II. Die Zeit der fränkischen oder salischen Kaiser.

1. Erste Niederlassung der Normannen in Unteritalien und Heinrich's II. letzte Lebensjahre.

Unteritalien war noch immer eine griechische Provinz; doch hatten sich die Araber bereits in dem Lande festgesetzt, und außerdem bestand noch eine Anzahl longobardischer Fürstenthümer, von welchen Benevent und Capua die bedeutendsten waren, und deren Beherrscher entweder gar nicht oder doch nur vorübergehend die Oberhoheit der griechischen Kaiser anerkannten. Das Land hatte durch die Plünderungen der Araber, durch die Herrschsucht und Raubgier der longobardischen Großen, noch weit mehr aber durch die Willkür und den Despotismus der griechischen Statthalter viel zu leiden. Die Bedrückungen der Letzteren riefen öfters Aufstände hervor. Eine dieser Empörungen ist vorzugsweise wichtig, weil sie die Einwanderung normannischer Raubschaaren zur Folge hatte. Ein angesehener Longobarde aus dem Lande Apulien, Melus, lehnte sich zur Zeit Otto's II. gegen den griechischen Statthalter auf, wurde aber besiegt und floh nach Capua. Er verband sich später mit einigen jener rüstigen Skandinavier, die sich in Frankreich niedergelassen hatten und auch von hier aus die Welt fortwährend mit dem Schrecken ihres Namens und dem Ruf ihrer Kühnheit erfüllten. Der gemeinen Sage nach, deren Wahrheit dahingestellt bleiben mag, lernte er bei Gelegenheit einer Wallfahrt nach dem apulischen Berge Gargano eine Schaar Normannen kennen, und bewog sie durch die Aussicht auf leichten Raub und auf Ansiedelung in dem schönen Lande zu dem Verspre-

chen, ihm ihren Arm gegen die Griechen zu leihen. Sie kehrten nach Hause zurück, und fanden, da die Normannen sich mehr, als alle anderen Völker, durch Abenteuer reizen ließen, leicht eine Anzahl gleichgesinnter Landsleute, welche im nächsten Jahre (1016) mit ihnen nach Unteritalien zogen. Hier kämpften sie unter Melus mit wechselndem Glücke gegen die Truppen des griechischen Statthalters. Doch waren ihnen diese im Ganzen genommen überlegen, weil sie damals einen Kaiser hatten, der den Umständen gewachsen war. Basilius II. (s. oben S. 115) mit dem Beinamen des Bulgarentödters hatte nicht allein einige ausgezeichnete Generale, die sich gegen ihn empörten, zu bezwingen gewußt, sondern auch die Bulgaren wieder unterworfen, in Asien die Ehre der griechischen Waffen behauptet und einen großen Theil von Dalmatien erobert. Von dem letzteren Lande aus konnten seine Truppen in Unteritalien leicht Verstärkungen erhalten; Melus ward daher ungeachtet seiner Normannen von den Griechen völlig geschlagen (1019), und mußte aufs neue die Flucht ergreifen. Er begab sich nach Deutschland, und bat den Kaiser Heinrich II. um Hülfe, starb aber, noch ehe dieser nach Italien aufbrach. Seine Normannen, welche bald durch neue Ankömmlinge aus ihrer Heimath und durch unternehmende Longobarden verstärkt wurden, beschäftigten sich nach jener Niederlage theils mit ritterlichem Raub, theils dienten sie den größeren oder kleineren longobardischen Herren des Landes.

Kurze Zeit vor Melus war auch der Pabst Benedikt VIII. nach Deutschland gekommen, um die Stiftskirche von Bamberg einzusegnen. Dieser suchte den Kaiser ebenfalls zu einem neuen Zuge nach Italien zu bewegen, weil er durch die Deutschen seine eigenen Feinde von sich halten wollte, um seine Familie erheben zu können. Heinrich hatte ihn wieder abreisen lassen, ohne Anstalten zu einem Zuge zu treffen, weil sich damals wieder einige Herzöge gegen ihn erhoben hatten. Erst als Melus bei ihm erschien, entschloß er sich, wiewohl langsam, die Ehre des Reiches in Italien zu schützen. Er brach 1021 an der Spitze einer ansehnlichen Kriegsmacht auf, und drang ohne Widerstand bis in das Neapolitanische, wo die Normannen sich an sein Heer anschlossen. Obgleich er hier mehrere Städte eroberte und einen der größeren longobard-

ischen Fürsten zur Anerkennung seiner Oberhoheit zwang, so gewann doch das Reich durch diesen Zug nichts; im Gegentheil, die deutsche Nation büßte durch verheerende Krankheiten, welche das ungewohnte Klima erzeugte, die Blüthe ihrer Streiter ein, und der Kaiser mußte aus diesem Grunde schon im Sommer des nächsten Jahres nach Deutschland zurückkehren. Nur der Pabst und diejenigen Leute, welche einen verächtlichen Aberglauben an die Stelle der wahren Religion gesetzt zu sehen wünschten, mochten Vortheil bei dem Zuge eines Mannes haben, von dem ein Mönch rühmt, daß er keinen Tag habe vorübergehen lassen, ohne sich entweder mit dem Bau oder mit der Verschönerung einer Kirche oder mit Schenkungen an dieselbe zu beschäftigen. In der That verließ ihn die Wuth, Kirchen zu bauen und die Klöster mit reichen Gaben zu bedenken, auch in Italien nicht. Wie es aber mit dem Charakter jener Leute und mit Heinrich's Verhältniß zu ihnen beschaffen war, zeigt sich am deutlichsten bei seiner Zusammenkunft mit dem heiligen Romuald, dem Stifter des Camaldulenser-Ordens. Dieser trat in Verona vor den Kaiser, redete aber kein Wort zu ihm; denn nach seiner Meinung glaubte er Gott einen Dienst damit zu erweisen, daß er sich der Sprache, die derselbe Gott den Menschen als Werkzeug der Vernunft gegeben hat, nicht bediene. Der Kaiser sprang bei Romuald's Erscheinung sogleich von seinem Sitze auf, und rief in tiefer Bewegung des Herzens: „O möchte doch meine Seele in deinem Körper wohnen!" Trotz der dringenden Bitte des Kaisers war der heilige Mann an diesem Tage nicht zum Sprechen zu bewegen. Als er am anderen Morgen wieder in den Palast kam, umringten ihn die Deutschen aus des Kaisers Gefolge, beugten demüthig ihr Haupt vor ihm, suchten begierig einige Zotten von dem Thierfelle, mit welchem er bekleidet war, zu erhaschen, und verwahrten sie sorgfältig, um sie als Reliquien mit in die Heimath zu nehmen. Diesmal sprach Romuald vor dem Kaiser, und zwar von dem, was nach seinem Dafürhalten das Wohl der Kirche erheische. Der fromme Kaiser schenkte ihm zwei Klöster, um sie für seine vielen Schüler einzurichten. Auf solche Weise glaubte Heinrich, dessen Frömmigkeit und Charakterschwäche im Verlauf seines Lebens immer mehr zunahmen, am besten für sein Reich zu sorgen. Er hat sich da-

durch ebenso, wie früher Ludwig der Fromme, den Ruhm erworben, das Mönchswesen in der deutschen Nation zuerst einheimisch gemacht zu haben. Doch muß man zu seiner Ehre eingestehen, daß er, weil er selbst ein halber Geistlicher war, eine sehr strenge Aufsicht über die Klosterzucht führte. Auch in einer anderen Rücksicht zeigte er sich gegenüber der Kirche als einsichtsvollen Regenten. Er unterstützte nämlich in der letzten Zeit seines Lebens die deutschen Bischöfe sehr kräftig, als sie in einer Kirchenversammlung das Gesetz machten, daß kein Laie ohne Erlaubniß seines Bischofs nach Rom gehen dürfe, um sich vom Pabste die Absolution geben zu lassen. Dieses Verbot war höchst weise; denn es wirkte dem Übergewichte, das der römische Bischof allmälig über die anderen Bischöfe erhalten hatte, entgegen, und verhinderte, daß durch das zunehmende Ansehen des Pabstes der wohlthätige Einfluß der einheimischen Bischöfe und Priester bei Großen und Geringen, Laien und Geistlichen vernichtet oder unwirksam gemacht, und die so sehr zur Rohheit und Gewaltthätigkeit geneigte Welt der einzigen Strafe, die man fürchtete, der kirchlichen, entzogen werde.

Außer der Berichtigung burgundischer Angelegenheiten, deren weiter unten gedacht werden wird, und außer neuen Schenkungen unternahm Heinrich nach seiner Heimkehr nichts weiter. Auch wegen seines Nachfolgers traf er keine Verfügung; er gab vielmehr, als er 1024 kinderlos starb, die Reichskleinodien seiner Gemahlin Kunigunde, um sie dem frei gewählten neuen König der Deutschen zu überreichen.

2. Geschichte der Deutschen, Burgunder, Ungarn und italiänischen Normannen zur Zeit Konrad's II.

Die Deutschen waren nach Heinrich's II. Tode entschlossen, an der sächsischen Familie zu halten; nur fragte es sich, welchen von den beiden Nachkommen Otto's des Großen, die allein noch am Leben waren, man wählen sollte. Diese beiden Männer waren Konrad II. und sein gleichnamiger Vetter, die Urenkel jenes Burggrafen Konrad von Worms, welchen Otto der Große zum Herzog von Franken erhoben und mit seiner Tochter Luitgard vermählt hatte, und der im Kampf mit den Ungarn eines rühmlichen Todes gestorben war. Konrad II. stammte aus einer

Familie der salischen Franken, und führte daher, wiewohl erst bei den Geschichtschreibern des vierzehnten Jahrhunderts, den Beinamen des Saliers. Er war Graf im rheinischen Franken, und stand seinem Vetter, welcher Herzog der Franken war, an Macht und Ansehen weit nach. Lange schwankte die Wahl der deutschen Fürsten, die mit großen Schaaren bei Oppenheim am Rhein zusammengekommen waren, zwischen Beiden, bis es endlich der Erzbischof Aribo von Mainz dahin brachte, daß man sich für Konrad II. entschied (September 1024). Bei dieser Gelegenheit erscheint das Reich zum ersten Male als wirkliches Wahlreich; denn es ward damals zuerst eine eigentliche Wahlversammlung der Großen der Nation gehalten, in welcher über die Ernennung eines neuen Königs berathschlagt und dann in aller Form die Wahl vorgenommen wurde. Übrigens erkannte man damals auch dem Volke noch sein Recht zu; denn als die Fürsten Konrad gewählt hatten, stellten sie ihn den versammelten Völkerschaften zur Annahme vor, und diese billigten durch Zuruf die getroffene Wahl. Auch zeigt sich hier zum ersten Male, wenigstens nach der gewöhnlichen Annahme, die Nation in die sechs Heeresabtheilungen oder, wie man sie nannte, Heerschilde getrennt, zu welchen bald nachher noch die siebente hinzukam. Der erste Heerschild oder die erste Schaar, welche unter einem gemeinschaftlichen Banner geführt ward, bestand aus den Reisigen des Königs, den zweiten bildeten die geistlichen Fürsten mit ihren Leuten, den dritten die Herzöge, den vierten die Grafen, den fünften die Mittelfreien oder diejenigen, welche nicht mehr, wie die Führer der vier anderen Heerschilde, zum hohen Adel gerechnet wurden und keine eigentliche Herrschaft besaßen, aber doch noch Freie zu Vasallen haben konnten. Der sechste endlich umfaßte die gemeine Ritterschaft. Diese sechs Heerschilde stellten eigentlich die Nation vor; denn der Rest des Volkes wurde blos als Zahl und Masse betrachtet, und das Fußvolk galt bereits im Ansehen nichts mehr. Schon unter dieser Regierung aber kam ein neuer Stand, den man früher nicht gekannt hatte, empor; gewerbtreibende Bürger und Handelsleute erhielten eine gleiche Existenz und Anerkennung, als die Krieger, und bildeten dann den siebenten Herrschild, zu welchem, wie man

sich ausdrückte, jeder gehörte, der von ehelicher Geburt und nicht einem Anderen eigen war, d. h. jeder eigentliche Bürger.

Konrad II., mit welchem eine neue Dynastie, die fränkische oder salische, auf den deutschen Thron kam, reiste gleich nach seinem Regierungsantritt in Deutschland umher, um seine Würde durch die Huldigung der einzelnen Völkerschaften zu erhöhen und seine Gewalt durch Ausübung der kaiserlichen Gerichtsbarkeit geltend zu machen. Dann suchte er sich die Erbfolge im burgundischen Reiche zu sichern, dessen Herrscherhaus damals dem Aussterben nahe war. Dies macht einen Rückblick auf die Geschichte von Burgund nöthig, deren Kenntniß auch zum Verständniß dessen, was der Herrschaft Konrad's eine welthistorische Bedeutung verliehen hat, durchaus erforderlich ist. Konrad gab nämlich zwölf Jahre später dem italiänischen Theile des Reichs eine Ordnung, welche bis in die neuesten Zeiten hinein auf ganz Europa einen großen Einfluß gehabt hat, und er würde sich schwerlich dazu entschlossen haben, wenn er nicht im burgundischen Reich einen Zustand angetroffen hätte, den er ebendeshalb auch in anderen Gegenden weniger auffallend fand.

Es ist bereits oben (S. 21 f. und S. 26) angegeben worden, auf welche Weise die beiden Königreiche, die man das cisjuranische und das transjuranische Burgund genannt hat, fast zu gleicher Zeit entstanden waren. Das Erstere ward von Anfang an in kleine Herrschaften zerstückelt, deren Besitzer nach ihrem Oberherrn wenig fragten. Schon der Enkel des ersten Königs, Karl Constantin, hatte ein so geringes Ansehen, daß einer seiner Großen, Hugo, nicht allein unumschränkt herrschte, sondern auch, ohne auf ihn im mindesten Rücksicht zu nehmen, das Reich durch einen förmlichen Vertrag an den König des transjuranischen Burgund, Rudolf II., abtrat (s. S. 22, 36 u. 62). Auf diese Weise wurden im Jahre 933 die beiden burgundischen Königreiche mit einander vereinigt. Karl Constantin, der ein kleines Gebiet um die Stadt Vienne behielt, mußte Rudolf II. als seinen Herrn anerkennen. Rudolf's junger Sohn und Nachfolger, Konrad der Friedfertige (937 — 993), zu dessen Vormund sich Otto der Große auf kurze Zeit aufgeworfen hatte, war kein Mann für das burgundische Reich. Schon sein Beinamen bezeichnet in Zeiten, wo

nur äußere Gewalt galt, eben nicht einen tüchtigen Regenten; doch bewies er sich im Anfang seiner Regierung tapfer und schlau gegen die Ungarn und Mohammedaner, welche zu gleicher Zeit in das Land einfielen und es weithin verwüsteten. Er bewog sie, indem er Beiden seine Hülfe versprach, zum Kampfe mit einander, fiel dann über Beide zugleich her und schlug sie; er selbst rieb die ungarischen Schaaren einzeln auf, einer seiner Vasallen aber, Graf Wilhelm I. von Arles, rottete die Mohammedaner aus. So glücklich die Burgunder unter Konrad gegen äußere Feinde waren, so schlecht ging es im Inneren ihres Reiches. Das Land bestand aus einer Menge von Lehengütern, deren Besitzer von jeher weder an Gehorsam, noch an Zusammenhalten gewöhnt waren; die Gemüther der Einwohner waren durch Natur und Klima zur Unruhe geneigt, und die herrschende Gesetzlosigkeit steigerte den Hang zu Gewaltthätigkeiten in einem so hohen Grad, daß uns Manches, was aus jenen Zeiten berichtet wird, fast unbegreiflich ist. So ließ z. B. einst der mächtige Graf Wilhelm von Poitiers einen Bischof, der vom deutschen Kaiser Lehen genommen hatte, wie ein wildes Thier mit Hunden jagen. Das Königthum bestand nur noch dem Namen nach, das Schicksal des Landes aber lag ganz in den Händen einer Aristokratie, die unter sich uneinig war. Durch Konrad's Schwäche wurde das Uebel noch vermehrt. Er war in der letzten Zeit seines Lebens blos auf friedliche Beschäftigungen und auf fromme Stiftungen bedacht, ließ den zur Leitung des Staats nöthigen Ernst ganz schwinden, und beging noch dazu die Unvorsichtigkeit, seinen zahlreichen Verwandten so viele Lehen und Privilegien zu ertheilen, daß er seinem Sohne und Nachfolger, Rudolf III., nur noch wenige Krongüter hinterlassen konnte.

Der neue König, welcher von 993 bis 1032 regierte, war von Natur noch weniger als sein Vater fähig, ein gesunkenes Ansehen wieder zu heben. Er versuchte dies zwar einmal, und machte Anstalten, die verschleuderten Krongüter wieder an sich zu ziehen; die Großen ergriffen aber sogleich die Waffen und schlugen ihn in die Flucht, so daß er auch noch den Rest der Macht, die ihm vorher übriggeblieben war, verlor. Er litt seitdem oft sogar am Nöthigen Mangel, und konnte sich dann nur an die Geistlichkeit halten, die jedoch auch nicht immer geben konnte oder wollte. Die

Nachkommen jenes Wilhelm, der unter Konrad die eingedrungenen Mohammedaner vertilgt hatte, entzogen sich damals der burgundischen Herrschaft ganz, und gründeten als Grafen der Provence eine unabhängige Herrschaft.

Rudolf III. war der Letzte aus dem Mannsstamme des burgundischen Königshauses. Er sah sich daher schon früh nach einem künftigen Erben des Reiches um, und wählte dazu den Kaiser Heinrich II., einen Sohn seiner ältesten Schwester Gisela, der ihn in seiner Noth mit Geld unterstützt hatte. Von seinen beiden anderen Schwestern war die Ältere, Bertha, zuerst mit dem Grafen Odo I. von Champagne und dann mit dem Könige Robert I. von Frankreich, die Jüngere, Gerberga, aber mit dem Herzog Hermann II. von Schwaben vermählt, und jede von Beiden hatte ebenfalls einen Sohn. Odo der Jüngere, Bertha's Sohn, widersetzte sich gleich anfangs den Ansprüchen Heinrich's. Heinrich unternahm daher einen Kriegszug nach Burgund, hatte aber nicht mehr Ehre davon, als von seinen Zügen gegen die Polen. Als er kinderlos gestorben war, sahen sowohl der König von Burgund, als seine Großen den mit ihm geschlossenen Erbvertrag als erloschen an, und Odo wäre nun, wenn es auf den nächsten Grad der Verwandtschaft angekommen wäre, rechtmäßiger Erbe der Krone von Burgund gewesen. Allein der neue deutsche König, Konrad II., nahm Burgund für sich und für das deutsche Reich in Anspruch, obgleich er durchaus kein Recht dazu hatte. Er hatte nämlich die jüngere Gisela, eine Tochter der Gerberga, zur Gemahlin genommen; diese hatte aber von einem früheren Gemahle einen Sohn, den Herzog Ernst von Schwaben. Ebenso wenig, als von Seiten der Verwandtschaft, konnte Konrad als Heinrich's Nachfolger in Deutschland Anspruch auf Burgund machen; denn Rudolf hatte diesem die Nachfolge nicht als deutschem Könige, sondern als dem Sohne seiner ältesten Schwester zugesagt, und konnte überhaupt nach Gesetz und Herkommen jener Zeit über sein Reich nicht wie über ein persönliches Eigenthum verfügen. Konrad fragte nach diesem Allem nichts. Er erkannte in der ganzen Lage der Sache eine gute Gelegenheit, das deutsche Reich zu vergrößern, rückte 1025 mit einem Heere in Burgund ein, nahm die Grenzfeste desselben, Basel, ein, und nöthigte zwei

Jahre später den König Rudolf, ihm die Erbfolge zuzusichern. Er zerfiel darüber mit seinem Stiefsohne, Ernst von Schwaben, welcher seitdem stets auf Empörung sann. Ernst verband sich gegen seinen Stiefvater schon 1025 mit den lothringischen Großen, welche den neuen König haßten, weil sie sahen, daß er sich mit dem Scheingehorsam, den die Lothringer seither dem Reiche geleistet hatten, nicht genügen lassen werde. Konrad wußte jedoch seinem Sohne und dessen Verbündeten zu begegnen, und Ernst sah sich nach zwei Jahren zu einer Aussöhnung mit seinem Stiefvater genöthigt, welche Gisela vermittelte, und bei der er von seinem Vater die Abtei Kempten zum Lehen erhielt.

Noch ehe dies geschehen war, hatte Konrad einen Zug nach Italien unternehmen müssen, weil die Lombarden sich weigerten, einen von den Deutschen eingesetzten König auch als ihren Herrn anzusehen. Dazu kamen noch andere Dinge, welche die Gegenwart Konrad's in Italien dringend forderten. Grafen, Markgrafen, Herzöge und Bischöfe, ja Städte und bloße Gutsbesitzer hatten sich gewaltsam des Eigenthums der Schwächeren und der Reichsgüter bemächtigt, und wollten von keinem Oberherrn wissen. Die Pavesaner hatten gleich nach Heinrich's II. Tode den neu erbauten Königspalast in ihrer Stadt bis auf den Grund niedergerissen, und den Pfalzgrafen, der im Namen des Königs ihre Gerichte leitete, verjagt. Ein Theil der Großen von Oberitalien endlich hatte die lombardische Krone zuerst dem Könige Robert I. von Frankreich und dann dessen Sohne Hugo angeboten. Keiner von Beiden hatte jedoch die Krone angenommen, weil sie entweder den Italiänern nicht trauten, oder nicht Macht genug besaßen, um sich gegen Konrad behaupten zu können. Man hatte sich darauf an einen anderen auswärtigen Fürsten, den Herzog Wilhelm IV. von Aquitanien, gewandt, weil er nebst seinem Bruder, Odo von Champagne, der mächtigste Herr in Frankreich war, und den habsüchtigen Italiänern auch noch andere Vortheile darzubieten schien. Er hatte sich ihnen auf seinen öfteren Pilgerreisen durch Reichthum und Freigebigkeit bekannt gemacht, und dabei auch eine große Liebe zu Pracht und Aufwand gezeigt, die den Aquitaniern von jeher eigen war, und um derentwillen man sie, wie noch jetzt die Gascogner, stets als Windbeutel verschrie. Überdies waren die

italiänischen Geistlichen für einen Mann ihrer Zunge um so mehr eingenommen, je mehr sie die von Heinrich II. in Italien eingesetzten deutschen Bischöfe beneideten und vertrieben zu sehen wünschten. Wilhelm war jedoch viel zu klug, als daß er sich unbesonnen in die italiänischen Angelegenheiten hätte ziehen lassen. Er nahm die angebotene Krone weder an, noch lehnte er sie ab, suchte aber die Dinge soviel als möglich seinem Interesse gemäß zu gestalten und besonders die Lothringer in Aufregung zu bringen, um seinen Gegner Konrad in Deutschland zu beschäftigen. Nachdem ihm das Letztere gelungen war, reiste er nach Italien, wo er sich besonders auf den gewandten und einflußreichen Bischof Leo von Vercelli, welchen Arduin aus seinem Bisthum vertrieben hatte, zu stützen suchte. Wilhelm erkannte jedoch bald, daß er den Italiänern nur als Werkzeug ihrer Herrschsucht und Habgier dienen sollte, gab daher die Sache wieder auf, und kehrte noch vor Konrad's Ankunft nach Aquitanien zurück.

Konrad war bei dem Aufstande der lothringischen Herzöge, die auch den französischen König herbeigezogen hatten, schnell mit einem Heere nach Lothringen gezogen, und hatte die Empörer zum Gehorsam gezwungen, die Franzosen aber von der Grenze zurückgeschreckt (1025). Im nächsten Jahre brach er mit seinem Sohne Ernst nach Italien auf. Der Erzbischof Heribert von Mailand war schon vorher mit ihm in Verbindung getreten, den selbstsüchtigen Bischof Leo von Vercelli aber gewann er dadurch, daß er ihm wieder zu seinem Bisthume verhalf. Die Verbindung mit dem Letzteren kam übrigens dem Könige nicht lange zu Statten, da Leo schon 1026 starb. Doch war dies eher ein Glück, als ein Unglück zu nennen; denn Leo war der unzuverlässigste Mann, und unterhielt sogar noch, als er sich an Konrad angeschlossen hatte, eine Correspondenz mit Wilhelm. Konrad zog, nachdem er in Mailand durch Heribert gekrönt worden war, gerades Weges gegen Pavia, dessen Bürger ihn vergebens durch eine Gesandtschaft zu beschwichtigen gesucht hatten. Zu einer Belagerung der Stadt reichte die Zahl seiner Truppen nicht hin; er mußte sich daher mit der Verwüstung der Umgegend begnügen, wandte sich dann nach Tuscien, und da er auch hier Widerstand fand, so kehrte er über Ravenna in den Norden zurück, um seine Ver-

stärkungen zu erwarten. Schon am Ende des Winters (1027) erschien er wieder vor den Thoren von Pavia, und diesmal ergab sich ihm die Stadt, nachdem er ihr Gebiet nochmals verwüstet hatte. Dann zog er durch Tuscien, das sich ihm jetzt ebenfalls unterwarf, nach Rom. Hier ward er um Ostern vom Pabste Johann XIX. mit einer ganz außerordentlichen Feierlichkeit zum Kaiser gekrönt; denn es waren dabei nicht nur die Erzbischöfe von Mailand und Ravenna, sondern auch König Rudolf von Burgund und der mächtige Beherrscher von England und Dänemark, Kanut der Große, gegenwärtig. Aller Feierlichkeiten ungeachtet stieg sowohl in Rom, als an anderen Orten der Widerwillen der Deutschen und Italiäner gegen einander immer höher, und erzeugte öftere nnd blutige Streitigkeiten, bei welchen im offenen Kampfe die Deutschen, aus dem Hinterhalt aber die Italiäner die Oberhand hatten; in Rom und in Ravenna verloren viele der Ersteren vor den Augen des Kaisers selbst das Leben. Von Rom begab sich Konrad nach Unteritalien, wo sich ihm Benevent und andere Städte nebst ihren Fürsten theils freiwillig, theils gezwungen unterwarfen. Das Wichtigste, was er dort that, war die Bestätigung einer Schenkung, welche Herzog Sergius von Neapel dem Führer der Normannen, Rainulf, kurz vorher gemacht hatte. Sergius war aus seinem Herzogthume vertrieben, mit Hülfe Rainulf's aber wieder dahin zurückgeführt worden, und hatte diesem dafür die nachherige Grafschaft Aversa zu Lehen gegeben. Durch Konrad's Bestätigung wurden die Normannen Vasallen des Reiches. Diese Verleihung einer Grafschaft ist eigentlich als die erste feste Ansiedelung der Normannen in Italien anzusehen, und auf ihr beruht die nachher so weit ausgedehnte Herrschaft derselben in jenem Lande.

Konrad mußte schon im Frühling die Rückreise nach Deutschland antreten, weil die daselbst ausgebrochenen Unruhen seine Gegenwart nöthig machten. Sein Stiefsohn, Ernst von Schwaben, war von ihm kaum nach Deutschland entlassen worden, als er verheerend in das Elsaß und in Burgund einfiel; dessen Freund Welf, ein schwäbischer Graf und Stammherr des berühmten Welfischen Hauses, verwüstete das Land seines Feindes, des Bischofs Bruno von Würzburg; des Kaisers Vetter, Herzog Konrad

von Franken, betrug sich am Rhein, als wäre kein König im Reiche; der Herzog Friedrich von Nieder-Lothringen unterhandelte verrätherisch mit Frankreich; ja, selbst der leibliche Bruder des Kaisers, Gebhard, stand gegen ihn in Waffen. Die Erscheinung des Kaisers und die ernsten Maßregeln, die er ergriff, stillten schnell die Unruhen. Er berief einen Reichstag nach Ulm, um, wie die kräftigen Könige der früheren Zeit, über die Empörer in Schwaben Gericht zu halten. Hier erschien sein Stiefsohn Ernst, auf das zahlreiche Gefolge seiner Vasallen vertrauend; aber diese, die ihm vorher ohne Bedenken gegen des Vaters beste Freunde gefolgt waren, verweigerten ihm den Dienst, als es den Kaiser selbst galt; er mußte sich also seinem Vater auf Gnade und Ungnade ergeben. Dieser schickte ihn nach der Feste Giebichenstein bei Halle, und hielt ihn dort eine Zeitlang gefangen. Seine Verbündeten wurden ebenfalls zur Unterwerfung gebracht und bestraft. Des Kaisers Bruder, Gebhard, mußte in den geistlichen Stand treten; Konrad von Franken, der sich freiwillig gestellt hatte, ward seines Herzogthums beraubt und verbannt, er fügte sich aber so ruhig in des Kaisers Willen, daß ihm dieser einige Jahre nachher das Herzogthum Kärnthen ertheilte.

Konrad hatte sich schon längst bemüht, das Reich seinen Nachkommen zu sichern. Er hatte vor dem Zuge nach Italien seinen erst acht Jahre alten Sohn, Heinrich III., zu seinem Nachfolger bezeichnet, und gab ihm nach der Rückkehr von dort nicht allein das erledigte Herzogthum Baiern, sondern ließ ihn auch mit Bewilligung der Fürsten des Reichs zu Aachen als deutschen König feierlich salben und krönen (1028). Zu dem Lande Baiern gehörte damals auch ein großer Theil des jetzigen Östreich. Wahrscheinlich war es daher der Wunsch, seines Sohnes Ansehen an der Ostgrenze geltend zu machen, was den Kaiser zu dem Kriege bewog, den er 1030 mit den Ungarn begann. Die Ungarn waren seit ihrer Niederlage auf dem Lechfelde vorsichtiger geworden. Sie hatten seitdem ihre Angriffe auf andere Völker mehr blos wie streifende Raubschaaren unternommen, und sich nicht nur durch die Aufnahme von Petschenären und anderen Barbaren verstärkt, sondern auch nach Art der Awaren (s. Th. V. S. 386) die Wüsten, Moräste, Seeen und Wälder der westlichen Grenzgegenden

durch Wälle, Gräben und Verhaue ganz unzugänglich gemacht, um ihr Land, das gegen die Polen durch die Karpathen gedeckt war, auch gegen Deutschland besser vertheidigen zu können. An der Südgrenze wohnten vermischte Stämme, welche ebenfalls vom Raube lebten und gern mit den Ungarn gemeinschaftliche Sache machten, wenn diese entweder das herrliche, damals in sich zerrissene Oberitalien und das in ähnlichem Zustande befindliche südliche Frankreich im schnellen Ritte durchzogen, oder, was seit der Niederlage in Deutschland am häufigsten geschah, die Bewohner des griechischen Reiches plünderten. Von Taksony, dem Sohne und Nachfolger des Ober-Khans Zultan (946—972), wissen wir bestimmt, daß er tief in die Länder der Griechen streifte und sich gegen sie sogar mit den Russen verband; er ward aber auch, wie diese, von dem Kaiser Tzimiskes geschlagen. Taksony's Sohn, Geisa I. (972—997), erhielt besonders durch zwei Dinge eine große Bedeutung für Ungarn. Er zog Colonisten aus der Bulgarei ins Land, welche Handelsgeist und einige Künste mitbrachten, und legte den Grund zur Einführung der christlichen Religion, die schon unter ihm in Ungarn gepredigt wurde. Er selbst hatte zwar keinen Sinn für die Lehren des Christenthums, und erschwerte sogar die Verbreitung desselben in Ungarn dadurch, daß er neue Schaaren von Petschenären herbeizog, welche die Rohheit der Ungarn vermehrten; allein er scheint doch die äußeren Vortheile der Einführung des Christenthums erkannt zu haben. Dies bewies er nicht blos durch den Schutz, den er den christlichen Missionären in seinem Lande gewährte, sondern auch dadurch, daß er seinen Sohn, Stephan I., von dem Apostel der Preußen, Adalbert (s. oben S. 124), taufen ließ.

Der gelehrte und eifrige Adalbert trug, wie es scheint, auch zur Bildung Stephan's bei; wenigstens that dieser nachher als König (997 bis 1038) alles, was in seinen Kräften stand, um das Christenthum in seinem Lande einzuführen. In dieser Gesinnung wurde Stephan dadurch befestigt und erhalten, daß er die fromme Gisela, eine Schwester des Kaisers Heinrich II., heirathete, und mit Otto III. enge Freundschaft schloß. Wahrscheinlich beurtheilte er auch den Einfluß, den das Christenthum und die Cultur auf die Vermehrung seiner Macht haben mußte,

richtiger, als sein Vorgänger; denn obgleich man ihm später den Beinamen des Heiligen gegeben hat, so war es ihm doch bei der Bekehrung der Ungarn mindestens ebensoviel um die Verstärkung seiner königlichen Gewalt, als um die Verbreitung der neuen Lehre zu thun. Er rief Mönche und Geistliche in sein Reich, ließ Klöster stiften und richtete im ganzen Lande Bisthümer ein; aber er umgab sich zugleich mit einer Schaar tapferer Deutschen, die mit seiner Nation nichts gemein hatten und in dem Vortheil des Königs auch den ihrigen sahen. Er selbst hoffte von dem Christenthum einen anerkannten Königstitel, sowie unbestimmte Rechte, die sich an diesen knüpfen ließen; seine Ungarn dagegen erwarteten davon keine Vortheile, sie sahen im Gegentheil deutlich ein, wie verderblich Stephan's Verbindung mit den Deutschen ihren alten Sitten und Gewohnheitsrechten werden müsse. Sie widersetzten sich also der Einführung des Christenthums, und erhoben die Waffen gegen den König; allein sie erlagen seiner Übermacht, und mußten sich dann gleichsam von Rechts wegen und als Besiegte alle neuen Einrichtungen gefallen lassen. Dafür konnte sie der Glanz der Krone, welche Pabst und Kaiser ihrem Könige zugestanden, schwerlich trösten. Bei den Gesetzen, welche Stephan nach der Annahme des Christenthums und des königlichen Titels erließ, hatte er ebensowohl den Zweck, die Macht der Stammfürsten, bei denen er vorher nur der Erste unter Gleichen gewesen war, zu vertilgen, als eine regelmäßigere Staatsverwaltung herzustellen und mildere Sitten einzuführen. Seine deutsche Garde endlich diente ihm, wie fremde Garden zu dienen pflegen: sie half ihm nicht blos die im Lande angesiedelten Petschenären bezwingen, sondern auch seine eigenen Verwandten, welche in Siebenbürgen herrschten, unterdrücken. Mit der dabei gemachten Beute gründete Stephan milde Stiftungen, und vermehrte den Glanz der ungarischen Bisthümer und ihrer Kirchen.

So stand es mit Ungarn, als Konrad 1030 dasselbe anzugreifen beschloß. Sein Kriegszug war nur sehr kurzdauernd. Die Unzugänglichkeit des Landes auf der Westseite erschwerte den deutschen Truppen das Eindringen; diese zeigten Unzufriedenheit, und zu gleicher Zeit brachen in Schwaben neue Unruhen aus, welche die Anwesenheit des Kaisers nöthig machten. Konrad

kehrte daher, nachdem er blos das Land an der Grenze verwüstet hatte, wieder um, und die Baiern schlossen im Namen ihres unmündigen Herzogs mit Stephan einen Frieden, welchen Konrad bestätigte. Uebrigens blieb die Mehrzahl der ungarischen Nation, trotz des Eifers und der Macht ihres Königs Stephan, dem Heidenthum ergeben, und als dieser beim Tode seines einzigen Sohnes seinen Neffen, Peter, zum Nachfolger bestimmte, suchten sie einen Fürsten unter den roheren Anverwandten Stephan's, damit die verhaßten neuen Einrichtungen wieder aufgehoben würden. Die daraus entstandenen Thronstreitigkeiten brachten später die Ungarn in dieselbe Abhängigkeit von Deutschland, in welche die Böhmen und Polen durch ihre gegenseitige Feindschaft bereits gerathen waren.

Ernst von Schwaben, der nach zweijähriger Gefangenschaft aus der Haft entlassen worden war, erhielt 1030 von Konrad sein Herzogthum zurück. Dieser verlangte aber dafür, daß Ernst seinen früheren Verbündeten, den Grafen Werner von Kyburg, als Reichsfeind bekriegen helfe. Dessen weigerte sich Ernst. Er wurde deshalb auf einem Reichstag ebenfalls für einen Feind des Reiches erklärt, seines Herzogthums und aller seiner Güter beraubt und durch die Bischöfe sogar aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen. Ernst entfloh mit seinen wenigen Anhängern zu seinem Anverwandten, Odo von Champagne, kehrte aber, nachdem er bei diesem vergebens Hülfe gesucht hatte, bald wieder zurück, setzte sich auf einer Felsenburg im Schwarzwald fest, und führte daselbst ein halb räuberisches, halb ritterliches Leben. Als er endlich durch die Vasallen seines Vaters zum Äußersten gebracht worden war, verließ er die Burg, und ward sammt allen seinen Anhängern in einem blutigen Treffen erschlagen (August 1030). Der Kaiser verlieh das Herzogthum Schwaben zum Troste der Mutter seinem jüngeren Stiefsohne, Hermann IV.

Konrad hatte kaum den ungarischen Krieg beendigt und die von seinem Sohn erregten Unruhen gestillt, als er gegen die slavischen Völker im Osten von Deutschland aufbrechen mußte. Der Anlaß zu diesem Kriege ward von den Polen und Böhmen gegeben. Boleslav I. von Polen, welcher in der letzten Zeit seines Lebens den königlichen Titel angenommen hatte, starb 1025. Sein

Sohn, Miesciſlav II., gerieth ſogleich mit zwei Brüdern in Streit über das väterliche Reich, und Ulrich von Böhmen benutzte dies, um ſich des ihm von Boleslav entriſſenen Landes Mähren wieder zu bemächtigen. Miesciſlav fiel nachher zweimal (1028 und 1030) verheerend in die deutſchen Grenzlande ein. Beide Male zog Konrad gegen ihn zu Felde. Das erſte Mal konnte er nicht viel ausrichten, weil die Verhältniſſe im Innern des Reiches ihn zu ſehr in Anſpruch nahmen; beim zweiten Zuge aber nöthigte er durch eine Verbindung mit Miesciſlav's Bruder, Otto, den Polen-König zu einem Frieden, in welchem dieſer die Lauſitz an Konrad zurückgeben mußte. Gleich nachher ward Miesciſlav von Otto geſtürzt. Er floh zu Ulrich von Böhmen, welcher damals mit dem Kaiſer in geſpanntem Verhältniß ſtand; dieſer bot dem Letzteren die Auslieferung desſelben an, Konrad war aber edel genug, ſie zurückzuweiſen, indem er ſagte, er wolle den Feind nicht vom Feinde erkaufen. Otto machte ſich durch Grauſamkeit verhaßt, und wurde 1032 von ſeinem Volke ermordet. Sogleich kehrte Miesciſlav wieder nach Polen zurück. Er war unterdeſſen milder geworden, ſah die Unmöglichkeit ein, ſich im fortgeſetzten Kampfe mit den Deutſchen zu behaupten, und unterwarf ſich deswegen dem Kaiſer. Dieſer gab damals gern die Lauſitz an die Polen zurück, weil durch den Frieden mit ihnen das an der Elbe wohnende ſlaviſche Volk der Lutizier ſeinem Schickſale überlaſſen wurde. Die Lutizier waren durch die Mishandlung der ſächſiſchen Herzöge zur Verzweiflung gebracht worden, und hatten nicht nur die benachbarten Grenzſtriche des Reiches ſchrecklich verheert, ſondern auch in ihrem eigenen Lande alle Prieſter getödtet und alle Kirchen niedergeriſſen. Konrad führte die Sachſen gegen ſie, ward aber, nachdem er den Krieg kaum begonnen hatte, durch die Nachricht vom Tode des burgundiſchen Königs Rudolf (1032) genöthigt, ihn einſtweilen einzuſtellen, um ſeine Anſprüche an Burgund geltend zu machen. Odo von Champagne war nämlich ſogleich nach Burgund geeilt, und hatte einen großen Theil des Landes beſetzt. Konrad ſammelte in Norddeutſchland ein Heer, zog nach Burgund, und brachte die Einwohner durch ſeine bloße Erſcheinung zur Unterwerfung (1033); ſeinen Nebenbuhler aber nöthigte er dadurch, daß er in die Champagne einbrach, zu einem Vertrag, in

welchem Odo seinen Ansprüchen an Burgund entsagte (1034). Der Letztere versuchte nachher zwar noch einige Male sein Recht geltend zu machen, alle seine Anstrengungen waren aber vergeblich, und Burgund blieb seit der Zeit ebenso, wie Italien, ein Theil des deutschen Reiches. Konrad wandte sich sogleich wieder gegen die Lutizier, und führte einen blutigen Krieg mit ihnen, in welchem er selbst große persönliche Tapferkeit zeigte und öfters bis am Gurt im Sumpfe stehend mitfocht. Sie wurden nach hartnäckigem Widerstand im Jahre 1035 aufs neue unterworfen.

Jetzt glaubte Konrad sich wieder nach Italien begeben zu können, wo während der langen Abwesenheit des Oberherrn die mächtigeren Herren sich zu Gebietern der kleineren Gutsbesitzer, von denen sie vorher nur durch ihr größeres Vermögen unterschieden gewesen waren, aufgeworfen hatten, und ihr Ansehen zu Willkürlichkeit und Bedrückung misbrauchten. In Oberitalien geschah auf diese Weise zuerst, was nachher überall eintrat, daß einige Wenige das Reich vorstellen wollten, und alle Anderen als ihre, nicht als des Reiches Vasallen betrachteten. Man würde übrigens die kleinen Tyrannen, die jetzt von größeren verschlungen werden sollten, mehr bedauern, wenn man nicht wüßte, daß auch sie ihre Macht gegen die Besitzer weniger Hufen Landes, welche einst ebenso frei und unmittelbar wie sie gewesen waren, geltend gemacht und sich des Bedürfnisses der Könige ebenso zur Unterdrückung dieser Freien bedient hatten, wie dasselbe jetzt von den größeren Herren gegen sie selbst benutzt ward. Zu jenen übermächtigen Unterdrückern in Oberitalien gehörten ganz vorzüglich die Bischöfe, vor Allen der Erzbischof Heribert von Mailand. Ihnen gewährte noch besonders der Umstand, daß sich zu jenen Zeiten in der Lombardei viele Ketzer erhoben, eine gute Gelegenheit, die Macht der Bisthümer zu vermehren und Religion und Politik zu vermengen. Diese Ketzer, welche damals auch in anderen Ländern auftraten, trugen nicht allein Lehren vor, die für jene Zeiten viel zu hoch und der Geistlichkeit entgegen waren, sondern sie drohten auch der ganzen äußeren Form des Christenthums den Untergang. Sie mußten daher nothwendiger Weise gewaltsam unterdrückt werden, wenn man nicht wollte, daß der Fanatismus mit dem Geiste des Cultus auch das schwache Gerüst des Staates

zerstöre. Aus diesem Grunde waren selbst die weltlichen Großen so sehr gegen die Ketzer erbittert, daß sie dieselben manchmal sogar mit noch mehr Eifer, als die Geistlichen, verfolgten.

Im Jahre 1035 brach endlich die Wuth der kleineren Herren gegen ihre Unterdrücker in einen förmlichen Krieg aus, und die Letzteren wurden von den Ersteren so sehr in Noth und Bedrängniß gebracht, daß sie sich an den Kaiser um Hülfe wandten. Konrad erschien 1037, und ward in Mailand mit großer Pracht und Feierlichkeit empfangen. Bald sahen sich aber diejenigen, die ihn gerufen hatten, bitter getäuscht. Konrad untersuchte auf einem Reichstage zu Pavia die Sache genau, und fand, daß die Bischöfe und unter ihnen besonders Heribert sich viel Reichsgut angemaßt hatten; er beschloß daher mit aller Strenge einzuschreiten, und ließ, als Heribert sich trotzig weigerte ihm Rede zu stehen, denselben in Haft nehmen. Dieser Schritt brachte das ganze Land in Aufregung. Die verschlagenen Italiäner ließen ihren Zwist fallen, vereinigten sich gegen Konrad, und knüpften mit Odo von Champagne, welcher wieder in Burgund eingebrochen war, Unterhandlungen an. Zum Unglück entkam Heribert bald seiner Haft. Er ward von den Mailändern mit Jubel aufgenommen, und die Lage des Kaisers würde sehr bedenklich geworden sein, wenn nicht Odo zufällig auf einem Streifzug in Lothringen erschlagen worden wäre. Konrad beschloß vor allem Anderen die Mailänder zu bestrafen. Er zog gegen ihre Stadt, und da er sie nicht einzunehmen vermochte, so ließen seine Deutschen ihre Wuth an der Umgegend aus. Auch Parma, wo der Kaiser den Winter zubrachte, mußte ihre Rohheit erfahren, was die deutsche Herrschaft eben nicht empfehlen konnte. Im nächsten Frühjahre (1038) zog Konrad in das mittlere und südliche Italien, theils um den sittenlosen Pabst Benedict IX., welcher 1033 im zehnten Lebensjahr zum Pabste gemacht und vor kurzem von den Römern verjagt worden war, wieder einzusetzen, theils um die Bewohner von Unteritalien gegen die Bedrückungen des Fürsten Pandulf IV. von Capua, eines furchtbaren Tyrannen, zu schützen und ihre Streitigkeiten mit den unruhigen Normannen zu schlichten. Beides gelang ihm ohne Schwierigkeit. Nachdem er den Pabst nach Rom zurückgeführt hatte, zog er nach Unteritalien, vertrieb Pandulf aus seinem

Fürstenthum, gab dasselbe dem Beherrscher von Salerno, Waimar, ordnete die Verhältnisse der Normannen, und sicherte ihnen den Besitz der Grafschaft Aversa nochmals zu, weil er wünschte, daß sie als seine und des Reiches Vasallen Waimar schützen möchten. So übel spielte das Schicksal damals mit den unglücklichen Bewohnern von Unteritalien! Ihr Oberherr gab ihnen Räuber zur Beschützung; ja, er hatte sie vorher sogar durch einen Vertrag mit Pandulf in die Hände dieses schrecklichen Peinigers geliefert und denselben erst dann abgesetzt, als Pandulf ihm das versprochene Geld nicht ausbezahlte. Übrigens war alles, was Konrad in Unteritalien verfügte, nur für den Augenblick gethan; schon nach neun Jahren verlor Waimar das Fürstenthum Capua wieder, Pandulf's IV. Sohn wurde Besitzer desselben, und auch die Normannen begannen ihre Unruhen bald wieder. In Oberitalien, wohin der Kaiser sobald als möglich zurückkehrte, bekümmerte man sich weder um den Bischof Ambrosius, den er an Heribert's Stelle ernannt hatte, noch um den Kirchenbann, mit welchem der Letztere vom Pabste belegt worden war. Konrad selbst vermochte nichts gegen Heribert und seine erbitterten Mailänder. Dieser hatte die gesammte Bevölkerung seines Sprengels unter die Waffen gebracht, und suchte seinen Kampf gegen die Deutschen zu einer Art von heiligem Kriege zu machen. Er erfand ein heiliges Abzeichen, welches gleich der israelitischen Bundeslade seinen Streitern zum Mittelpunkte der Vereinigung dienen und durch seinen Anblick ihren Muth im Kampfe entflammen sollte. Dies war das bei den Mailändern auch später im Gebrauch gebliebene Caroccium. Es bestand aus einer hohen Stange, welche auf einem rothen, von Ochsen gezogenen Wagen errichtet war, und an der sich oben ein goldener Apfel und zwei weiße Fahnen, in der Mitte aber ein Crucifix mit weit ausgebreiteten Armen befand. Konrad sah sich bald genöthigt, nach Deutschland zurückzukehren, weil ansteckende Krankheiten, die gewöhnliche Wirkung des italiänischen Klima's, viele seiner tüchtigsten Anführer und Streiter hinrafften (1038). Ehe er abzog, ließ er sich von seinen Anhängern eidlich geloben, den Kampf mit den Mailändern fortzusetzen.

Was die eigentliche Ursache seines zweiten Zuges nach Italien,

das Verhältniß der größeren und kleineren Gutsbesitzer zu einander, betrifft, so hatte er im Frühling 1037, während der Belagerung von Mailand, seinen Willen darüber kund gemacht, und das älteste Lehengesetz erlassen, welches in der Geschichte vorkommt. Er sicherte in diesem Gesetze allen Vasallen der größeren weltlichen und geistlichen Herren den erblichen Besitz ihrer Güter zu, so daß ihnen diese nicht anders genommen werden könnten, als durch den Spruch eines aus ihres Gleichen zusammengesetzten Gerichtes, von welchem die Berufung an den Kaiser oder an seinen Stellvertreter gestattet war. Zugleich setzte er fest, daß die Vasallen nur zu solchen Lieferungen an das kaiserliche Heer verpflichtet seien, welche schon seinen Vorgängern geleistet worden wären. Diese Verordnung Konrad's bildet die Grundlage des geschriebenen Lehenrechtes, das sich in den folgenden Zeiten entwickelte, obgleich sie keine bindende Kraft hatte, weil ihr die Zustimmung vieler italiänischen Großen fehlte. Eine andere wichtige Ordnung, welche Konrad zum Gesetz zu machen strebte, war der sogenannte Gottesfrieden; doch gelang es erst seinem Nachfolger, Heinrich III., dieselbe im deutschen Reiche einzuführen. Sie rührte freilich nicht unmittelbar von ihm her, und er schadete durch seine Bemühungen um sie auf der einen Seite vielleicht mehr, als er auf der andern nützte, weil durch diese neue Einrichtung die Verwirrung der geistlichen und weltlichen Macht vermehrt ward. In allen Reichen war nämlich nach und nach ein förmlicher Kriegszustand eingetreten; denn Gutsbesitzer, welche zugleich Krieger waren und aus Fehden, Blut und Raub einen Erwerb machten, mußten bei allen Angelegenheiten befragt werden, der Landesherr konnte ohne sie keine gültige Verordnung erlassen, und sie selbst kümmerten sich um Gesetz und Ordnung nicht, sondern entschieden vielmehr ihre Zwistigkeiten gewöhnlich mit eigener Hand. Bei einem solchen Zustande konnte nur durch das Ansehen der Kirche Frieden im Inneren geschaffen und erhalten werden, und es war deshalb natürlich, daß fromme Männer auf den Gedanken kamen, dazu den Aberglauben zu benutzen. Dieser Gedanken ging zuerst von den Bischöfen in Aquitanien, in Burgund und in den Niederlanden, wo die Fehden am ärgsten waren, aus, und als der eigentliche Urheber desselben wird der heilige Odilo, Abt von Clügny, an-

gesehen. Die Geistlichen beschlossen, einen ununterbrochenen Friedenszustand im Inneren dadurch herzustellen, daß man jede Verletzung desselben, jede Gewaltthätigkeit eines Einzelnen mit einer Kirchenstrafe belegte. Die Sache ließ sich aber nicht durchführen, und die verständigeren Geistlichen erkannten bald, daß durch eine solche Einmischung der geistlichen Gerichtsbarkeit in weltliche Händel die Kirche selbst in Gefahr käme; denn die Gewohnheit der Selbsthülfe und die Neigung zur Gewaltthätigkeit waren in jener eisernen Zeit weit größer, als die Macht und das Ansehen der Kirche, und diese hätte sicher bald die meisten ihrer Glieder ausstoßen müssen. Auch waren in der That schon nach wenigen Jahren die Fehden wieder ebenso, wie früher, an der Tagesordnung. Die Geistlichen suchten daher auf eine andere Weise zu helfen: sie ließen dem, was nicht zu ändern war, seinen Lauf, bemühten sich aber, es so viel als möglich zu mildern, und setzten zu diesem Behuf in mehreren Synoden fest, daß während derjenigen Zeit der Woche, welche zum Gottesdienst oder zur Vorbereitung für denselben bestimmt sei, also vom Mittwoch Abend an bis zum Montag Morgen eine sogenannte Treuga Dei d. h. ein Waffenstillstand Gottes sein solle, oder mit anderen Worten, daß an diesen Tagen die Waffen ruhen und jeder, der den Fehden nicht so lange entsagen würde, mit dem Bann oder anderen Kirchenstrafen belegt werden sollte. Dies fand überall Beifall, und da auch die Besitzer der höchsten weltlichen Macht darin einwilligten, so ward die Treuga Dei nach und nach in den verschiedenen Ländern eingeführt.

Konrad unternahm nach seiner Rückkehr aus Italien aufs neue eine Reise durch Deutschland, um als höchster Richter Gesetz und Recht zu handhaben. Auf dieser Reise hielt er sich unter Andern eine Zeitlang in Goslar auf, wo er, wie nachher sein Sohn, wegen der benachbarten, für jene Zeiten sehr reichen Silberbergwerke des Harzes besonders gern verweilte. Nachdem er dann durch Sachsen und den Rhein hinab gereist war, erkrankte und starb er in Utrecht (Juni 1039). Seine Leiche wurde nach Speier gebracht und in dem dort von ihm begonnenen, von seinen beiden Nachfolgern vollendeten Dome beigesetzt.

3. Kaiser Heinrich III.

Der zweiundzwanzigjährige Sohn Konrad's, welcher schon längst zum Könige gekrönt war, Heinrich III., übernahm sogleich die Regierung des Reiches, die vielleicht keiner von allen Kaisern so eigenmächtig und daher auch so kräftig geführt hat, als er. Ihn nöthigte die Ausbreitung, welche sein Vater dem deutschen Reiche nach Osten und Westen hin gegeben hatte, zu fast unaufhörlichen Kriegen, und er selbst vermehrte diese noch dadurch, daß er sowohl Ungarn mit dem Reiche zu vereinigen suchte, als auch auf den unglücklichen Gedanken kam, sich in die Pabstwahl zu mischen und Deutsche zu Päbsten zu machen. Während Heinrich auf diese Weise fast beständig mit auswärtigen Kriegen beschäftigt war, verfolgte er im Inneren des Reiches mit rücksichtsloser Gewaltthätigkeit ein entschieden monarchisches Streben, und rief hierdurch, sowie durch sein Benehmen in den Angelegenheiten des päbstlichen Stuhles, alle die Verwickelungen hervor, welche nachher die Lage seines Sohnes und Nachfolgers so schwierig machten. Alleinherrschaft und kaiserlichen Willen an die Stelle der bereits ausgearteten Reichsverfassung zu setzen, oder mit anderen Worten, den verwirrenden Streit der Leidenschaften, welche damals allein herrschten, durch äußere Gewalt zu ersticken, war das Endziel aller seiner Bestrebungen, und er würde gewiß die alten Rechte des deutschen Volkes unterdrückt haben, wenn ihn nicht der Tod daran gehindert hätte. Daß er die dazu nöthige Kraft besaß, bewies er nicht allein durch die Art, wie er mit Bisthümern, mit Grafschaften und selbst mit der päbstlichen Würde verfuhr, nicht allein durch sein Benehmen in Italien, wo sein bloßer Namen mehr vermochte, als die Waffen so vieler Könige vor ihm, sondern noch weit mehr durch die Willkür, die er sich ungeachtet der Widersetzlichkeit, welche er hier und da fand, erlauben durfte. Er behandelte, um nur einige wenige Beispiele anzuführen, den Erzbischof Gebhard von Regensburg, der sich verrätherischer Umtriebe schuldig gemacht hatte, wie einen Knecht, obgleich derselbe als Bruder seines Vaters sein nächster Anverwandter war. Er ließ seinen Sohn durch seinen Liebling, den Erzbischof Hermann von Köln, zum König krönen, ohne den Erzbischof von Mainz

auch nur anzuhören, als derselbe sein Recht, diese Ceremonie zu verrichten, geltend zu machen suchte. Er nahm dem Herzog Konrad von Baiern sein Land, ohne sich auch nur den Schein eines rechtlichen Verfahrens zu geben. Kurz, er schaltete mit den Bisthümern und Herzogthümern ohne die mindeste Rücksicht auf Herkommen und Recht, und obgleich er die weltliche Macht der Ersteren vermehrte, so geschah dies doch nur deshalb, weil bei den Bischöfen an Erblichkeit der verliehenen Güter nicht zu denken war.

Die erste Gelegenheit, sich im Kriege zu zeigen, fand der junge König in Böhmen und Polen. Im letzteren Lande war 1034 Miescislav II. gestorben, und seine Wittwe, die Tochter des Pfalzgrafen Ezo am Rhein, hatte im Namen ihres jungen Sohnes, Kasimir I., die vormundschaftliche Regierung übernommen; sie war aber schon nach kurzer Zeit vertrieben worden, und eine grenzenlose Verwirrung herrschte seit der Zeit im Lande. Dies benutzte Brzetislav I. von Böhmen, welcher im Jahre 1037 seinem Vater Ulrich in der Regierung gefolgt war, zu einem Rachezug. Er fiel in Polen ein, hauste dort auf eine entsetzliche Weise, und nahm ganz Schlesien in Besitz. Er reizte aber dadurch den deutschen König, an dessen Hofe Kasimir und seine Mutter Aufnahme gefunden hatten, um so mehr gegen sich, da derselbe von Anfang an danach strebte, das Ansehen des Reiches bei den unterworfenen Völkern aufrecht zu erhalten. Schon wenige Monate nach seinem Regierungsantritte rückte Heinrich in Böhmen ein. Brzetislav bat sogleich um Frieden. Er erhielt ihn, nachdem er Geißeln gestellt und das Versprechen gegeben hatte, sich den Verfügungen des Königs zu unterwerfen. Als er jedoch im nächsten Jahre auf Heinrich's Begehren die in Polen geraubten Schätze nicht herausgab, ward er sogleich wieder bekriegt. Dieser Zug war einer der unvorsichtigsten und unglücklichsten, der seit langer Zeit gemacht worden war. Heinrich verlor in den Wäldern und Verhauen der Böhmen eine große Zahl der tapfersten Krieger, und rettete sich und sein Heer nur dadurch, daß er in Böhmen einen deutschen Mönch fand, der mit dem Lande genau bekannt war und ihn glücklich zurückgeleitete. Im nächsten Jahre (1041) tilgte der König den erlittenen Schimpf durch einen neuen Kriegszug, in welchem er den böhmischen Herzog ganz und gar unter

ſeinen Willen beugte. Übrigens hatte Heinrich ſchon während ſeines erſten böhmiſchen Krieges den jungen Kaſimir mit einer Hülfsſchaar nach Polen geſandt, und dieſer unterwarf ſich allmälig ſein väterliches Reich.

Nicht lange nach dem dritten böhmiſchen Kriege wandte ſich Heinrich gegen die Ungarn, um dieſelben ebenſo der deutſchen Oberherrſchaft zu unterwerfen, wie die Böhmen und Polen ſchon lange unterworfen waren. König der Ungarn war nach Stephan's Tode deſſen Neffe Peter geworden. Dieſer ward aber nicht nur wegen ſeines ausländiſchen Weſens gehaßt, ſondern er erbitterte ſein Volk auch durch Willkür und Grauſamkeit. Er wurde daher 1041 verjagt und Aba, der Gemahl einer Schweſter Stephan's, zum König ausgerufen. Der geſtürzte König floh zu dem Markgrafen von Öſtreich, dieſer nahm ihn auf, wurde aber dafür von Aba mit einem verheerenden Einfalle heimgeſucht. Dies war für Heinrich ein willkommener Anlaß zum Kriege. Er brach 1042 in Ungarn ein, eroberte einen Theil des Landes, und drang, da Peter zu ſehr verhaßt war, dem Volke einen anderen Anverwandten Stephan's zum König auf. Kaum war er jedoch nach Deutſchland zurückgekehrt, als Aba dieſen vertrieb. Heinrich zog darauf 1043 zum zweiten Male nach Ungarn. Er ſah indeſſen bald ein, daß es unmöglich ſei, Aba zu verdrängen, und ging deshalb auf ein Friedensanerbieten ein. Aba trat den Deutſchen einen Strich Landes an der öſtreichiſchen Grenze ab, zahlte eine Summe Geldes, und verſprach, die Grenzen des Reiches nicht ferner zu beunruhigen. Schon im folgenden Jahre ſah ſich Heinrich zu einem neuen Kriegszuge genöthigt. Der rohe Ungarn-König zog die halbwilden Kumanen, ein Volk des türkiſchen Zweiges, an ſich, verfolgte Chriſten und Chriſtenthum in ſeinem Lande, und verfuhr mit ſo großer Grauſamkeit, daß viele Ungarn nach Deutſchland flohen, um dort Schutz und Hülfe zu ſuchen. In Begleitung dieſer Flüchtlinge drang Heinrich 1044 wieder in das Land ein, und erfocht unter den ſchwierigſten Umſtänden einen ſo glänzenden Sieg, daß Aba von den Ungarn aufgegeben wurde und die Flucht ergreifen mußte. Heinrich ſetzte darauf Peter aufs neue als König ein, wogegen dieſer das bisher unabhängig geweſene ungariſche Reich für ein Lehen der deutſchen Krone erklären mußte.

Eine solche Bedingung machte es einem Manne, der an und für sich gehaßt und überhaupt zur Leitung der Ungarn unfähig war, durchaus unmöglich, sich zu behaupten, obgleich er seinen Gegner Aba aus dem Wege geräumt hatte. Die Ungarn riefen 1046 zwei Prinzen ihres Herrscherstammes herbei, Andreas I. und Bela I., welche von Peter schon gleich nach Stephan's Tod aus dem Lande getrieben worden waren, und von denen der Eine in Rußland, der Andere in Polen eine Zufluchtsstätte gefunden hatte. Kaum waren Beide im Land erschienen, als Peter und viele der angesiedelten Deutschen ermordet wurden. Den älteren der beiden Brüder, Andreas, riefen die Ungarn zu ihrem König aus; der jüngere erhielt ein Drittheil des Landes. Heinrich war zu sehr in anderen Gegenden des Landes beschäftigt, um seinen Schützling und die getödteten Landsleute rächen zu können. Als er endlich einen neuen Zug nach Ungarn rüstete, hatte sich Andreas bereits zu sehr in seiner Herrschaft befestigt. Dieser bot ihm überdies einen jährlichen Tribut an. Heinrich verstand sich daher um so leichter zu einem Frieden, da seine Thätigkeit auch damals wieder sogleich anderwärts in Anspruch genommen wurde. Übrigens hätte Peter's Sturz den Kaiser auch beinahe mit Polen in einen neuen Krieg verwickelt. Bela war mit einer Schwester des polnischen Königs Kasimir I. verheirathet, und dieser gerieth dadurch in eine feindliche Stellung gegen das deutsche Reich. Heinrich rüstete sich aber sogleich zu einem Zuge gegen Kasimir, und erschreckte ihn so sehr, daß er schnell um Frieden bat. Im Jahre 1051 reizte der unruhige und gewaltthätige Bischof Gebhard von Regensburg, Heinrich's Oheim, durch einen Raubzug, den er nach Ungarn unternahm, den König Andreas zu einem verheerenden Einfall in Östreich, und veranlaßte dadurch einen neuen Krieg. Heinrich beging damals die Unvorsichtigkeit, in später Jahreszeit in Ungarn einzudringen, und kam so sehr ins Gedränge, daß er viele Leute verlor und sich nur unter Lebensgefahren den Rückzug nach Deutschland erkämpfen konnte. Im nächsten Jahre zog er aufs neue nach Ungarn, konnte aber wieder nichts ausrichten. Nachher ward seine Anwesenheit in anderen Theilen des Reiches so unabläßig erfordert, daß er bis zu seinem Tode nicht mehr an die Ungarn denken konnte.

Die inneren Angelegenheiten, welche diesen ebenso kräftigen, als unermüdlichen Kaiser beschäftigten und häufig mitten im Krieg in die entgegengesetzten Gegenden des Reiches riefen, hingen aufs engste mit seinem persönlichen Charakter und seinem ganzen Streben zusammen. Er wünschte die deutschen Herzöge und Grafen wieder in die Stellung von bloßen Reichsbeamten herab zu drücken, und verfuhr daher mit Strenge und Gewalt gegen jeden, der sich nicht in seinen Willen fügen wollte. Besonders ließ er es nie ungestraft hingehen, wenn einer von ihnen, weil er sein Recht gekränkt glaubte, zum Schwerte griff, und da dies den deutschen Fürsten bereits zur anderen Natur geworden war, so hatte Heinrich natürlich beständig zu kämpfen und zu strafen. Am meisten machten ihm die lothringischen Händel zu schaffen. Konrad II. hatte die beiden Lothringen wieder in ein einziges Land unter dem Herzog Gozelo I. vereinigt, weil er seinem Nebenbuhler in Burgund, dem Grafen Odo von Champagne, einen mächtigen, ihm selbst durch Wohlthaten verpflichteten Fürsten zum Nachbar geben wollte. Bei Gozelo's Tode hob Heinrich die Verfügung seines Vaters wieder auf, und theilte das Land unter die beiden Söhne Gozelo's. Der Ältere von diesen, Gottfried der Bärtige von Ober-Lothringen, nahm aber das ganze Land für sich in Anspruch, und erhob deshalb die Waffen gegen den Kaiser (1044). Er ward gefangen, jedoch nach einem Jahre freigelassen und wieder in sein Herzogthum eingesetzt. Schon 1047 empörte er sich noch einmal, schloß mit Balduin V. von Flandern und anderen niederländischen Grafen einen Bund gegen Heinrich, zerstörte den alten kaiserlichen Palast in Nimwegen, brannte den größten Theil der Stadt Verdun nieder, und bereitete dem Kaiser, der damals mit den Ungarn im Kriege war, viele Ungelegenheiten. Heinrich setzte ihn ab und gab sein Herzogthum zuerst dem Grafen Albert und, als dieser bald nachher von Gottfried erschlagen wurde, dem elsaßischen Grafen Gerhard, welcher dadurch berühmt geworden ist, daß seine Nachkommen nicht nur bis zum vorigen Jahrhundert im Besitze von Ober-Lothringen geblieben sind, sondern seit hundert Jahren auch den östreichischen Kaiserthron inne haben. Der Krieg mit den empörten Fürsten nahm den Kaiser mehrere Jahre lang in Anspruch und kostete ihm viele

Leute, da jene nicht nur wegen der sumpfigen Beschaffenheit ihres Landes schwer zu bekämpfen waren, sondern auch durch Heinrich's Züge nach Ungarn stets Gelegenheit erhielten, ihre Kräfte wieder zu sammeln. Im Jahre 1050 brachte der Pabst Leo IX., welcher damals Hülfe gegen die Normannen suchte, eine Scheinaussöhnung zwischen dem Kaiser und Gottfried zu Stande; dieser erhielt aber sein Herzogthum nicht zurück. Er begab sich später nach Italien, heirathete dort die reichste Erbin des Landes, Beatrix von Tuscien, und wurde dadurch dem Kaiser aufs neue gefährlich. Auch die Franzosen hatten einige Male Lust gezeigt, sich in die Streitigkeiten Heinrich's mit den niederländischen Großen zu mischen und ihre Ansprüche auf Lothringen zu erneuen; Heinrich schreckte sie aber stets zurück. Bei seiner letzten Zusammenkunft mit Heinrich I. von Frankreich erbot er sich gegen diesen, sein Recht auf Lothringen durch einen Zweikampf zu beweisen; der französische König reiste aber hierauf sogleich nach Hause zurück.

So sehr auch der innere Zustand von Deutschland und die Verhältnisse zu den Ungarn den Kaiser beschäftigten, so erforderte doch auch Italien, abgesehen von der Kaiserkrone, seine Gegenwart. Man hoffte dort auf ihn als einen Erlöser, weil noch kein deutscher König so fleißig als er Gericht gehalten, und nur wenige ihren Ansprüchen und Geboten so gut mit den Waffen Nachdruck zu geben verstanden hatten. In der Lombardei, wo es Konrad nicht gelungen war, einen sicheren und ruhigen Zustand herzustellen, herrschten Gewalt und Unterdrückung statt des Gesetzes; in Rom war die Pabstwürde feil geworden, und drei Päbste stritten mit einander um das Recht, der abendländischen Christenheit vorzustehen; in Unteritalien endlich waren die Normannen aus Vasallen des Reiches Räuber und Eroberer geworden. In der Lombardei hatte zwar der Krieg mit Heribert und mit den Mailändern bei der Nachricht von Konrad's II. Tod sogleich aufgehört, und Heribert war nach Deutschland gegangen, um dem neuen Könige zu huldigen; es war aber bald nachher zwischen dem Adel und der von diesem gedrückten Bürgerschaft von Mailand ein blutiger Zwist ausgebrochen, der Erstere hatte nebst dem Erzbischof die Stadt verlassen müssen, und bekriegte seitdem die Zurückgebliebenen ohne Unterbrechung. An der Spitze der Bür-

gerschaft stand ein unternehmender Mann aus dem Adel, Lanzo, der sich gleich anfangs von seinen Standesgenossen getrennt hatte. Dieser begab sich 1043, als die Mailänder durch die Belagerer zu sehr bedrängt wurden, nach Deutschland, um von dorther Hülfe zu erlangen. Heinrich zeigte sich in Rücksicht des lombardischen Adels klüger, als sein Vater: er begünstigte Lanzo und seine Partei, und versprach ihm die Zusendung von viertausend Rittern unter der Bedingung, daß die Mailänder diese in ihre Stadt aufnehmen, sie bis zu seiner eigenen Ankunft in Italien besolden und ihm gegen alle seine Feinde Beistand leisten wollten. Lanzo brachte darauf leicht einen Frieden zwischen Bürgerschaft und Adel zu Stande. Als nicht lange nachher (1045) Heribert starb, verhalf Heinrich dem mailändischen Geistlichen Guido, der ihm ergeben und in weltlichen Geschäften sehr erfahren war, zum Erzbisthum Mailand, und gab dadurch seinem Ansehen in Italien einen festen Grund. Im folgenden Jahre war er endlich im Stande, selbst mit einem starken Heere dahin zu ziehen.

Er richtete bei diesem Zuge sein Hauptaugenmerk auf die Zwistigkeiten der Päbste, und hielt sogleich in Pavia eine Kirchenversammlung, um den Rath der Bischöfe und Erzbischöfe über die Lage des päbstlichen Stuhles anzuhören. Um diesen stritten schon seit mehreren Jahren zwei Parteien der römischen Großen, und drei Päbste, von denen keiner auf rechtmäßige Weise zu seiner Würde gelangt war, verfluchten einander. Pabst Benedict IX. nämlich, ein Wüstling aus der mächtigsten römischen Familie, der schon einmal vertrieben und durch Kaiser Konrad eingesetzt worden war, hatte 1044 einem von der Gegenpartei gewählten Pabste, Sylvester III., weichen müssen; er war zwar bald wieder zurückgekehrt, hatte aber, da er es unmöglich fand, sich zu behaupten, die päbstliche Würde an Gregor VI. verkauft, und sich auf seine Güter begeben. Der Letztere war, obgleich er das Pabstthum auf unrechte Weise erlangt hatte, unstreitig der würdigste von allen dreien; denn er zeichnete sich durch Rechtschaffenheit, Gelehrsamkeit und Erfahrung so sehr aus, daß nachher der beste Kopf seiner Zeit, Hildebrand, ihn nicht nur, um sich seiner belehrenden Anweisungen erfreuen zu können, nach Deutschland in die Verbannung begleitete, sondern auch später als Pabst ihm zu Ehren

den Namen Gregor VII. annahm. Seiner Verdienste sich bewußt, reiste Gregor VI. dem Könige Heinrich ohne Furcht entgegen. Dieser empfing ihn zwar freundlich, wollte ihn aber nicht als den wahren Pabst anerkennen, sondern überließ die Entscheidung darüber einer neuen Kirchenversammlung, die er nach Sutri berufen hatte. Die versammelten Bischöfe erklärten alle drei Päbste für unrechtmäßig. Heinrich zog dann nach Rom, und hier ward von ihm, mit Zustimmung der Bischöfe, der weltlichen Großen und des Volkes, der Bischof Suidger von Bamberg unter dem Namen Clemens II. zum Pabst ernannt. Heinrich ließ sich von ihm zum Kaiser krönen, traf dann mit Festigkeit und Strenge die nöthigen Anordnungen in Italien, und kehrte im Anfang des Sommers 1047 nach Deutschland zurück. Gregor VI. ward von ihm mitgenommen, und starb bald nachher; Sylvester hatte sich in das Privatleben zurückgezogen; Benedict IX. aber, der sich während der Anwesenheit des Kaisers auf seinen Burgen aufhielt, erschien schon im Herbste wieder zu Rom, und bemächtigte sich, als Clemens im Oktober plötzlich starb, der päbstlichen Würde aufs neue; man beschuldigte ihn sogar, daß er den Letzteren habe vergiften lassen. Die Strenge des Kaisers hatte jedoch in Italien Eindruck gemacht; die Römer wagten daher nicht, Benedict gegen denselben zu unterstützen, sondern nahmen einen deutschen Bischof, welchen Heinrich zu Clemens' Nachfolger ernannt hatte, und, als dieser nach dreiundzwanzig Tagen starb, einen anderen vom Kaiser geschickten Deutschen, Leo IX., als ihren Herrn und Bischof an (1049).

Ehe der Kaiser von Rom nach Deutschland zurückgekehrt war, hatte er sich nach Unteritalien begeben, wo unterdessen durch die Normannen der Grund zu bedeutenden Umänderungen gelegt worden war. Dort hatten sich die Städte Gaëta, Amalfi und Neapel ebenso, wie im Norden Venedig, zu großem Wohlstand erhoben. Während das Letztere die Producte und Fabrikate des byzantinischen Reiches nach Spanien und über Deutschland in den Norden sandte, versorgten jene Städte alle Länder am Mittelmeer mit den unentbehrlich gewordenen Waaren Egyptens und wahrscheinlich auch Indiens, Italien insbesondere aber mit den Erzeugnissen der Küsten des schwarzen Meeres. Diese Handelsstädte erhielten gerade durch die unaufhörlichen Kriege, welche im by-

zantiniſchen Reiche einen unvermeidlichen harten Druck nach ſich zogen, große Vortheile, weil der Handel kleiner Staaten unter den Unruhen und Kriegen größerer Reiche beſſer gedeiht, als in der Zeit eines langen Friedens und einer ungeſtörten Ruhe. Daher blieben auch die Venetianer ſtets treue Verbündete der Griechen, von denen ſie ihrerſeits wieder in Ehren gehalten wurden, und die Bewohner von Gaëta, Amalfi und Neapel ließen ſich die Herrſchaft griechiſcher Katapane oder Statthalter gefallen, unter welchen damals der größte Theil von Unteritalien ſtand. Dieſe Verhältniſſe und die ganze Lage der Dinge in Unteritalien änderten ſich dadurch, daß die dort angeſiedelten Normannen aus Abenteurern und Räubern Eroberer wurden.

Zu den Normannen in Averſa, die dem Fürſten Waimar von Salerno und Capua als Vaſallen untergeben waren, kamen zur Zeit von Konrad's II. Tod neue Schaaren aus der Normandie, um in Italien ihr Glück zu ſuchen. Anführer derſelben waren Wilhelm mit dem eiſernen Arm, Drogo und Humfried, die Söhne Tankred's von Hauteville, eines kleinen Dynaſten in der Normandie. Sie dienten zuerſt dem Fürſten von Salerno, und ließen ſich dann unter der Anführung des Longobarden Arduin von dem griechiſchen General Maniakes anwerben, welcher von dem Kaiſer Michael IV. nach Italien geſchickt worden war, und die Zwietracht der Mohammedaner auf Sicilien benutzte, um die Wiedereroberung dieſer Inſel zu verſuchen. Seine Unternehmung glückte, die Kabalen ſeines Unterbefehlshabers Stephanus bewirkten aber ſeine Abberufung, und Stephanus trat an ſeine Stelle. Dieſem entriſſen nachher die Araber in kurzer Zeit die ganze Inſel bis auf die Stadt Meſſina aufs neue. Zwar hielt Dokeanus, der Nachfolger des Stephanus, die Ungläubigen von weiteren Fortſchritten dieſſeit der Meerenge ab, er ſchlug aber durch kleinliche Habſucht dem Reich eine tiefere Wunde, als Stephanus ihm durch Feigheit oder Ungeſchicklichkeit geſchlagen hatte. Er verſagte nämlich den Normannen nicht nur ihren Antheil an der gemachten Beute, die er ganz ſeinen Griechen zuwies, ſondern er ließ auch Arduin, als derſelbe die gerechten Forderungen der Erſteren geltend machen wollte, greifen und mishandeln. Dadurch wurden die Normannen aufs heftigſte erbittert, ſie waren von

dem Augenblick an abgeſagte Feinde der Griechen, und da dieſe meiſtens ſchlecht geleitet wurden, ſo konnten ſich die kühnen Skandinavier um ſo leichter auf ihre Koſten in Unteritalien ausbreiten. Sie nahmen zuerſt wieder bei dem Fürſten Waimar von Salerno und Capua Dienſt, und eroberten ihm das wichtige Amalfi; doch verlor Waimar dieſe Stadt bald wieder, da damals im unteren Italien ebenſo, wie einſt im alten Griechenland, ein ewiges Schwanken von Sieg und Niederlage, von Überfall und Verrath, ein unaufhörlicher Wechſel von Beſitz und Verluſt war. Die Normannen entzweiten ſich bald mit Waimar, ſie durchzogen darauf plündernd das Land, und legten, nachdem ſie ſich mit ihren in Averſa belehnten Landsleuten durch einen förmlichen Vertrag verbunden hatten, in der Stadt Melfi einen eigenen Raubſtaat an. Von dieſem Orte aus, der in fruchtbarer Gegend lag und von ſteilen Bergen, tiefen Schluchten und ungangbaren Wegen umgeben war, plünderten ſie Freund und Feind. Gewohnt, vom Gute Anderer zu leben und nur das Recht des Schwertes anzuerkennen, ſahen ſie Heiliges und Unheiliges, Raub und Brand, Mord, Ehebruch und jede Gewaltthat als ganz gleichgültige Dinge an; Habgier war die ſtärkſte Triebfeder ihrer Seele, und ihre Tapferkeit ließ ſich durch nichts zurückſchrecken. Die Griechen waren ſo unvorſichtig, nicht ſogleich mit ihrem ganzen Heere gegen ſie auszuziehen, ſondern ihnen nur einzelne Haufen entgegen zu ſchicken; die Normannen überwältigten dieſe mit leichter Mühe einzeln, und erhöhten dadurch ihr Anſehen nicht wenig. Da ſie den Griechen und den longobardiſchen Fürſten des Landes nicht zugleich gewachſen waren, ſo traten ſie ſchlauer Weiſe bei einigen der Letzteren in Dienſte, während ſie andere beraubten, bis ſie endlich in einer entſcheidenden Schlacht (1042) die Oberhand über die Griechen erhielten und die Maske abwerfen konnten. Nun theilten ſie die gemachten Eroberungen unter ſich. Die Söhne Tankred's ließen auch ihre anderen Brüder kommen, jeder von ihnen legte ſich ein Raubneſt in den Bergen an, und der Ruf ihres Glückes ward in der Normandie ſo groß, daß ihre habgierigen Landsleute nur mit Mühe abgehalten wurden, ſchaarenweiſe nach Italien zu ziehen. Hauptanführer war Wilhelm Eiſenarm und nach deſſen Tode Drogo; Beide nannte man ſchon

Grafen von Apulien Der Letztere ward von Kaiser Heinrich III., als dieser 1047 nach Unteritalien kam, gegen Bezahlung einer großen Summe Geldes mit dem eroberten Lande belehnt, weil Geld für die Deutschen ebenso reizend war, als für die Normannen. Auch dem Grafen Rainulf von Aversa, dessen Nachkommen später Tankred's Söhnen weichen mußten, erhielten für Geld die kaiserliche Belehnung. Heinrich konnte dies um so eher thun, da er ja das Gebiet, welches er diesen Räubern verlieh, nie selbst besessen hatte; die Normannen aber bewiesen sich dadurch, daß sie die kaiserliche Belehnung erkauften, sehr schlau: sie suchten einen Rechtstitel, und wurden in der That durch Heinrich's Ausspruch die rechtmäßigsten Besitzer; denn ob der Kaiser ihnen jenen Titel verleihen konnte oder nicht, war seine Sache, nicht die ihrige.

Nicht lange nachher fanden diese Menschen das einzige Mal, wo sie Treue und Freundschaft zeigten, nur Undank und Betrug, und mußten dadurch wohl in ihrer Meinung, daß Gewalt allein Nutzen bringe, bestärkt werden. Der tapfere Eroberer von Sicilien, Maniakes, dem man den Oberbefehl in Italien wieder gegeben hatte, war durch die Tücke eines byzantinischen Höflings zur Empörung getrieben worden (1042), und der Kaiser Constantin VII. hatte Argyrus, den Sohn jenes Melus, dem die Normannen den Anfang ihres Glückes verdankten (s. S. 106), gegen ihn geschickt. Aus alter Freundschaft hatte eine normannische Schaar sich an Argyrus angeschlossen und den Maniakes vertreiben helfen. Diese Normannen hatten nachher den Argyrus nach Constantinopel begleitet, und dort dem Kaiser bei einer anderen Empörung sehr wesentliche Dienste geleistet. Argyrus entwarf darauf mit dem Kaiser den Plan, die Habgier der Normannen zu benutzen, um sich ihrer ganz zu entledigen. Nach Italien zurückgekehrt, suchte er dieselben durch große Geldsummen dazu zu bringen, daß sie dem Kaiser ihre dortigen Besitzungen abträten und gegen die Perser Dienste leisteten. Sie waren jedoch durchaus nicht zu bewegen, Italien zu verlassen. Argyrus nahm jetzt zu geheimen Anschlägen und zu Meuchelmord seine Zuflucht. Er trat in Verbindung mit dem Pabste Leo IX., für welchen die Normannen ebenso gefährliche Nachbarn waren, als für die Griechen, und der Alles aufbot, um sie aus Italien zu entfernen.

Den Normannen blieb dies nicht unbekannt; sie hinderten daher die beabsichtigte Zusammenkunft Beider, ließen aber den Pabst ungestört heimkehren. Bald darauf ward Drogo ermordet (1051). Die Normannen glaubten nur Argyrus oder Leo oder auch Beide für die Urheber dieser That halten zu müssen; doch thaten sie damit gewiß dem Letzteren Unrecht, weil er ein rechtlicher und edler Mann war, der sich zu solchen Mitteln schwerlich je entschlossen haben würde. Argyrus gewann, wenn er anders den Mord wirklich angestiftet hatte, dadurch nichts; im Gegentheil, er beförderte nur der Normannen Plan. Sie hatten jetzt keine Rücksichten mehr zu nehmen, Leo und Argyrus waren ihre offenen Feinde, Drogo's Stelle ward von Humfried eingenommen, und bald nachher trat der kühnste, verschlagenste Mann des ganzen Zeitalters, Humfried's Bruder Robert mit dem Beinamen Guiscard, d. i. Schlaukopf, an die Spitze der normannischen Raubschaaren.

Leo IX. reiste nach Deutschland, um vom Kaiser Hülfe zu erhalten; dieser war jedoch zu sehr an den Grenzen und im Inneren beschäftigt, als daß er nach Italien hätte ziehen können. Der Pabst warb daher in Schwaben und im Elsaß gegen siebenhundert Freiwillige, kehrte mit diesen zurück, und hoffte seinen Streit mit den Normannen durch einen entscheidenden Schlag zu beendigen. Bei Civitella in Capitanata traf er auf die vereinte Macht ihrer drei Hauptanführer, Humfried's, Robert Guiscard's und Richard's von Aversa. Er erlitt eine völlige Niederlage, und ward selbst gefangen (1053). Die Normannen behandelten ihn mit Achtung und entließen ihn bald wieder; nur mußte er den Bann, den er über sie ausgesprochen hatte, zurücknehmen. Er starb schon im folgenden Jahr. Der Kaiser ernannte sogleich einen anderen Deutschen, den Bischof Gebhard von Eichstädt, der sich den Namen Victor II gab, zu seinem Nachfolger, und zog mit diesem im Frühjahr 1055 nach Italien. Schon im Herbste desselben Jahres verließ er dieses Land wieder, und es scheint fast, als wenn er hauptsächlich nur wegen des Herzogs Gottfried von Lothringen dahin gegangen wäre. Dieser bedrohte nämlich durch die Macht, die er als Gemahl der Beatrix besaß, das Ansehen des Kaisers in Italien sehr; denn Beatrix war, als Wittwe

des Markgrafen Bonifacius von Tuscien, Besitzerin großer Reichslehen und Erbgüter, wiewohl diese eigentlich nicht ihr, sondern ihrem jungen Sohne von Bonifacius und, als dieser gleich nachher starb, ihrer Tochter Mathilde gehörten. Heinrich beschied, sobald er nach Italien gekommen war, Gottfried und Beatrix vor sich. Der Erstere hütete sich wohl, vor ihm zu erscheinen, Beatrix dagegen folgte der Aufforderung. Sie ward auf Befehl des Kaisers in Verhaft genommen und nach Deutschland abgeführt, weil sie sich ohne Einwilligung ihres Oberherrn mit dessen Todfeinde vermählt hatte. Auch zog Heinrich, da gerade damals ihr Sohn starb, alle Reichslehen ihres ersten Gemahles ein, und nahm ihre Tochter Mathilde ebenfalls mit nach Deutschland. Gottfried ging zu seinem alten Freunde Balduin von Flandern, und setzte in Verbindung mit ihm die Feindseligkeiten gegen diejenigen, die sein Land inne hatten, fort. Heinrich trug übrigens seinen Haß auch auf Gottfried's Bruder, Friedrich, über, welcher Freund und Kanzler Leo's IX. gewesen, und von diesem kurz vor seinem Tode nach Constantinopel gesandt worden war. Friedrich wurde nach seiner Rückkehr von Heinrich verfolgt, und entging der Auslieferung an ihn nur dadurch, daß er sich unter die Mönche des Klosters Monte Cassino aufnehmen ließ.

Heinrich starb ein Jahr nach seiner Rückkehr aus Italien (1056). Daß der kräftige und rastlos thätige Kaiser auch an dem Plane des Erzbischofs Adelbert von Bremen, der im nördlichen Deutschland eine Art von Pabstthum errichten wollte, Antheil gehabt hatte, ist nicht ausgemacht; doch hat er sich wahrscheinlich bei Leo IX. dafür verwandt. Mit dieser Sache verhielt es sich so. Die Erzbischöfe von Bremen hatten vorher die unmittelbare Aufsicht über die Bisthümer des ganzen Nordens gehabt. Als jedoch das Christenthum, von der Macht Kanut's des Großen (s. Th. V. S. 265 ff.) unterstützt, alle nordischen Völker germanischen Stammes umfaßte, als sich durch die Verbindung der Skandinavier mit England und mit den deutschen Städten Cultur und Handel sehr ausgebreitet hatten, fühlte man in diesen Reichen das Bedürfniß eigener Metropoliten oder Erzbischöfe, durch welche Bischöfe und Pfarrer in der Nähe bewacht würden. Das sah Adelbert selbst ein, er wollte aber gern sein Vorrecht im Norden

erhalten, und suchte daher den Titel eines Patriarchen im Norden mit einer Art Oberaufsicht über die dortigen Erzbischöfe zu erhalten. Der mächtigste Fürst im Norden, Sueno III. Estrithson von Dänemark, war ihm dabei nicht entgegen, und auch Leo IX., stets seinen deutschen Landsleuten gewogen, begünstigte die Sache, die nur durch den frühen Tod dieses Pabstes scheiterte.

Heinrich III. hinterließ das Reich seinem erst sechs Jahre alten Sohne Heinrich IV., der bereits zum Könige gewählt und geweiht worden war. Die Vormünder und Erzieher desselben waren Geistliche. Dieser Umstand und die Art, wie Heinrich III. sich gegen die Geistlichen benommen hatte, bewirkten, daß sein Sohn gleich in dem ersten Jahre der Mündigkeit in einen Streit mit denjenigen unter ihnen gerieth, welche die Unabhängigkeit der geistlichen und weltlichen Macht ertrotzen wollten. Um diesen Streit dreht sich Heinrich's IV. ganze Geschichte; denn mit seinen anderen Feinden würde er leicht fertig geworden sein. Darum müssen wir vor der Darstellung seiner Regierung die Geschichte der Päbste bis auf Heinrich's furchtbaren Feind, Gregor VII., und, um diese zu verstehen, die der Normannen und die mit derselben eng verbundene Geschichte der griechischen Kaiser erzählen. Wir beginnen mit der Letzteren.

4. Übersicht der byzantinischen Geschichte von Basilius II. an bis auf Alexius I. Komnenus und Geschichte der Normannen am Ende dieser Zeit.

Der Kaiser Basilius II. (s. S. 115), welcher nach Tzimiskes Tode die Regierung des griechischen Reiches unter seinem und seines Bruders Namen allein führte (976 — 1025), trat genau in die Spuren seiner beiden nächsten Vorgänger; doch benahm er sich vielleicht mit noch mehr Klugheit, da er weniger bedacht war, die damals zwar nicht sehr schwierigen, aber unnützen Eroberungen im Orient fortzusetzen, als endlich einmal die stets unruhigen, schon so oft besiegten Bulgaren aus räuberischen Nachbarn zu friedlichen Unterthanen zu machen. Übrigens vernachlässigte er nicht etwa den Orient, er sicherte vielmehr, nachdem er den Kampf mit den Bulgaren bereits begonnen und zwei Gegenkaiser besiegt

hatte, die Nordgrenze von Kleinasien durch die Erwerbung des kaukasischen Berglandes Iberien, zwang die mohammedanischen Emir's in Syrien zu einem Tribut, und setzte den Einfällen der nomadischen Araber in dieses Land Schranken. Die Bulgaren hatten nicht nur das griechische Joch abgeworfen, sondern auch unter einem kühnen Anführer, Samuel, die benachbarten Provinzen erobert und bis in den Peloponnes hinein gemordet und geraubt. Basilius zog, sobald er freie Hand hatte, gegen sie zu Felde, und setzte den Kampf mit ihnen einige Jahrzehnte fast ohne Unterbrechung fort. Die Abwechselungen dieses Krieges zu erzählen, wäre ermüdend, die Grausamkeiten in demselben einzeln anzuführen, empörend; man wird sich Beide leicht vorstellen, wenn man bedenkt, daß die von Natur heftigen, durch Haß erbitterten Griechen oft das Vergeltungsrecht zu üben hatten und sich dabei der rohesten und unmenschlichsten Miethtruppen bedienten. Endlich übte Basilius eine Grausamkeit, welche alles Frühere und selbst den Glauben übersteigt: er soll nämlich einst fünfzehntausend gefangene Bulgaren haben blenden lassen. Dies brachte Schrecken unter die Bulgaren, und da überdies Samuel's Sohn und Nachfolger von einem Großen getödtet wurde, so war endlich die Eroberung des verwüsteten und entvölkerten Landes möglich. Im Jahre 1018 hatte Basilius das ganze Bulgarien unterworfen. Zu gleicher Zeit zwang er auch die Kroaten und Servier, ihm zu huldigen, und besetzte die ganze Ostküste des adriatischen Meeres. Alle diese glücklichen Unternehmungen hatten jedoch auch ihre Nachtheile; Basilius kam dadurch mit den Ungarn in neue, oft unangenehme Berührungen, ward mit seinen Verbündeten, den Venetianern, entzweit, und mußte seine Provinz Bulgarien, die sich vorher selbst geschützt hatte, gegen Petschenären und andere barbarische Nachbarn vertheidigen. Auch gegen Sicilien rüstete Basilius einen Zug, der Tod ereilte ihn aber noch vor der Ausführung desselben. Daß er nicht ohne starken Steuerdruck regierte, versteht sich bei seinen ewigen Kriegen und bei der traurigen Gewohnheit, sie mit Soldtruppen zu führen, von selbst. Doch ward andererseits durch das wieder gehobene Ansehen des Reiches und durch die Seemacht, welcher damals keine andere gleich war, auch der Staatskasse eine größere Einnahme verschafft, der Absatz der

Fabrikate vermehrt, und der Handel, besonders in den Seestädten von Unteritalien, gehoben.

Basil's Bruder, Constantin VI., der ihn nur um drei Jahre überlebte, führte die Regierung bis zu seinem Tode allein, war aber zu lange unthätig und unbedeutend gewesen, als daß er ein tüchtiger Regent hätte sein können. Vor seinem Ende zwang er einen Mann aus angesehener Familie, Romanus Argyrus, seine Tochter Zoë zu heirathen, und ernannte ihn dann zu seinem Nachfolger (1028). Auf solche Weise ward Romanus Argyrus wider seinen Willen Gemahl einer achtundvierzigjährigen Frau und Kaiser eines großen Reiches. Er war, wenn wir dem Berichte des Michael Psellus, eines gleichzeitigen Schriftstellers, trauen dürfen, dieser Ehre vor allen anderen Großen würdig, obgleich er unstreitig tüchtiger zu den Geschäften des Friedens, als zur Führung des Krieges war. Psellus sagt nämlich, er habe sich den Augustus und die Antonine zu Vorbildern gewählt. Indessen kann man die Ähnlichkeit zwischen ihm und diesen Kaisern blos darin setzen, daß er, wie sie, geschickte Männer fand, die seine Entwürfe ausführten; sonst zeichnete er sich nur durch Büchergelehrsamkeit und pedantisches Studium aus, und hatte mehr von Hadrian, als von den Antoninen an sich, nur daß er nicht undankbar und neidisch war, wie dieser (s. Th. IV. S. 288 ff. u. 368 ff.). Er gerieth gleich anfangs mit einem Fürsten aus der Dynastie der Kelabiden (s. Th. V. S. 190 f.) in einen gefährlichen Krieg, schickte seinen Schwager mit einem Heer ab, und rüstete sich selbst zu einem bedeutenden Zuge. So weit war Alles gut und verständig eingerichtet; als ihm aber jener Fürst Unterwerfung und Tribut anbot, hätte er seine eigenen Fähigkeiten besser kennen, und die Gelegenheit, einen rühmlichen Frieden zu schließen, nicht vorübergehen lassen sollen. Er that es nicht, sondern bestand auf der Einbildung, daß er zum Feldherrn geschaffen sei, und beschloß gegen den Rath aller Verständigen den Beginn des Krieges. Der Erfolg war, wie die Officiere vorausgesehen hatten: er ward eingeschlossen, gerieth in Mangel und Noth, erlitt eine schreckliche Niederlage und floh beschämt nach Constantinopel zurück (1030). Daß er und seine Maßregeln allein schuld an dem Unglücke waren, bewies gleich darauf sein tapferer Feldherr,

der uns bereits aus der Geschichte von Unteritalien bekannte Georg Maniakes; denn dieser schlug nicht allein dieselben Feinde, welche den Kaiser besiegt hatten, und entriß ihnen die gemachte Beute, sondern er war auch nachher als Statthalter der Provinzen am oberen Tigris das Schrecken der Ungläubigen, deren Art zu streiten er kannte und zu nutzen wußte. Romanus starb 1034. Wie geneigt man in Constantinopel war, Ermordungen zu glauben, und wie wenig man von Romanus Gemahlin hielt, geht daraus hervor, daß sich, ungeachtet er schon lange gekränkelt hatte, nach seinem Tode das Gerücht verbreitete und erhielt, daß Zoë und ihr Geliebter, der Hofbankier Michael aus Paphlagonien, ihn vergiftet und dann im Bade erstickt hätten. Übrigens ist ausgemacht, daß Zoë Michael den Paphlagonier schon während Romanus Lebzeiten ihrem Gemahle vorzog. Doch muß sie ihn nicht durchaus gekannt haben; denn als sie nach Romanus Tode ihn zu ihrem Gemahl und zum Kaiser machte, fand sie sich schrecklich getäuscht, da sie statt eines schönen, starken und blühenden Mannes, den sie zu heirathen glaubte, einen Gemahl erhielt, welcher Anfälle von Wahnsinn hatte und bald nachher auch wassersüchtig wurde. Sie sah sich auch noch in einer anderen Weise betrogen: die Regierung kam nämlich in die Hände von Michael's Bruder, Johannes, der sie wie eine Gefangene behandelte und ihre Freunde von ihr entfernte.

Die Zeit, während deren Michael IV. der Paphlagonier auf dem Throne saß (1034 — 1041), ist wegen der Unternehmungen des Feldherrn Maniakes auf Sicilien und wegen der Fortschritte der Normannen in Unteritalien höchst merkwürdig, da beide Länder bald nachher unter den hohenstaufischen Kaisern für Deutschland, seit Karl von Anjou aber für ganz Europa so wichtig geworden sind, ja sogar schon zu Michael's Zeit bei dem Einflusse von Amalfi und Salerno bedeutender waren, als man aus ihrer bloßen Größe und Macht schließen sollte. Leider sind uns aber nur Hof-Anekdoten und keine Geschichte dieser Zeit überliefert worden. In Sicilien waren die Mohammedaner von den fatimidischen Khalifen abgefallen, und die Herrschaft der Insel hatte sich in eine Menge kleiner Fürstenthümer aufgelöst, welche in heftiger Zwietracht neben einander bestanden (s. Th. V. S. 143). Dies

schien für die byzantinische Regierung eine günstige Gelegenheit zur Wiedereroberung der schon so lange verlorenen Insel. Georg Maniakes wurde deshalb aus Asien abberufen und mit einer größeren Würde und Macht nach Unteritalien geschickt. Er focht ungemein glücklich auf Sicilien, und unterwarf fast die ganze Insel, obgleich die afrikanischen Mohammedaner ihre dortigen Glaubensgenossen mit zahlreichen Hülfstruppen unterstützten. Was aber durch Klugheit und Tapferkeit gewonnen war, ging bald wieder durch Hofränke verloren. Unter Maniakes diente nämlich ein Mann vom ersten Range, der mit des Kaisers Schwester vermählt war, Stephanus, als Admiral; dieser befolgte, wahrscheinlich aus Neid über den wachsenden Ruhm seines Vorgesetzten, dessen Befehl nicht, und machte, als ihn Maniakes dafür durch thätliche Mishandlung bestraft hatte, dies bei seinem Schwager Johann, dem eigentlichen Regenten des Staats, als Verrätherei geltend. Maniakes ward abgerufen, Stephanus erhielt das Commando, und verlor Sicilien wieder ebenso schnell, als jener es erobert hatte: von allen Städten wurde nur Messina durch die Tapferkeit eines Anführers den Griechen erhalten. Stephan's Nachfolger, Dokeanus, schadete, wie bereits oben angegeben ist, dem Reiche noch weit mehr; er reizte durch Geiz die normannischen Söldner zum Aufstand, und gab nachher seine eigenen Truppen durch schlechte Leitung den kühnen und schlauen Normannen preis. Übrigens machten unter Michael auch die Bulgaren, Servier und Petschenären den Griechen zu schaffen. Mit den Russen, von deren Fürsten einer, Wladimir I. der Große, schon 988 eine Schwester des Kaisers Basilius geheirathet hatte, bestand damals bereits eine so innige Verbindung, daß in ihrem Reiche geistliche und selbst weltliche Stellen, welche entweder die Schreibekunst oder Erfahrung im Geschäfte oder auch Schmeichelei erforderten, mit Griechen besetzt waren.

Michael IV. entsagte 1041 der Welt, und ging in ein Kloster, in welchem er bald nachher starb. Bei seiner Abdankung adoptirte Zoë seinen Neffen, den Sohn des Stephanus, Michael V., und ließ ihn als Kaiser ausrufen. Dieser Mann, der weder als Mensch, noch als Regent besondere Eigenschaften hatte, ward von dem Pöbel mit dem Schimpfnamen des Kalfaterers belegt, weil

er, wie es heißt, sich früher mit der Rhederei abgegeben habe. Er war ein willenloses Geschöpf und Werkzeug der Zoë, und ward, als er sich der ihm angelegten Bande zu entledigen suchte, von ihr und ihrer Schwester Theodora gestürzt (1042). Die beiden Frauen maßten sich darauf die Regierung an. Doch konnten Weiber allein unmöglich in einem Reiche herrschen, welches von barbarischen Nationen umgeben war, und gerade damals von dem türkischen Volke der Seldschukken bedroht wurde, das in Asien Alles über den Haufen warf, und bereits die ganze Ländermasse vom Dschihun-Fluß an bis nach Syrien hin inne hatte. Zoë und Theodora sahen sich daher bald genöthigt, einen Kaiser einzusetzen. Sie wählten dazu den mit der kaiserlichen Familie verwandten Constantin VII. Monomachus, der jetzt mit der bejahrten Zoë vermählt wurde. Diese Wahl war unglücklich, da Constantin, wie seine ganze Geschichte zeigt, nicht der Mann war, der unter den damaligen Umständen die Regierung tüchtig zu führen vermochte. Indessen fehlte es ihm nicht an allen vorzüglichen Eigenschaften der Seele; er hat unstreitig manches Rühmliche gethan, und besonders im Anfange seiner Regierung die Ruhe des Reiches nach Innen und Außen erhalten, so oft keine heftigere Leidenschaft oder Begierde ihn abhielt. Zu seinen guten Seiten gehörte auch die Klugheit und Festigkeit, durch die er bewirkte, daß viele Empörungen gegen ihn scheiterten, wiewohl man zugeben muß, daß in solchen Dingen das Schicksal das Beste thut. Die wichtigsten dieser Empörungen waren die des tapferen Maniakes, des Leo Tornicius und des Theophilus Erotikus. Der Erstere, welchem Zoë den Oberbefehl in Italien wiedergegeben hatte, ward durch die abscheulichen Kabalen eines Feindes am Hofe zum Aufstande getrieben. Er warf sich in Italien zum Kaiser auf, wurde mit Hülfe der Normannen besiegt, setzte aber mit seinen Truppen nach Bulgarien über, und starb dort an einer Wunde (1043). Bei der Empörung des Leo Tornicius, eines Anverwandten von Constantin, wurde dieser durch Argyrus und seine Normannen unterstützt (s. S. 197); doch trug der Kaiser selbst durch seine Tapferkeit und Entschlossenheit das Meiste zur Unterdrückung derselben bei. Der Aufstand des Generals Theophilus Erotikus ist besonders deshalb merkwürdig, weil Constantin die gefangenen

Rebellen nur gelinde bestrafte, während sonst höchst grausame Strafen über Hochverräther verhängt zu werden pflegten.

Die beiden wichtigsten Begebenheiten unter Constantin's Regierung waren der Zug des russischen Großfürsten Jaroslav I. gegen Constantinopel und das veränderte Verhältniß der Petschenären zu ihren Nachbaren. Jaroslav I. (s. S. 61), der sich durch Verdrängung seiner Brüder zum Herrn von ganz Rußland gemacht hatte, unterhielt mit den Griechen eine so genaue Verbindung, daß zu seiner Zeit auch die griechischen Kirchenbücher von den Russen in die ihnen mit ihren stammverwandten Nachbarn gemeinsame Kirchensprache übersetzt wurden. Als jedoch einst einer seiner Bojaren in Constantinopel bei einem zwischen Griechen und Russen entstandenen Streit erschlagen wurde, fand er sich dadurch so sehr beleidigt, daß er einen großen Rachezug gegen die Hauptstadt des griechischen Reiches rüstete. Er nahm eine Menge Waräger oder Abenteurer des Nordens (s. Th. V. S. 215) in Dienst, und fuhr dann mit seinen Schaaren, wie einst seine Vorfahren, in unzählig vielen kleinen Kähnen den Dniepr herab und an der Küste des schwarzen Meeres her gegen Constantinopel (1043). Eine solche Fahrt würde unbegreiflich sein, wenn wir nicht wüßten, daß das schwarze Meer, obgleich es schon seit alter Zeit als sehr gefährlich verrufen ist, in der Regel nur vom November bis in den April stürmisches Wetter hat, die übrige Zeit hindurch aber ruhiger als alle anderen bekannten Meere ist Jaroslav's Unternehmung scheiterte an den Strömungen des Bosporus, die selbst größeren Schiffen verderblich sind, an den eintretenden Herbststürmen, an dem griechischen Feuer (s. Th. V. S. 65) und an der Geschicklichkeit der Byzantiner im Seewesen. Ein Sturm zerstörte gleich anfangs einen großen Theil der russischen Flotte, und der Admiral Basilius vernichtete dann mit dem griechischen Feuer den Rest derselben. Nur wenige Russen entkamen auf ihren Kähnen; die Übrigen traten zu Lande den Rückzug an, stießen aber an der Donau auf ein griechisches Heer unter Katakalo, und wurden von ihm theils aufgerieben, theils gefangen genommen. — Die Petschenären wurden damals von den ihnen stammverwandten Polowzern, Kumanen und Uzen in ihren Wohnsitzen bedrängt, und geriethen überdies unter einander selbst

in Zwietracht. Einer ihrer Häuptlinge, Kegenes, mußte aus dem Lande fliehen, und wandte sich mit zwanzigtausend Mann der Seinigen zu den Griechen. Constantin erlaubte ihm, sich in Bulgarien anzusiedeln und von da aus diejenigen, die ihn vertrieben hatten, zu beunruhigen. Dies bewog den Ober-Khan der Petschenären, mit seiner ganzen Volksmasse über die gefrorene Donau zu ziehen; allein gerade die Menge seiner Schaaren stürzte ihn ins Verderben: seine Petschenären wurden durch Mangel und Krankheiten aufgerieben, während zugleich ihr Landsmann Kegenes den Griechen die besten Mittel, sie im Felde zu bekämpfen, angab. Auch später that Kegenes gegen seine Landsleute noch einmal recht gute Dienste. Nichts destoweniger ließ sich der Kaiser durch Argwohn verleiten, Kegenes verhaften zu lassen, worauf die Petschenären, die er nach Bulgarien geführt hatte, in ihr Vaterland zurückeilten, und ihren erbitterten Landsleuten als Wegweiser in den ihnen bekannt gewordenen Gegenden des Reiches dienten. Ehe man es sich versah, standen ganze Schaaren von Petschenären vor Adrianopel, und brachten dem griechischen Heere eine solche Niederlage bei, daß der Kaiser die fränkischen und waräg-ischen Söldner, welche zu den gegen die Seldschukken abgeschickten Truppen gehörten, eilig herbeirufen mußte, um die Barbaren von der Hauptstadt abzuwehren. Auch die Häuptlinge der Petschenären suchte Constantin durch glänzende Aufnahme am Hofe zu gewinnen. Dies hatte jedoch ebenso, wie die gleich nachher erfolgende Entlassung des Kegenes, eine ganz andere Wirkung, als man erwartete: die Freundlichkeit gegen die Häuptlinge reizte diese nur zu weiteren Angriffen und Raubzügen, und Kegenes ward, als er einen Frieden zu Stande bringen wollte, von seinen Landsleuten in Stücke gehauen. Da auch die ausgeschickten Generale des Kaisers feige und ungeschickt waren, so wurden die Griechen in zwei entscheidenden Schlachten geschlagen (1049), und ganz Thracien den Verheerungen der Barbaren preisgegeben. Nun ward noch einmal die Ostgrenze entblößt, um die Halbwilden aus der Gegend der Hauptstadt zu treiben. Diesmal war Constantin glücklicher in der Wahl der Anführer. Nikephorus Bryennius und der Anführer der Waräger, Michael, zerstreuten die einzelnen Haufen der Petschenären. Trotz ihrer Nie-

derlagen streiften die Barbaren doch nachher noch zwei Jahre lang umher, und als sie sich 1053 zu einem dreißigjährigen Frieden verstanden, blieben sie im Besitz der eroberten Festung Pereiaß-lawez, bis sie endlich 1057 durch die Kumanen und Uzen daraus vertrieben wurden.

So war ein Theil der europäischen Provinzen Jahre lang eine Beute der rohen Petschenären, während im Osten die Seldschukken abgewehrt werden mußten, und im Westen die Normannen hausten. Wenn man dieses Andrängen der Barbaren auf verschiedenen Seiten des Reiches bemerkt, und dabei bedenkt, daß die Regierung kein regelmäßiges Abgabensystem, keinen geordneten Geschäftsgang hatte, sondern daß Alles mehr von den Einzelnen abhing: so muß man erstaunen, daß noch Männer gefunden wurden, die, ohne vom Gedanken an ein Vaterland, das ihnen nur wenig galt, getrieben zu sein, die Vertheidigung des Reiches übernehmen konnten. Andererseits wird man es aber auch thöricht finden, daß Constantin bei dieser Lage der Dinge die Staatsgelder auf prächtige Gebäude, besonders auf eine ungeheuere Anstalt, die zugleich ein Kloster, ein Armenhaus, eine Art Werkhaus und eine Versorgungsanstalt für Greise war, verwenden konnte, so nützlich das auch an und für sich sein mochte.

Als Constantin 1054 starb, trat Theodora, welche seither dem Namen nach Mitregentin gewesen war, allein an die Spitze der Regierung. Ihre Verwaltung war eine der besten, welche das Reich seit langer Zeit gehabt hatte, mag nun das Verdienst davon ihr oder ihren Ministern gebühren. Die Letzteren wollten sich für den Fall des Todes der Theodora ihren Einfluß sichern, und bewogen sie daher, einen abgelebten und unfähigen Mann, Michael VI. Stratiokus, zu ihrem Nachfolger zu erklären. Als Theodora 1056 gestorben war, wurde dieser zwar wirklich als Kaiser anerkannt, er machte sich aber durch seine Verordnungen lächerlich, und untergrub also selbst seinen Thron, weil es bekanntlich für Regenten oft viel gefährlicher ist, lächerlich, als verhaßt zu sein. Katakalo und die anderen Anführer der östlichen Heere beschlossen seinen Sturz, und riefen Isaak I. Komnenus, welcher früher Feldherr des Ostens gewesen war, zum Kaiser aus. Michael zog die weit geringere Anzahl der Truppen, die den

Westen vertheidigen sollten, für sich zusammen, verlor aber, hauptsächlich durch Katakalo's Verdienst, eine entscheidende Schlacht, und knüpfte Unterhandlungen an. Er würde seinen Nebenbuhler durch das Versprechen der Adoption und der Cäsar-Würde wankend gemacht haben, wenn nicht Katakalo, der einst durch völlige Besiegung der heimkehrenden Russen das Reich schon einmal gerettet hatte, Isaak fast mit Gewalt dazu gebracht hätte, diesen Antrag zurückzuweisen. Michael legte darauf (1057) den Purpur freiwillig nieder, und sein Gegner ward allgemein als Kaiser anerkannt.

Isaak verdiente den Thron. Er war vor allem Andern bemüht, die durch seine verschwenderischen Vorgänger zerrütteten Finanzen wieder herzustellen, und sorgte dafür mit ebenso rastlosem Eifer, wie sein Bruder Johannes, dem er den Oberbefehl über die Truppen des Westens ertheilte, für die Sicherheit der Grenze. Diese angelegentliche Sorge für die Finanzen, die dem neuen Kaiser den Vorwurf des Geizes zuzog, bewog ihn, auch der Geistlichkeit gewisse Schranken zu setzen und die Vermehrung ihrer Besitzthümer zu verhindern, weil er glaubte, daß unter der Weiberregierung viel kaiserliches Gut dem Klerus zugewendet worden sei. Die todte Hand war im Orient noch viel schädlicher, als im Abendland, weil hier durch die Bereicherung der Geistlichkeit doch nur das dem Staate steuerbare Gut vermindert wurde, nicht aber, wie im Orient, außerdem noch Plackereien und Beeinträchtigungen der angrenzenden steuerbaren Privatgüter von den Mönchen zu befürchten waren. Doch kann man freilich die despotische Art des Kaisers und die Mittel, durch welche er seinen Zweck zu erreichen suchte, nicht durchaus billigen; und dies war es wohl auch eigentlich allein, was ihn verhaßt machte.

Es ist übrigens sehr zu bedauern, daß wir über diese Zeit der byzantinischen Geschichte keine zuverlässigeren Berichte, als dürftige Hof-Chroniken, haben; denn die Wissenschaften, oder was man damals so nannte, wurden unter Isaak und seinen nächsten Nachfolgern mit ganz ungewöhnlichem Eifer getrieben, und sowohl er selbst, als auch der Erbe seines Thrones, sowie die beiden unter Isaak auf einander folgenden Patriarchen und der Vorsitzer im Staatsrath, Michael Psellus, waren ausgezeichnete Gelehrte. Sogar die Bildung des weiblichen Geschlechts, sonst ganz

unerhört im Orient, wurde damals in Constantinopel Ton, und es lebten in dieser und der nächstfolgenden Zeit mehrere eigentlich gelehrte Frauen, von welchen Eudokia, die Gemahlin der Kaiser Constantin Dukas und Romanus Diogenes, und Anna Komnena, die Tochter des Kaisers Alexius I., am berühmtesten geworden sind. Auch bei der Besetzung der unteren Stellen ward damals auf eine gewisse Bildung des Verstandes gesehen, welche freilich oft zum Schaden des Staates mit Geschäftstüchtigkeit verwechselt wurde. Daß übrigens eine gewisse Art von Bildung eher schadet, als nützt, ist bekannt, und ein leuchtendes Beispiel davon gewährt uns in dieser Zeit Michael Psellus, welcher lange an der Spitze des ganzen gelehrten Wesens im Reiche stand, und unter Isaak alle Geschäfte des Kabinets leitete. Die Übersicht seiner Bildung und seines Treibens gibt zugleich über vieles Innere dieser Zeit ein Licht, das die Chroniken nicht geben können. Schon von seinem fünften Jahr an ward er zum eigentlichen Lernen angehalten, und er rühmt von sich, daß er seit der Zeit immer einen unersättlichen Durst nach der Wissenschaft empfunden habe. Sein Jugendunterricht kann nicht so schlecht gewesen sein, als er uns glauben machen will; denn sonst wäre die Sprache in seinen Schriften schwerlich so rein, er hätte, da er doch kein Dichtergenie war, nie so leidliche Verse machen lernen, und er würde sich seine Kenntnisse in der Mathematik, die nicht blos aus eigenem Studium geschöpft waren, sicher nicht erworben haben. Die unglückliche Manier einer jeden Zeit, in der man zu viele Bücher hat und daher, um neu zu sein, auf das Sonderbare verfällt, sowie die falsche Stellung, welche die herrschende Aristotelische Philosophie den Erfahrungswissenschaften gegeben hatte, brachten auch Psellus von dem Weg ab, auf den man ihn in seiner Jugend geführt hatte; höhnisch blickt er in seinen Schriften auf den Mann, der den Knaben Grammatik, Mathematik und dergleichen gelehrt hatte. Er eilte zur Vielwisserei, und wollte über Goldmacherkunst, über der Chaldäer Unsinn, über die vorgebliche Kraft der Edelsteine ebenso gut schreiben, als über Geschichte, Medicin, Staatskunst und Alterthumswissenschaft, die er alle in seinen Schriften behandelt hat; selbst die bürgerlichen Gesetze brachte er in Verse, die als Poesie wenig, als dürftige Darstellung der damaligen

Ansicht vom alten Recht einigen Werth haben. Um diese thörichte Vielwisserei kennen zu lernen, braucht man nur zu erfahren, daß er in einem seiner Werke, das eine Art von Encyklopädie sein soll, mit Dogmatik und Moral beginnt und, nachdem er alle Wissenschaften kurz abgehandelt hat, zuletzt auf die Kochkunst kommt. Da Psellus sich in der so gefährlichen Stellung eines byzantinischen Hofmannes durch zweideutige Mittel behauptete, und z. B. alle Leute, die man am Hofe gepriesen haben wollte, lobte, so sieht man wohl ein, daß seine Schule und der Eifer, den er weckte, nicht die erschlaffte Sittlichkeit neu beleben konnte, obgleich seit seiner Zeit der griechische Staat wieder tüchtigere Diener erhielt, wie sich dies gleich nachher gerade unter den widrigsten Umständen zeigte. Psellus war übrigens auch das Hauptwerkzeug, dessen sich der Kaiser Isaak bediente, als er mit dem zanksüchtigen Patriarchen, Michael Cerularius, in Streit gerieth. Die ganze Geistlichkeit der Hauptstadt hing jedoch an Cerularius, und Psellus vermochte sie, so beredt er auch war, nicht von ihm abzuwenden. Als nachher Isaak den Patriarchen durch seine warägischen Söldner, die entweder noch Heiden oder doch sehr schlechte Christen waren, aus der Kirche selbst und sogar vom Altare hinweg fortschleppen ließ, bot Psellus wieder vergebens seine ganze Beredsamkeit auf, um die hartnäckigen Geistlichen dahin zu bringen, daß sie den durch seine Gelehrsamkeit ausgezeichneten Lichnudes, den der Kaiser zum Patriarchen ernannt hatte, anerkenneten. Dies geschah erst, als Cerularius gestorben war.

Rühmlicher, als aus dem Streite mit seinem Patriarchen, zog sich Isaak aus der Gefahr von den Ungarn und Petschenären, oder vielmehr, er brachte, nachdem er eiligst sein Heer nach Norden geführt hatte, durch Unterhandlungen die Ersteren zum Frieden und wurde durch das Glück von den Letzteren befreit. Die Verbindung verschiedener Horden, welche mit dem Namen der Petschenären bezeichnet ward, löste sich während des mit Constantin VII. geschlossenen Waffenstillstandes auf, und Isaak fand sich mit den einzelnen Schaaren derselben einzeln ab (1058). Da er dies ungeachtet seiner Schwächlichkeit in Person betrieb, und da er außerdem gleich nachher über seine Nachfolge im Kaiserthum, welches man als ein Privatgut des Regenten anzusehen gewohnt war,

ohne Rücksicht auf seine eigene Familie verfügte, so verdiente er, daß sein Geiz, wenn dieser anders ihm mit Grund vorzuwerfen ist, darüber vergessen würde. Er wählte zum Nachfolger keinen seiner Verwandten, sondern den Mann, den er und sein wackerer Bruder, Johannes, für den tüchtigsten hielten, Constantin VIII. Dukas, und überließ demselben dann noch während seines Lebens die Regierung (1059). Der neue Kaiser trat durchaus in die Fußtapfen seines Vorgängers; nur gewannen die Sophisten, deren es damals viele am Hofe gab, noch mehr Einfluß, weil Constantin selbst in der Kunst der Rede einen eitelen Ruhm suchte, und seine Gemahlin Eudokia, welche noch gelehrter als er war, sich fast blos mit gelehrten Dingen beschäftigte. Um sich von der damaligen Bildung und dem gelehrten Treiben am Hof einen Begriff zu machen, braucht man nur zu vernehmen, daß alle Gelehrten dieser Zeit die Kaiserin Eudokia nicht genug loben können, weil sie, statt der Stimme der Natur zu folgen und das Herz ihrer Kinder durch ihren Umgang zu bilden, Bücher schrieb oder vielmehr aus den Werken älterer Schriftsteller sich einen Bettlermantel zusammennähte. Wie schädlich mußte, bei der Neigung der Griechen zu Spitzfindigkeiten und zum speculativen Denken, ein solches zur Mode gewordenes Treiben sein, zumal da noch dazu der Kaiser selbst den Civilgeschäften eine zu große Aufmerksamkeit widmete, so daß man sich ihm nur in den Gerichtshöfen und auf der Rechnungskammer bemerklich machen konnte, während man vorher dem Regenten vorzugsweise in den Reihen der Truppen bekannt wurde! Das war ein größeres Übel, als man vielleicht denkt; denn es verminderte in einer Zeit, wo die Bedrängniß des Reiches durch äußere Feinde zunahm, die Zahl der tüchtigen Streiter, und vermehrte dagegen die der Advokaten.

Constantin ernannte vor seinem Tode (1067) seine drei noch jungen Söhne zu Nachfolgern, und übertrug der Eudokia die Leitung der vormundschaftlichen Regierung, nahm dieser aber das Versprechen ab, sich nicht wieder zu verheirathen, und ließ sowohl sie, als auch den Patriarchen und die Senatoren eine Acte unterzeichnen, durch welche sich alle eidlich verpflichteten, seinen Kindern das Reich zu bewahren. Schon sieben Monate nach Constantin's Tode ward dieser Eid gebrochen. Der General Romanus

Diogenes machte nämlich, als er wegen eines hochverrätherischen Unternehmens vor Gericht gestellt und verurtheilt wurde, durch seine Gestalt auf die Kaiserin, sowie durch seine Talente und durch die Erinnerung an seine Thaten auf den Senat einen so großen Eindruck, daß er aus den Ketten zum Beherrscher des Reiches und zum Gemahl der Eudokia erhoben ward (1068). Nur die treuen warägischen Söldner nahmen sich der Söhne Constantin's an, und gaben sich erst dann zur Ruhe, als der älteste derselben, Michael VII. Parapinakes, ihnen erklärte, daß er die Heirath seiner Mutter billige.

Romanus suchte seinen Thron durch Siege und Eroberungen zu sichern. Er begab sich daher bald nach Asien, um seine Heere gegen die Seldschukken zu führen, welche seither, so lange sie noch mit der Bekriegung der Araber beschäftigt gewesen, die Griechen gescheut hatten, jetzt aber dreister geworden waren. Zwei Feldzüge gegen sie beendigte er mit Glück; der dritte aber misglückte auf eine schreckliche Weise, weil er, durch Schmeichler irre geleitet, sich über sein Heer und über die Macht der Feinde täuschte. Er ward 1071 völlig geschlagen und gerieth in Gefangenschaft. Sobald die Nachricht davon nach Constantinopel kam, bewirkte Johannes Dukas, der Oheim von Constantin's VIII. Söhnen, daß man den Kaiser für abgesetzt erklärte, und dem jungen Michael VII. huldigte. Dies war ihm um so leichter möglich, da Romanus die gelehrten Hofschranzen seines Vorgängers von Anfang an gehaßt, und die Familie der Komnenen gegen die des Dukas zu heben gesucht hatte. Unter dem Vorwande des Staatsinteresses verleugneten Alle ihre geschworene Treue und Eudokia die heiligste Pflicht eines Weibes. Ganz anders betrugen sich die Seldschukken gegen den tapferen Mann, dem das Glück seine Gunst entzogen hatte: sie behandelten ihn nicht blos menschlich, sondern auch mit der einem Kaiser gebührenden Ehre; ja, sie ließen ihn sogar gegen das Versprechen eines Lösegeldes frei, und verlangten dafür keine andere Sicherheit, als sein kaiserliches Wort. Romanus schrieb sogleich an seine Gemahlin, und diese zeigte wirklich Neigung, ihn wieder als Kaiser bei sich zu empfangen. Das brachte diejenigen, welche den früheren Beschluß hervorgerufen hatten, in Gefahr; sie erregten daher einen Tumult, der

den Vorwand gab, Eudokia vom Antheil an der Regierung auszuſchließen und in ein Kloſter zu ſtecken. Romanus ſammelte hierauf ſeine Anhänger, und begann einen Krieg, er ward aber vom Unglück verfolgt und zuletzt durch ſeine eigenen Anhänger genöthigt, ſich ſelbſt in die Hände ſeiner Feinde zu liefern. Obgleich er ſich erſt nach einem förmlichen Vertrag, der ihn blos zur Abdankung und zum Mönchsleben verpflichtete, ergab, ſo war doch die Behandlung, die er erlitt, ſo empörend, daß man ſelbſt bei den roheſten Barbaren wenige ähnliche Beiſpiele antrifft. Er ward, nachdem man ihn in Mönchskleidern und mit geſchorenem Haupt auf einem elenden Maulthier durch einen Theil von Kleinaſien geſchleppt hatte, nicht nur geblendet, ſondern man verband ihm nicht einmal die durchbohrten Augenhöhlen, der Kopf ſchwoll ihm an, Würmer ſammelten ſich in ſeinen Wunden, und er ſtarb in dem bejammernswertheſten Zuſtand (1071). Er hatte bis zum letzten Augenblick Alles mit Ruhe und Standhaftigkeit ertragen, und beſchämte dadurch doppelt ſeine gefühlloſen Mörder, von denen nachher jeder ſeine Hände in Unſchuld zu waſchen ſuchte. Daß Pſellus als gewandter Hofmann in ſeinen Schriften vom Kaiſer Michael, unter deſſen Regierung er ſelbſt Alles leitete, alle Schuld abzuwälzen weiß, verſteht ſich von ſelbſt; läßt er ihn doch bei der Nachricht von den vollbrachten Gräueln Baſiliſken-Thränen weinen!

Michael betrug ſich auch gegen ſeinen eigenen Bruder und Mitkaiſer, Conſtantin, wie ein Mann ohne Geſinnung und Herz; er hielt ihn die ganze Zeit ſeiner Regierung hindurch in ſtrenger Haft. Er ſelbſt bekümmerte ſich faſt nur um Bücher und Bücherweisheit, und ließ es ſich recht ſauer werden, allerlei gelehrten Kram von Pſellus zu erlernen. Der Letztere erhielt einen ſolchen Einfluß auf ihn und auf den ganzen Hof, daß, wenn Michael auch eine beſſere Natur gehabt hätte, doch aus ihm nichts hätte werden können. Bei dem vorherrſchenden Einfluß eines ſolchen Mannes, bei der angedeuteten Richtung des Kaiſers und bei der Menge der Leute von der Feder, die ſeine Umgebung bildeten, war es natürlich, daß das Kriegsweſen ſank, und daß man am Hofe ganz vergaß, wie ſehr das Reich im Gedränge zwiſchen den barbariſchen Donau-Völkern, den Seldſchukken und

den Normannen wieder einer belagerten Stadt glich. So lange des Kaisers Oheim, Johannes Dukas, einigen Einfluß behielt, ging es noch leidlich; als aber nach seiner Entfernung Alles in die Hände unkriegerischer Leute kam, ward der Schaden unheilbar. Da einer der Normannen von Unteritalien zu Johann's Entfernung den Anlaß gab, und dadurch zugleich einen Wechsel der Dynastie herbeiführen half, so müssen wir den Faden der byzantinischen Geschichte hier abbrechen, um zunächst die völlige Begründung der normannischen Herrschaft in Italien und Sicilien darzustellen.

Die Normannen hatten, nach dem Siege bei Civitella (s. S. 198), ihre Eroberungen in Apulien und Calabrien noch weiter ausgebreitet, geriethen aber über die Theilung des eroberten Landes unter sich selbst in Streit. Besonders wurden Humfried und Robert Guiscard mit einander entzweit, und der Letztere nahm davon Anlaß, nach Humfried's Tode (1057) dessen beide Söhne aus allem Besitze zu treiben. Im Jahre 1059 ließ er sich vom Pabste Nikolaus II. mit den Ländern Calabrien und Apulien belehnen und zugleich den Titel Herzog ertheilen, den man damals schon als den nächsten nach dem königlichen ansah. Wie der Pabst dazu kam, diese Länder zu verleihen, kann man nicht wohl fragen, weil man gerade zu jener Zeit mit dem Pabstthume so unbestimmte Begriffe verband, daß Robert Guiscard leicht den Gedanken hegen konnte, Andere damit zu betrügen. Dem Letzteren war es nämlich dabei um weiter nichts zu thun, als einen Rechtstitel für seinen Besitz zu erhalten. Er schwor daher auch ohne Bedenken dem Pabste den vorgelegten Lehenseid, und versprach ihm eine jährliche Abgabe; denn er nahm es mit eingegangenen Verpflichtungen überhaupt nicht genau, und das Halten stand ja in diesem Falle ganz und gar bei ihm. Nikolaus II. aber und sein Freund Hildebrand, welcher später als Gregor VII. Pabst ward, hatten ihre Aufmerksamkeit auf etwas viel Wichtigeres gerichtet, als auf den Streit mit den Normannen, sie wollten sich an ihnen Bundesgenossen für ihre Zwecke verschaffen. Nikolaus belehnte Robert Guiscard zugleich auch mit Sicilien, und gab ihm im Voraus den Titel eines Herzogs dieser Insel, was er nach den Begriffen jener Zeit viel eher thun konnte, weil es sich dabei

blos um ein Besitzthum der Ungläubigen handelte. Es war nämlich die Herrschaft der Araber in Sicilien, welche schon bei der Entstehung der Dynastie der Fatimiden an diese gekommen war (s. Th. V. S. 136), seit den ersten Jahrzehnten des elften Jahrhunderts durch unaufhörliche innere Unruhen erschüttert worden. Die Entfernung der Insel von Egypten, dem Sitze der Fatimiden, die Vergrößerungssucht der Badisiden (s. Th. V. S. 141 — 143) und die Zusammensetzung der fatimidischen Truppen auf Sicilien, welche aus Negern, unruhigen afrikanischen Arabern und dem Auswurfe des egyptischen Volkes bestanden und also schwer zu bändigen waren, erzeugten Zwietracht und Verwirrung auf der Insel; die Generale und Statthalter der verschiedenen Gegenden rissen die Gewalt an sich; der Badisîde Mosz faßte ebenfalls festen Fuß im Lande; kurz, die mohammedanische Bevölkerung trennte sich in eine Anzahl von kleinen Staaten, welche einander feindlich waren. Dies veranlaßte zuerst zur Zeit Michael's des Paphlagoniers die vorübergehende Eroberung Siciliens durch Maniakes, an welcher auch normännische Schaaren Theil nahmen (s. S. 195), und flößte dann dem Bruder Robert Guiscard's, Roger I., den Gedanken ein, das Nämliche zu versuchen. Roger beschloß, aus einem Räuber ein christlicher Held zu werden, und legte den mit seinem Bruder entworfenen Plan eines Angriffes auf Sicilien dem Pabste Nikolaus vor. Der Letztere fand diesen Plan so sehr seinen eigenen Absichten entsprechend, daß er, wie so eben angegeben worden ist, 1059 Robert Guiscard unter dem Titel eines künftigen Herzogs von Sicilien im Voraus mit der Insel belehnte. Roger begann, von seinem Bruder unterstützt, seine Unternehmung mit der Eroberung der Stadt Messina (1061). In Afrika erwachte zwar bei dieser Nachricht der alte Religionseifer, und der Badisîde Tamin (s. Th. V. S. 144) bot Alles auf, um die Insel zu retten; allein Roger war unwiderstehlich, und Tamin wurde bald durch Unruhen in seinem eigenen Reiche gezwungen, den Kampf mit ihm aufzugeben. Schon sieben Jahre nach seiner ersten Landung war Roger im Besitze der Nord- und Ostseite, und konnte die Belagerung der Hauptstadt Palermo beginnen. Vier Jahre später fiel diese Stadt in seine Hände, und mit der Uebergabe von Agrigent (1089) war die Eroberung der

Insel als vollendet anzusehen. Der Sieger verband Milde gegen die Mohammedaner mit großer Tapferkeit, und da die Normannen stets mehr von Eigennutz, als von Glaubenseifer getrieben wurden, und ihr Instinct sie auf wahre Klugheit führte, so suchte auch Roger die Kräfte und Reichthümer der Insel zu schonen, um später in Italien mit Nachdruck und Erfolg auftreten zu können.

Während Roger Sicilien eroberte, begann Robert Guiscard die Ausführung der größten Entwürfe. Er wollte alle longobardischen Staaten in Unteritalien erobern, die Griechen ganz aus dem Lande verdrängen, sie dann an der jenseitigen Küste aufsuchen und sich zum Herrn des adriatischen und mittelländischen Meeres machen. Die Griechen vertrieb er ohne große Mühe aus Unteritalien; schon im Jahre 1071 hatte er ihnen alle ihre dortigen Städte entrissen. Mit der Unterwerfung der Longobarden ward es ihm etwas schwerer. Er verstieß 1058 seine erste Gemahlin, um Sikilgaita, eine Schwester des Fürsten Gisulf von Salerno, zu heirathen, die ihn ungern nahm, weil seine Absicht deutlich war. Dann brachte er eine longobardische Stadt nach der andern unter seine Gewalt, vertrieb 1077 auch Gisulf aus Salerno, und unterwarf sich durch jedes Mittel der Gewalt oder der List, wie es gerade die Umstände mit sich brachten, das ganze untere Italien bis zu den Grenzen des Kirchenstaats. Nur Neapel blieb noch eine Zeitlang im Besitz eines longobardischen Fürsten, und aus der mit Capua vereinigten Grafschaft Aversa verdrängte Robert erst später die normannische Fürstenlinie, welche dort herrschte. Auch überließ er die Stadt Benevent dem Pabste, der von alter Zeit her ein Recht auf sie zu haben glaubte.

Unterdessen waren viele italiänische Normannen nach Griechenland ausgewandert, weil sie entweder dort mehr zu verdienen hofften, oder mit der Herrschaft, welche Tankred's Söhne sich angemaßt hatten, unzufrieden waren, oder, wie Humfried's außer Besitz gesetzte Söhne, gelegentlich an Robert Guiscard Rache zu nehmen hofften. Diese machten den Griechen nicht wenig zu schaffen, und spielten zum Theil eine bedeutende Rolle in ihrem Reiche. Einer von ihnen, Robert Crispin, ein Sohn Giselbert's von Tilliers in der Normandie, dessen Nachkommen diese

Stadt bis auf die neuere Zeit besaßen, war kaum in griechische Dienste getreten, als er Unruhen anfing und Alle, die gegen ihn geschickt wurden, in Stücke hieb. Er wurde dafür zweimal verbannt und, als er zurückkehrte, auf Romanus Diogenes Anstiften vergiftet. Das nahmen seine Gefährten übel, und ein anderer berühmter Normanne, Ursel aus dem Stamme der Herren von Bailleul, fing deshalb Unruhen an. Er verwüstete einen ganzen Landstrich in Kleinasien, und gab dadurch den Hofleuten zu Constantinopel eine willkommene Gelegenheit, sich des Johannes Dukas, der ihnen im Wege stand, zu entledigen. Dieser ward mit einem aus Asiaten, Warägern und normannischen Söldnern zusammengesetzten Heere gegen Ursel geschickt, erlitt gleich im ersten Treffen eine Niederlage, und fiel in die Hände der Feinde. Da Ursel das Land, das er raubend durchzog, auf die Dauer nicht behaupten konnte, so suchte er seinen Gefangenen zur Annahme der Kaiserwürde zu bewegen. Johann verstand sich dazu. Nun riefen aber seine Feinde am Hofe die seldschukkischen Türken gegen ihn herbei, und sowohl Johann, als Ursel wurden von diesen gefangen genommen. Den Letzteren kaufte sein Neffe, der Kaiser Michael VII., los. Er gerieth dadurch zwar in die Gewalt seiner Feinde zu Constantinopel, wurde aber weder am Leibe bestraft, noch seiner Güter beraubt, sondern zog sich aus eigenem Antrieb in ein Kloster zurück. Man könnte übrigens aus dieser Behandlung Johann's wohl schließen, daß die feinere Bildung und die sanfteren Studien den barbarischen Geist des byzantinischen Hofes doch etwas geändert hatten; denn früher pflegte man gegen Anverwandte des Regenten, die demselben gefährlich zu sein schienen, ganz anders zu verfahren.

Durch Johann's Entfernung (1071) kam die Regierung des byzantinischen Reiches, wie schon gesagt, ganz in die Hände von unfähigen Menschen. Diese zogen jetzt, um das Reich zu vertheidigen, zwei Neffen des Kaisers Isaak I. Komnenus hervor. Der Eine von ihnen, Isaak, erhielt das wichtige Amt eines Befehlshabers in Antiochia, der Andere, welcher später Kaiser wurde, Alexius, ward gegen den kühnen Ursel geschickt, der, nachdem er von seiner Frau losgekauft worden war, seine Raubschaaren wieder um sich gesammelt hatte und aufs neue arge Ver-

heerungen übte. Alexius hatte damals Gelegenheit, im Kampfe mit einem Feinde, gegen welchen die angesehensten Herren des Reiches unglücklich gewesen waren, die Eigenschaften zu zeigen, die ihn nachher auf den Thron brachten. Durch verständige Stellung und Vertheilung seiner Truppen nöthigte er den Räuber, sich den Seldschukken in die Arme zu werfen, vermochte diese dann zur Auslieferung desselben, sah aber seinen Gefangenen als ein Werkzeug an, das dem sinkenden Reiche gegen seine Feinde dienen konnte, und behandelte ihn daher sehr gelinde. So groß war also durch Cultur und Despotismus die Erschlaffung im griechischen Reiche geworden, daß selbst Alexius einen Mann wie Ursel für unentbehrlich hielt! Freilich drängten die Feinde von allen Seiten her. In Italien hatte Robert Guiscard den Griechen bereits alle ihre Besitzungen entrissen. In Kleinasien schwärmten die Seldschukken umher, welche damals unter einem großen Fürsten standen. An der Donau endlich bedrohten zugleich die Ungarn, Kroaten und Bulgaren das Reich; zum Glück waren aber diese Völker nicht so enge verbunden, als die Seldschukken. In Ungarn war die Regierung damals zwischen Geisa II., einem Sohne Bela's I., und Salomo, einem Sohne Andreas I., getheilt, von denen der Erstere den Griechen und ihrem Glaubensbegriff, der Andere den Deutschen und ihrer Kirche zugethan war. Die Unbesonnenheit eines griechischen Statthalters führte einen Krieg zwischen den Ungarn und Griechen herbei, in welchem diese 1072 die schon zu jener Zeit sehr bedeutende Festung Belgrad verloren. Die bei der Gelegenheit gemachten griechischen Gefangenen wurden von Geisa in ihre Heimath entlassen, und Michael erwiderte diese Freundlichkeit durch Übersendung der Krone, die noch jetzt bei den Ungarn als das Symbol ihrer Verfassung ängstlich bewahrt wird. Darin sah Salomo eine Untreue, die er an den Griechen zu rächen beschloß; er sammelte ein Heer, und stieß mit demselben zum Fürsten der Servier, welcher gerade damals auch die Bulgaren aufgewiegelt hatte. Zum Glück für die Griechen ward Salomo, nachdem er seinen ersten Angriff gegen eine Summe Geldes eingestellt hatte, gleich darauf (1074) von Geisa verdrängt, welcher dann wahrscheinlich den Griechen auch sogar Belgrad zurückgab. So war der erste von der Donau her drohende Sturm

beschwichtigt. Der zweite kam von den Kroaten, mit welchen vielleicht auch noch die Bosniaken verbunden waren; die Unternehmung lief aber für diese selbst so unglücklich ab, daß sie in ihren Geschichtsbüchern lieber gar nichts davon erwähnt haben. Die dritte Gefahr, die den Griechen von der Donau her drohte, bestand in einem gemeinschaftlichen Angriffe der Servier und Bulgaren; sie war bedeutender, und ward nur durch die Unvorsichtigkeit der Feinde selbst glücklich beseitigt. Beide Völker drangen (1073) von zwei Seiten her bis in die Nähe von Constantinopel vor, sie begingen aber dabei den Fehler, daß sie auf ihrem Zuge weder die festen Städte eroberten, noch ein Beobachtungsheer zurückließen, um die Vereinigung der Besatzungen zu hindern. So geschah, was vorauszusehen war: die Besatzungen schnitten zuerst einzelne Theile des feindlichen Heeres ab, hieben viele Leute nieder und schickten die Anführer gefangen nach Antiochia (1075).

Dies geschah gegen die Zeit, wo der Logothet oder Finanzminister, der in Constantinopel Alles regierte, sich und seinem Kaiser durch Habgier und Getraidewucher einen so allgemeinen Haß zugezogen hatte, daß das Volk den Letzteren nur mit dem Schimpfnamen Parapinakes, d. i. Gescheid-Abzwacker, benannte, obgleich der schwache Mann von dem schmählichen Wucher seines Günstlings wahrscheinlich gar nichts wußte. Die daraus entstandenen Bewegungen und das Gefühl seiner eigenen Unfähigkeit bewogen Michael, einen Mitregenten anzunehmen. Seine Wahl fiel auf den General Nikephorus Bryennius, der damals seine Tüchtigkeit in Illyrien auf glänzende Weise bewährte. Die Servier und Kroaten waren nämlich in diese Provinz eingefallen, deren Bewohner sich schon zur Zeit der Abdankung des Johannes Dukas empört hatten, und das Reich war in Gefahr, ein Land zu verlieren, welches nicht nur ein Bollwerk der Beherrschung des adriatischen Meeres war, sondern auch gegen den jeden Augenblick drohenden Angriff Robert Guiscard's die Schutzwehr befestigter Seestädte und unwegsamer Gebirge darbot. Nikephorus Bryennius bewies bei der Wiedereroberung von Illyrien eine Einsicht, Kraft und Kühnheit, welche Bewunderung verdient. Er wußte seinen Soldaten die Furcht, in jenen wilden Berg- und Waldgegenden

abgeschnitten zu werden, durch weise Anordnungen zu benehmen; er wagte es, die Kroaten und Dalmatier in ihrem eigenen Lande, wo die Natur ihre Art zu fechten begünstigte, anzugreifen; er rüstete endlich eine Flotte gegen die Seeräuber, welche das adriatische Meer erfüllt hatten, und schaffte durch Vernichtung derselben dem dortigen Handel die verlorene Sicherheit wieder. Alle diese Verdienste und Vorzüge konnten indessen die Hofgunst, die dem Nikephorus Bryennius mangelte, nicht ersetzen, und Michael war kraftlos genug, sich durch seine Umgebung von der Erhebung desselben abhalten zu lassen. Wer die Gegner des Nikephorus Bryennius waren, kann man daraus schließen, daß die einzige am Hofe mächtige Familie, welche wahres Verdienst hatte, die der Komnenen, des Kaisers Wahl gebilligt hatte. Nikephorus Bryennius wurde sogar, als sein Bruder wegen dieser Ränke sich gegen den Hof in Waffen erhob, seiner Stelle entsetzt. Jetzt griff auch er zum Schwert, bewog den gegen ihn geschickten General Basilakes, nachdem er ihn in Thessalonich eingeschlossen hatte, zum Abfall, und ließ sich, wiewohl nur ungern und fast gezwungen, zum Kaiser ausrufen (1077). Gleich darauf marschirte er gegen Constantinopel, konnte aber die Stadt nicht einschließen, weil es ihm an einer Flotte und an der nöthigen Zahl von Truppen fehlte. Da der Kern seines Heeres aus normannischen Söldnern bestand, so entließen Michael's Minister den früher von Alexius nach Constantinopel gebrachten Normannen Ursel aus der Haft, damit er von den Mauern herab seine Landsleute zum Übertritt berede. Dies gelang zwar nicht, Ursel nahm aber ein Commando unter Alexius an, dem man die Führung des kaiserlichen Heeres übertragen hatte. Nikephorus Bryennius sah sich übrigens bald genöthigt, von Constantinopel wieder abzuziehen.

Unterdessen war vor den Mauern der Hauptstadt noch ein anderer General erschienen, der sich in Asien an die Spitze der mit dem Finanzminister unzufriedenen Partei gestellt hatte, und fast an dem nämlichen Tage, wie Nikephorus Bryennius, zum Kaiser ausgerufen worden war. Dieser General war Nikephorus Botoniates, ein bejahrter und unverheiratheter Mann, der also noch Manchem die Aussicht auf den Thron offen ließ, und schon aus dieser einzigen Ursache mehr Anhänger in Con-

stantinopel erhalten mußte, als Nikephorus Bryennius. Der Kaiser Michael, von zwei Gegnern zugleich bedrängt, fühlte seine Schwäche, legte, um einem ärgeren Schicksale zuvorzukommen, den Purpur freiwillig ab, und ging ins Kloster (1078). Die Herrschaft fiel dem Rechte nach an seinen Bruder Constantin, welchen er und seine Creaturen die ganze Zeit her nicht allein von der Regierung ausgeschlossen, sondern auch gefangen gehalten hatten; dieser getraute sich aber nicht, die Krone zu übernehmen. Man erkannte daher in Constantinopel Nikephorus Botoniates als Kaiser an, und öffnete ihm die Thore der Stadt. Er ließ sich sogleich den verhaßten Finanzminister ausliefern, und behandelte ihn, wie man im Orient Staatsgefangene zu behandeln pflegt. Seinen Mitbewerber, Nikephorus Bryennius, und dessen Verbündeten, Basilakes, besiegte und unterwarf Alexius, dem er die Führung seines Hauptheeres anvertraut hatte (1078). Beide wurden gefangen genommen und in Constantinopel ohne Wissen des Kaisers und des Alexius geblendet. Die Gemahlin des Bryennius aber gab dem abgelebten neuen Kaiser ihre Hand, ja, sie hatte vielleicht sogar, um Kaiserin zu bleiben, den Sturz ihres seitherigen Gemahls befördern helfen. Übrigens verdient das Treffen, durch welches zwischen den beiden Nikephorus über den Besitz des Reiches entschieden worden war, eine nähere Betrachtung; denn es enthüllt nicht nur den traurigen Zustand der griechischen Heere, sondern es zeigt uns zugleich auch, welche geheime Kraft in der bestehenden Ordnung eines alten Reiches liegt, da ein Staat, wie der byzantinische bei der Gelegenheit erscheint, noch Jahrhunderte lang fortbestehen konnte, obgleich er bereits damals jeder inneren Kraft beraubt war. Petschenären-Horden gewinnen zuerst dem Nikephorus Bryennius die Schlacht, sie stürzen aber im Sieg auf ihres eigenen Kaisers Gepäck, lassen Sieg und Mitkämpfer im Stich, und eilen mit dem Raub in ihr Vaterland zurück. Jetzt treffen bei Alexius, der mit einer nach fränkischer Weise gepanzerten Schaar dem Feinde bisher Stand gehalten hatte, seine lange erwarteten türkischen Hülfstruppen ein, und diese gewinnen die Schlacht. So hört man also nur von Barbaren, die Griechen sind, siegend oder besiegt, immer die Geplünderten. Übrigens war jene gepanzerte Schaar des Alexius eine Erfindung von Michael's verhaßtem

Finanzminister. Dieser hatte nämlich den Vortheil, den die fränkische Reiterbewaffnung in gewissen Fällen gewährte, eingesehen, und deswegen eine Schaar gebildet, welche wie die Franken bewaffnet, von Kopf bis zu Fuß gepanzert und im Lanzenstechen geübt war. Ueberhaupt muß man diesem Manne, soviel Böses er auch begangen hatte, die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er tiefere Einsichten in die Staatsverwaltung besaß, als die meisten seiner Zeitgenossen. Es war freilich sehr verkehrt, die Staatseinkünfte dadurch zu vermehren, daß er das erste Bedürfniß des Lebens vertheuerte; allein er reichte doch mit den Einnahmen aus, ja, er legte sogar noch zurück. Nikephorus Botoniates dagegen war, ungeachtet er Schätze vorfand, bald in Verlegenheit, und verfiel auf ein Hülfsmittel, welches zwar nicht so auffallend, aber zerrüttender war, als Getraidewucher, nämlich auf die Verfälschung der Münze; und doch ward nicht geholfen. Daran war er selbst freilich nur zum Theil schuld; denn die europäischen Provinzen, die er noch dazu anfangs nicht in seiner Gewalt hatte, waren durch Barbaren und durch innere Kriege erschöpft, und da ihm, als er mit allen Truppen des Ostens nach Constantinopel zog, die Seldschukken auf dem Fuße folgten, so konnte er außerdem gerade aus den reichsten Gegenden des Reiches keine Steuern ziehen. Auch ein anderer Umstand beweist, daß Nikephorus das Verwalten durchaus nicht verstand. Er verschleuderte nämlich unbedachtsam die Würden und Titel, welche bei den eitelen Griechen die Orden, Pensionen und Pfründen der neueren Zeit ersetzten, und unter einer verständigen Regierung den Vortheil gewährten, daß man verdiente Männer ohne Unkosten belohnen konnte.

Die Geschichte des Nikephorus verliert sich nach der Besiegung seines Mitbewerbers in das Dunkel der Hofränke. Besonders scheint die Geschäftigkeit der unseligen Theilhaber der Macht in gebildeten und verweichlichten Staaten, der Weiber und Schranzen, sehr lebhaft und wirksam gewesen zu sein. Bald zeigte sich Unzufriedenheit im Innern, und während einerseits Robert Guiscard an der illyrischen Küste landete, und andererseits die Seldschukken in Kleinasien erobernd vordrangen, kündigten die Generale Alexius und Melissenus, jener in Thracien, dieser auf der asiatischen Seite des Bosporus, dem Kaiser den Gehorsam auf. Was die

eigentliche Ursache von Nikephorus Sturz war, ob die Komnenen, deren Einfluß dem alten und also auch grämlichen und ängstlichen Manne bedenklich scheinen mochte, oder die ganz ausgezeichnete Gunst, die er zwei Fremden gewährte, oder endlich Verrätherei seiner Gemahlin, deren Sohn erster Ehe er zurücksetzte, ist schwer auszumachen. Genug, Melissenus und Alexius empörten sich in zwei verschiedenen Gegenden des Reiches, und erschienen plötzlich vor der Hauptstadt. Alexius ward von den Seinen zum Kaiser ausgerufen (1081), und bemächtigte sich Constantinopel's hauptsächlich durch den Abfall einer fremden Schaar und des Georg Paläologus, der die kaiserliche Flotte hatte führen sollen. Seine Leute plünderten die Stadt, als wenn sie im Sturm erobert worden wäre, und es würde in den Straßen selbst zu einer Schlacht gekommen sein, wenn nicht der Patriarch, der zufällig kein Geschöpf des Hofes, sondern ein frommer Mönch war, bei beiden Parteien Ansehen gehabt und dem Blutvergießen gewehrt hätte. Derselbe Patriarch brachte nachher Alexius dahin, daß er wegen der vorgefallenen Gräuel sich einer Kirchenbuße unterzog, ein vierzigtägiges Fasten anstellen ließ und Bußtage festsetzte, wodurch freilich weder die Gottheit versöhnt, noch den Bürgern das Geraubte wiedergegeben, wohl aber der Schein gerettet wurde. So war auf rauchenden Trümmern der Thron des Hauses der Komnenen, die ihn nun mehr als hundert Jahre im Besitze behielten, schlecht genug gegründet. Alexius suchte ihn durch die morsche Stütze der Titel und Ehren, in denen er sehr erfinderisch war, zu stützen. Er ersann zu dem Titel Erlaucht (Sebastos) noch das Hocherlaucht und Höchsterlaucht, konnte also Manchem das Ziel seines Strebens gewähren und ihn für wichtige Dienste mit Goldschaum und Dunst belohnen. Er selbst trug eine geschlossene Krone; eine offene gestattete er seinem Bruder Isaak und dem Melissenus. Der Letztere führte den Titel Cäsar; für den Ersteren ward eine neue Würde zwischen dem Cäsar und dem Kaiser, die eines Sebastokrators, geschaffen. Kaum hatte der neue Kaiser die innere Unruhe gestillt, als Robert Guiscard das Reich in die größte Gefahr brachte.

5. Geſchichte der Päbſte von Leo IX. an bis auf Gregor VII.

Kaiſer Heinrich III. hatte in einem Zeitalter, in welchem höchſt ſonderbare Begriffe von Freiheit herrſchten, Staat und Kirche unter ſeinen Willen beugen wollen. Dies würde, wenn es gelungen wäre, von unabſehbaren Folgen geweſen ſein; es hatte aber eben darum nicht gelingen können. Rom hatte freilich gehorchen müſſen; allein ein feiner Staatsmann, Hildebrand, der Stolz der Biſchöfe, und ein einfältiger Mönch, der ſchon bei ſeinem Leben für heilig gehalten ward, Peter Damiani, der Abgott der Kloſtergeiſtlichen, arbeiteten, jeder auf ſeine Weiſe, dem Kaiſer in der Stille entgegen. Peter Damiani, der die Menſchen und ihr Treiben nur nach den beſchränkten Begriffen eines Mönches beurtheilte und blos von klöſterlichen Tugenden Heil erwartete, war das Orakel des großen Haufens, der Einfältigen unter dem Klerus und der abergläubiſchen Großen, die er mit Mährchen und Wundergeſchichten erfreute. Auf Seiten Hildebrand's dagegen, der die Kirche als die von Gott eingeſetzte Schützerin gegen den Misbrauch der weltlichen Macht anſah, und daher ebenſowohl äußere Unabhängigkeit, als innere Würde und Kraft für ſie verlangte, ſtanden die Päbſte, die Schaaren der Mönche und eheloſen Geiſtlichen, ſowie alle Verſtändigen, die ſein Geiſt ergriff, ſein Styl, rein und kräftig, ergötzte, ſein Leben erbaute. Peter bahnte ihm den Weg zu ſeinem Ziele, und er ſelbſt ward nachher in ſeinem Streben vom Billigen zum Unbilligen, von dieſem zum Tyranniſchen und Ungerechten fortgeriſſen. Zu Siena in Tuscien geboren, hatte er in ſeiner Jugend den Unterricht eines gelehrten Abts genoſſen, war als Mönch in Rom Schüler und Freund des durch Gelehrſamkeit und Erfahrung ausgezeichneten Pabſtes Gregor VI. geworden, und hatte ihn, um ſich ſeiner belehrenden Anweiſungen erfreuen zu können, 1047 nach Deutſchland in die Verbannung begleitet. Dort ſchloß er ſich an Bruno oder Leo IX. an, welchen Heinrich III. 1048 zum Pabſte ernannte; er begleitete ihn nach Rom, ward ſein Rathgeber in den verwickelten Angelegenheiten Italiens, und blieb ſeit der Zeit die Seele des römiſchen Hofes. Er ſoll Leo ſchon in Deutſchland bewogen haben, die kaiſerliche

Ernennung blos als vorläufig zu betrachten und sich in Rom neu wählen oder gewissermaßen durch die Römer erst bestätigen zu lassen. Dies ist ebenso natürlich, als wahrscheinlich, so wenig sonst der biedere Leo gesonnen war, gegen seinen Kaiser, von dem er Hülfe erwartete, etwas zu unternehmen. Auch war es Hildebrand, auf dessen Betrieb Leo sogleich gegen die sogenannte Simonie und gegen die Verheirathung der höheren Geistlichkeit auftrat. Unter Simonie versteht man den Kauf und Verkauf geistlicher Stellen oder ihre Erlangung durch Bestechung. Sie war zwar schon längst durch die Kirchengesetze verboten, hatte aber dessen ungeachtet in allen Ländern so sehr überhand genommen, daß Leo auf der ersten Kirchenversammlung, die er in Rom hielt, seine Absicht, alle durch Bischöfe, die sich der Simonie schuldig gemacht, verliehenen Weihen für ungültig zu erklären, nicht durchsetzen konnte, weil sonst, wie ihm sogar sittlich strenge Geistliche erklärten, fast alle Hauptkirchen ihre Priester verlieren würden. Er mußte sich begnügen, die alten Kirchengesetze gegen Simonie zu erneuen und alle von jenen Bischöfen geweihten Priester der höheren Würden unfähig zu erklären. In Betreff der Verheirathung der Geistlichen hatte die schon frühe aufgekommene Vorstellung vom Verdienste der Ehelosigkeit (s. Th. IV. S. 433) im Laufe der Zeit immer tiefere Wurzeln geschlagen, und es gab eine Partei in der Kirche selbst, welche, von dieser Vorstellung ausgehend, mit Eifer den Grundsatz verfocht, daß alle Priester unverheirathet sein müßten. Leo oder vielmehr Hildebrand, welcher dessen rechte Hand war, beschränkte nach einem klugen Plan auch diese Maßregel ebenso, wie die andere, vorerst nur auf die höhere Geistlichkeit, und die von Leo und seinen nächsten Nachfolgern gemachten Verordnungen erwähnten der Priester nicht; doch waren ihre Erlasse schlauer Weise in allgemeinen Ausdrücken abgefaßt, so daß man später darauf Bezug nehmen und auf der gelegten Grundlage weiter fortbauen konnte. Übrigens fanden die Verfügungen gegen die Simonie wegen des überhand nehmenden Misbrauches der Pfründen in der ganzen Christenheit Beifall.

Leo's Thätigkeit wurde am meisten durch die Normannen in Anspruch genommen. Er reiste, um Hülfe gegen sie zu erhalten, nicht weniger als dreimal nach Deutschland, und suchte auch die

Griechen zu einer Verbindung gegen die wilden Räuber zu bewegen; er erhielt aber von den Deutschen nur eine schwache Unterstützung, und vereitelte seine Bemühungen unter den Griechen selbst dadurch, daß er die unseeligen geistlichen Streitigkeiten zwischen den beiden Kirchen erneute. Unter Constantin Monomachus hatten nämlich einige zänkische Bischöfe des griechischen Reiches eine heftige Schrift gegen den Glauben oder vielmehr gegen die Gebräuche der lateinischen Kirche geschrieben, und dadurch das ganze Abendland in Aufregung gebracht. Auch der Patriarch Michael Cerularius (s. S. 211) ließ sich in diesen Zank ein, und trat mit Nachdruck gegen die Lateiner auf. Constantin Monachus indessen, noch mehr aber sein Nachfolger Michael VI. fanden die Vorstellungen des Argyrus (s. S. 197 f.) vernünftig, als derselbe sie ersuchte, mit dem Pabst eine Verbindung gegen die Normannen einzugehen, und so sehr auch der Patriarch dagegen eiferte, so that Michael doch alle möglichen Schritte zur Freundschaft. Jetzt hätte Leo das Geistliche nicht weiter in Anregung bringen und nur die politische Verbindung ins Auge fassen sollen; allein das würde ihm, wenn er auch weniger hitzig gewesen wäre, bei der im Abendlande herrschenden Erbitterung nicht möglich gewesen sein. Er ließ eine eigene Schrift verfassen, in welcher die streitigen Punkte mit einer Umsicht und Fülle von Kenntnissen beleuchtet wurden, die den Bildungsanstalten der Zeit zu großer Ehre gereichen, da wohl auch jetzt nur Wenige eine solche Arbeit zu liefern im Stande sein würden. Diese Schrift sollte der Kardinal Humbert und mit ihm der Meister aller Gelehrten, der im Griechischen wie im Lateinischen bewanderte Erzbischof Peter von Amalfi, welcher als Erhalter der trefflichen Schule seiner Stadt berühmt ist, und der Kardinal Friedrich, ein Bruder des unruhigen Herzogs Gottfried von Lothringen, welcher schon lange Kanzler des Pabstes war, nach Constantinopel bringen und dort mündlich vertheidigen. Eine so glänzende Gesandtschaft konnte Michael nicht anders als würdig empfangen, und zu seiner Ehre muß man sagen, daß er auf alle Weise die Zänkereien zu beendigen suchte; aber eines Theils hetzte der Patriarch Geistlichkeit und Volk gegen die Lateiner, ja sogar gegen den Kaiser, der sie schützte, auf, und anderes Theils konnten sich die

Bevollmächtigten der lateinischen Kirche nicht entschließen, unwesentliche Gebräuche und Lehren, die in der orientalischen Kirche seit Jahrhunderten hergebracht waren, als Nebendinge zu betrachten und daher zuzugeben. Die Letzteren gingen endlich so weit, daß sie den hartnäckigen griechischen Klerus in seinem eigenen Land und sogar in seiner Hauptkirche verfluchten: sie verfügten sich eines Tages in die Sophienkirche, legten vor den Augen des Volks einen Bannfluch auf den Hauptaltar nieder, und schüttelten im Herausgehen den Staub von ihren Füßen. Natürlich wurde dadurch der Riß zwischen beiden christlichen Kirchen noch weit größer, und man sieht nachher in den Kreuzzügen nur zu deutlich, wie sehr seitdem im griechischen Reiche der Haß gegen die Abendländer zunahm. Michael hatte sogar Mühe, die Gesandten Leo's wohlbehalten aus seinem Reiche zu bringen.

Während diese Unterhandlungen noch im Gange waren, hielten Argyrus und Leo treue Freundschaft; die für ihren Vortheil spürsamen Normannen entdeckten aber, was beabsichtigt werde, und verhinderten deshalb die Zusammenkunft und die Vereinigung Beider. Leo griff nachher mit Hülfe einiger Deutschen die Normannen an, ward aber, wie schon oben (S. 198) berichtet worden ist, geschlagen und gefangen genommen. Er starb bald nach seiner Freilassung (1054). Die Römer sahen sich von den Normannen bedroht, und waren außerdem unter einander selbst in Parteien getheilt; alles geistliche Gut in ihrer Stadt, ja, das Gebiet von Rom selbst war folglich in großer Gefahr. Sie erkannten, daß nur von den Deutschen Rettung zu hoffen sei, und ersuchten also entweder den Kaiser Heinrich III. um die Ernennung eines neuen Pabstes, den derselbe dann natürlich auch schützen mußte, oder sie nahmen doch den von ihm ernannten ohne Widerspruch an. Der Kaiser erwählte den Bischof Gebhard von Eichstädt, der sich den Namen Victor II. gab. Er zog selbst mit ihm nach Italien, doch geschah dies wohl weniger um der Normannen willen, als wegen der ihm bedenklichen Verbindung Gottfried's von Lothringen mit Beatrix von Tuscien. Victor besaß übrigens das Vertrauen Heinrich's in so hohem Grade, daß dieser ihm nicht blos die italiänischen Angelegenheiten allein überließ, sondern ihn auch nach Deutschland einlud, um ihm dort zu gewissen Einrichtungen be-

hülflich zu sein. Victor war kaum in Deutschland angelangt, als der Kaiser starb (1056). Es war ein Glück, daß der Pabst zugegen war und es mit dem sechsjährigen Kinde Heinrich's und mit dessen Mutter, Agnes, treu meinte; denn die Verhältnisse waren dadurch, daß der verstorbene Kaiser den Bogen überspannt hatte, sehr verwickelt und schwierig geworden. Ungarn war nicht beruhigt; in Flandern und Lothringen standen Gottfried und Balduin in den Waffen; die Sachsen, welche durch den Bau von Festungswerken in ihrem Lande geängstigt worden waren, hatten den Plan eines allgemeinen Aufstandes gemacht, der nur durch einen Zufall vereitelt ward; Agnes endlich, welche die vormundschaftliche Regierung führte, konnte weder für die Erziehung ihres Sohnes, noch für die Verwaltung des Reiches sorgen, so sehr auch sonst ihr gutes Gemüth zu loben sein mochte. Victor that, was er unter diesen Umständen am besten thun konnte: er söhnte Balduin und Gottfried mit dem jungen König aus, und Gottfried geleitete ihn nach Italien, wo er seine Gemahlin Beatrix und die Markgrafschaft Tuscien wieder erhielt.

Gleich darauf (1057) starb Victor, und Gottfried's Bruder Friedrich kam als Stephan IX. an seine Stelle. Man sagte ihm nach, daß er den Plan verfolgt habe, seinem Bruder die Krone Italiens zu verschaffen. Daraus ward freilich nichts, Gottfried stand aber nichts desto weniger in großem Ansehen; denn als nachher ein nicht gebührlicher Weise erwählter Pabst Rom neun Monate lang inne hatte, sehen wir ihn das kaiserliche Recht ohne Widerstand verwalten. Späterhin kehrte er, da seine Stieftochter Mathilde, welcher die Länder der Beatrix gehörten, herangewachsen war, nach Deutschland zurück (1065). Er erhielt hier zwar sein Herzogthum Ober-Lothringen nicht zurück, dagegen gab man ihm beim Tode Friedrich's von Luxemburg, welchem Heinrich III. Nieder-Lothringen ertheilt hatte, dieses Herzogthum. Als er 1070 starb, vererbte er dasselbe auf seinen Sohn erster Ehe, Gottfried den Buckligen. Dieser vermählte sich nachher mit seiner Stiefschwester Mathilde, welche, sowie Adelheid von Susa, auffallender Weise ansehnliche Länder, das Erbe ihres Vaters, regierte, und auch vermählt die Verwaltung derselben nicht dem Gemahl überließ, weshalb sich dieser auch wenig um sie kümmerte.

Diese tuscische Fürstenfamilie, besonders den älteren Gottfried und die Mathilde, hatte Hildebrand, der Leiter des römischen Hofes, durch welchen in dieser Zeit zum ersten Mal auch beim Tod eines Pabstes das System der äußeren Kirchenregierung nicht wankte, zu seiner Stütze ausersehen. Er baute auf sie seine Hoffnung, Rom von der weltlichen Gewalt zu erlösen, welche auf die geistliche Macht keine Rücksicht nahm. Doch ging er langsamen Schrittes zur Ausführung. Es war ganz Gebrauch geworden, daß der Pabst vom Kaiser ernannt wurde, und daß nachher in Rom noch einmal der bloßen Form nach eine Art von Wahl Statt fand. Um die Ernennung des Pabstes wieder ganz und allein in die Hände der Römer zu bringen, hatte Hildebrand, als er 1058 von Stephan nach Deutschland geschickt wurde, mit den Vertrauten seines Planes die Abrede getroffen, daß sie, wenn Stephan während seiner Abwesenheit stürbe, die Erwählung eines neuen Pabstes bis zu seiner Rückkehr aufhalten wollten. Die Gegenpartei jedoch, zu welcher besonders damals der schlechtere Haufen gehörte, wählte bei Stephan's Tode (1058) ohne Weiteres einen Mann, wie er sich eben darbot. Dieser Mann, Benedict X., war sehr übel berüchtigt, und hatte alle rechtlichen Leute gegen sich, so daß er nicht einmal die gehörige Zahl Bischöfe zusammenbringen konnte, um sich einsegnen zu lassen. Es mußte daher auch für Hildebrand und seine Partei leicht sein, ihn zu vertreiben. Nichts desto weniger zeigt sich bei der Gelegenheit recht deutlich, welches Gewicht Hildebrand, der seit kurzem einer der Kardinäle oder Hauptgeistlichen von Rom war, selbst als bloßer Privatmann hatte; denn so lange Hildebrand abwesend war, trieb Benedict ungestört sein Wesen in Rom, kaum war aber jener erschienen, so zerrann Alles wie ein Nebel. Hildebrand stand mit dem Bischof Hanno von Köln, in dessen Händen damals die Macht von Deutschland lag, recht gut, und wandte sich an Guibert, der als Kanzler der Agnes den italiänischen Angelegenheiten vorstand und die Vollmacht der Kaiserin hatte. Dann ließ er durch seine Partei einen neuen Pabst wählen, und zwar den Bischof Gerhard von Florenz, einen Lothringer, welchen Gottfried mitgebracht hatte, und dem dieser natürlich gern durch seinen Arm zum Besitze des Pabstthums verhalf. Den Truppen Gottfried's

mußte Benedict weichen, und Hildebrand übernahm mit Nikolaus II. (so nannte sich Gerhard als Pabst) im Januar 1059 die Leitung der geistlichen Angelegenheiten der lateinischen Christenheit.

Mit Recht faßten Beide den Punkt des Kirchenregiments und der Kirchenfreiheit vorerst allein ins Auge. Sie ließen schon im April 1059 folgendes merkwürdige Decret ergehen: „Es sollen nach dem Tod eines Pabstes die Kardinäle (d. h. die vornehmsten Geistlichen der Stadt Rom) zur Erwählung eines neuen Pabstes schreiten, unter Vorbehalt der schuldigen Ehrerbietung gegen unseren geliebten Sohn Heinrich, welcher jetzt König ist und, wie wir hoffen, künftig mit Gottes Willen Kaiser sein wird, wie wir ihm das schon unter Vermittelung seines Kanzlers Guibert zugestanden haben, und gegen seine Nachfolger, welche dieses Recht von dem apostolischen Stuhle persönlich erlangt haben werden." Durch dieses Decret, das uns jedoch seinem Wortlaute nach nicht zuverlässig bekannt ist, und wahrscheinlich in mehr allgemeinen Ausdrücken abgefaßt war, sollte die Einmischung der Kaiser in die Pabstwahl unmöglich gemacht und folglich auch der Streit über ihr Recht dazu beseitigt werden; denn da man dieses Recht dem damaligen Herrscher persönlich zugestand und sich vorbehielt, auch seinen Nachfolgern ein Gleiches zu gestatten, so hatte man für jeden eintretenden Fall einen Rückhalt. Das Zweite, was sich Nikolaus und Hildebrand vornahmen, war, die Normannen, die bisher Feinde der Päbste gewesen waren, in Freunde und Bundesgenossen umzuwandeln, um sich im Nothfall ihrer Hülfe bedienen zu können. Nikolaus begab sich daher selbst zu Robert Guiscard, und belehnte ihn mit Calabrien, Apulien und Sicilien, trug aber dabei durch den Eid, den er ihm auferlegte, Sorge, daß vom päbstlichen Stuhle das Recht an die dem Normannen-Herzog übertragenen Güter und Besitzthümer in besseren Zeiten wieder geltend gemacht werden könnte. Sobald die Ordnung der Pabstwahl festgestellt und die Hülfe der Normannen gesichert war, ging man weiter. Man suchte sowohl die Mönche ganz zu gewinnen, als auch den Klerus durch Ehelosigkeit zu vereinzeln, worauf schon seit Leo's IX. Zeit mit Eifer hingearbeitet worden war. Wie zahlreich und mächtig die Mönche, denen nun ja die Aussicht auf alle Pfründen allein oder vorzugsweise eröffnet wurde,

bereits waren, davon kann das ein Beweis sein, daß damals der Abt von Clugny, dessen Vorgänger, der heilige Odilo (s. S. 185), schon ein kleiner König gewesen war, seine Kirche so sehr erweiterte, daß sie tausend Brüder fassen konnte. Wie thöricht es aber war, den vielen Tausenden, die zum geistlichen Stande gehörten, mit Gewalt Enthaltsamkeit aufzuzwingen, das sagt nicht blos die Vernunft, sondern jeder, dem es ernst gewesen, hätte es auch aus des einfältigen Peter Damiani Schrift über die Laster des Klerus lernen können. Dieser eifrige Mönch entwirft ein so ekelhaftes Gemälde von dem sittlichen Zustande der Geistlichen seiner Zeit, daß man hell in den Abgrund der Verworfenheit blickt, in den der ihnen angethane Zwang führen mußte. Übrigens darf das Verhältniß, in welches damals Staat und Kirche gebracht wurden, nicht, wie man oft wähnt, als das Ergebniß eines ränkevollen Systems oder gar als Wirkung der Verschlagenheit eines einzigen Mannes angesehen werden, sondern die verborgene Gewalt, welche die menschlichen Dinge, deren höchste Ordnung wir selten errathen, nie erkennen, leitet und gestaltet, führte die Angelegenheiten zu dem Punkte, wo es sich entscheiden sollte, ob Rom noch einmal das Haupt und die Geißel der Welt werden sollte. Schon als Nikolaus II. nach wenigen Jahren starb (1061), fragten Viele ängstlich, wohin die jetzt ruhig, fest und schlau entwickelte Staatsweisheit der Päbste führen werde. An der Spitze der Partei dieser Besorgten, die das königliche Ansehen erhalten haben wollten und auch die Krone von Italien an Heinrich sandten, stand der Kanzler Guibert; das Haupt der Anderen war Hildebrand, und die Normannen leisteten ihm schon damals Hülfe gegen die Ersteren. Die Ernennung eines neuen Pabstes ward von den römischen Kardinälen ohne Rücksicht auf die königlich Gesinnten und mit Ausschließung aller Bischöfe, welche bisher stets daran Theil genommen hatten, vorgenommen, und Hildebrand leitete ihre Wahl auf einen rechtlichen Mann, den Bischof Anselm von Lucca, der als Pabst den Namen Alexander II. führte. Seine Gegner und unter ihnen alle lombardischen Bischöfe, welche die Acte, durch die sie von der Pabstwahl ausgeschlossen wurden, nie anerkannt hatten, trafen eine weniger glückliche Wahl; denn der Bischof Cadolaus von Parma, den sie als Honorius II. zum

Pabst ausriefen, war wohl in Staatsgeschäften erfahren und besaß auch die Gunst der Kaiserin Agnes; zum Pabste taugte er aber unter den damaligen Umständen nicht, und wenn ihn Agnes durch den schamlosen Bischof Lanzo von Alba in Rom einführen ließ, so hätte sie ihre Mittel gegen eine Partei, wie die Hildebrandische war, nicht schlechter wählen können. Der lombardische Pabst behauptete sich nur kurze Zeit in Rom; er besetzte zwar die Stadt auch nachher noch einmal mit lombardischen Schaaren, mußte sie aber bald wieder räumen; denn er verlor durch den gezwungenen Rücktritt der Kaiserin Agnes die einzige Stütze, die er bisher am deutschen Hofe gehabt hatte. Der Bischof Hanno von Köln, welcher damals die vormundschaftliche Regierung allein erhielt, fand es klüger, sich für Alexander zu erklären, als für den Schützling der Agnes und für einen alten Freund der kaiserlichen Familie, wie Guibert war. Er erkannte 1067 Alexander II. als den allein rechtmäßigen Pabst an. Der weitere Verlauf der päbstlichen Geschichte bis zu Alexander's Tod, wo Hildebrand als Gregor VII. römischer Bischof wurde (1073), sowie die Geschichte dieses bedeutendsten aller Päbste hängt aufs engste mit der Entwickelung der deutschen Angelegenheiten unter Heinrich IV. zusammen.

6. Heinrich IV. bis zum Tode seines Gegenkönigs Rudolf.

Nach Heinrich's III. Tode sammelte sich in Deutschland sogleich reichlicher Stoff zu Unruhen, und es bedurfte deshalb nachher nur eines Anlasses, um diese zum Ausbruch zu bringen. Die Hauptsache war, daß Heinrich die Krone auf ein Kind vererbte, und daß ein Weib und Geistliche die Erziehung desselben, sowie die Leitung der Reichsangelegenheiten übernahmen. Außerdem hatte der verstorbene Kaiser über die Verheirathung seines Sohnes und Nachfolgers und wahrscheinlich auch über die seiner gleichfalls noch ganz jungen Tochter Mathilde im Voraus eine Bestimmung getroffen. Der sechsjährige Heinrich IV. war mit Bertha, der Tochter des Markgrafen von Susa oder, wie wir sagen würden, von Piemont und Savoien, verlobt worden, vermuthlich weil man hoffte, daß er mit ihr einen Theil der Erbgüter ihrer Mutter Adelheid erhalten würde. Seine Schwester Mathilde hatte der

Vater dem Grafen Rudolf von Rheinfelden versprochen. Das Letztere gab sogleich Anlaß zu Hader und Zwietracht. Die Wittwe des verstorbenen Kaisers, Agnes, wollte das Versprechen ihres Gemahles nicht halten, Rudolf raubte daher die Prinzessin, und nun willigte Agnes, welche nach Weiberart dem Augenblicke gehorchte, nicht nur in die Verlobung ein, sondern sie ging auch in ihrer mütterlichen Besorgniß so weit, daß sie Rudolf zu Liebe einen tapferen Mann kränkte, während sie dadurch an jenem sich nur einen Undankbaren machte. Sie gab (1058) ihrem künftigen Schwiegersohne das Herzogthum Schwaben, obgleich ihr Gemahl dasselbe dem Grafen Berthold von Zähringen versprochen hatte. Zum Glück wurde im folgenden Jahr das Herzogthum Kärnthen erledigt, welches Agnes dann dem beleidigten Berthold als Ersatz für Schwaben ertheilte.

Noch von einer andern Seite her ward der junge König gleich nach seines Vaters Tode mit einer großen Gefahr bedroht. Heinrich III. hatte die Sachsen, welche gegen alle Franken Mistrauen hegten, durch Strenge und Härte gegen sich gereizt. Besonders waren sie über seine Bauten in der Stadt Goslar, seiner gewöhnlichen Residenz, aufgebracht. Er hatte dort einen Palast und Festungsmauern errichten lassen und mit der Leitung dieser Werke den nachherigen Bischof Benno von Osnabrück und andere Männer beauftragt, die sich zwar durch Kenntnisse, Kunstsinn und Geschicklichkeit auszeichneten, von Heinrich aber wohl nur aus dem Grunde gewählt worden waren, weil sie sich zu Dienern seines strengen und festen Willens eigneten. Statt daß nun diese Männer die Sachsen, welche schon an und für sich über solche Bauten in ihrem Lande ängstlich waren, durch Billigkeit bei den zu leistenden Frohnden beruhigt hätten, waren sie mit der größten Härte gegen sie verfahren, und die Sachsen sahen seitdem die Bauten zu Goslar als ein Zeichen der Bedrückung und Sklaverei an. Ihre Erbitterung stieg nachher noch höher, weil derselbe Benno, der sie unter Heinrich III. mit Schlägen zum Frohndienste hatte treiben lassen, unter dessen Sohn auch den Bau anderer Burgen in der Gegend von Goslar leitete. Heinrich III. war daher kaum gestorben, als sie an Empörung dachten und die Ermordung des jungen Königs beschlossen. Ein unternehmender

Mann, Otto, des verstorbenen Markgrafen Wilhelm von Nordsachsen Bruder, der dieses Land für sich in Anspruch nahm, stellte sich an ihre Spitze, und die Sache hätte sehr schlimm ausgehen können, wenn Otto nicht bei einem zufälligen Zusammentreffen mit Ekbert und Bruno von Braunschweig, zwei Vettern des Königs, erschlagen worden wäre. Der unerwartete Tod des Führers schreckte die Sachsen, und da es ihnen jetzt an einem bedeutenden Haupte fehlte, so zerfiel der ganze Plan in sich selbst.

Eine Frau konnte in jenen Zeiten zur Erziehung ihres Sohnes und zur Leitung der Reichsangelegenheiten nur einen Geistlichen wählen. Ein edler Schwabe aus dem Hause derer von Pfullingen, Hanno, war als Erzbischof von Köln und als Erzkanzler des Reiches derjenige, an den man dabei vor allen Anderen denken mußte; aber er stand, seit er früher als Dompropst in Halberstadt gelebt hatte, mit den Sachsen in enger Verbindung, und war außerdem der Kaiserin aus dem Grunde nicht angenehm, weil er eine ernste, strenge und leider auch finstere und harte Erziehung verlangte. Agnes wählte daher statt seiner den Bischof Heinrich von Augsburg, der von Natur geschmeidig war, seiner Herrin Sinn errieth und erfüllte, und dem Knaben seinen Willen ließ. Dieser gewann das Vertrauen der Kaiserin in solchem Grade, daß man sogar bald von seinem Verhältnisse zu ihr übel redete, und er brachte nun an seine Familie Ehren und Güter, welche Hanno lieber der seinigen zugewendet hätte. Da der Knabe in der That sehr schlecht erzogen ward, so war es für den Letzteren leicht, gegen ihn und die Kaiserin Partei zu machen. Sein Hauptverbündeter war Otto von Nordheim, welchem Agnes kurz vorher erst das Herzogthum Baiern verliehen hatte. Man beschloß, sich des jungen Königes mit Gewalt zu bemächtigen und seine Mutter ganz von der Regierung zu verdrängen. Dieser Plan ward durch eine elende List ausgeführt (1062). Nach einem heiteren Mahle, das auf einer Rheininsel bei Kaiserswerth gehalten wurde, luden die Verschworenen den jungen König unter dem Vorwande, Hanno's Schiff in Augenschein zu nehmen, auf dieses, und fuhren dann schnell mit ihm davon. Der Knabe sprang erschreckt ins Wasser, und würde umgekommen sein, wenn ihn nicht Ekbert von Braunschweig, einer der Theilnehmer des ab-

ſcheulichen Verraths, mit Lebensgefahr gerettet hätte. Die Verſchworenen brachten Heinrich nach Köln, und herrſchten nun in ſeinem Namen. Sie waren, wie es ſcheint, unedel genug, die Mutter, die ſich ſpäter nach Rom zurückzog, ſogar an ihren Gütern zu verkürzen, wiewohl man, um gerecht zu ſein, geſtehen muß, daß ſich theils der Ertrag von liegenden Gütern in jener Zeit nur ſchwer nach Rom übermachen ließ, theils auch Agnes, wie unter den Ottonen Adelheid, aus Eitelkeit und Andacht allzu freigebig mit ihren Einkünften geweſen war, und dadurch Unzufriedenheit erweckt hatte. Der Unwillen der Nation gegen Hanno und ſeine Verbündeten wurde bald ſo laut, daß ſich jener genöthigt ſah, etwas zu thun, um den Vorwurf übermüthiger Herrſchſucht von ſich abzuwenden. Er ſetzte daher feſt, daß die Sorge für die Bildung des Königes jedes Mal demjenigen Biſchof überlaſſen ſein ſolle, in deſſen Sprengel ſich derſelbe gerade befände. Da der Hof nur durch Lieferungen unterhalten wurde, ſo konnte man mit dem Knaben nie lange in einer und derſelben Gegend verweilen. Dies mußte auf die Erziehung Heinrich's ſehr ſchlimm einwirken, zumal da es bei einer ſolchen Einrichtung der Biſchöfe Vortheil war, den verkehrten Sinn des Knaben zu nähren. War ſeine Erziehung ſchon vorher ſchlecht geweſen, ſo ward ſie jetzt noch viel ſchlechter. Heinrich wuchs ganz ohne Liebe und ohne Sorgfalt heran, man ſah ſeinen Fehlern nach, ließ ihn treiben und thun, was er wollte, und bediente ſich ſeines Namens, um ſich und die Seinigen zu bereichern. Dies ward die Hauptquelle des Unglückes, das den König und das Reich nachher traf, und alle Schwächen ſeines Charakters ſind nur hieraus herzuleiten.

Ein Jahr nach des Knaben Entführung nahm man ihn mit auf einen Zug gegen die Ungarn. König Andreas I. (ſ. S. 190), der ſich von der deutſchen Oberherrſchaft frei gemacht hatte, ließ 1058 ſeinen erſt ſechs Jahre alten Sohn, Salomo, zum Nachfolger und König krönen, und brachte dadurch ſeinen Bruder Bela I., der ſich unter ein Kind nicht fügen wollte, nebſt dem größten Theile ſeines Volkes gegen ſich auf. Bela wandte ſich an den König Boleslav II. von Polen, deſſen Tante ſeine Gemahlin war. Andreas konnte nur von Deutſchland her Hülfe hoffen, er gab alſo die kaum erſt errungene Unabhängigkeit wieder

auf, verlobte seinen Sohn mit Heinrich's IV. Schwester, Judith, und beleidigte auf diese Weise seine Unterthanen noch mehr. Die Unterstützung der Deutschen half ihm nichts; denn nachdem diese anfangs glücklich gestritten hatten, verloren sie durch die Unvorsichtigkeit ihrer Führer eine entscheidende Schlacht, und er selbst büßte sein Leben ein (1062). Bela starb ein Jahr später, sein Sohn, Geisa II., konnte sich nicht behaupten, er floh mit seinem Bruder Ladislaus nach Polen, und man führte darauf von Deutschland aus den jungen Salomo nach Ungarn zurück. König Heinrich wurde damals mitgenommen, um seinen Schwager im Triumph wieder einzusetzen, und dieser glänzende Zug, zu welchem er selbst freilich nur den Namen hergab, war der einzige durchaus ehrenvolle in seinem ganzen Leben. Er ist auch dadurch merkwürdig, daß Adelbert von Bremen, der mächtige Erzbischof des Nordens von Deutschland (s. S. 199 f.), welcher durch die Größe seines Gefolges und durch die Pracht seines Aufzuges alle Fürsten übertraf, neben seinem Todfeind, Otto von Nordheim, daran Theil nahm, und von der Zeit an den Haupteinfluß auf den königlichen Knaben erhielt. Das Letztere erklärt sich bei einigem Nachdenken leicht. Heinrich haßte seit der gewaltsamen Trennung von seiner Mutter den finsteren Hanno und den herrschsüchtigen Otto, und trieb sich mit leichtsinnigen jungen Leuten umher, diese weckten seine bittere Erinnerung und nährten seinen Groll; was war daher natürlicher, als daß er sich dem einzigen Manne hingab, der ihm zugleich glänzend, freundlich und gefällig erschien? Adelbert steigerte seinen Haß gegen Hanno's finsteren Ernst, und theilte ihm seinen eigenen Widerwillen gegen den Stolz und Trotz der Sachsen mit.

Die vorgefaßte Meinung, welche Heinrich in Betreff der Sachsen sein ganzes Leben hindurch hegte, und die Gunst Adelbert's bei ihm sind für seine ganze Geschichte wichtig. Wir müssen uns daher zur Geschichte von Adelbert's nächsten Vorgängern im Erzbisthume Bremen wenden, um deutlich zu machen, daß das Interesse der vornehmsten Herren in Sachsen dem der Erzbischöfe von Bremen entgegengesetzt war, und daß die Erweiterung des Sprengels der Letzteren eine Eifersucht zwischen Köln und Bremen erzeugte, welche jeder Erzbischof aufnahm und fortpflanzte. Das

Bisthum Bremen oder Hamburg umfaßte alle Slaven im Norden und Nordosten, mit Ausnahme derer, welche zu dem Bisthume Magdeburg gehörten; es hielt aber bei der Habgier ihrer sächsischen Nachbarn sehr schwer, das Christenthum unter ihnen fest zu gründen. Zu Kaiser Heinrich's II. Zeit drückte Herzog Bernhard II. von Sachsen, ein Enkel Hermann Billung's, die Slaven so sehr, daß sie im Norden der Elbe alle Spuren des Christenthums vertilgten und die Stadt Hamburg zerstörten. Bald nachher begann der Erzbischof Unwan von Bremen aufs neue christliche Colonisten in jenes Land zu bringen; aber Bernhard drang zu gleicher Zeit mit den Waffen ein, und drückte die Slaven, als sie sich ihm unterworfen hatten, wieder durch Abgaben. Erst spät brachte ihn Unwan zu besseren Gesinnungen, und nun gelang es diesem frommen Manne, die zerstörten Kirchen wieder herzustellen und Hamburg aus der Asche zu erheben. Da seine Frömmigkeit, nach einer allgemeinen Erfahrung über klösterlich erzogene Geistliche, mit einer gewissen Art von demüthiger Weltklugheit verbunden war, so wurde unter ihm das Bisthum Bremen sehr ansehnlich. Auch sein mächtiger Zeitgenosse, Kanut der Große, unterstützte ihn, und unterwarf ihm alle Bischöfe der skandinavischen Reiche. Den Fortschritt des Christenthums unter den Slaven störte aufs neue die Habsucht der Sachsen und ihrer Herzöge. Etwas besser wurde es, als Bernhard II. und Kanut der Große im Alter fromm wurden und die Sünden ihrer Jugend auszutilgen suchten, zumal da damals auch die deutschen Kaiser die Bemühungen der bremischen Erzbischöfe unterstützten und ihr Ansehen hoben. Konrad II. rächte nämlich mit starkem Arme die Grausamkeiten, welche die Heiden an christlichen Städten und Dörfern übten, und eben derselbe Kaiser, noch mehr aber sein Nachfolger vermehrten durch Verordnungen auch die Gewalt der bremischen Erzbischöfe, welche bis dahin nur geistlich gewesen war, jetzt aber in weltlichen Dingen so sehr zunahm, daß ohne die rohe Habsucht der Sachsenfürsten schon Adelbert's nächster Vorgänger, Benzelin Albrand, eine glänzendere geistliche Würde im Norden gehabt hätte, als sonst irgend ein Bischof besaß. Dadurch geriethen jedoch die Erzbischöfe von Bremen mit den sächsischen Herzögen und Grafen in Streit, und erregten zugleich die Eifersucht der Erzbischöfe von Köln, und

Adelbert mußte dem stolzen Hanno von Köln um so mehr ein Dorn im Auge sein, da dieser überhaupt niemand zu seiner Seite haben wollte.

Adelbert stammte aus dem alten sächsischen Geschlechte Gösek, einem der ersten an Macht und Adel, bei welchem die Pfalzgrafschaft oder kaiserliche Gerichtshalterei in Sachsen erblich war und blieb. Er stand, nachdem er zuerst Bischof von Halberstadt gewesen war, dreißig Jahre lang dem Erzbisthume Bremen vor, und spielte in dieser Stellung acht und zwanzig Jahre hindurch mit seltenem Glück die glänzendste Rolle im Norden. Er war großmüthig, freigebig und eines Theils gegen Arme und Niedere auf wahrhaft demüthige Weise herablassend, anderes Theils aber auch ebenso stolz und trotzig gegen Fürsten und Herren. Er trachtete, wie bereits oben angegeben ist, nach einer Art von nordischem Päbstthum, und würde seinen Plan wohl auch durchgeführt haben, wenn nicht im Augenblicke der Vollendung sein Gönner, Leo IX., gestorben wäre. Da er jedoch mit Geist und Kraft Grundsätze predigte und verfocht, die zu Heinrich's III. Vorstellungen von kaiserlicher Machtvollkommenheit vortrefflich paßten, so erlangte er zwar nicht das gewünschte Patriarchat, wohl aber großes äußeres Ansehen; denn er ward der Günstling jenes Kaisers, wodurch er sich dann freilich den Sachsen, die einstweilen schweigen mußten, nur noch mehr verhaßt machte. Er behauptete, wiewohl wahrscheinlich nicht in der reinsten Absicht: das fast königliche Ansehen, das die sächsischen Herzöge in den Elbe-Gegenden besäßen, beruhe auf keinem Grund, und die Herzöge und Grafen müßten der Gerichtsbarkeit, die sie sich angemaßt, entsagen, sobald es der Kaiser verlange. Er selbst ließ sich diese Gerichtsbarkeit hier und da in seinem Sprengel übertragen, brachte viele Güter, selbst Klöster, ungerechter Weise an seinen Stuhl, nahm dafür mit seinen Leuten an allen Kriegszügen Heinrich's Theil, und erschöpfte sein Bisthum für die unnöthigen, nicht vom Reiche, sondern von Heinrich III. gemachten Unternehmungen. Die Sachsen knirschten, sie mußten aber vor dem mächtigen Kaiser verstummen, da selbst der Bruder ihres Herzogs um Adelbert's willen in Ungnade gefallen sein soll. So wie seine Freundschaft für den Kaiser nicht gerade mit uneigennütziger Vaterlandsliebe

verbunden war, so bediente er sich auch Fremder zur Erreichung seiner Zwecke. Er erkannte das Recht der Dänen an die von ihnen in Anspruch genommenen sächsischen Länder im Norden der Elbe gern an, weil sie sein Ansehen ehrten, während die Herzöge, die jenen Boden den ihrigen nannten, dasselbe auf alle Weise zu beschränken suchten. Selbst der tapfere und berühmte Wendenfürst Gottschalk, der zu Konrad's II. Zeit vom Christenthum abgefallen war und unter Heinrich III. alle Stämme seines Volkes zu einem mächtigen Reiche vereinigt hatte, ward Adelbert's Freund, und diente demselben, um Geistliche zu versorgen, welche ihre Stellen verloren hatten und sich zur Erlangung von Bisthümern an den Erzbischof von Bremen wandten; denn Gottschalk trat zum Christenthum zurück, und beförderte dessen Ausbreitung auf jede Weise.

Durch alles dies hatte sich Adelbert schon zu Heinrich's III. Zeit des Hasses genug gesammelt; man schloß ihn daher auch beim Tode des Kaisers anfangs von der Verwaltung ganz aus. Jetzt aber, wo der junge König am häufigsten in der zu Adelbert's Sprengel gehörenden Stadt Goslar verweilte, hatte er Gelegenheit sich des Knaben zu bemeistern. Der Erzbischof von Trier war ein alter Mann und zu weit entfernt; Siegfried von Mainz war unbedeutend, und reiste auch damals nach Jerusalem, die Regierung blieb also ganz allein in den Händen Adelbert's und Hanno's. Jedoch konnte der stolze Hanno unmöglich gesonnen sein, einen Patriarchen, wozu sich Adelbert so gern machen wollte, neben sich zu dulden. Er wurde ein Todfeind desselben. Zugleich waren auch die Sachsen überzeugt, daß Adelbert ihren König mit Haß gegen sie erfülle. Diese Feindschaft Hanno's und der Sachsen gegen Adelbert hatte übrigens, wie nachher die der Guelfen und Ghibellinen in Italien und in neuerer Zeit die der Whig's und Tory's in England, nicht blos eine persönliche und äußere Ursache, sondern sie war auch ein Streit über Grundsätze und über den Boden, auf welchem jede Partei ihre Größe aufzubauen suchte. Adelbert wollte durch den Umsturz der Freiheit Alleinherrschaft, kaiserliche Willkür und vermittelst ihrer eine Macht der vom Hofe Begünstigten herstellen; Hanno und die sächsischen Fürsten dagegen wollten auf den Trümmern des kaiserlichen Thrones eine

Landesherrschaft der Fürsten gründen, an der damals auch die kleineren Herren Theil nehmen sollten, weil man ihrer bedurfte. Beide Theile verkannten sich und den Staat, und es ist deshalb schwer zu sagen, welcher von Beiden der Wahrheit am nächsten gewesen ist; daß aber Beide irre waren, und wohin ihr Irrthum führte, sah damals nicht Gott allein, sondern auch unter den Menschen Hildebrand und durch ihn der Pabst.

Die Gunst eines verzogenen Knaben wird nicht auf dem Wege, der zu dessen Besten führt, erhalten. Darum haben die Schriftsteller jener Zeit wohl nicht Unrecht, wenn sie dem Bischof Adelbert das leichtsinnige Wesen und die frühen Ausschweifungen Heinrich's IV. vorzugsweise schuld geben. Er allein verschaffte diesem das zu seinen Tollheiten erforderliche Geld; er ließ, um dasselbe zu erhalten, alles Kirchensilber in Bremen einschmelzen, und man sah sogar Heinrich's Geliebten mit Edelsteinen seiner Kirche geschmückt einhergehen. Damit er keinen Nebenbuhler mehr zu fürchten brauche, ließ er 1065 den fünfzehnjährigen Jüngling in Worms wehrhaft machen oder mit anderen Worten für mündig erklären. Er duldete in der Umgebung des Königs, außer einigen recht ausgelassenen Jünglingen, nur Leute, wie den tollen Grafen Werner, welcher mit dem Könige wilde Unbändigkeit gemein hatte, aber im Staat unbedeutend war, und Benno von Osnabrück, von dessen Härte bei den Bauten in Goslar oben die Rede gewesen ist, und der, wie sein Lebensbeschreiber rühmt, die Hofgunst nicht allein selbst besaß, sondern auch, wem er wollte, verschaffen konnte. Heinrich ward in Goslar, wo er dem Erzbischof am nächsten war, zurückgehalten, und hier mußte Benno neue und immer neue Anlagen machen und gegen die Sachsen, die ihre Unzufriedenheit laut genug äußerten, auf den verschiedenen Höhen des Landes Trutzburgen errichten, in welche Reisige des Königs gelegt wurden. Da Heinrich so lange in der nämlichen Gegend verweilte, so stockten seine Einkünfte bald, die Lieferungen hörten nach und nach auf, seine Freunde zerstreuten sich auf ihre Güter, und er lebte zuletzt nur noch von Abteien und anderen Pfründen, von denen ihm jedoch kaum das Nöthige zukam, weil die Sachsen ganz sicher waren, daß er seine Ansprüche jetzt nicht mit den Waffen geltend machen könne. Unter diesen Umständen versammelten

sich die Unzufriedenen, Hanno an ihrer Spitze, ohne den König in Tribur, kündigten ihm, als er daselbst erschien, den Gehorsam auf, wenn er nicht Adelbert von sich entferne, und nöthigten diesen endlich mit den Waffen in der Hand zur eiligen Flucht (1066). Der König, der nun alle die, welche ihm ergeben waren, von sich entfernt sah, mußte sich bequemen, die frühere Einrichtung wieder herzustellen, daß er im Reich umherreise und jedes Mal den Bischof, in dessen Sprengel er sich gerade befand, in seinen Rath ziehe. Da er nach Adelbert's Vertreibung in den Niederlanden, also im Sprengel von Köln, verweilte, so übernahm Hanno zum zweiten Male die Leitung der Geschäfte. Dieser ging im nächsten Jahr, als wenn er Herr des Kaisers und des Reiches wäre, nach Italien, wo der von Adelbert begünstigte Honorius noch immer mit Alexander um das Pabstthum stritt. Übrigens ließ er dort (1067) durch eine Kirchenversammlung in Mantua Alexander als rechtmäßigen Pabst bestätigen, nachdem er sich von ihm eine förmliche Erklärung über sein Pabstthum hatte geben lassen, durch welche, wie er glaubte, das kaiserliche Recht sicher gestellt ward. Honorius entsagte zwar der päbstlichen Würde nicht, er verlor aber alles Ansehen, und starb in Dunkelheit. Sein Sturz hängt ohne Zweifel mit dem Sturz Adelbert's zusammen.

Die traurigen Wirkungen der Unordnung, Zwietracht und Herrschsucht, welche seit Heinrich's III. Tod im Reiche walteten, zeigten sich unterdessen überall. Besonders erscheint Hanno sehr zweideutig. Er suchte noch ängstlicher, als vorher Heinrich von Augsburg gethan hatte, Bisthümer und Güter an seine Familie zu bringen. Er verhalf seinem Neffen Burkard, einem bitterbösen Manne, der stets das Schwert in der Hand hatte, zum Bisthum Halberstadt, und seinem stolzen und heftigen Bruder, Wezilo oder Werner, zum Erzbisthum Magdeburg (1063). Als er das zweite Mal ans Ruder kam, wollte er einem anderen Neffen, Konrad, das Erzbisthum Trier verschaffen, und veranlaßte dadurch, daß die Trierer, die sich von den Kölnern keinen Erzbischof aufdringen lassen wollten, unter der Anführung ihres Domvogtes die königlichen Truppen schlugen und den neuen Erzbischof ermordeten, ließ aber nachher ihre Frevelthaten ungerächt, als sie Udo, einen seiner Vettern, wählten. Wie wenig man sich um das königliche

Ansehen kümmerte, zeigt am besten der Streit, welcher auf Weihnachten 1062 zwischen dem Bischof Hezilo von Hildesheim und dem Abt Widerad von Fulda entstand, und am Pfingstfeste 1063 einen blutigen Ausgang nahm. Es war, wie man bei der Gelegenheit am deutlichsten erkennt, im Reiche schon dahin gekommen, daß das Geistliche weltlich und das Weltliche geistlich geworden war. Selbst die Zucht der Mönche war tief herabgesunken, und man stiftete in diesem und dem folgenden Jahrhundert einen neuen Orden nach dem anderen, um die Klöster wenigstens einigermaßen ihrem eigentlichen Zwecke wieder näher zu bringen; denn die damalige Reichsverwaltung betrachtete die Klöster als Raubgut, diese wurden unter die geistlichen und weltlichen Herren ausgetheilt, welche die Hofgunst genossen und auch mit Bisthümern Handel trieben. So erhielten z. B. um 1063 die Erzbischöfe Adelbert und Hanno jeder zwei Abteien, Siegfried von Mainz eine und die Herzöge Otto von Baiern und Rudolf von Schwaben ebenfalls jeder eine. Dem Lustgenossen des Königs, Werner, wurde damals ein zur Abtei Hersfeld gehöriges Dorf geschenkt, und als die Mönche sich vergebens um die Rückgabe desselben bemüht hatten und endlich deshalb Gebete und Fasten anstellten, erlaubte sich Werner den höhnenden Scherz, er verdiene großen Dank, weil er ein wirksames Mittel erfunden habe, die im Dienste Gottes lässigen Mönche zur Erfüllung ihrer Pflichten zu zwingen. Der Streit zwischen dem Bischof Hezilo von Hildesheim und dem Abt Widerad von Fulda war ein bloßer Rangstreit. Die Leute von Beiden zankten sich, als der König in Goslar das Weihnachtsfest feierte, in der Kirche selbst um die Ehrensitze, griffen zu den Schemeln und Bänken der Kirche, und schlugen sich lange, bis es endlich dem Herzog Otto von Baiern gelang, Ruhe zu stiften. Allein am nächsten Pfingstfest, als der König und seine Großen wieder in derselben Kirche versammelt waren, brach der Streit von neuem aus. Hezilo hatte den Grafen Ekbert von Braunschweig mit Gewaffneten hinter dem Hochaltar versteckt, dieser stürzte plötzlich über die Leute des Abtes her, und trieb sie aus der Kirche; nun drangen aber die Reisige, welche Widerad mitgebracht hatte, in die Kirche ein, und es entstand mitten im Heiligthum eine förmliche Schlacht, in welcher viele Leute getödtet

wurden; der König selbst, der die Wüthenden vergebens bat und beschwor, wäre im Getümmel ums Leben gekommen, wenn ihn nicht einige Freunde gerettet hätten. Am anderen Tage wurde zwar Untersuchung über das Geschehene gehalten, aber es ging mit der Bestrafung so, wie es damals überhaupt zu gehen pflegte: Ekbert kam ganz ohne Strafe davon, weil er ein naher Anverwandter des Königs war, dagegen mußte der wegen seines Stolzes verhaßte Abt von Fulda, auf welchen alle Schuld geworfen wurde, eine große Geldsumme bezahlen. Sein Unglück ward von den gegen ihn aufgebrachten Mönchen seines Klosters benutzt; sie empörten sich gegen ihn, und konnten nur durch die weltliche Gewalt zur Ordnung zurückgeführt werden. Wie es bis in die Klöster hinein mit den Menschenrechten stand, zeigt ihre Bestrafung. Die einzelnen Mönche wurden, wie ein Geschichtschreiber jener Zeit sich ausdrückt, nicht nach dem Grad ihrer Schuld, sondern nach dem Glanz oder Dunkel ihrer Geburt härter oder milder bestraft. So erscheinen Moral, Bildung, Sitten und Recht allenthalben im traurigsten Zustande. Doch, zur Ehre der Menschheit sei es gesagt, es gab auch damals edle und durchaus gebildete Männer, welche jeder Zeit zur Zierde gereichen würden. Wir meinen besonders die beiden gleichzeitigen Geschichtschreiber, Hermann Contractus und Lambert von Aschaffenburg, welche grundgelehrt und wahrhaft gebildet waren, und dabei nicht nur kirchliche Frömmigkeit, sondern auch rechten Sinn und Wandel und eine himmliche Einfalt besaßen. Der Letztere erzählt z. B. von seiner Pilgerreise nach Jerusalem, die er als Mönch ohne Erlaubniß seines Abtes unternommen hatte: „Bei meiner Rückkehr fand ich, worum ich Gott während der ganzen Reise vorzugsweise angefleht hatte, meinen Abt noch am Leben; denn da ich ohne seinen Segen abgereist war, so fürchtete ich, daß ich, wenn er unversöhnt stürbe, eines großen Verbrechens schuldig bleiben würde. Aber die Gnade und Barmherzigkeit Gottes, die auf der weiten Reise so oft die größten Gefahren von mir abgewendet hat, verließ mich auch bei der Heimkehr nicht. Ich fand den Abt am Leben, er gewährte meiner Sünde Verzeihung, und empfing mich, wie wenn ich aus dem Tod in das Leben zurückgekehrt wäre, glückwünschend und mit offenen Armen. Wie durch ein Wunder

schien sein Leben geradezu für mein Seelenheil bewahrt worden zu sein; denn an demselben Tage, an dem er mich freisprach, erkrankte er, und nachdem er acht Tage von schweren Leiden gequält worden war, vollendete er seinen Lauf und starb dem Herrn."

Der König Heinrich war unterdessen zum sechszehnjährigen Jünglinge herangewachsen, hatte aber, was bei der Art seiner Erziehung ganz natürlich war, weder Grundsätze, noch Kraft erhalten. Er war ritterlich, aber auch wild und roh geworden, trieb mit seinen Spielgenossen schändlichen Unfug, haßte Hanno und dessen Freund, Otto von Nordheim, und wartete nur auf eine Gelegenheit, Beide seinen Groll fühlen zu lassen. Diese glaubten seinem zügellosen Leben dadurch ein Ende zu machen, daß sie ihn bewogen, die Vermählung mit der ihm schon von seinem Vater verlobten Bertha zu vollziehen. Er that es wider Willen, und legte dadurch den Grund zu seinem Unglück (1066). Schon im folgenden Jahre suchte er die verhaßte Gemahlin auf jede Weise wieder los zu werden, trieb zum Theil vielleicht gerade in dieser Absicht seine Ausschweifungen noch viel weiter, als vorher, und machte sich zuletzt ganz von Hanno los. Die Scheidung war jetzt seine vorzüglichste Angelegenheit. Der Erzbischof Siegfried von Mainz schien ihm der rechte Mann, um dazu zu gelangen; er täuschte sich aber sehr, da Siegfried einer von jenen Leuten war, welche gern beide Enden des Fadens in der Hand halten, und denen eben darum in der Regel beide entschlüpfen. Siegfried hatte Streitigkeiten mit den Thüringern, deren Land zu seinem Sprengel gehörte, von denen aber die Erzbischöfe von Mainz seit der Zeit des heiligen Bonifacius den Zehnten nicht erhoben hatten. Der nächste Vorgänger Siegfried's hatte diesen wieder in Anspruch genommen, und er selbst suchte auf jede Weise sein vermeintliches Recht herzustellen. Er ließ sich daher auch von Heinrich bewegen, ihm zur Scheidung behülflich zu sein, weil der König ihm dagegen versprach, die Entrichtung des Zehnten in Thüringen mit Gewalt zu erzwingen. Beide verfehlten ihres Zweckes, und Heinrich insbesondere machte sich auch noch die Thüringer zu Feinden. Der Pabst schickte, um die Scheidung zu verhindern, Peter Damiani, dessen Sinn, Bildung, Lebensweise und Art zu reden für die Blindgläubigen viel Anziehendes gehabt haben muß, ins Reich,

und dieser wußte die Sache wirklich zu hintertreiben. Um diese Zeit erschien auch Adelbert von Bremen wieder am Hofe, nachdem er hatte mit ansehen müssen, daß sein Freund Gottschalk von den Wenden erschlagen, das Christenthum im Norden der Elbe noch einmal ausgerottet und Hamburg aufs neue zerstört wurde. Er erlangte 1069 die Hofgunst wieder, fiel aber bald nachher, weil er seinen stolzen Zweck nicht erreichen konnte, in einen Zustand halben Wahnsinnes, in welchem er noch zwei Jahre unglücklich lebte (bis 1072).

Das Reich befand sich damals im traurigsten Zustande. Die Sachsen, Thüringer und Baiern waren erbitterte Feinde des Königs. Auch die Schwaben, welche von den königlichen Gütern, die sie ehemals nur unter dieser Bedingung erhalten hatten, große Lieferungen machen und dem König ihre Reisige zu seinen Zügen hergeben mußten, waren unzufrieden, und erwarteten begierig eine Gelegenheit, sich ihrer lästigen Verpflichtung zu entledigen und des Königs Gut zu dem ihrigen zu machen. Alle Ordnung und alles weltliche Gericht stockte in Deutschland. Der Pabst, der dies merkte, beschied damals zwei der ersten Bischöfe des Reiches vor seinen Richterstuhl, diese leisteten Folge, und fügten sich in die ihnen auferlegte Geldbuße, weil sie fühlten, daß sie am Pabst einen Rückhalt hatten. Der König selbst kümmerte sich um nichts, und trieb sein ärgerliches Wesen nach wie vor. Er beschloß 1070, den verhaßten Otto von Nordheim, der mehr Ansehen hatte als er, durch jedes Mittel zu verderben. Ein gewisser Egeno klagte diesen Mann an, daß er ihn habe verleiten wollen, den König zu ermorden, ob aus eigenem Antrieb oder gedungen, ist nicht zu entscheiden; Heinrich verfuhr aber gegen den Angeklagten mit einer Raschheit, durch welche er deutlich genug verrieth, daß ihm die Anklage sehr erwünscht kam. Er gebot dem Herkommen gemäß dem Herzog Otto, sich durch einen Zweikampf zu reinigen. Dieser war erbittert, daß man einer so schändlichen Klage auch nur Gehör gegeben habe, und weigerte sich mit einem elenden Menschen zu fechten. Heinrich erklärte ihn darauf seiner Lehen verlustig. Dies war allerdings dem damals bestehenden Rechte ganz angemessen, Heinrich beraubte ihn aber auch seiner sächsischen Erbgüter, die er ihm hätte lassen müssen. Das Herzogthum Baiern ertheilte

er dem Sohne des Markgrafen Azzo von Este in Italien, Welf IV., welcher freilich seiner Abstammung nach zu dem deutschen Adel gehörte, und seine Familie damals unter die Großen der Nation brachte, der aber bei dieser Gelegenheit einen sehr unedlen Charakter zeigte, den er während seiner in Italien verlebten Jugendzeit vom Vater angenommen haben mochte. Er war nämlich Otto's Schwiegersohn und, wie es scheint, mit seiner Frau ganz zufrieden, suchte auch anfangs das über seinen Schwiegervater einbrechende Wetter zu beschwören; als dies jedoch nicht gelang, wandte er ihm den Rücken, verstieß seine Frau, und erschlich sich Otto's Herzogthum. Heinrich ertheilte ihm dasselbe, ohne die Baiern zu fragen, und verletzte dadurch das allgemeine deutsche und das besondere baierische Recht, welches nur sein Vater verachtet, sein Großvater aber in Ehren gehalten hatte (s. S. 132). Übrigens stammte Welf IV. von jenem Welf ab, der als Genosse von Konrad's II. Sohne, dem Herzog Ernst von Schwaben, berühmt geworden ist (s. S. 176) und in Baiern begütert war. Dieser hatte einen Sohn und eine Tochter hinterlassen, und da der Erstere kinderlos gestorben war, so hatte die Letztere, welche mit dem Markgrafen Azzo von Este vermählt war, alle Güter der Familie erhalten. Welf IV. war ihr Sohn und erbte diese Güter, während ein zweiter Sohn Azzo's, der demselben von einer anderen Gemahlin geboren war, Fulko, die Besitzthümer des Hauses Este erhielt.

Otto suchte sich gegen den König mit Gewalt zu behaupten. Er fand in Sachsen nicht nur an seinen eigenen Leuten, sondern auch an Magnus, dem Sohne des sächsischen Herzogs Ordulf, kräftige Hülfe, und schlug Heinrich's Truppen bei Eschwege. Da jedoch vorauszusehen war, daß er sich auf die Länge nicht werde behaupten können, so schenkte er den Vermittelungsvorschlägen des Grafen Eberhard von Nellenburg Gehör, welcher edel genug war, seinem Könige trotz der größten Verschiedenheit des Lebens und der Grundsätze in allen Widerwärtigkeiten treu zu bleiben. Dieser versprach dem empörten Herzog eidlich, daß er ihm beim Könige Verzeihung und die Rückgabe seiner Güter bewirken wolle, wenn er sich demselben ergebe. Otto und Magnus stellten sich darauf, um das königliche Ansehen zu ehren, in

Halberstadt, und wurden, wie es schien, für kurze Zeit in Haft genommen. Allein Heinrich fragte jetzt nach Eberhard's Bürgschaft nichts. Er hielt Otto ein ganzes Jahr gefangen, und gab ihn nicht eher frei, als bis er sich durch Abtretung vieler Erbgüter losgekauft hatte; den Herzog Magnus suchte er dazu zu bringen, daß er dem Recht an das Herzogthum seines Vaters, welcher damals starb, entsage, und als derselbe sich durchaus nicht dazu verstand, hielt er ihn in hartem Gewahrsam auf der bei Goslar errichteten Harzburg. Da Heinrich allenthalben Unzufriedenheit spürte, so legte er die Reichsgeschäfte noch einmal in die Hände Hanno's; dieser konnte aber die Thorheiten des jungen Königs unmöglich billigen, und zog sich daher schon nach kurzer Zeit (1072) für immer zurück. Die Lage der Dinge ward von Tag zu Tag bedenklicher. Heinrich's Schwager, Rudolf von Schwaben, der nach dem Tode der Mathilde eine Schwester der mishandelten Gemahlin des Königs geheirathet hatte, war schon längst mit ihm entzweit. Auch der tapfere Berthold von Zähringen hatte sich vom Hofe zurückgezogen, und der König war unbesonnen genug, ihm ohne weiteres sein Herzogthum Kärnthen zu nehmen und dem Grafen Marquard zu geben. Zu derselben Zeit ward ein Theil von Norddeutschland ein Raub der grausamen Wenden, und Adelbert's Nachfolger, Liemar, sah den ganzen Glanz seines Erzbisthums erlöschen. Den Thüringern ward mit den härtesten Strafen gedroht, wenn sie sich ferner weigern würden, den Zehnten an Mainz zu entrichten. Endlich erhoben sich auch die Sachsen, deren Herzog nun schon zwei Jahre von Heinrich gefangen gehalten wurde, und schlossen einen Bund mit den Thüringern (1073).

Gerade zu dieser Zeit starb Pabst Alexander II., und die römischen Kardinäle benutzten die Verwirrung in Deutschland, um Hildebrand, der den Namen Gregor VII. annahm, ohne vorhergegangene Anfrage bei Heinrich zu seinem Nachfolger zu ernennen und nur die bloße Anzeige, daß derselbe gewählt worden sei, an den deutschen Hof gelangen zu lassen. Die Wahl soll, wie Heinrich dem Pabste Gregor später öffentlich vorwarf, nicht der Ordnung und den bestehenden Gesetzen gemäß vorgenommen worden sein; wenn dies aber wirklich der Fall war, so hätte der König

damals doppelten Grund gehabt, Widerspruch zu erheben. Er schickte freilich seinen getreuen Eberhard nach Rom; Gregor beugte sich aber schlauer Weise einen Augenblick vor dem königlichen Ansehen, und ward dafür von Eberhard bestätigt. Er erklärte nämlich dem Letzteren, er habe die päbstliche Würde nur gezwungen angenommen, habe sich aber durchaus nicht bewegen lassen, die Weihe eher zu empfangen, als bis er die Einwilligung des Königs von Deutschland erhalten haben würde, und diese Erklärung genügte dem Abgesandten Heinrich's.

Alle Sachsen, mit Ausnahme der Bischöfe Eppo von Zeitz, Benno von Osnabrück und Liemar von Bremen, erhoben sich gegen den König. Es waren diesmal nicht blos die Fürsten mit ihren Vasallen, sondern die ganze sächsische Nation; denn jene hatten bei ihren Beschwerden gegen Heinrich auch das, was das Volk betraf, nicht übersehen, und z. B. den Erlaß einer vom Könige gegen die Polen ausgeschriebenen Heerfahrt verlangt, weil die Sachsen Tag und Nacht gegen die Wenden gerüstet sein müßten. Daher ward dann der Aufstand so allgemein, daß ein Chronikschreiber sagt, es seien nur die Weiber und Kinder zu Hause geblieben. Freilich wurde das arme Volk, wie gewöhnlich, zuletzt doch wieder betrogen. Übrigens war es ein großes Glück, daß die Wenden diese Empörung nicht zu einem Einfall in Sachsen benutzten; sie konnten dies aber nicht, weil sowohl Heinrich, als die sächsischen Fürsten sich einen Anhang unter ihnen erkauft hatten, und in Folge davon die Wenden unter einander selbst in Zwist geriethen. Die Sachsen rückten plötzlich, sechszigtausend Mann stark, gegen Goslar heran; Heinrich, obgleich alt genug, um besonnen zu handeln, verlor doch den Kopf, und benahm sich auf eine Weise, die ihm alle Achtung rauben mußte. Zuerst suchte er den Herzog Berthold durch einen gemeinen Betrug zu gewinnen, der diesem nur Verachtung gegen ihn einflößen konnte; er versicherte ihm nämlich, Marquard habe das Herzogthum Kärnthen ohne seine Erlaubniß in Besitz genommen. Dann machte er gegen die Sachsen, die ihm Bedingungen stellten, allerlei Winkelzüge, und als er sich zuletzt nicht länger halten konnte, floh er heimlich aus der Harzburg. Die sächsischen Bischöfe, die es allein mit ihm hielten, Eppo von Zeitz, Benno von Osnabrück und Liemar von

Bremen, wurden von den Sachsen aus ihren Besitzungen verjagt, und mußten ihm folgen. Hätte sich Heinrich damals entschließen können, alle seine Burgen sogleich aufzugeben, so wäre vieles Unheil verhütet worden; er verwarf aber den Rath der Fürsten, an welche er sich in der Noth gewendet hatte. Er suchte die Herzöge, Bischöfe und Grafen, die er wegen eines angeblich nach Polen zu unternehmenden Feldzuges zusammenberufen hatte, zu bewegen, mit ihm nach Sachsen zu ziehen; diese hielten aber seine Bedrängniß für eine günstige Gelegenheit, den vielen Beschwerden über die Willkür des jungen Königs Erledigung zu verschaffen. Sie verweigerten zwar ihre bewaffnete Vermittelung zwischen ihm und den Sachsen, welche seine Burgen damals einzeln belagerten, nicht geradezu; aber sie verlangten, daß er billige Bedingungen gewähre und den Sachsen den Weg des Rechts offen lasse. Es wurden darauf nach der langsamen Art, wie die Deutschen ihre Angelegenheiten zu behandeln pflegen, viele Versammlungen und lange Berathungen gehalten, viele Worte gemacht, viele Plane entworfen, viel gerüstet und zuletzt doch nichts beschlossen und ausgeführt. Endlich griff der König in seiner Verlegenheit zu einer halben Maßregel, welche beiden Theilen schadete. Er söhnte sich im Februar 1074 durch Vermittelung Otto's von Nordheim, dem er die Rückgabe von Baiern versprochen hatte, mit den Sachsen aus, und beschwor einen Vertrag, in welchem er diesen alle ihre Forderungen zugestand, und sich die Bedingung gefallen ließ, daß, wenn er je den Vertrag breche, alle Sachsen berechtigt sein sollten, die Waffen gegen ihn wieder zu ergreifen. Ein solcher Vertrag war dem Könige und den Sachsen nachtheilig. Der Erstere verlor dabei, weil er von seinem Ansehen mehr einbüßte, als er wieder gewann, weil er alle seine Burgen in Sachsen aufgeben mußte, und weil die von ihm lange gefangen gehaltenen sächsischen Fürsten, die er kurz zuvor in Freiheit gesetzt hatte, bei dem unvermeidlichen neuen Kriege für ihre Landsleute die besten Führer waren. Die Sachsen hatten den Nachtheil, daß sie mit dem Könige nicht ganz ausgesöhnt wurden, und schadeten sich in den Augen der übrigen deutschen Stämme, weil sie den Streit nicht lieber auf einer Reichsversammlung, wo die Beschwerden aller Stämme des Volks abgethan worden wären, geschlichtet

hatten, und also der Welt verriethen, daß sie mehr an sich, als an Deutschland dachten. Dies nahmen besonders die Schwaben übel, welche den Sachsen mehrere Jahre zuvor ein Bündniß angetragen hatten, um den König zu einer Änderung seines Lebens und seiner Regierung zu zwingen. Eine solche Verbindung hätte damals auf gesetzlichem Wege und nach alter Sitte den König mit der Nation aussöhnen können; sie war aber leider nicht zu Stande gekommen. Um so mehr wurden jetzt die Schwaben erbittert, als sie sahen, daß die Sachsen dem Könige nur für sich allein Vortheile abgetrotzt hatten.

Der Haß und die Verachtung der Nation gegen den jungen König war schon während des Krieges mit den Sachsen so groß gewesen, daß ein Theil der Fürsten im Oktober des Jahres 1073 beschlossen hatte, Rudolf von Schwaben zum Gegenkönige zu ernennen, und daß dieser auch wirklich schon erwählt worden wäre, wenn man eine allgemeine Versammlung hätte zu Stande bringen können; denn nur von einer solchen wollte Rudolf seines Eides und seiner Ehre wegen die Krone annehmen. Dazu kam noch, daß Heinrich damals auch von einem Manne seiner eigenen Umgebung mit einer großen Gefahr bedroht ward. Einer seiner Vertrauten, der in Ungnade gefallen war, Reginger, trat öffentlich mit der Behauptung auf, der König habe ihn und einige Andere zu einem Mordanschlage gegen Rudolf aufgefordert. Es mochte wohl sein, daß der König zu den schlechten und leichtsinnigen Leuten seiner Umgebung gesagt hatte, ihm geschehe ein Dienst, wenn Einer Rudolf niederstoße; gedungen hatte er Reginger schwerlich. Die Fürsten verlangten gleichwohl von ihrem Könige, er solle sich von dieser Anklage reinigen, und Heinrich war so tief gesunken, daß er sich zu einer Reinigung durch Zweikampf erbot. Eine solche Herabwürdigung, welche in einem ähnlichen Falle dem Herzog Otto die ärgste Schmach geschienen hatte, wollte Ulrich von Kosheim, einer der Vertrauten des Königs, nicht zugeben. Er übernahm den Zweikampf mit Reginger, dieser starb aber noch vor dem bestimmten Tage, was nach den Begriffen der Zeit für ein Gottesurtheil zu Gunsten Heinrich's galt.

Die Sachsen schleiften gleich nach dem geschlossenen Vertrage, den Bedingungen desselben gemäß, die Burgen Heinrich's; der

Pöbel aber, der dabei gebraucht ward, verschonte bei der Zerstörung der Harzburg nicht einmal die Kirche und die Gräber der Könige. Dies schien dem Sinne der Besseren jener Zeit so empörend, daß Heinrich dadurch Gelegenheit erhielt, den Schimpf, den er persönlich von den Sachsen erlitten hatte, zu rächen. Wenn er diese Gelegenheit nicht besser nutzte, so lag das weniger im Mangel an Kraft und Geist, woran es ihm nicht fehlte, als an Einsicht und Klugheit, die er nie besaß. Wie wenig er verstand, aus den Umständen Vortheil zu ziehen, wie leichtsinnig er sich nur dem Augenblicke hingab, bewies er gerade damals bei einem ungarischen Zuge, den er noch vor seinem Rachezuge gegen die Sachsen unternahm. Die Deutschen schienen zum Kriege mit den Ungarn geneigt zu sein, und Heinrich hätte sich dabei Ehre und Ansehen wieder erkämpfen können; er verdarb aber Alles durch seine schlechte Maßregeln, und mischte sich mitten in seinen Vorbereitungen dazu aus bloßem Privathaß in einen Streit der Kölner Bürger, bei welchem sogar im glücklichsten Falle nichts zu gewinnen war. In Ungarn waren Geisa II. und Ladislaus, die sich in der ersten Zeit von Heinrich's Regierung nach Polen hatten flüchten müssen, wieder erschienen, und ihr Vetter, Salomo, hatte sich mit ihnen ausgesöhnt und dem Ersteren ein eigenes Gebiet und königliche Ehren eingeräumt. Bei Gelegenheit eines Krieges mit den Byzantinern jedoch entzweiten sich Geisa und Salomo (s. S. 219), es entstand ein blutiger Streit zwischen ihnen, und Salomo mußte bei seinem Schwager Heinrich Hülfe suchen (1074). Er erlangte gegen das Versprechen, sein Reich von ihm zu Lehen zu nehmen, die Zusage einer kräftigen Unterstützung, erhielt jedoch dafür einen derben Verweis vom Pabste Gregor VII., der den sonderbaren Plan hatte, die weltliche Macht der geistlichen auch in weltlichen Dingen unterzuordnen, den Pabst zu einem christlichen Groß-Lama zu machen, und dabei mit einem Schattenkönige anzufangen. Heinrich hatte seinem Schwager zwar Hülfe versprochen, betrieb aber die Sache mit sehr wenig Ernst; auch fehlte es ihm, als er ein Jahr später den Zug nach Ungarn endlich unternahm, bald an Lebensmitteln und an Leuten. Er zog daher ohne allen Erfolg wieder heim, und überließ Salomo, der nach Deutschland floh, so völlig seinem Schicksale, daß nachher Gregor VII.,

wie wir aus einem Briefe desselben sehen, der Gemahlin Salomo's ein Almosen versprach. Geisa war und blieb König von Ungarn, und wir finden in einem andern Briefe, daß ihm der nämliche Pabst versichert, Gott habe das so gefügt, weil Salomo den Deutschen gehuldigt habe, keine Nation solle von einer anderen abhängig sein, Gott und sein Stellvertreter, der Pabst, seien aber über allen Königen.

Der Kölner Streit, welchen Heinrich beilegen wollte, ist für die Erkenntniß der gänzlichen Veränderung der Begriffe, Sitten und bürgerlichen Verhältnisse der Deutschen, welche unmittelbar nachher erfolgte, äußerst wichtig. Früher hatte das Volk zwar ärmlich, aber auch frei gelebt, der Landbau war in Ehren, das Schwert in jedermanns Hand, Seelen verderbende Krämerei unbekannt gewesen; hohe Geburt oder alter Stamm war zwar geehrt, aber nicht zum Nachtheile der Unedeln mit schimpflichen Befreiungen versehen worden. Jetzt trat eine andere Ordnung der Dinge ein. Der freie Bauer ward überall, außer etwa in Friesland und hier und da sonst, zu schmählicher Dienstbarkeit unter das Joch der Herren gebeugt; die weltlich gewordene Geistlichkeit wurde der Herrschaft Rom's unterworfen und ebenso dem Vaterlande, wie dem Himmel entfremdet; der Kaiser ward zu einem bloßen Popanz; die edle Freiheit flüchtete sich hinter die Mauern der Städte zu den Krämern und Handwerkern, deren Arbeiten um Lohn Leib und Seele bricht; und Blut floß nicht mehr, wie früher, deshalb, weil üppige Fülle der Gesundheit die Kraft der Jugend nicht ruhen ließ, sondern von Seiten der Großen um des elenden Vortheiles elender Herren willen und zur Unterdrückung der ewig unveräußerlichen Rechte der Menschheit, von Seiten der Städter aber für eine Freiheit, wie sie der Krämer und jeder, dessen Seele von Erwerbsucht bewegt wird, um niederen Gewinn liebt. Alles dies fing gerade jetzt an, in recht auffallender Weise sichtbar zu werden. Besonders erkennt man die Bedeutung, welche der Bürgerstand in den Städten seit dieser Zeit für die Geschichte der Nation erhielt. Es scheint, daß nur noch die Städte die weltlichen und geistlichen Großen als Beamte des Kaisers, was sie eigentlich waren, ansahen; sie wurden dafür von den Kaisern geschützt, und dienten diesen im Nothfalle gegen

jene. Man sieht aber andererseits auch, daß mit dem Übermuthe der Fürsten auch der Trotz der Bürger in gleichem Grade steigen mußte. In Köln hatten Hanno's Leute (1074), als er zur Rückreise eines seiner Gäste ein Fahrzeug brauchte, geradezu das Schiff eines Bürgers in Beschlag genommen und die Frachtgüter desselben herausgeworfen. Die Bürger hatten aber Gewalt mit Gewalt vertrieben, und es waren aus diesem ersten Streite viele andere Händel entstanden, bis endlich der Pöbel den Erzbischof aus der Stadt vertrieb, und über alle seine Anhänger herfiel. Schon vier Tage nachher setzte sich Hanno mit Gewalt wieder in den Besitz der Stadt, und verfuhr jetzt mit großer Härte. Mehr als sechshundert der reichsten Kaufleute (man sieht aus dieser Zahl, wie bedeutend Köln damals schon war) ergriffen die Flucht, und wandten sich an den König um Hülfe; Hanno's Kriegsleute aber plünderten die Häuser derselben, und mishandelten die Zurückgebliebenen auf die schmählichste Art. Um den König, der ohnehin dem Erzbischof nicht gewogen war, noch mehr aufzubringen, sprengten die Flüchtlinge das Gerücht aus, Hanno habe Wilhelm den Eroberer aus England zu Hülfe gerufen; und wenn man bedenkt, daß dieser ein Normanne war, daß er England durch Benutzung der dortigen Verwirrung und gleichsam im Sturm erobert hatte, und daß sein Heer nicht blos aus Normannen, sondern auch aus Niederländern und Deutschen zusammengesetzt war, so wird man die Verbreitung eines solchen Gerüchtes weniger auffallend finden. Heinrich eilte herbei; weil er aber nur an sich und seine kleinen Leidenschaften dachte, so konnte er den Kölner Bürgern keinen Trost bringen. Er saß in Köln über die Klagen gegen den Erzbischof zu Gericht, und forderte von ihm die Aufhebung des über die Flüchtlinge gesprochenen Bannes, sowie Geißeln der Treue für die Zukunft. Hanno weigerte sich dessen hartnäckig, und der König war am Ende schwach genug, von allen seinen Forderungen abzustehen. Er zog sich dadurch um so größere Schmach zu, da die Bürger von Köln, als im nächsten Jahre Hanno starb, sich selbst zu helfen im Stande waren.

Während der Sohn desjenigen Kaisers, dessen Allgewalt keine Grenzen gekannt hatte, zur Ohnmacht und sogar unter die Krämer herabsank, wandelte der Mönch Hildebrand als Papst in furcht-

barer Größe des Geistes über der Könige Häupter, bis er, seiner Leidenschaften nicht länger Meister, seinen Schutzherrn, dem die Völker und er selbst Treue gelobt hatten, in den Staub trat und den Zügel seiner selbst verlor. Um nicht ungerecht gegen ihn zu sein, muß man bedenken, daß sein Streben, bevor der Stolz ihn zu übermüthigen Forderungen trieb, einem wahrhaftigen und allgemein gefühlten Bedürfniß entsprach. Die eingerissenen Mißbräuche, besonders die gänzliche Vergessenheit aller Zucht unter den Geistlichen und die leichtsinnige Art, wie Heinrich und seine Hofleute mit geistlichen Stellen verfuhren, hatten in jedem, der es mit Religion und Sitte wohl meinte, den Wunsch einer Abhülfe erregt, und nicht Gregor allein, doch gewiß aus guten Gründen er vor allen Anderen, erkannte die Nothwendigkeit, so schreiende Übel abzustellen. Ein Schriftsteller der Zeit, dessen Ton zu ruhig ist, als daß man in seine Worte Zweifel setzen könnte, sagt: „Keiner konnte im Reiche Bischof oder Abt werden, der nicht viel Geld besaß, und an den Lastern Heinrich's entweder Theil nahm oder sie doch begünstigte. Wenigstens kam es bei Keinem auf Gesinnung und Wandel an; im Gegentheil, Religion, Wahrheit und Gerechtigkeit wurden geradezu verabscheut. Unter den Priestern wurde derjenige am meisten gelobt, der die prächtigste Kleidung, die üppigste Tafel und die schönste Concubine hatte; von den Soldaten galt keiner für ruhmvoll, der nicht drei oder vier Meineide geschworen hatte." Gregor war aus reiner Absicht entschlossen, die Gebrechen der Kirche zu heilen. Er sah jetzt Heinrich's Verlegenheit; darum schritt er auf dem Wege, den seine Vorgänger nach seiner eigenen Anweisung ihm gebahnt hatten, rascher vorwärts. Schon Alexander II. hatte zwei der angesehensten Bischöfe Deutschlands wegen des Vorwurfs der Simonie nach Rom vorgeladen, sich aber mit ihrem Gelde statt der Buße begnügt; Gregor dagegen setzte des nämlichen Vergehens wegen mehrere Bischöfe wirklich ab und erkannte andere nicht an. Er kam dadurch freilich, weil das Übel zu allgemein herrschend war, in eine ähnliche Lage, als wenn die englische Nation alle ihre Repräsentanten, die es für Geld geworden, vom Parlament ausschließen wollte; doch hatte er andererseits wieder den Vortheil, daß es nicht an Leuten fehlte, welche sehnlich auf Absetzungen

warteten, um für sich selbst Bisthümer erhaschen zu können. Heinrich nahm in vielen Fällen des Pabstes rasche Weise nicht übel, weil sie manche seiner eigenen Widersacher traf und deshalb oft in seine Plane paßte; erst als die Reihe an seinen Liebling, den Erzbischof Liemar von Bremen, kam, fuhr er zusammen. Doch merkte man auch bei der Gelegenheit seinem Benehmen gegen den Pabst und dessen Legaten an, daß er kein gutes Gewissen habe. Im Frühling 1074 erschienen, nämlich vier päbstliche Gesandte bei Heinrich, welche die von Gregor erneuerten Verordnungen gegen die Simonie und gegen die Priester-Ehe in Deutschland verkündigen sollten; sie waren von Heinrich's Mutter begleitet, die der Pabst zur Bearbeitung ihres Sohnes beredet hatte. Diese Legaten verlangten von Heinrich vor allem Anderen, daß er fünf Männer seiner Umgebung, welche schon Alexander II. wegen ihres Handels mit geistlichen Stellen in den Bann gethan hatte, von sich entferne. Heinrich gehorchte, nahm aber nicht lange nachher, gleichsam um seine Schwäche recht deutlich zu zeigen, diese Männer wieder zu sich. Die zweite Forderung bestand darin, daß er eine deutsche Kirchenversammlung zur Annahme der päbstlichen Verfügungen gestatte. Dem widersetzten sich jedoch die deutschen Bischöfe, besonders Liemar von Bremen, welcher mit dem größten Nachdrucke die wohlbegründeten Rechte der deutschen Kirche vertheidigte, nach denen der Erzbischof von Mainz in Deutschland die Stelle des Pabstes vertrat, so daß also dort auch nur durch diesen, nicht aber durch päbstliche Legaten eine Kirchenversammlung gehalten werden durfte. Der Kaiser nahm sich zwar seines Erzbischofs gegen die Legaten an; obgleich aber diese denselben von seinem Amte suspendirten, so entließ er sie doch reich beschenkt und mit einem Schreiben an Gregor, in welchem er seine ganze Stellung und Würde außer Augen setzte. Da er nämlich keine Klugheit besaß, sondern immer nur an die nächste Gegenwart dachte, so war sein Blick damals blos auf Sachsen gerichtet; er übersah daher die Wichtigkeit der vorliegenden Sache, und statt seine Aufmerksamkeit ganz allein den heftigen Forderungen Gregor's in Betreff der Simonie und der Priester-Ehe zu widmen, gab er dem Pabste die besten Worte, beschuldigte in dem Briefe an ihn sich selbst der Simonie und des

Ungehorsams, ließ durch seine Mutter und andere Weiber Alles versprechen, und wandte sich dann sogleich gegen die Sachsen.

Er hatte die Sachsen, von denen er durch wiederholte Gesandtschaften um Verzeihung angegangen worden war, ein ganzes Jahr lang hingehalten, bis er von allen Reichsständen die eidliche Versicherung erlangt hatte, daß sie seine königliche Ehre, welche, wie sogar die Sachsen selbst zugaben, gröblich verletzt worden war, rächen wollten. Dann legte er seine Absichten offen an den Tag. Er wies eine neue Gesandtschaft der Sachsen schnöde ab, und brach sogleich gegen sie auf. Sein Heer war sehr bedeutend, während die Sachsen, an deren Spitze der abgesetzte Herzog von Baiern, Otto von Nordheim, der Pfalzgraf Friedrich, ein Bruder Adelbert's von Bremen, und einige sächsische Bischöfe standen, ihm nur eine geringe Macht entgegen stellen konnten; denn da sie früher ohne Zuziehung ihrer Verbündeten, Frieden geschlossen hatten, so waren sie diesmal nicht im Stande gewesen, außer den Thüringern irgend eine andere Völkerschaft zur Theilnahme zu bewegen, im Gegentheil, selbst Rudolf von Schwaben war beleidigt auf Heinrich's Seite getreten, und führte diesem seine Truppen zu. Der König hatte das alte Gesetz der Heeresfolge sehr strenge geltend gemacht, und wirklich das ganze Reichsheer zusammengebracht. Gleich im ersten Treffen, welches an der Unstrut geliefert wurde (1075), erlitten die Sachsen trotz ihrer hartnäckigen Gegenwehr eine blutige Niederlage; sie verloren achttausend Mann an Todten, hieben aber freilich auch von ihren Gegnern mehr als fünftausend nieder. Heinrich verdankte den Sieg besonders dem Herzog von Lothringen, Gottfried dem Buckeligen, dem Gemahl der reichen Mathilde von Tuscien, von der er jedoch schon seit einiger Zeit getrennt lebte. Der Sieger drang nach der Schlacht sogleich in Sachsen ein, und verwüstete das Land auf die grausamste Weise. Ehe er dann sein Heer entließ, legte er den Fürsten desselben die eidliche Verpflichtung auf, beim Beginne des Winters wieder zu erscheinen, um die Sachsen, zu deren Sümpfen nur der Frost den Zutritt bahnen konnte, völlig zu unterwerfen. Diesmal blieben zwar die Herzöge Rudolf von Schwaben, Welf von Baiern und Berthold von Kärnthen aus; allein die Übrigen erschienen, und besonders führte Gottfried von

Lothringen ein ungewöhnlich zahlreiches Heer herbei. Die Furcht vor der großen Kriegsmacht Heinrich's, mehr noch die Überredungen Gottfried's, welchem die Leitung der von den Sachsen angebotenen Unterhandlungen übertragen ward, vermochten das sächsische Volk sich unbedingt der Gnade Heinrich's zu unterwerfen, nachdem Gottfried ihnen eine milde Behandlung versprochen hatte. Im Oktober 1075 legten die Sachsen die Waffen nieder, und alle ihre Fürsten und Bischöfe gaben sich in Heinrich's Hände. Diesem standen jetz zwei Wege offen: entweder mußte er, ohne Rücksicht auf das in seinem Namen gegebene Versprechen, die Rebellen vernichten, das schien ihm zu hart und tyrannisch; oder er mußte sie alle begnadigen, das litt jedoch weder sein Groll noch seine Furchtsamkeit. Er schuf sich daher selbst ein neues und noch ärgeres Übel. Er ließ die gefangenen Anführer weit und breit zur Verbannung und Haft vertheilen; gerade den gefährlichsten unter ihnen aber, Otto von Nordheim, gab er gegen Geißeln frei, ja er machte ihn sogar nachher zu seinem Rathgeber in Regierungsangelegenheiten, ohne zu bedenken, daß ein erbitterter Feind selten ein wahrer Freund wird. Zu derselben Zeit traten Berthold, Welf und Rudolf in Unterhandlungen mit dem Pabste Gregor, welcher, klüger als Alle, erkannte, daß jetzt oder nie die Zeit gekommen sei, die Kirche über den Staat und Rom über die Deutschen zu erheben.

Gregor hatte bereits durch die unmittelbar vor ihm herrschenden Päbste für das, was er zum Heile der Kirche nöthig glaubte, eifrig gearbeitet. Er wollte die Kirche ganz unabhängig machen, und suchte daher das zwiefache Gesetz durchzusetzen, daß es keinem Weltlichen gestattet sein solle, ein geistliches Amt zu vergeben, und daß kein Geistlicher verheirathet sein dürfe. Die Ehelosigkeit der Geistlichen war schon lange vor Gregor ziemlich allgemein im Gebrauch; dies geht aus dem Umstande hervor, daß die griechische Kirche schon früher einen ihrer Hauptvorwürfe gegen die lateinische daraus hernahm, daß die Priester der lateinischen Christenheit unverheirathet seien. Die Griechen beriefen sich dabei auf Worte des neuen Testaments, welche sie anders als die Lateiner deuteten; da aber diese Worte eine doppelte Erklärung zulassen, so hatten sie Unrecht, sich allein das Recht sie zu deuten anzumaßen. Eher

hätte das ärgerliche Concubinat, welches man den lateinischen Geistlichen erlaubte, das aber jetzt Gregor mit Feuer und Schwert verfolgte, und die allzu große Toleranz der Lateiner, daß sie gegen den uralten Gebrauch hier und da verheirathete Bischöfe duldeten, ihren Tadel verdienen können. Dies Alles sollte jetzt, so war es Gregor's Wille, völlig verschwinden, und er gestattete dabei weder Erlaß noch Aufschub. Nicht zufrieden mit der Reinheit, die seinem Meister und dessen Aposteln genügt hatte, wollte er schwachen Sterblichen, deren Dasein Ein Augenblick zwischen zwei Ewigkeiten ist, eine himmlische Sittlichkeit aufzwingen. Er glaubte ferner zur Erreichung seines Zweckes mit Kronen spielen zu dürfen, und wollte in die Hand des höchsten Priesters, der, wie fromm und weise er auch sein mag, doch ein Mensch bleibt, die Leitung der Welt und aller Völker legen. Er vergaß aber, daß vielleicht nur ein einziges Mal in jedem Jahrhundert ein umfassender und herrschender Geist, wie der seinige, geboren wird, und daß, so oft ein solcher erscheint, die Welt nicht ihn und er nicht die Welt erträgt. Daß Gregor selbst ein solcher Geist war, werden wenige Züge aus seinem Leben beweisen. Er ertrotzte durch schlaue Benutzung der Verhältnisse, wenigstens dem Scheine nach, eine Oberlehensherrlichkeit des päbstlichen Stuhles über Ungarn. Er hielt die Spanier und ihre Könige an, ihre Kirchen unter Rom's Herrschaft zu stellen, und sie gehorchten. In Böhmen machte er bei einem Streite des Herzogs Wratislav II. mit seinen Großen, gebeten und ungebeten, den entscheidenden Richter. Mit freundlichen Worten suchte er einen Großfürsten der sonst dem griechischen Ritus huldigenden Russen, Demetrius, zu gewinnen. Dem Herzog Boleslav II. von Polen schrieb er gebieterisch kirchliche Einrichtungen in seinem Reiche vor, und befahl ihm, die jenem Großfürsten geraubten Schätze zurückzugeben. Den Königen von Schweden, Norwegen und Dänemark gab er Gesetze, den Slavoniern und Kroaten einen König. In Dalmatien entschied er Streitigkeiten der kriegerischen und stets entzweiten Seeräuber und Bergbewohner. Auf der einen Seite rief er die Gläubigen seiner Welt gegen die Ungläubigen im Orient und in Spanien auf, und stand auf der anderen mit dem mohammedanischen Fürsten Anzir von Mauretanien in so enger Verbindung, daß

dieser mit ihm in einen Briefwechsel trat und aus Achtung für ihn die Christensklaven seines Landes frei ließ. Der rüstige und schlaue englische König, Wilhelm der Eroberer, der schon zu Nikolaus II. Zeit seine unerschütterliche Festigkeit gegen den päbstlichen Stuhl gezeigt hatte (s. Th. V. S. 280), verbot seinen Bischöfen, ihr Geld nach Rom zu schleppen; Gregor, der ihn immer seinen besonders guten Freund nennt, drohte ihm anfangs, und als Wilhelm, auf seine rohe Kraft gestützt, sich nicht beugen ließ, behauptete der gewandte Pabst selbst im Nachgeben eine Sprache, gegen ihn, die seinem Selbstgefühl angemessen war. Dem König Philipp I. von Frankreich, welcher den Geboten der Moral öffentlich Hohn sprach und italiänischen Kaufleuten ihr Geld geraubt hatte, drohte Gregor mit dem Banne; sobald er aber sah, daß Philipp seiner Drohung lache, war er schlau genug einzulenken. Selbst den Normannen Robert Guiscard, welcher bald seine einzige Stütze blieb, belegte er mit dem Banne, weil er Ländereien der Kirche besetzte.

Wer wird nicht den Mann bewundern, der von niedrigem Ursprung durch Verdienst und, was mehr ist, durch Tugend eine solche Höhe erreichte? einen Mann, der, weil er ein Mensch war, auf dieser furchtbaren Höhe nicht ohne Fehler bleiben konnte, aber edel, tugendhaft, kräftig und weitsehend blieb, so lange das Schicksal es zugab? Wer wird nicht, wenn er ihn sinken und stets tiefer sinken sieht, demüthig erkennen, daß der Menschen Bestimmung ist, in mittleren Regionen zu verweilen, daß auf Gipfeln, die dem Himmel nahe sind, der Schwindel weltlichen oder geistlichen Stolzes sie ergreift, und der Zorn der Gottheit sie dann von der erklommenen Höhe herabstürzt? Selbst ein heftiger Gegner Gregor's, Guenrich von Trier, sagt in dem besten Manifeste, welches gegen diesen Pabst erlassen worden ist: Gregor habe von seiner Jugend an sich durch Sittenreinheit, Frömmigkeit, Bildung, Gelehrsamkeit und Eifer für die Kirche ausgezeichnet, er sei wegen seines ausgezeichneten Talentes unter die Kardinäle aufgenommen und wegen der gewissenhaften und lobenswerthen Verwaltung seines Amtes zur höchsten Stufe in der Christenheit erhoben worden, nachdem er vorher schon mehrmals für diese erhabene Stelle ausersehen gewesen wäre, sie aber stets abgelehnt habe.

In Betreff der Ehelosigkeit der Geistlichen begnügte sich Gregor nicht mit bloßen Befehlen, sondern er betrieb auch die Ausführung derselben. Er sandte seine Legaten überall umher, machte die Bischöfe verantwortlich dafür, und ließ durch Mönche das Volk aufregen. Es erfolgten Verwirrungen und empörende Gewaltthätigkeiten, ja Blutvergießen und Verzweiflung; denn man trennte Hunderte von Geistlichen von ihren Familien, und das Volk übte eine wüthende Justiz an denjenigen unter ihnen, die nach seiner thörichten Ansicht von Heiligkeit nunmehr durch Urtheil und Recht für unwürdig erklärt waren, das Opfer der Messe darzubringen. In Deutschland waren besonders drei angesehene Bischöfe diesem neuen Gesetz entgegen, Siegfried von Mainz, Otto von Constanz und Liemar von Bremen. Der Erstere, ein wankelmüthiger, frömmelnder Mann, hatte zwar früher, durch Gregor's Drohung geschreckt, die Rechte der deutschen Kirche, welche Liemar so muthig vertheidigte, feige aufgegeben, eben dieselbe Schwäche trieb ihn aber jetzt zum Widerstande gegen das päbstliche Gebot; denn er erschrack vor der Schwierigkeit, die in Deutschland noch allgemein bestehende Sitte der Priesterehe abzuschaffen. Der Bischof Otto von Constanz, dessen Sprengel ungemein groß war, widersetzte sich dem päbstlichen Gebot aus Grundsatz: er wollte seinen auf weit entlegenen Pfarreien, in einsamen Bergen und Walddörfern wohnenden Priestern nicht die einzige Freude des Lebens und die einzige Schutzwehr gegen arge Vergehungen entzogen haben. Liemar war ein Widersacher Gregor's, weil er seit seiner Suspension mit diesem gespannt war, und weil er wahrscheinlich keine Möglichkeit sah, die Sache zur Ausführung zu bringen; denn die Sitte des Heirathens war unter der Geistlichkeit seines Sprengels so allgemein herrschend, daß die Unverheiratheten die Ausnahme bildeten. Diese drei Bischöfe redeten auf den Synoden gegen Gregor's Gesetz; allein vergebens. Das bethörte Volk, von Mönchen erhitzt, glaubte, nur ein unverheiratheter Priester sei rein. Die Großen fürchteten das Vererben der geistlichen Pfründen. Die Mönche waren gegen die Weltgeistlichen, welche über ihre Sittenlosigkeit eiferten und auf Erneuerung der alten Ordensregeln drangen, erbittert und vergalten ihnen jetzt Gleiches mit Gleichem. Die Priester selbst hatten auf den Synoden keine Stimme; die

wenigen Bischöfe aber, die sich ihrer Geistlichen annahmen, wurden von den vielen Äbten, welche auf den Concilien zugelassen waren, überstimmt; von den beiden bedeutendsten Bischöfen Deutschlands endlich war der Eine, Liemar, als Freund Heinrich's verhaßt, und der Andere, Siegfried, hatte nicht den Muth, die Sache gegen den Pabst zu vertheidigen. So ging Gregor's Wille durch. Schwerer hielt es dagegen mit der Erweiterung, welche Gregor den Geboten gegen die Simonie gab. Er untersagte nämlich 1075 die sogenannte Investitur, d. h. die Belehnung der Bischöfe und Äbte mit Ring und Stab durch den weltlichen Lehensherrn oder mit anderen Worten die Vergebung der geistlichen Stellen durch Weltliche. Durch diesen Schritt regte er die ganze weltliche Macht gegen sich auf, er gab aber bis zu seinem Tod auch hierin nicht nach, und machte es seinen Nachfolgern möglich, die Sache endlich dennoch zu Stande zu bringen. Gregor warf sich dadurch, daß er mit unerschütterlicher Festigkeit auf seinen Forderungen bestand, recht eigentlich zum Gebieter der Welt auf. Er strauchelte aber auf der schwindelnden Höhe, die er erreicht hatte; denn er ward herrschsüchtig, und erbitterte dadurch, so wie durch seine Heftigkeit viele seiner bisherigen Freunde gegen sich. Doch blieb sein Leben rein, wie es immer gewesen war; das gestehen auch seine ärgsten Feinde zu, und die Lüge, daß seine Vertraulichkeit mit Mathilde von Tuscien in späterer Zeit zu einem verbotenen Umgange geworden sei, ist ebenso elend ersonnen, als lächerlich. Übrigens hat sich unter dem Titel Hildebrandische Dictate ein Buch erhalten, in welchem Gregor's System in deutlichen, leicht zu übersehenden Sätzen der Welt dargestellt und der Begriff von päbstlicher Machtvollkommenheit bis aufs Äußerste gesteigert ist. Daß es von ihm verfaßt wurde, ist mehr als zweifelhaft; jedenfalls enthält es aber seine Absichten und Gedanken.

Die Staatsklugheit Gregor's ward für niemand verderblicher, als für den deutschen König Heinrich IV. Dieser war thöricht genug gewesen, vom Pabst eine Unterstützung seiner Plane zu hoffen; Gregor, der durch seine Legaten die Lage Deutschlands hatte auskundschaften lassen, trat mit den sächsischen Bischöfen in genaue Verbindung, und schloß sich insgeheim an Rudolf, Welf und Berthold an, welche Heinrich's Übermuth

fürchteten. Auf dieſe Verbindung trotzend machten die neuen vom Gregor abgeſchickten Geſandten, die wegen der Beſetzung geiſtlicher Stellen Vorſtellungen thun und den König bei ſeinem Worte halten ſollten, dieſem nicht allein Vorwürfe darüber, daß er den Sachſen ſein zwei Jahre früher in der Noth gegebenes Verſprechen im Stolze des Sieges nicht halten wollte, ſondern ſie luden ihn ſogar, als wenn der Pabſt ſein Richter wäre, unter Androhung der Excommunication auf einen beſtimmten Tag nach Rom, um dem Pabſte Rede zu ſtehen (1076). Dadurch ward der junge, heftige König zum Äußerſten getrieben. Er wies die päbſtlichen Legaten mit Hohn von ſich, und berief ſeine Biſchöfe zu einer Berathung über die Anmaßung des Pabſtes nach Worms. Hätte er dies gethan, um mit der Geiſtlichkeit zu überlegen, wie man die Unabhängigkeit der deutſchen Krone und der deutſchen Kirche in ſo drohender Gefahr retten könne, ſo würde man ſeinen Schritt begreiflich und lobenswerth finden; er hatte aber dabei keine andere Abſicht, als über das ganze Betragen des Pabſtes eine Unterſuchung anzuſtellen, und dies war ebenſo unklug, als widerrechtlich und gewagt. Ganz abgeſehen davon, daß Heinrich's Recht, die volle Gewalt eines Königs von Italiens auszuüben, wegen noch nicht ſtattgehabter Krönung und Huldigung beſtritten werden konnte, brauchte Gregor noch aus vielen anderen Gründen den von Heinrich beſtellten Gerichtshof nicht anzuerkennen. Heinrich ſcheint übrigens das Erſtere nicht einmal geahnt zu haben; denn er verfuhr gerade in Italien bei der Beſetzung der Bisthümer am ärgſten, er lachte des Verſprechens, welches er früher dem Pabſte gegeben hatte, ernannte den Prieſter Thebald, obgleich Gregor mit allen ſeinen Anhängern denſelben verworfen hatte, zum Erzbiſchof von Mailand, und beſetzte ſogar nahe am römiſchen Gebiete die Bisthümer von Fermo und Spoleto, ohne den Pabſt zu fragen. Das Letztere war freilich zugleich das Klügſte, was Heinrich thun konnte; denn Gregor hatte nicht nur in Rom Feinde weil er dort eine Polizei einzuführen ſuchte, ſondern er war auch in Italien überhaupt verhaßt, weil er unter den entarteten Geiſtlichen des Landes Ordnung halten wollte. In und um Rom waren nämlich zur Zeit Gregor's VI. und ſeiner Gegenpäbſte Misbräuche eingeriſſen, welche alle Ruhe und Sicherheit aufgehoben

hatten. Man hatte in der Stadt selbst Thürme oder Burgen angelegt, und da es der Regierung unmöglich war, diese Schlupfwinkel zu zerstören, so war Alles der Willkür und Habsucht einiger wenigen Gewalthaber preisgegeben. Cenci, einer dieser Räuber, erlaubte sich sogar zu Ende des Jahres 1075 einen unerhörten Streich gegen den Pabst selbst. Um nämlich von Gregor ein Versprechen der Unverletzlichkeit zu erhalten, beschloß er, den Augenblick, wo derselbe, auf seine geistliche Majestät und auf die Feier des größten Festes vertrauend, ohne Wache in der Kirche war, zu benutzen, um sich seiner Person zu bemächtigen. Er überfiel ihn mit seinen Schaaren am Weihnachtsabend während des Abendmahls, ließ ihn am Altare selbst festnehmen und in einen Thurm werfen. Die Frevelthat ward schon am nächsten Morgen gerächt; das erbitterte Volk stürmte und zerstörte die Burg des Räubers, und befreite den Pabst. Cenci floh mit seinem Anhange zu dem Erzbischof Guibert von Ravenna, der, wie fast alle lombardischen Geistlichen, sich dem Pabste Gregor und seinen Planen widersetzte, und das eigentliche Haupt seiner Feinde in Oberitalien war.

In Worms ward von den deutschen Bischöfen wirklich Gericht über Gregor gehalten, und auf alle möglichen erdichteten Beschuldigungen hin ein Mann abgesetzt, den man nicht einmal vorzuladen das Recht hatte. Das in den schmählichsten Ausdrücken abgefaßte Decret der Wormser Synode wurde durch eigene Gesandte zuerst an die lombardischen Bischöfe und, nachdem diese in einer Synode zu Piacenza ihm beigetreten waren, nach Rom gebracht. Gregor, welcher in dieser Absetzungsurkunde mit vollem Rechte nur die Äußerung eines ohnmächtigen Zornes erkannte, betrug sich anfangs mit Würde. Als ihn aber nachher seine Heftigkeit übereilte, ließ er sich von ihr so weit fortreißen, daß er auch die schlechten Mittel nicht verschmähte, um seinen Feind zu stürzen. Er regte Bischöfe und Fürsten gegen König und Volk auf; er zerbrach, um mit den Worten der Bibel zu reden, das geknickte Rohr vollends, und löschte den nur noch glimmenden Docht ganz aus, statt, wie sein Herr und Meister geboten, das niedergebeugte Rohr wieder aufzurichten und der erlöschenden Flamme neue Nahrung zu geben. Er wird darum auch mit Recht unter die

Feinde der Menschheit gezählt. Er hatte, als die Abgesandten der Synoden von Worms und Piacenza bei ihm erschienen, gerade seine Anhänger zu einem Concil in Rom versammelt, und vergalt mit Hülfe derselben dem deutschen Könige Gleiches mit Gleichem. Jetzt wurden nicht mehr blos Heinrich's Freunde verflucht, die er schon früher aus der Gemeinschaft der Kirche ausgestoßen hatte, nicht blos der Erzbischof von Mainz, das Haupt der deutschen Geistlichkeit, excommunicirt, und alle Bischöfe, welche dem Beschlusse gegen ihn zugestimmt hatten, mit dem Banne belegt oder abgesetzt, sondern auch der König selbst von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen und seiner königlichen Würde verlustig erklärt; ja, es wurden sogar, was auch damals unerhört schien, alle die, welche ihm als Unterthanen gehuldigt hatten, von ihrem Eid entbunden, weil dies den Absichten Gregor's diente und für die Unzufriedenen im Reich ein Signal sein sollte. Damit die Sache ihre Wirkung nicht verfehle, ward sie in vielen, öffentlich durch Legaten und heimlich durch Briefe verkündigten Botschaften den auf einen Vorwand zum Abfall harrenden Gegnern Heinrich's in Deutschland kund gethan; und mit schlauer Gewandtheit wurden diese Legaten mit der Vollmacht versehen, jeden wegen der Simonie oder wegen anderer Vergehungen mit dem Banne belegten Geistlichen loszusprechen, sobald er den König aufgebe und auf die Seite seiner Gegner trete.

Der Ausspruch des Pabstes und das Decret Heinrich's, welcher gleich nachher durch den Bischof von Utrecht noch einen besonderen Bannfluch verkündigen ließ, wurden in den verschiedenen Gegenden des Reiches je nach der herrschenden Stimmung verschieden aufgenommen. In Italien, wo der Pabst verhaßt war, hatten die Lombarden bereits Heinrich's Ausspruch anerkannt. In Deutschland dagegen erhoben sich sogleich die Herzöge von Schwaben, Baiern und Kärnthen, und kamen überein, sich des Königs zu entledigen; auch die meisten anderen weltlichen und geistlichen Großen wandten sich dahin, wo die mächtigsten Fürsten den Ausschlag gaben. Selbst Otto von Nordheim, welchem Heinrich sein Vertrauen geschenkt, und dem er die Verwaltung von Sachsen übertragen hatte, gesellte sich zu seinen Feinden. Man würde übrigens sehr irren, wenn man glaubte, daß es den Menschen jener Zeit an einem

guten und reinen Begriffe vom Kirchenbanne gefehlt, und daß man das Unsinnige einer Lösung des Eides der Treue durch einen erbosten Geistlichen nicht eingesehen habe; nein, es war den Gegnern Heinrich's nur um einen Vorwand zur Empörung, gleichviel welchen, zu thun, und wie sie den Anlaß benutzten, den ihnen der Pabst gab, so hätten sie sich auch jedes anderen Vorwandes bedient. Wir haben dafür das Zeugniß eines edeln und würdigen Gelehrten jener Zeit, Gueurich's von Trier, der sich über Gregor's Verfahren klar, bestimmt und ruhig ausspricht und, nachdem er von dem Hauptgegner Heinrich's in Deutschland, Rudolf von Schwaben, gezeigt, daß derselbe keine besseren Sitten, als Heinrich, hatte, mit folgenden Worten fortfährt: „Es gibt auch noch Andere, die sich durch Blut den Weg zum Throne gebahnt, ihr Haupt mit einem blutbefleckten Diademe geschmückt, ihre Herrschaft durch Mord, Raub und Hinrichtungen befestigt haben, sowie manche Andere, welche ihre Anverwandten, die zugleich ihre Herren waren, getödtet haben, um die Güter derselben an sich reißen zu können. Diese Alle werden Freunde des Pabstes genannt, mit seinem Segen geehrt und von ihm als sieggekrönte Fürsten begrüßt. Heinrich dagegen wird, weil er seine von Vater und Großvater ererbte Herrschaft zu behaupten entschlossen ist, ein Bösewicht genannt, ungehört verdammt, und mit dem Banne belegt. Aber wenn er auch noch so gottlos und schlecht sein mag, wenn ihm auch noch Ärgeres vom Pabste vorgeworfen werden könnte, darf ich deshalb den ihm geleisteten Eid brechen und, weil er böse ist, selbst als Eidbrüchiger wissentlich die ewige Verdammniß auf mich laden? Nein, ich darf es weder, noch thue ich es; denn ich habe in den heiligen Schriften gelesen, daß die heiligen Väter und die gepriesenen Bekenner und Verehrer Gottes Schlechten und Gottlosen nicht nur Eide geleistet, sondern auch mit der größten Gewissenhaftigkeit gehalten haben."

Die deutschen Fürsten und Bischöfe kamen in Tribur zusammen, um über das Schicksal Heinrich's zu entscheiden, der ihnen gegenüber auf der anderen Seite des Rheins seine Anhänger versammelte. Sie waren um so eher geneigt, den König aufzuopfern, da der Pabst ihnen dies als eine Gelegenheit, alle ihre Schuld auf Heinrich zu wälzen, zu erkennen gab. Ließ doch

Gregor ihnen durch seine Legaten erklären, daß er mit Ausnahme des Königs allen Verstoßenen Gnade gewähren wolle, wenn sie auf die Seite des Pabstes treten wollten! Heinrich stand allein; denn sein treuer Freund, Gottfried von Lothringen, war kurz vorher gestorben, und die meisten anderen Fürsten hatten ihn verlassen. Jetzt hätte er die Größe des Geistes, die man später an ihm nicht vermißt, entfalten sollen; er verzagte aber, und fügte sich den Befehlen seiner Unterthanen. Die versammelten Fürsten faßten den Beschluß, es solle dem König ein Jahr Zeit gelassen werden, um sich mit dem Pabste zu versöhnen, der Letztere solle auf einem schon nach vier Monaten in Augsburg zu haltenden Reichstage die Klagen gegen den König anhören und dann als Richter entscheiden; wenn Heinrich von ihm nicht freigesprochen werde, so verliere er allen Anspruch an die Krone; bis zur Entscheidung darüber aber müsse er sich der Regierungsgeschäfte enthalten und als Privatmann leben. Der ganze Beschluß hatte keinen anderen Zweck, als den König auf eine solche Weise zu stürzen, daß dabei der Schein gewahrt werde. Heinrich, der in seiner Schwäche Alles einging, konnte sich darüber unmöglich täuschen. Nichts von Allem mußte er aber mehr fürchten, als den Reichstag zu Augsburg; denn hier waren die unversöhnlichen Sachsen, sowie Rudolf und dessen Spiesgesellen, welche, einmal treulos, nie mehr wahre Freunde werden konnten, nicht blos seine Ankläger, sondern auch seine Richter. Er sah dies ein, und da nicht der Reichstag, sondern die päbstliche Absolution die Grundbedingung war, so faßte er vor allem Anderen die Letztere ins Auge. Er hoffte sie von Gregor durch ein kleines Opfer zu erhalten, und eilte darum ohne kaiserliches Gefolge mitten im Winter nach Italien. Da die treulosen Herzöge alle deutschen Pässe verlegt hatten, so mußte er den Umweg durch die Franche-Comté und Savoien einschlagen. Er war nur von seiner Gemahlin, seinem kleinen Sohn und einem gemeinen Diener begleitet; denn er hatte sich, um die Kosten der Reise herbeizuschaffen, vergebens an Viele gewandt, die er einst mit Wohlthaten überhäuft hatte, und also die traurige Erfahrung gemacht, wie das Unglück die Menschen zurückscheucht, und wie auch Könige verlassen werden, sobald sie dem Haufen nichts mehr schenken können. Selbst seine

reich begüterte Schwiegermutter, die verwittwete Markgräfin Adelheid von Susa, und ihr Sohn Amadeus dachten niedrig genug, sich von dem hartbedrängten Freund und Verwandten die Erlaubniß zum Durchgange durch ihre Pässe mit der Abtretung eines Landstriches abkaufen zu lassen.

Gregor hatte, als ihm der von seinen deutschen Freunden gefaßte Beschluß zugekommen war, sogleich die Reise nach Deutschland angetreten, und war schon im Norden der Apenninen angekommen, als Heinrich nach einer gefahrvollen Winterreise über den Mont Cenis in Italien erschien und die Lombarden sich sogleich in großen Schaaren um ihn sammelten. Da die deutschen Fürsten keine Hülfe geschickt hatten, um den Pabst durch die feindselige Lombardei zu geleiten, so suchte er schnell bei seiner Freundin, Mathilde von Tuscien, Schutz, und begab sich nach Canossa, einer festen Burg derselben in den Apenninen. Hier erwartete er nichts weniger, als daß Heinrich ihn demüthig um Absolution bitten werde. Dieser hatte aber zu gewaltsamen Mitteln kein Vertrauen mehr, und statt sich an die Spitze der Lombarden zu stellen und den Pabst mit den Waffen anzugreifen, ließ er die mit ihm verwandte Gräfin Mathilde, seine Schwiegermutter Adelheid, ihren Sohn Amadeus, seinen Pathen, den Abt Hugo von Clugny, und den Markgrafen Azzo von Este, welche alle bei dem Pabst in großem Ansehen standen, um ihre Vermittelung bitten. Gregor war wohl eigentlich entschlossen, seinen deutschen Verbündeten Wort zu halten und seine Sache zu der ihrigen zu machen; auch konnte er, tödtlich mit Heinrich entzweit, nur dadurch zu seinem Ziele gelangen; allein diejenigen, die sich jetzt für den König verwendeten, waren lauter Leute, welche Gregor nicht entbehren konnte. Sie begaben sich zu ihm, und baten dringend, dem Gesuche Heinrich's, der die Lösung vom Bann um jeden Preis zu erhalten wünschte, zu willfahren. Die Gründe der Staatsklugheit konnte ihnen Gregor nicht mittheilen, die Weigerung aber wäre unbarmherzig gewesen, und hätte eine feindselige Gesinnung gezeigt, wie sie der Statthalter Christi nicht haben sollte; was blieb daher dem Pabst anders übrig, als alle Bedingungen so zu stellen, daß, wie es schien, selbst ein geringerer Mann, als Heinrich, sie unmöglich eingehen konnte? Dieser jedoch, leichtsinnig wie er war

und ohne Begriffe von persönlicher Würde oder von der Würde des Reiches, suchte nur die Absolution zu erhalten, und war ganz unbedenklich über die Art, sie zu erhalten. So kam es dann am 25. Januar 1077 zu der schmählichen Scene in Canossa. Der Pabst hatte verlangt, daß der König sich einer harten Buße unterwerfe, um seine Schuld gegen das Oberhaupt der Kirche zu sühnen, und Heinrich ward, um dies zu vollbringen, in die mit einer dreifachen Mauer umgebene Burg Canossa geführt. Hier stand er zwischen der zweiten und dritten Mauer ohne Gefolge und ohne königlichen Schmuck, im Büßerhemd und mit nackten Füßen drei Tage hinter einander vom Morgen bis zum Abend, ohne die mindeste Speise zu sich zu nehmen, und flehte als gemeiner Büßender um die Absolution des Pabstes. Dieser ertheilte sie ihm endlich am vierten Tag auf dringendes Bitten der Gräfin Mathilde, und nachdem der Abt von Clugny nebst einigen anderen Geistlichen und Fürsten Bürgschaft für Heinrich geleistet hatten. Er gab sie aber nur unvollkommen und auf Schrauben gestellt. Heinrich sollte sich noch vor dem Reichstage dem Pabste stellen, um sich gegen die wider ihn erhobenen Anklagen zu vertheidigen, und dann nach dem Spruche des Pabstes die Krone entweder behalten oder verlieren; bis dahin aber sollte er den königlichen Schmuck nicht anlegen, keine Regentenhandlung verrichten, und Alle, welche ihm Treue geschworen hatten, ihres Eides entbunden halten; würde der Pabst ihm die Krone wieder verleihen, so sollte er ihm zur Begründung der kirchlichen Ordnung im Reiche mit allen Kräften behülflich sein; endlich sollte er, wenn er auch nur einer einzigen dieser Vorschriften zuwiderhandle, für überwiesen erklärt, die Aufhebung des Bannes ungültig und die Fürsten zu einer neuen Königswahl berechtigt sein.

Einen ganz anderen Ausgang des Zwistes hatten die italiänischen Bischöfe, mit Ausnahme der eigentlich römischen Geistlichkeit und einiger wenigen Anderen, gewünscht und erwartet; denn ihr Nutzen war von dem der deutschen Fürsten sehr verschieden. Die Letzteren wollten lieber dem entfernten Pabst, als dem nahen Landesherrn gehorchen, die Italiäner dagegen lieber einem weit entfernten weltlichen Gebieter, der sie im Nothfall gegen die wilden Grafen und Herren schützen konnte, als dem nahen Lenker

der Kirche, welcher viel verlangte und des Schutzes der Waffen für sich selbst bedurfte. Die beiden erbittertsten Gegner Gregor's in Italien waren der Erzbischof Guibert von Ravenna und der Erzbischof Thebald von Mailand, die angesehensten Geistlichen des Landes, deren Vorgänger dem römischen Stuhle lange den Rang streitig gemacht hatten. Schon um dieser beiden Bischöfe willen hätte Gregor für sich selbst eine bewaffnete Unterstützung nöthig gehabt; denn Guibert von Ravenna war das eigentliche Haupt seiner Gegner in Italien, und die mailändische Kirche hatte schon vor einem Jahrzehnt mit der römischen völlig gebrochen. In Italien waren nämlich in der letzten Zeit eifernde Frömmler aufgetreten, welche, mit manichäischen Grundsätzen (s. Th. IV. S. 433) erfüllt, den Leib zu ertödten befahlen, weil er vom Teufel und aus seinem Reiche sei. Sie predigten gegen die Laster der Geistlichkeit, und verlangten von den Dienern des Altars übermenschliche Strenge. Da diese Fanatiker in dem mailändischen Sprengel immer mehr Anhang erhielten, so mußte man ihnen dort einigermaßen nachgeben, und es war daher nicht gerade nachtheilig, daß ein begeisterter, wiewohl zu heftiger Priester in Mailand, Arialb, schon vor der Einführung des Cölibats durch Gregor gegen die Priesterehe auftrat (um 1062). Er gerieth darüber in Zwist mit seinem Erzbischof, Guido oder Wido; aber der Pabst Alexander II. nahm sich seiner an, und schickte nicht nur die beiden ärgsten Gegner der Priesterehe, Hildebrand und Anselm von Lucca, nach Mailand, sondern ertheilte auch dem bedeutendsten Manne von Arialb's Partei, Erlembald, den Titel eines römischen Gonfaloniere oder Bannerträgers, eine Würde, die späterhin selbst von Fürsten sehr gesucht wurde, und durch welche der Letztere eine Art von Vogtei im Mailändischen erhielt. Es kam hierauf in Mailand bald zu einem förmlichen Kriege zwischen den Parteien; das Blut floß in Strömen, Arialb ward von seinen wüthenden Gegnern grausam gemordet, und Erlembald mußte sich flüchten. Unter diesen Umständen hielt es Guido, welcher bereits hoch in Jahren war, für gerathen, einem jüngeren Manne den Platz zu räumen. Er überließ 1068 die erzbischöfliche Würde einem ihm befreundeten Geistlichen, Gottfried, und dieser erlangte für Geld vom deutschen Könige die Bestätigung. Erlembald und

seine Partei ernannten aber einige Jahre später, ohne die Rechte der mailändischen Kirche zu achten, einen jungen Mann, Atto, zum Erzbischof. Die erbitterten Geistlichen und Bürger mishandelten und verjagten zwar den Letzteren, Gregor bestätigte ihn aber, und Erlembald bot seine ganze Macht auf, um ihn den Mailändern mit Waffengewalt aufzudringen. Darüber ging ein großer Theil der Stadt in Flammen auf, und Erlembald selbst ward endlich (1075) erschlagen. Die Mailänder wandten sich hierauf an den deutschen König. Dieser wollte weder den vom Papste verworfenen Gottfried bestätigen, noch auch den von Erlembald ernannten und von Gregor begünstigten Atto anerkennen; er ließ daher durch die Mailänder einen neuen Erzbischof, Thebald, ernennen und ertheilte ihm die königliche Bestätigung. Dies war neun Monate vor dem Fürstentage zu Tribur geschehen, und Thebald stand, wie Guibert von Ravenna, mit Gregor in offenem Krieg, als der von seinen Fürsten verrathene König in Italien erschien.

Heinrich's feige Demüthigung vor dem Pabste rief in der Lombardei eine allgemeine Erbitterung gegen ihn hervor. Besonders waren Thebald, Guibert und die anderen Bischöfe über ihn aufgebracht. Die Städte empfingen ihn theils gleichgültig und kalt, theils verschlossen sie ihm geradezu ihre Thore; die Mailänder aber ließen ihren neuen Bischof im Stich und fügten sich dem Pabste. Bald änderte sich jedoch die Scene. Gregor erließ gleich nach dem Auftritt in Canossa ein Schreiben an seine deutschen Freunde, welches hinreichend beweist, daß es ihm mit der Aussöhnung nicht ernst war; Heinrich aber sah seinen Fehler ein, fühlte jetzt erst, welche Schmach er auf sich geladen habe, und erhielt, da auch seine Getreuen aus Deutschland sich nach und nach um ihn sammelten, wieder Muth. Er trat offen als Gegner des Pabstes auf, verhaftete die von demselben nach Mailand abgeordneten Legaten, und hätte ihn selbst nebst der Mathilde aufgehoben, wenn sich Beide nicht durch schnelle Flucht gerettet hätten. Schon hatte er nach uralter Sitte das lombardische Volk zu einer Versammlung auf den roncalischen Feldern am Po berufen, als er genöthigt wurde, nach Deutschland zurückzueilen (April 1077). Dort hatten nämlich die Unzufriedenen nicht sobald erfahren, was in Canossa vorgefallen sei, als sie schon im Februar eine Ver-

sammlung zu Ulm hielten und daselbst übereinkamen, daß man nun das Äußerste wagen müsse. Zugleich beraumten sie eine neue, zahlreichere Versammlung zu Forchheim an, und luden auch den Pabst dahin ein. Daß dieser nicht kam, dafür sorgte Heinrich. Auch die eigentliche Absicht seiner Gegner in Deutschland war nicht so leicht durchzusetzen, als dieselben dachten. Die größeren Fürsten hatten zwar Heinrich's Absetzung schon längst beschlossen; vom Klerus aber willigte, ungeachtet der elende und schwache Siegfried von Mainz mit dem Beispiele des Abfalls voranging, nur ein kleiner Theil der Bischöfe in den Schritt der großen Herren ein, die niedere Geistlichkeit dagegen sammt dem Volke verließ ihren König nicht. Auch die kleineren Herren, welche durch Heinrich nie beleidigt worden waren, hielten an ihm. Sie sahen in Heinrich ihren Schützer, in den großen Herren dagegen, die er gekränkt hatte, ihre eigenen Feinde. Natürlich wurden diese alle nicht gehört, der Thron von der Versammlung zu Forchheim für erledigt erklärt und Rudolf von Schwaben am 15. März 1077 zum König erwählt. Aber das Volk, das, wenn es sich selbst überlassen bleibt und nicht irre geleitet wird, das Gefühl des Rechtes stets bewahrt, zeigte sogleich deutlich, wie es darüber denke. Als Siegfried seinen neuen König in Mainz krönte, fielen die Bürger der Stadt über des Letzteren Leute her, und es entstand ein förmlicher Kampf, in welchem über hundert Bürger das Leben verloren. Auch die Wormser wollten nichts von Rudolf wissen; sie verjagten ihren Bischof, weil er zur Partei desselben gehörte, und verschlossen ihm selbst die Thore ihrer Stadt. Ebenso ward der Bischof von Würzburg aus seiner Stadt vertrieben. Selbst in Schwaben, wo doch Rudolf den größten Anhang hatte, erhob man sich gegen ihn. Dieser befand sich daher, als Heinrich nach Deutschland zurückkam, in einer bedenklichen Lage. Doch hörte auch damals das Unglück nicht auf, seinen Gegner zu verfolgen; Heinrich reiste aber im Druck und unter Widerwärtigkeiten, und ward durch das Misgeschick kräftiger. Er wäre auch groß und preiswürdig geworden, wenn er die unverbrüchliche Treue, den hohen Sinn und die mit Bewußtsein und Einsicht verbundene Liebe eines Ulrich, Eberhard und Hartmann, eines Liemar von Bremen, eines Udo von Trier, der beiden Burkard,

eines Dietrich von Verdun und jener wenigen Anderen, deren Namen die undankbare Mitwelt in Vergessenheit sinken ließ, hätte belohnen können oder belohnen wollen. Die Nation wird stets den Aberglauben beklagen und verwünschen, der in einem Zeitalter, wo nur Pfaffen schreiben konnten, bewirkt hat, daß dieser Edeln hoher Sinn, ihre Treue gegen den König und Freund und ihre in Elend und Armuth, in Ketten und Bann und selbst im Tode bewiesene unwandelbare Anhänglichkeit an die Sache des Vaterlands, der Vernunft und des Rechtes nicht allein nicht nach Verdienst geehrt und gepriesen, sondern vielmehr vom Geifer elender Pfaffen beträufelt worden ist! Eines ewigen Namens und unsterblichen Ruhmes werth, wären sie von Griechen und Römern in Liedern und Reden patriotisch gepriesen und ihr Andenken als das der würdigsten Helden der Nation uns und unseren Enkeln bewahrt worden.

Heinrich, der seinen Anhängern in Italien seinen jungen Sohn Konrad als Geißel und Vereinigungspunkt zurückgelassen hatte, eilte durch die Päße von Kärnthen nach Baiern, zog hier den Herzog Wratislav II. von Böhmen mit seinen rohen Völkern an sich, und brachte bald ein bedeutendes Heer zusammen, welches schnell durch den Übertritt vieler Anhänger Rudolf's vermehrt wurde. Den nun entstehenden Kampf benutzte der Herzog Boleslav II. von Polen, um dem Reiche zum Trotz den Königstitel anzunehmen. Rudolf mußte vor seinem Gegner weichen, sein Herzogthum Schwaben wurde von den einbrechenden Böhmen schrecklich mishandelt, und seine Anhänger fingen an das Vertrauen in ihre Sache zu verlieren. Der Pabst selbst änderte, über Heinrich's Glück bestürzt, seine Politik, und vermehrte dadurch das Schwanken der Gegner desselben. Er nahm nämlich seine Stellung zwischen den Parteien, erklärte sich weder für noch gegen Rudolf's Wahl, und zauderte sogar, den Bannfluch gegen Heinrich zu erneuen. Er bediente sich dabei einer ächt italiänischen List; denn während der Patriarch von Aquileja auf einer von Heinrich in Schwaben gehaltenen Versammlung vorgebliche Briefe Gregor's zeigte, vermöge deren er die Lossprechung des Königs ankündigen sollte, hatte der zu den Sachsen gesandte Legat Bernhard in Goslar den Bann förmlich erneut und Rudolf's Wahl gebilligt,

so daß also der Pabst, je nach den Umständen, den Einen oder den Anderen seiner Vertreter beschuldigen konnte, seinen Auftrag überschritten zu haben. In eben dem Sinn und nach jeder Seite hin zu gebrauchen waren auch die Erklärungen, die er nothgedrungen geben mußte. Er hütete sich wohl, einen bestimmten Ausspruch zu thun, und erneute auf einer in Rom gehaltenen Synode (1078) den Bannfluch gegen Heinrich nicht, sondern erließ ihn in allgemeinen Ausdrücken gegen jeden, der die Aussöhnung des geistlichen und weltlichen Oberhauptes hindern und die Zusammenkunft des Ersteren mit den Deutschen stören oder unmöglich machen werde. Mit einem solchen Verfahren reimte es sich wohl, daß Gregor die Bibel für ein gefährliches Buch hielt, und die reine Moral des Evangeliums lieber unter die Bischofsmützen, Mönchskutten und Meßgewänder wollte versteckt haben, weil er sicher war, daß sie dort keinen Schaden thue. „Ich kann," antwortete er einst dem Herzoge von Böhmen, als dieser ihn um Erlaubniß gebeten hatte, den Gottesdienst auch ferner in slavischer Sprache zu halten, „ich kann dein Gesuch durchaus nicht gewähren. Es hat nämlich dem Allmächtigen mit Recht gefallen, daß die heilige Schrift an manchen Stellen dunkel sei, weil sie, wenn sie Allen klar und verständlich wäre, an Ansehen und Bedeutung verlieren und durch Misverständnisse die weniger Fähigen in Irrthum führen würde. Man darf dagegen nicht als Entschuldigung und Rechtfertigung anführen, daß einige fromme Männer die Sache zugegeben und stillschweigend geduldet haben; denn die Kirche hat in ihrer Kindheit vieles zugelassen, was später, als das Christenthum befestigt war und sich ausgebreitet hatte, in Folge einer sorgfältigeren Prüfung verbessert worden ist."

Der gesunde Sinn des Volkes ließ sich durch pfäffische Spitzfindigkeit und Tücke nicht irre machen. Es sammelte sich um Heinrich, der zwar mit ungeübten Bürgern und Bauern dem trefflich gerüsteten und der Waffen gewohnten Gefolge Rudolf's und seiner Fürsten nicht gewachsen war, dafür aber nach Niederlagen immer mächtiger wieder hervorkam, weil die Leute, welche seine Sache als die ihrige ansahen, sogleich aufs neue zu ihm strömten. Die Grausamkeiten waren auf beiden Seiten so abscheulich, daß z. B. einst die Truppen Rudolf's zwölftausend be-

siegte Bauern theils niedermetzelten, theils schrecklich verstümmelten. Besonders wurden die armen Wenden, welche in Sachsen und Franken zahlreich angesiedelt waren, als gute Beute angesehen. Sie hatten bisher dem Könige gehört, und da sie sich unter seinem Rechte wohl fühlten, so stritten sie für ihn und leisteten ihm wesentliche Dienste. Der Adel und die höhere Geistlichkeit benutzten die Gelegenheit, um dem Landvolke den letzten Rest der Freiheit zu entreißen. Am besten befanden sich in dieser schrecklichen Zeit die sächsischen Großen, welche insgesammt aus der Verbannung zurückgekehrt waren. Sie waren Herren und Gebieter in ihrem Lande, fühlten von dem Jammer des Krieges, welcher Baiern, Franken, Schwaben und die Rheingegenden verödete, durchaus nichts, und bemächtigten sich der Einkünfte der Bischöfe, welche zu Heinrich hielten.

Im ersten Jahr und im größten Theile des zweiten wechselte das Glück, bis sich Heinrich bei Melrichstadt im Würzburgischen in ein entscheidendes Treffen einließ (August 1078). Er selbst siegte auf seinem Flügel über das ihm gegenüberstehende Heer der Bischöfe von Magdeburg, Halberstadt, Merseburg, Mainz, Würzburg und Worms, nahm Siegfried von Mainz und Adelbert von Worms, sowie den päbstlichen Legaten Bernhard und den Oheim des Herzogs Magnus, Hermann, gefangen; allein Otto von Nordheim und der Pfalzgraf Friedrich von Sachsen schlugen seine Truppen auf der entgegengesetzten Seite und entrissen ihm den Sieg wieder. Er verzagte, des Unglückes schon gewohnt, auch unter diesen Umständen nicht, und erholte sich bald wieder von dem erlittenen Schlag. Ueberhaupt erfuhr er manche Gunst des Geschickes, das ihn nie ganz sinken ließ, und ihn noch mehr erhoben haben würde, wenn er den vielen edeln Männern unter seinen Anhängern, besonders dem Dietrich von Verdun, dem würdigsten Bischofe seiner Zeit, mehr gefolgt wäre. Wie weit dieser treffliche Mann, den seine Zeitgenossen durch den Beinamen des Großen geehrt haben, über alle Anderen hervorragte, mögen einige nähere Angaben zeigen. Dietrich erhob nie, auch aus Liebe zu seinem König und Freund nicht, seine Stimme für das Unrecht, und wurde daher von allen Gegnern gescheut und geachtet. Er reiste im Anfange dieses Jahres, als niemand eine Botschaft an

Gregor übernehmen wollte, mit Benno von Osnabrück nach Rom. Hier wagte Keiner Hand an ihn zu legen; im Gegentheil, Volk, Adel und Geistlichkeit wurden durch ihn, durch Guenrich und Engelbert von Trier, sowie durch andere gelehrte, beredte und tugendhafte Geistliche so gestimmt, daß der Pabst die allergelindesten Saiten aufspannte, und sich auch nie mehr einfallen ließ, auf Dietrich, der weit außerhalb dem Bereiche seines Bannes war, einen ohnmächtigen Blitz zu schleudern. Als Dietrich wieder heimgekehrt war, half er dem König in Straßburg und Köln Bischöfe bestellen, weil er dies recht fand, und vertheidigte die freie Wahl derselben unter dem Einflusse des weltlichen Herrschers als ein Recht des Königs laut. Bald darauf starb der Erzbischof Udo von Trier, und nun arbeitete Dietrich den Hildebrandischen Pfaffen in Deutschland, welche einen ihrer Freunde an dessen Stelle bringen wollten, mit Nachdruck entgegen, und setzte den würdigen und gelehrten Engelbert, welchen Heinrich ernannt hatte, in Trier ein. Dies hinderte ihn aber nicht, noch in demselben Jahre, als Heinrich übel berathen in Utrecht Gregor wollte verfluchen lassen, mit seinen eigenen Feinden gegen ein solches Verfahren zu stimmen und sogar, als der König guten Rath verschmähte, sich heimlich zu entfernen, damit er nicht Zeuge oder Mithelfer sei, wenn Gottes Wort dem Hasse der Menschen diente. Nichts desto weniger lieh er dem Könige bald nachher wieder seine Feder, seine Stimme und seinen Degen für das Recht.

Heinrich suchte sich durch die Güter der aus Schwaben und Baiern vertriebenen Herzöge neue Freunde und Vasallen zu machen und die alten fester an sich zu knüpfen. Das Herzogthum Schwaben selbst ertheilte er im Frühling 1079 dem tapferen Grafen Friedrich von Büren, dessen Familie man nach ihrem Stammschlosse Staufen mit dem Namen der Hohenstaufen benannt hat, und ward so der erste Gründer der Größe dieses berühmten Hauses. Unterdessen gingen die päbstlichen Gesandten hin und her, und nahmen, wie sich einer der Gegner Heinrich's ausdrückt, nach der Art der Römer von beiden Theilen Geld. Gregor wurde, als die Dinge eine für Heinrich günstige Wendung zu nehmen schienen, immer behutsamer, und Rudolf klagte mit Recht laut, daß der Pabst sich nicht bestimmt über ihn erklären wolle. Auch die Sachsen,

bei denen der Legat Bernhard schon 1077 den König Heinrich aufs neue mit dem Banne belegt und Rudolf für den rechtmäßigen Beherrscher des Reiches erklärt hatte, waren äußerst aufgebracht, da der Pabst den Ausspruch seines Gesandten weder förmlich anerkannte, noch auch misbilligte. Gregor ließ sich zu keiner bestimmten Erklärung bringen, bis endlich ein neuer Sieg Rudolf's ihn aus der Verlegenheit herausriß. Die Schlacht, in welcher Heinrich aufs neue besiegt ward, wurde im Januar 1080 bei Flarchheim unweit Mühlhausen geliefert. Auch diesmal hatte Heinrich den Sieg bereits in Händen, als Otto von Nordheim, in dessen Anordnungen man stets eine bewundernswürdige Feldherrnkunst wahrnimmt, ihm denselben wieder entriß. Er verlor sogar sein ganzes Gepäck. Gregor ward durch Rudolf's Sieg, von dem er höchst übertriebene Nachrichten erhielt, endlich zu einem entscheidenden Schritte bewogen, welcher jede Aussöhnung mit Heinrich unmöglich machte. Er erneuerte den Bann und die Absetzung Heinrich's, und schickte dem Gegenkönige Rudolf eine Krone mit der stolzen Umschrift: Petra dedit Petro, Petrus diadema Rudolpho, d. i. Christus gab die Krone dem Petrus, Petrus aber dem Rudolf. Er machte also den armen Fischer Petrus, der sich am Himmelreich genügen ließ, das ihm der ewige König zum Lohne der Armuth und des Duldens, nicht des Herrschens verheißen hatte, zum Verleiher irdischer Kronen. Aber der Gott der Christen ist kein Gott der Tyrannei, der geistlichen so wenig, als der weltlichen. Das hatte Heinrich erfahren; das erfuhr auch Gregor. Heinrich hielt im Mai eine Synode zu Mainz, ließ den 1076 zu Worms gefaßten Beschluß der Absetzung Gregor's erneuen, Manifeste und Schriften gegen diesen in den Kirchen vorlesen und unter dem Volke verbreiten, und endlich von dreißig Bischöfen, welche zu einer Synode in Brixen versammelt wurden, Gregor's alten Feind, den Erzbischof Guibert von Ravenna, als Clemens III. an seine Stelle erwählen (Juni 1080).

Von Brixen aus wollte Heinrich, wie es scheint, gegen Rom ziehen; aber die Fortschritte seiner Feinde in Deutschland wurden bedenklich. Er kehrte also nach Franken zurück, und brachte dort so viele Leute zusammen, daß er schon zu Ende Septembers in Sachsen einfallen konnte. Hier war er jedoch kaum erschienen,

als er Fehler gegen die Kriegskunst machte, die durch keine Tapferkeit gut gemacht werden konnten. Er nahm bei Grona unweit Zeitz eine Stellung, in welcher er einen Sumpf und die Elster im Rücken hatte. Hier griffen ihn die Feinde unter der Führung Rudolf's und Otto's von Nordheim am 15. October 1080 an. Ungeachtet seiner ungünstigen Stellung gewann er das Feld, mußte sich aber auch diesmal den Sieg durch Otto's überlegenes Talent wieder entreißen lassen. Otto hatte nämlich eingesehen, daß die Reiterei, in welche man zu jener Zeit allgemein die Hauptstärke setzte, einem guten Fußvolk auf die Dauer nie gewachsen ist. Er hatte deshalb, mit Rücksicht auf den Boden und auf die Nähe des Sumpfes, ein Fußvolk in Rüstung eingeübt, und entschied mit demselben den Sieg zu Gunsten Rudolf's. Heinrich erlitt in dieser Schlacht einen ungemein großen Verlust, er wurde aber auch jetzt nach der Niederlage größer, als vorher; denn die Schlacht kostete seinem Gegenkönige das Leben. Rudolf, der sich auch in diesem Kampfe seines Stammes würdig bewies, hatte zuerst die eine Hand verloren und war dann so gefährlich im Unterleibe verwundet worden, daß er wenige Tage nachher in Merseburg starb. Die lebensgefährliche Wunde empfing er, wie es heißt, von jenem Gottfried von Bouillon, welcher später im ersten Kreuzzuge unsterblichen Ruhm erlangte. Man erzählt, daß Rudolf auf dem Todbette zu den ihn umgebenden Bischöfen gesagt habe: „Seht, das ist die Hand, mit der ich meinem Herrn Heinrich Treue geschworen habe! Jetzt muß ich Reich und Leben verlassen. Bedenket wohl, ob ihr, auf deren Antrieb ich den Thron des Reiches bestiegen habe, mich den rechten Weg geführt habt!" Zwar sind diejenigen, welche dies berichten, nicht in gleichem Grade zuverlässig; es könnte aber doch wohl sein, daß Rudolf trotz seiner stets bewährten Rüstigkeit vor dem Ende Zweifel geäußert habe, ob er den Bruch des Eides und der Treue vor Gott werde rechtfertigen können.

Heinrich bot einige Zeit nach der Schlacht an der Elster dem Herzog Otto, der in Sachsen ohne die Last des königlichen Namens König war, seine Abdankung unter der Bedingung an, daß man seinen ältesten Sohn zum Nachfolger im Reich erwähle; Otto lehnte dies aber ab, indem er sagte, er habe schon oft von einer

schlechten Kuh ein schlechtes Kalb fallen sehen, und wolle daher ebenso wenig vom Sohn, als vom Vater wissen. Selbst zu einem Waffenstillstande war er nicht zu bewegen. Heinrich hatte sich jedoch des übrigen Deutschlands größtentheils versichert; er konnte die Vertheidigung desselben denen, die er mit den Reichsgütern belehnt hatte, überlassen, und ruhig darüber sein, daß kein bedeutender Fürst eine streitige Krone annehmen werde, deren Besitzer nur ein Diener der Sachsen gewesen wäre. Er beschloß daher, nach Italien zu ziehen, wo zu derselben Zeit, als er in Deutschland eine Schlacht verlor, seine Freunde und Vasallen einen bedeutenden Sieg über Mathilde und ihre Vasallen erfochten hatten. Er fand hier freilich den Pabst im Bunde mit dem mächtigen Robert Guiscard, aber dieser war damals von einer anderen Unternehmung ganz und gar in Anspruch genommen.

7. Robert Guiscard, Gregor VII. und Heinrich IV.

Robert Guiscard und sein Bruder Roger hatten in den letzten zwei Jahrzehnten durch List und Gewalt, der Eine fast das ganze untere Italien, der Andere die Insel Sicilien in Besitz genommen. Roger hatte es dabei nur mit Mohammedanern zu thun gehabt, Robert Guiscard aber mit Griechen, mit longobardischen Fürsten, mit seinen eigenen Blutsverwandten und mit dem geistlichen Oberhaupte der Christenheit. Robert kannte jedoch keine Rücksicht, und ließ sich auch durch seinen dem Pabste geleisteten Lehenseid nicht abhalten, Güter des römischen Stuhles zu besetzen. Gregor hatte daher schon 1073 Robert Guiscard's Schwager, den Grafen Richard von Aversa, der von diesem hart bedrängt wurde und des Schutzes bedurfte, enge an sich geknüpft, und dagegen Robert Guiscard, so oft derselbe einen Ort, an den die Kirche einen Anspruch hatte, wegnahm, mit dem Bannfluche bestraft. Robert hatte sich aber durch keine Drohungen abschrecken lassen, seinem Staate die Rundung zu geben, die ihm nothwendig schien. Dessen ungeachtet war Gregor, schon als Heinrich die Buße in Canossa that, überzeugt, daß ihm der mächtige und kühne Normanne bei dem Streite mit den Deutschen doppelt gefährlich werden könne; er hatte daher bereits damals Unterhandlungen mit ihm angeknüpft, war aber sogleich wieder mit ihm zerfallen und hatte ihn

noch einmal in den Bann gethan. In den nächsten Jahren dagegen führten die veränderten Umstände allmälig eine Aussöhnung und Verbindung zwischen Beiden herbei. Gregor bedurfte wegen seines Streites mit den Lombarden, mit den Deutschen und bald auch mit einem Gegenpabst eine mächtigere Stütze, als Mathilde von Tuscien und Richard von Aversa waren; Robert aber hatte eine Unternehmung gegen das griechische Reich beschlossen, und wünschte deshalb Frieden mit dem Pabste zu haben. Beide söhnten sich daher 1080 mit einander aus; Robert leistete dem Pabste den Eid der Treue und Vasallenschaft, und gelobte ihm Schutz und Hülfe, wogegen Gregor ihm den Besitz von Calabrien und Apulien aufs neue zugestand, und selbst die nicht als rechtmäßig anerkannten Eroberungen Robert's wenigstens einstweilen in seine Hände gab. Daß der Pabst damals auch die Kaiserkrone dem normannischen Herzog oder seinem Sohne, Boemund I., verheißen habe, ist sehr unwahrscheinlich. Dagegen gab er, wie es scheint, seinen bisherigen Schützling, Richard's von Aversa Sohn, Jordan, auf; denn dieser eilte sogleich zu Heinrich, welcher eben nach Italien im Anzuge war.

Die Verbindung mit Robert Guiscard half freilich dem Pabste für den Augenblick nichts, da Robert nur an seinen Zug nach Griechenland dachte; doch hatte Gregor wenigstens den Vortheil, daß derselbe sich nicht an Heinrich anschloß, welcher gleich nach seiner Ankunft in Italien vergebens Unterhandlungen mit Robert anzuknüpfen suchte. Robert's Unternehmung gegen Griechenland ward durch die Unruhen begünstigt, in Folge deren sich zuerst Nikephorus Botoniates und dann Alexius I. in Constantinopel des Thrones bemächtigten (s. S. 221 ff.). Er hatte sogar einen scheinbaren Vorwand zu seinem Angriffe, weil der gestürzte Kaiser, Michael Parapinakes, früher sein Bundesgenosse gewesen war, und eine Tochter Robert's mit seinem Bruder verlobt hatte. Um jedoch nicht ganz als Räuber und Eroberer aufzutreten, gab er einen griechischen Mönch für den Kaiser Michael aus, und bei der Unwissenheit und Leichtgläubigkeit des sorglos nur dem Augenblicke lebenden Volkes im südlichen Europa fand er auch hie und da Glauben. Der Pabst Gregor, durch Heinrich's drohenden Anzug bedrängt, verstand sich seinem normannischen Bundesgenossen

zu Gefallen nicht allein dazu, den Kaiser Nikephorus, der sich um ihn und alle seine Lateiner nicht im mindesten kümmerte, in den Bann zu thun, sondern er forderte auch durch besondere Schreiben alle Bischöfe von Unteritalien auf, sich eines griechischen Betrügers, von dessen Betrug er selbst überzeugt war, und eines glücklichen Räubers, der diesen Betrüger schützte, anzunehmen. Zu einem solchen Schritte ließ sich derselbe Mann in der Noth treiben, der alle Welt von dem allgemein anerkannten Könige Deutschlands und Italiens, dem Sohne des mächtigsten Kaisers und der von ihm selbst so sehr begünstigten Agnes, abwendig zu machen suchte! Als Heinrich im Frühjahr 1081 nach Italien gezogen war und sogleich ungehindert bis nach Florenz vorrückte, bat Gregor den Normannen, der damals seine Rüstungen gegen die Griechen beendigt hatte, dringend um Hülfstruppen; Robert antwortete ihm aber, die Normannen dürften während der Fastenzeit kein Blut vergießen. Dies war allerdings bei den Normannen Brauch; aber wer könnte sich dessen ungeachtet des Lachens enthalten, wenn er bei einem grausamen Räuber auf einmal ein so zartes Gewissen gewahr wird? Nach den Fasten schiffte Robert seine Truppen sogleich ein, um nach Griechenland überzusetzen, nachdem er den Sohn seiner zweiten Gemahlin, Roger Bursa, für seinen Nachfolger erklärt, und dem Vormunde desselben, dem Grafen von Loritello, befohlen hatte, auf Heinrich's Fortschritte zu achten und, wenn die Zeit der höchsten Noth gekommen sei, dem Pabste zu Hülfe zu eilen. Den Sohn seiner ersten Gemahlin, Boemund I., der dem Vater an Tapferkeit, wiewohl nicht an Schlauheit gleich, aber noch wilder war, nahm er mit sich, weil er demselben ein Reich in Griechenland gründen wollte. Schiffe zur Überfahrt hatte er freilich nicht hinreichend; aber die Dalmatier liehen ihm gern ihre Flotte, weil Gewinn dabei war.

Robert Guiscard besetzte zuerst die Insel Korfu und fuhr von da nach der Stadt Durazzo, die er sogleich heftig bestürmte (Juni 1081). Zu seinem Unglücke hatte zwei Monate vorher Alexius I. den Kaiser Nikephorus Botoniates verdrängt, und zeigte gleich anfangs, daß es dem kühnen Normannen-Herzog nicht so leicht sein werde, einen griechischen Kaiser zu entthronen. Alexius wandte sich freilich vergebens an den Pabst; er gewann aber den Erz-

bischof von Capua und durch diesen den Fürsten Jordan, welcher jeden Augenblick von Robert vertrieben zu werden fürchtete, bewog die an seinem Hofe verweilenden normannischen Flüchtlinge zu einer Landung in Calabrien, und knüpfte mit dem deutschen König Unterhandlungen an, die jedoch von diesem nur benutzt wurden, um gegen das Versprechen einer Hülfe, welche er unmöglich gewähren konnte, soviel Geld als möglich zu erhalten. Die besten Bundesgenossen waren für Alexius die Venetianer; denn diese leisteten ihm wesentliche Dienste, da sie sowohl an Seemacht, als auch an Geschicklichkeit den Dalmatiern überlegen waren. Zwar wurde Alexius von Asien her durch die Seldschukken bedroht; allein er verschaffte sich dadurch freie Hand, daß er ihnen einige Districte abtrat. Robert's Angriff auf Durazzo mislang, trotz seiner verzweifelten Anstrengungen und trotz der Tollkühnheit seines Sohnes, weil er allzu schlechte Schiffe und noch schlechtere Maschinen hatte, und weil bald darauf die venetianische Flotte erschien, welche die Normannen mit Verlust zurückschlug und den Belagerten Lebensmittel brachte. Auch die griechische Flotte lief nicht lange nachher in den Hafen von Durazzo ein. Robert's Feinde waren seitdem Herren der See, und da er nun keine Zufuhr erhalten konnte, so gerieth er in nicht geringe Verlegenheit. Allein weder der Mangel, noch ausbrechende Seuchen, welche die Reiterei, den Kern seines Heeres, ihrer Pferde beraubten, noch die Nachricht, daß der griechische Kaiser selbst im Anzuge sei, konnten ihn zur Aufhebung der Belagerung bewegen. Gerade die Erscheinung des Letzteren verhalf ihm endlich zu einem glänzenden Sieg. Alexius hatte unterwegs ein allgemeines Aufgebot ergehen lassen, und zog mit einer schlecht bewaffneten, des Krieges und der Zucht ungewohnten Menschenmasse nach Durazzo, vielleicht weil er durch die Menge Schrecken einzujagen hoffte; er hatte aber nicht bedacht, daß er es mit Feinden zu thun habe, welche gar nicht wußten, was Furcht sei und sich von Kindesbeinen an im Lager und auf dem Schlachtfelde umhergetrieben hatten. Selbst diejenigen von seinen Truppen, die man allenfalls als eigentliche Soldaten ansehen konnte, waren unter einander durch Abkunft, Sprache, Religion, Sitte und Streitart ganz verschieden, standen unter keinem Alles ordnenden Oberbefehl und kannten kein Zusammen-

wirken; denn es waren Türken, fränkische, normannische und waragische Miethtruppen und achtzehnhundert jener Paulicianischen Ketzer (s. S. 95), die man gewaltsam aus Asien nach Thracien versetzt hatte. Auch der Oberanführer dieses Heeres war seinem Gegner nicht gewachsen; denn obgleich Alexius wohl ebenso tapfer, rüstig und stark als Robert war, so stand er doch an Schlauheit und Kriegserfahrung weit hinter ihm zurück. Gegen den Rath aller seiner älteren Officiere wagte der griechische Kaiser, als er in der Nähe von Durazzo angekommen war, eine Schlacht. In dieser ließen sich die Waräger, nachdem sie die ihnen gegenüberstehenden Feinde geworfen hatten, durch ihre Hitze zu weit fortreißen, und verhalfen so dem Normannen-Herzoge zum Siege. Bemerkenswerth ist, daß Robert's Gemahlin, die Longobardin Sikilgaita, in der Schlacht ein Commando hatte; sie scheint also, obgleich aus anderem Blut, eine Robert's würdige Amazone gewesen zu sein. Dieser erfocht einen vollständigen Sieg, und übernachtete im Zelte des Kaisers (October 1081). Nach der Schlacht fiel Durazzo durch den Verrath eines Venetianers, welchem Robert eine Summe Geldes gab, und dem er die Tochter Wilhelm Eisenarm's zur Gemahlin versprach. Zum Glücke für Alexius ließ sich damals Heinrich bestimmen, eine Scheinbewegung gegen Robert Guiscard's Reich zu machen, und zu gleicher Zeit landeten auch die normannischen Flüchtlinge in Apulien. Dies machte Robert Guiscard's Gegenwart in Italien nöthig. Er übertrug im Frühjahr 1082 den Oberbefehl seinem Sohne Boëmund, und kehrte in sein Reich zurück.

Heinrich war im Anfange des Sommers 1081 gegen Rom gezogen und hatte sich vor den Mauern der Stadt gelagert. Er war aber, da er einen Theil seines Heeres gegen die Burgen der Mathilde geschickt hatte, zu schwach gewesen, um eine Belagerung zu unternehmen, und hatte außerdem durch Krankheiten, die unter seinen Truppen einrissen, viel zu leiden gehabt. Er verließ daher im Juli die ungesunde Gegend von Rom, und wandte sich wieder nach dem Norden von Italien. Wie sehr die Bürger der Städte auch in Italien demselben Könige, den die geistlichen und weltlichen Herren als ihren Feind ansahen, ergeben waren, sieht man an dem Beispiele der Stadt Lucca, in welcher Heinrich den Rest des

Sommers zubrachte. Während der Bischof Anselm von Lucca sich bei Mathilde aufhielt und ihren kriegerischen Muth anfeuerte, war Heinrich über die ihm von den Bürgern der Stadt erwiesene Treue und Liebe so sehr erfreut, daß er ihnen Vorrechte und Freiheiten ertheilte, durch welche sich Lucca seit dieser Zeit von Jahr zu Jahr mächtiger neben dem blühenden Pisa erhob. Im Winter zog der König wieder gegen Rom, und machte dann auf Bitten des griechischen Kaisers eine Bewegung nach Süden hin, um den Herzog Robert zu schrecken.

Wegen der deutschen Angelegenheiten war er ganz unbesorgt, weil er sie seinen Freunden überlassen hatte, und weil Otto von Nordheim ein Gegner war, mit dem er selbst es zwar nicht aufnehmen konnte, neben dem aber auch jeder neu ernannte Gegenkönig eine traurige Rolle spielen mußte. An der Spitze seiner Partei in Deutschland standen die beiden Hohenstaufen, Friedrich von Büren und dessen gleichnamiger Sohn, welchem Heinrich 1079 seine Tochter Agnes vermählt hatte. Zur Wahl eines neuen Königs entschlossen sich Heinrich's Gegner in Deutschland blos aus dem Grunde, weil sie vor dem Volke den Schein wahren wollten. Doch schoben sie die Wahl bis in den Juni (1081) auf. Auch dann konnten sie lange nicht einig werden, bis sie endlich durch die Fortschritte, welche die Hohenstaufen machten, dazu getrieben wurden. Sie erwählten am 9. August, als das Heer ihrer Gegner unter dem jüngeren Hohenstaufen Friedrich bereits mit ihren eigenen Truppen zusammengetroffen war, den Grafen Hermann von Salm in Lothringen, einen Sohn des mächtigen Grafen Giselbert von Lützelburg oder Luxemburg. Der neue König eilte noch am Tage seiner Erwählung gegen die Feinde, welche bei Höchstädt an der Donau, einem durch Schlachten berühmten Orte, im Angesicht ihrer Gegner lagen, und gewann einen entscheidenden Sieg über sie. Er drang hierauf tief in Schwaben ein, wo die Hohenstaufen noch nicht festen Fuß hatten fassen können, bedrängte Augsburg, das, wie andere Städte, zu Heinrich hielt, und ging dann nach Sachsen, um sich weihen und krönen zu lassen. Otto von Nordheim aber, der mit Hermann's Wahl unzufrieden war, wußte die Krönung desselben bis ins nächste Jahr aufzuhalten; er ließ ihn überhaupt zu keinem

Ansehen im Reiche gelangen, und Hermann verlor als Schattenkönig natürlich auch die Macht, die er als Graf gehabt hatte, weil nichts mehr schadet, als eine hohe und selbst die höchste Stelle, wenn sie der Würde und des Glanzes entbehrt.

Heinrich zog zu Ende des Jahres 1082 zum dritten Male gegen Rom. Er suchte nämlich vor allen Dingen Gregor zu verjagen und Clemens als Pabst in Rom einzusetzen, da, wenn dies vollbracht war, das Übrige sich von selbst geben mußte. Er hatte schon im Sommer Burgen um die Stadt angelegt und diese, sowie das benachbarte Tibur mit Besatzungen versehen. Jetzt lag er sieben Monate lang vor Rom, verheerte das Gebiet der Stadt, bemächtigte sich aller umliegenden Örter und Burgen und hemmte die Zufuhr. Endlich nahm er einen Theil der Stadt in Besitz, und schloß mit den römischen Bürgern einen Vertrag. Gregor, der sich in die Engelsburg zurückgezogen hatte, blieb auch in der höchsten Noth felsenfest. Er wies die von Heinrich angebotenen Unterhandlungen zurück, mied den Verkehr mit ihm standhaft, und versammelte die Bischöfe seiner Partei um sich. Heinrich mußte damals jeden Augenblick fürchten, daß Robert Guiscard, der schon längst nach Italien zurückgekehrt war, mit seinen Normannen erscheinen werde; zum Glück war dieser aber in seinem eigenen Lande mit der Bezwingung empörter Städte beschäftigt. Obgleich viele Römer, statt mit Gregor Elend zu leiden, den deutschen König unterstützten, so konnte dieser doch erst im Frühling des folgenden Jahres (1084) die Stadt ganz einnehmen. Gottfried von Bouillon soll der Erste gewesen sein, der in dieselbe eindrang. Heinrich ließ sich am 31. März von seinem Pabste Clemens zum Kaiser salben. Sein Freund Dietrich von Verdun blieb auch bei dieser Gelegenheit seinen Grundsätzen getreu. Er erkannte den neuen Pabst nicht an, sondern hielt zu Gregor als dem allein rechtmäßigen Oberhaupte der Kirche, und segnete den Erzbischof von Trier, obgleich er selbst ihn hatte wählen helfen, ohne Erlaubniß des Letzteren nicht ein, weil er dafür hielt, dies sei ebenso sehr dem Kirchenrechte zuwider, als Gregor's Anmaßungen.

Im Mai erhielt Heinrich die Nachricht, daß endlich Robert Guiscard mit einem sehr starken Heere ausgezogen sei, um dem Pabste, der sich in die Engelsburg eingeschlossen hatte, Hülfe zu

bringen. Da die Römer, wie aus Allem hervorgeht, dem neuen Pabste mehr gewogen waren, als dem alten, so glaubte Heinrich, der seine Gegenwart in Deutschland schon vorher für nöthig gehalten hatte, und der Macht Robert Guiscard's nicht gewachsen war, es der Partei des Ersteren überlassen zu können, die Stadt so gut als möglich zu vertheidigen, und zog im Mai von Rom ab. Robert Guiscard sandte, als er in die Nähe der Stadt kam, tausend auserlesene Krieger voraus, folgte dann selbst mit dreitausend seiner besten Kerntruppen und ließ den ganzen übrigen Troß weit hinter sich, um das Weitere abzuwarten. Obgleich die Gegenpartei des Pabstes Clemens schon bei Heinrich's Anwesenheit sehr mächtig gewesen war, so benahm sich doch Robert Guiscard beim Angriff auf die Stadt mit großer Überlegung und Vorsicht. Er führte seine Truppen in der Stille heran, brachte sie unter einer alten Wasserleitung heimlich bis an ein Thor, ließ dort einige seiner Leute in der Nacht auf Leitern über die Mauern steigen und durch sie dieses Thor sprengen. Dann rückte er selbst in die Stadt ein und führte Gregor aus der Engelsburg heraus. Seine rohen Schaaren, die er erst kurz vorher aus allerlei Volk ergänzt hatte, und unter denen sich auch viele Mohammedaner befanden, hausten drei Tage lang fürchterlich. Die erbitterten Bürger ergriffen daher plötzlich die Waffen, und es brach ein allgemeiner Aufstand aus, der so gut organisirt war, daß alle Normannen erschlagen worden wären, wenn sich nicht Robert dadurch Luft verschafft hätte, daß er an verschiedenen Stellen Feuer anlegen ließ. Ein großer Theil der Stadt ging in Flammen auf, die Römer erlagen ihren Feinden, und Robert, der noch einige Tage in Rom verweilte, verkaufte mehrere tausend Bürger als Sklaven und schleppte viele Andere mit sich fort. Er zog mit Gregor, der sich in Rom nicht sicher glaubte, noch eine Zeitlang in der Nähe der Stadt umher, eroberte die verlorenen Güter und Burgen der Kirche, und kehrte dann in sein Reich zurück, weil er seine Unternehmung in Griechenland jetzt in Muße vollenden wollte. Gregor begab sich über Monte Cassino nach Salerno, versammelte hier eine Synode, und belegte Heinrich, dessen Hauptfeind, Otto von Nordheim, unterdessen gestorben war, aufs neue mit dem Banne. Der Bischof Otto von Ostia überbrachte

als päbstlicher Gesandter dieses Decret nach Deutschland, und hielt in Quedlinburg eine deutsche Synode (Ostern 1085). Welche Beschlüsse hier gefaßt wurden, kann man leicht errathen, wenn man erfährt, daß Heinrich's Gegenkönig Hermann dabei anwesend war. Doch hatte ein bambergischer Geistlicher, Chunibert, den Muth, vor allen Gegnern Heinrich's zu beweisen, daß das Primat des Pabstes ein durchaus angemaßtes Recht sei, welches sich weder auf göttliche, noch auf menschliche Gesetze stütze. Ein Laie, der gewiß nichts von den Gründen des Geistlichen verstand, rief ihm aber den Spruch zu, daß der Schüler nicht über dem Lehrer stehe und die Vernunft des Geistlichen mußte vor einem Einwurfe verstummen, dem dieses Laien Faust, aber auch nur diese, Nachdruck gab.

Gregor selbst, welcher schon im Januar erkrankt war, starb im Mai zu Salerno (1085). Er ward nach seinem Tode von Vielen als ein Heiliger und Märtyrer verehrt, von Anderen aber als der Urheber eines Systems verflucht, welches damals alle Kirchen zerriß, die schlechten Geistlichen unter die Waffen und ins Getümmel des Lebens rief, die frömmeren schaarenweise in die Einsamkeit der Klöster trieb, den Staat auf Jahrhunderte mit der Kirche entzweite, und endlich, als das Licht der Erkenntniß sich verbreitete, die bestehende Kirchenordnung unhaltbar machte. Gregor selbst glaubte im Augenblicke des Scheidens vom Irdischen, und zwar, wie wir wünschen, aufrichtig, daß er ein Märtyrer der Wahrheit und des Rechtes gewesen sei und richtige Grundsätze behauptet habe, die er auch nach seinem Tode durch den von ihm empfohlenen Nachfolger aufrecht zu erhalten suchte. Er starb mit den Worten: „Ich habe das Recht geliebt und das Unrecht gehaßt; darum sterbe ich in der Verbannung!" Über die Lage der Kirche hatte er den ihn umgebenden Bischöfen und Freunden seinen tiefen Schmerz ausgesprochen, und zu seinem Nachfolger drei Männer, den Bischof Otto von Ostia, den Bischof Hugo von Lyon und seinen Freund, den Abt Desiderius von Monte Cassino, ganz besonders aber den Letzteren empfohlen. Diese Wahl zeigt besser, als alle Worte es thun könnten, welche furchtbare Festigkeit des Geistes Gregor gehabt hatte. Desiderius, ein gelehrter und frommer Mann, war Gregor's Freund und Gefährte gewesen; er hatte einst den reichen Schatz seines Klosters der Mathilde über-

liefert, damit sie eine hinreichende Anzahl Leute zum Schutze der Kirche unterhalten könne; er hatte sich sogar strenger, als irgend ein Anderer, gegen jeden Antheil der Kaiser oder Könige an der Pabstwahl erklärt. Als nämlich einst Otto von Ostia mit ihm darüber stritt und sich auf Nikolaus' II. Decret (s. S. 231) berief, antwortete er: „Weder der Pabst, noch ein Bischof, noch irgend ein Mensch konnte dies mit Recht zugestehen; denn die päbstliche Würde ist unsere Herrin, nicht unsere Magd; sie ist Keinem unterworfen, sondern steht über Allen, und es kann sie daher niemand wie eine Sklavin verkaufen. Wenn dies vom Pabste Nikolaus geschehen ist, so ist es ohne Widerrede ungerechter und thörichter Weise geschehen; um einer menschlichen Unbesonnenheit willen aber kann und darf weder die Kirche ihre Würde einbüßen, noch dürfen wir dieses im mindesten zugestehen, noch wird es mit Gottes Willen überhaupt jemals wieder vorkommen, daß der König der Deutschen den Pabst der Römer ernenne." Als hierauf Otto erzürnt ausrief, wenn man dies jenseit der Alpen höre, so würden dort Alle sich vereinigen und wie Ein Mann zusammenstehen, entgegnete ihm Desiderius: „Wahrlich, mögen auch die Deutschen, mag selbst die ganze Welt sich hiergegen mit einander verbinden, wir werden doch nicht von dieser Meinung abgebracht werden. Der Kaiser kann zwar, wenn Gott es zugibt, auf eine Zeitlang die Übermacht erhalten und dem Rechte der Kirche Gewalt anthun, unsere Zustimmung dazu wird er aber nie erzwingen können." Ungeachtet dieser strengen Grundsätze hatte Desiderius doch im Handeln geschwankt, und als Heinrich ihn (1083) vor sich lud, um für seine Abtei die kaiserliche Belehnung einzuholen, hatte er sich zuerst in einen Briefwechsel mit ihm eingelassen und dann seinem Befehle gehorcht. Pabst wollte er anfangs durchaus nicht werden, weil Rom nach Gregor's Tode in die Hände des Gegenpabstes gefallen war, und weil er einsah, daß er das Werkzeug einer politischen Partei sein solle. Er weigerte sich ein ganzes Jahr hindurch, die gefährliche Würde anzunehmen, und bestieg auch dann nur gezwungen den päbstlichen Stuhl.

Der Pabstwechsel und manche Vorfälle in Deutschland eröffneten dem Kaiser Heinrich bessere Aussichten. Auch überlebte Robert Guiscard, der einzige Mann dieser Zeit, der ihm völlig gewachsen

war, seinen Schützling Gregor nur acht Wochen. Er starb im Juli 1085 auf der Insel Cephalonia, nachdem er neue ungeheuere Rüstungen gegen die Griechen gemacht, selbst zur See bedeutende Vortheile errungen und die Aufhebung der Einschließung von Korfu erzwungen hatte.

8. Das deutsche Reich während der letzten zwanzig Jahre von Heinrich's IV. Regierung.

In Deutschland wurden die nachtheiligen Folgen, welche die oligarchische Aristokratie unter den beiden schwachen Gegenkaisern gebracht hatte, bald nach Gregor's Tode so einleuchtend, daß sich in Schwaben, in den Rheingegenden und in Lothringen die meisten Reichsstände von der päbstlichen Sache abwendeten, und auch die Baiern gegen den Willen ihres Herzogs Welf auf Heinrich's Seite traten. Selbst Hermann's von Luxemburg Bruder, Konrad, war für diesen. Auch Wratislav II. von Böhmen, welchem Heinrich 1086 die Königswürde ertheilte, unterstützte ihn mit seiner ganzen Macht. Von den Bischöfen stand weit über die Hälfte auf seiner Seite. Alle sächsischen Bischöfe, mit Ausnahme Udo's von Hildesheim und die Bischöfe von Salzburg, Worms, Würzburg, Augsburg und der vom Pabst ernannte Gegenbischof von Constanz, überhaupt fünfzehn Bischöfe in Allem, waren ebenso heftig gegen Heinrich, als Liemar von Bremen, der nach Siegfried's Tod eingesetzte Bischof Wezilo von Mainz, Otto von Constanz, Burkhard von Basel, Hermann von Speier, Dietrich von Verdun und noch achtzehn Andere für Heinrich gestimmt. Der Kampf beider Parteien dauerte unter wechselndem Glücke fort, und ward ebenso wohl mit geistlichen, als mit weltlichen Waffen geführt. Wie Heinrich's Feinde diesen Kampf ansahen oder vielmehr angesehen wissen wollten, geht daraus hervor, daß sie bei ihren Truppen eine Art von Carroccium (s. S. 184) eingeführt hatten; sie ließen nämlich, so oft es zu einer Schlacht kam, ein sehr hohes, auf einem Wagen aufgestelltes und mit einer rothen Fahne geschmücktes Crucifix vor dem Heere her fahren. Im Jahre 1087 änderte sich die Lage der Dinge. Der Gegenkaiser Hermann, wohl fühlend, daß er nur ein Spielzeug der sächsischen Großen sei, legte seine Würde nieder, verglich sich mit Heinrich, und starb im

Jahre nachher. An der Spitze der Gegner des Letzteren stand damals der Markgraf Ekbert von Meißen, welcher, wie vorher Otto von Nordheim, Alles in seine Gewalt zu bringen suchte, und eine mehr als zweideutige Rolle spielte. Er war einer der mächtigsten Großen, da er außer Meißen und Thüringen viele Besitzungen in Friesland und in anderen Theilen Norddeutschlands hatte. Die Sachsen wurden des Krieges endlich müde, so daß Bischof Burkhard von Halberstadt große Mühe hatte, sie zu neuen Zügen gegen den Kaiser zu bewegen. Im Jahre 1088 ward Burkhard von seinen eigenen Leuten erschlagen, und nun stand nur noch Ekbert dem Kaiser furchtbar gegenüber. Heinrich, der ihn schon zwei Jahre zuvor seiner Lehen verlustig erklärt, und die ihm gehörenden friesischen Grafschaften des Oster- und Westergaues dem Bisthum Utrecht geschenkt hatte, ließ ihn durch ein Fürstengericht nochmals als Hochverräther verurtheilen, und gab Meißen dem Grafen Heinrich von Eilenburg. Er drang dann mit seinen Truppen in Thüringen ein, ward aber bei der Belagerung der Burg Gleichen von Ekbert, welcher die ganze Volksmasse der Umgegend aufgerufen hatte, nächtlicher Weile überrascht und mit sehr großem Verluste zurückgeschlagen. Diese Niederlage war doppelt empfindlich für Heinrich, weil er dabei zwei seiner ältesten und besten Freunde verlor: der Bischof Burkhard von Lausanne, welcher viele Jahre lang in Glück und Unglück zu ihm gehalten hatte, fiel tapfer kämpfend, und Liemar von Bremen wurde gefangen genommen. Den Nachtheil der erlittenen Niederlage wog bald nachher die Ermordung des Siegers auf, welcher in der Nähe seiner Erbgüter von Anhängern Heinrich's erschlagen wurde; denn nach Ekbert's Tode neigten sich die Gegner des Kaisers zum Frieden, und dieser konnte sich nach Italien wenden, wo der Zustand der römischen Kirche ihn größere Vortheile erwarten ließ, als er in Deutschland hoffen durfte.

Desiderius, der als Pabst den Namen Victor III. trug, ward, als er endlich wider Willen die päbstliche Würde angenommen hatte (Mai 1086), durch den kaiserlichen Präfecten schon vier Tage nach seiner Ernennung aus Rom vertrieben. Er legte in Terracina die Zeichen seiner neuen Würde nieder, und begab sich, um in Ruhe zu leben, in sein Kloster Monte Cassino zurück. Nur

mit großer Mühe ließ er sich im März 1087 bewegen, das Pabstthum noch einmal zu übernehmen. Da jedoch die Peterskirche im Besitze des Gegenpabstes Clemens blieb, und die Mehrzahl der Römer sich demselben zuneigte, so überließ er schon im Herbste die Stadt Rom seinem Gegner, und ging in sein Kloster zurück, wo er bald nachher starb. Er hatte als Pabst den Bischof Hugo von Lyon und dessen Freund, den Abt Richard von Marseille, welcher Gregor's rechte Hand gewesen war, mit dem Banne belegt und Otto von Ostia zu seinem Nachfolger vorgeschlagen und es scheint deshalb, als wenn während der kurzen Zeit seines Pabstthums sich neben ihm und Clemens noch eine dritte Partei gebildet hätte. Die Kardinäle leisteten seiner Empfehlung um so schleuniger Folge, da Heinrich bald nach Victor's Tode seinen ältesten Sohn, Konrad, nach Italien vorausgeschickt hatte. Otto ward unter dem Namen Urban II. Pabst (März 1088). Er beeilte sich, die Gräfin Mathilde von Tuscien, deren leitender Freund, Anselm von Lucca, gestorben war, und Heinrich's alten Feind, den mächtigen Herzog Welf von Baiern, der päpstlichen Sache dadurch treu zu erhalten, daß er eine Heirath zwischen dem Sohne des Letzteren, Welf V., und der Gräfin zu Stande brachte, obgleich der junge Welf, welcher dadurch die Aussicht auf einen Theil der tuscischen Besitzthümer erhielt, erst achtzehn, Mathilde aber bereits dreiundvierzig Jahre alt war. Nichts desto weniger suchte er aber von Anfang an den Frieden. Uebrigens war der Wunsch nach Ruhe damals so allgemein, daß Heinrich nur seinen Gegenpabst hätte aufgeben dürfen, um Urban's Anhänger mit sich auszusöhnen; er konnte aber, als man ihm dies vorschlug, unmöglich auf die Gefahr hin, seine Feinde doch nicht ganz zu gewinnen, eine Bedingung annehmen, welche seine bisherigen Freunde von ihm getrennt haben würde.

So war die Lage der Dinge in Italien beschaffen, als Heinrich daselbst erschien (April 1090). Er schloß sogleich die Hauptfestung der Mathilde, Mantua, enge ein, und belagerte sie elf Monate lang, bis die Einwohner ihrer Leiden überdrüssig wurden und die Stadt dem König übergaben. Dann eroberte er noch einige andere Orte der tuscischen Gräfin, hielt seinen Pabst Clemens gegen Urban aufrecht, nöthigte durch seine Anhänger in

Rom den Letzteren, nach Unteritalien zu fliehen, und übte seine Gewalt in Kirchensachen in einem Umfang aus, wie noch niemand vor ihm. Er büßte aber auch damals, wie fast immer, die Vortheile, die er als Oberhaupt des Staats errungen hatte, durch das Unwürdige seines Betragens als Privatmann wieder ein. Er gerieth nämlich nicht nur mit seiner zweiten Gemahlin, einer russischen Prinzessin, welche ebenso, wie einst Bertha, durch Heinrich's Rohheiten viel zu leiden hatte, in einen ärgerlichen Streit, sondern er nöthigte auch seinen Sohn Konrad zum Abfall, da er dessen rechtmäßige Geburt bestritt und also seinen ganzen bürgerlichen Stand angriff. Die Königin floh zu Mathilde, und kehrte dann nach Rußland zurück, wo sie ihre Schande in einem Kloster verbarg. Konrad ward auf Befehl seines Vaters gefangen gesetzt, entkam aber nach einiger Zeit, verband sich mit Heinrich's Gegnern und ward vom Erzbischof Anselm von Mailand, dem Nachfolger Thebald's, als König von Italien gekrönt (1093). Die Städte Mailand, Cremona, Lodi und Piacenza fielen vom Kaiser ab, traten in einen Bund zusammen, und besetzten die Alpenpässe, um seine deutschen Freunde zu verhindern, ihm Hülfe zu bringen. Jetzt verzweifelte Heinrich an seiner Sache; er sank in Schwermuth, zog sich in eine einsame Burg zurück, und entsagte eine Zeitlang allem Verkehr mit der Welt, während in Italien und Deutschland die größte Verwirrung herrschte. Im letzterem Lande erhielt Berthold II. von Zähringen, welchen Heinrich's Gegner zum Herzoge von Schwaben ernannt hatten, das Übergewicht über die Hohenstaufen, und zugleich ließen die dem Kaiser feindlichen Geistlichen auf zwei Jahre eine Art von Gottesfrieden verkündigen, welcher über alle südlichen Provinzen ausgedehnt wurde. In Italien erlangte Urban II., der sich bis dahin gegen Clemens und seine Anhänger kaum hatte erhalten können, durch die Predigt des Kreuzzuges auf einmal ein größeres Ansehen. Er berief nämlich eine Kirchenversammlung nach Piacenza (1095), welche von vielen tausend Geistlichen und Laien besucht ward, riß die versammelte Menge zu dem Beschluß eines Kriegszuges ins gelobte Land hin, und erregte in ganz Italien eine schwärmerische Begeisterung dafür, welche niemanden mehr zu Statten kam, als ihm selbst. Die Italiäner schlossen sich an ihn an, und sein Gegenpabst verlor seit-

dem schnell alles Ansehen, während zu gleicher Zeit viele Städte, ohne den Kaiser zu fragen, ja sogar gegen ihn Verbindungen zur Erhaltung ihres Handels und ihrer Rechte unter einander schlossen. Unterdessen hatte Heinrich wieder neuen Muth gefaßt, da einer seiner mächtigsten Gegner, Welf von Baiern, mit seinem Sohne zu ihm übertrat. Die Gräfin Mathilde hatte nämlich schon 1077 ihre gesammten Güter der römischen Kirche vermacht, und dies dem jungen Welf seither verheimlicht. Sobald Welf es erfuhr und sich also in seiner Erwartung betrogen sah, trennte er sich von ihr, und trat nebst seinem Vater zur Partei des Kaisers über (1095). Nichts desto weniger verzweifelte Heinrich bald an Italien, und kehrte 1097 nach Deutschland zurück.

Hier belehnte er den alten Welf wieder mit dem Herzogthum Baiern, und ordnete auf einem Fürstentage die schwäbischen Angelegenheiten. Berthold II. von Zähringen trat Schwaben an die Hohenstaufen ab, und erhielt dafür nicht nur eine Grafschaft im Breisgau zurück, sondern auch die Reichsvogtei in Zürich und in dem Lande zwischen dem Jura und dem Bernhardsberge. Überhaupt trat damals endlich Ruhe in Deutschland ein, und nur noch wenige Großen waren offen gegen Heinrich; doch vermochte dieser nicht sich das Ansehen eines Kaisers wieder zu verschaffen, und schleppte vielmehr sein Leben als Reichsoberhaupt hin, als daß er eigentlich regierte. Das einzige einigermaßen Wichtige, was er im Laufe mehrerer Jahre that, war gegen seinen Sohn Konrad gerichtet. Er bewog nämlich die Fürsten, diesen Sohn, welcher früher zum Thronfolger ernannt und als solcher bereits auch gekrönt worden war, der empfangenen Würde verlustig zu erklären und dagegen seinen zweiten Sohn, Heinrich V., an dessen Stelle zu wählen. Heinrich V. wurde zu Anfange des Jahres 1099 in Aachen gekrönt; der Vater nahm ihm aber, durch das Benehmen seines Bruders gewarnt, vorher das eidliche Versprechen ab, daß er, so lange sein Vater lebe, nie die Regierung oder die Güter des Kaisers an sich reißen wolle. Der unglückliche Konrad nahm ein klägliches Ende. Man hatte ihn zuerst mit der Tochter des Grafen Roger I. von Sicilien vermählt, welche ihm eine sehr reiche Mitgift zubrachte. Als aber sein Vater nach Deutschland zurückgekehrt und die päbstliche Partei wieder zu Muth und Ansehen gekommen war,

zerfiel diese mit ihm, weil er jetzt als Werkzeug nicht mehr nöthig war. Die Undankbaren ließen ihn so tief sinken, daß man seinen im Jahre 1101 erfolgten Tod eher eine Wohlthat, als ein Unglück für ihn nennen muß. Sie hatten ihm sogar sein Geld genommen, so daß er in seinen letzten Jahren oft Mangel litt. Er starb auf einem einsamen Schloß am Po.

Noch ehe Heinrich seinen zweiten Sohn zum Nachfolger hatte ernennen lassen, war er der Juden wegen mit dem Erzbischof Ruthard von Mainz in Zwietracht gerathen. Das Gesindel des ersten Kreuzzugs, welches von Frankreich und vom Ueberrhein her durch Deutschland zog, war aus rohem Fanatismus und aus Habgier über die Juden hergefallen, und hatte sich besonders im Mainzer Sprengl die ärgsten Mishandlungen und Plünderungen gegen dieselben erlaubt. Der Kaiser nahm sich der Unglücklichen an, und beschloß, die Reichsgesetze gegen die Räuber in Kraft zu halten. Bei den Untersuchungen, welche er deshalb veranstalten ließ, wurden auch Ruthard's Freunde und Verwandte der Theilnahme am Raube beschuldigt, ja, es kamen sogar kaum glaubhafte Anzeigen gegen den Erzbischof selbst vor. Dieser flüchtete sich auf seine Kirchengüter in Thüringen, von wo aus er später mit des Kaisers Gegnern in Verbindung trat. Heinrich zog die Einkünfte des Mainzer Bisthums für sich ein, beging aber bei der Gelegenheit die Unvorsichtigkeit, dem in Deutschland ganz gesunkenen päbstlichen Ansehen dadurch ein neues Gewicht zu geben, daß er die Mainzer Kirchengeschäfte durch einen Legaten seines Pabstes Clemens verrichten ließ. Wie's mit dem Ansehen des Pabstes unter den Deutschen damals stand, kann man daraus ermessen, daß ein Schriftsteller der Zeit sagt, die Excommunication habe so sehr alle Kraft verloren gehabt, daß sogar Manche, die bis dahin die eifrigsten Anhänger des Pabstes gewesen seien, ohne das mindeste Bedenken zu der mit dem Banne belegten Partei übergetreten wären.

Durch die Bewegungen, welche Ruthard von Thüringen aus veranlaßte, und durch einige andere Vorfälle im Inneren des Reiches ward Heinrich verhindert, der Aufforderung seiner italiänischen Freunde zu folgen, die ihn, als Urban II. 1099 gestorben und Paschalis II. an seine Stelle gewählt worden war, nach Italien riefen, um durch einen billigen Frieden die Kirchenspaltung

zu beendigen. Dies wäre um so eher möglich gewesen, da im nächsten Jahr auch der Gegenpabst Clemens III. starb. Allein statt dem klugen Rathe verständiger Freunde zu folgen, stürzte sich Heinrich durch Unvorsichtigkeit in eine Reihe neuer Verlegenheiten. Er betrieb die Wahl eines Gegenpabstes, und bewog dadurch Paschalis, den Bannfluch gegen ihn zu erneuern. Er ersuchte den alten ehrwürdigen Abt Hugo von Clügny, der ihn aus der Taufe gehoben hatte, nach Deutschland zu kommen, um den Frieden mit der Kirche wieder herzustellen; allein schon sein Schreiben an diesen edlen Mann, der ihn durch seine Erscheinung allerdings wieder hätte heben können, war voller Heuchelei. Er that auf einem Fürstentag in Mainz (Weihnachten 1102) das Gelübde eines Kreuzzuges, und gab das förmliche Versprechen, die Krone seinem Sohn abzutreten, damit die Aussöhnung des Staats mit der Kirche erleichtert werde; er hatte aber weder bei dem Einen, noch bei dem Anderen die Absicht, die übernommene Verpflichtung zu halten. Er hielt endlich die vornehmsten Reichsbeamten an seinem Hofe zurück, unter dem Vorwand einer Berathung, welche nie angestellt wurde. Zu diesem Allen kam der Saamen der Unzufriedenheit im Reiche, der immer noch nicht erstickt war, und sowohl wegen der Vernachlässigung des Herkommens, deren sich der Kaiser oft schuldig machte, als auch wegen der Art, wie er sich des Volkes gegen die gehaßten und gefürchteten Großen bediente, nicht wohl erstickt werden konnte. Er übte nämlich in jener Zeit, wo das Gesetz schwieg, durch die Bürger und die geringeren Vasallen oft eine tumultuarische Justiz gegen die größeren Herren, und gerade als er den Kreuzzug und die Abdankung zu Gunsten seines Sohnes versprochen hatte, riefen zwei Vorfälle dieser Art im ganzen Reiche Bewegungen hervor, liehen den Empörungen einen Schein des Rechtes, und gaben, besonders der Eine, gewissermaßen das Signal zu einem neuen Bürgerkriege. Dies war die Ermordung Konrad's von Bleichingen, eines Sohnes Otto's von Nordheim, und die Tödtung des Grafen Sieghard. Konrad ward auf einer Reise erschlagen, und sein Mord erweckte unter den Großen den Verdacht, daß der Kaiser die Sache angestiftet habe. Sieghard hatte sich zugleich dem Volk und dem Kaiser verhaßt gemacht, und ward während der Anwesenheit des Letzteren in Regensburg auf eine

Weise umgebracht, daß nicht blos Sieghard's Verwandte und alle Fürsten seinen Tod dem Kaiser schuld gaben, sondern daß es auch scheint, als wenn dieser sich damals wirklich eines Feindes ohne Recht und Gericht entledigt habe. Die Bürger von Regensburg und die Dienstleute des dortigen Hochstiftes verschworen sich nämlich gegen das Leben des Grafen, und es entstand plötzlich ein Aufruhr, der auf keine Weise gestillt werden konnte, auch sogar dann nicht, als sich Heinrich's Sohn selbst ins Mittel legte. Die Verschworenen bestürmten am hellen Tage sechs Stunden lang die Wohnung Sieghard's; drangen endlich in dieselbe ein, und enthaupteten den Grafen, nachdem sie ihn hatten beichten und das Abendmahl nehmen lassen. Der ganze Vorfall zeigt deutlich, daß der Kaiser, wenn er auch den Mord nicht veranstaltet haben sollte, ihn doch nicht verhinderte, wie er offenbar gekonnt hätte. Die Sache machte einen solchen Eindruck, daß Heinrich in Regensburg nicht mehr sicher zu sein glaubte, und sich, wie der dies erzählende Chronikschreiber sagt, nach einer passenden Gelegenheit von da zu entwischen umsah.

Dieser Vorfall brachte die Unzufriedenheit zum Ausbruch. Die Baiern und Sachsen erhoben sich zu gleicher Zeit in Waffen. Zugleich merkte der Kaiser, daß er auch seinem eigenen Sohne nicht mehr trauen dürfe. Er nahm diesen daher, als er nach Sachsen aufbrach, mit sich; der junge Heinrich verließ ihn aber unterwegs, zog in Baiern und Schwaben die Unzufriedenen an sich, und ward auf Paschalis Befehl durch einen päbstlichen Legaten von dem Banne gelöst, in welchen er früher zugleich mit seinem Vater gefallen war. Vergebens suchte der Vater auf wahrhaft ängstliche Weise eine Aussöhnung mit dem Pabste, weil der auf ihm ruhende Bannfluch seinen Gegnern, welche ebenso, wie seine eigenen Anhänger, nur die Behauptung und Vermehrung ihrer Güter im Auge hatten, noch immer als Vorwand nöthig war. Höchstwahrscheinlich war sogar damals schon Alles zwischen seinen Feinden in Deutschland und dem Pabst im Voraus verabredet. Doch ist der Abfall des jungen Heinrich von seinem Vater wohl nicht allein aus den Bemühungen des Pabstes und seiner Anhänger in Deutschland, sondern zum Theil auch aus dem Charakter Heinrich's IV. herzuleiten. Vermuthlich brachte man dem Sohne die Ueberzeugung

bei, daß sein Vater seine alten Fehler nie ablegen und daher das Reich in zunehmende Verwirrung bringen werde, und daß dem nicht anders, als durch seinen eigenen Anschluß an die Feinde desselben zu steuern sei. Der junge Heinrich würde also, die Richtigkeit dieser Vermuthung vorausgesetzt, einen Schritt gethan haben, der sich aus rein politischen Gründen vertheidigen ließe, während er moralisch im höchsten Grade zu tadeln ist.

Der Kaiser Heinrich hatte sich, sobald er die Empörung seines Sohnes erfahren (zu Ende 1104), nach Mainz begeben, und vernahm hier bald, daß die sächsischen Bischöfe von dem Letzteren zum Abfall gebracht worden seien, und daß derselbe mit Hülfe der Thüringer den Bischof Ruthard wieder in Mainz einsetzen wolle. Wirklich erschien auch der junge König bei Mainz, seine Unternehmung scheiterte aber an der Anhänglichkeit, welche die Bürger dieser Stadt und andere Rheinländer dem Kaiser bewiesen. Dagegen hatte der Letztere den Schmerz, daß auch die beiden anderen rheinischen Erzbischöfe, der von Köln und der von Trier, schon damals Anstalten machten, sich von seiner Partei zu trennen. Er folgte seinem Sohne nach Franken und Baiern, und zog den Markgrafen Leopold IV. von Östreich und den Herzog Boriwoi II. von Böhmen an sich, welche Beide mit dem slavischen Theil ihrer Heere seine Hauptstütze wurden. Am Regen-Flusse traf er mit seinem Sohne zusammen, es kam aber zu keiner Schlacht, weil im eigenen Lager des Kaisers Verrath geschmiedet wurde, so daß er sich nach Böhmen retten mußte. Boriwoi nahm ihn auf ehrende Weise auf, und ließ ihn durch seine sorabischen Milizen sicher nach Mainz geleiten. Sein Heer hatte sich nach seiner Flucht zerstreut, und er selbst verlor jetzt den Muth. Von allen Seiten verrathen, wagte er, als sein Sohn gegen den Rhein zog, nicht bis nach Speier vorzudringen, wo seine Schätze lagen. Der junge Heinrich bemächtigte sich derselben, und setzte dann dem Vater nach, welcher niemanden mehr traute und rheinabwärts entfloh. Der Letztere, obgleich er noch nicht ganz verlassen war, befand sich doch in einer solchen Lage, daß die zwei angesehensten Männer seiner Umgebung, der Pfalzgraf Siegfried und der Graf Wilhelm, nur durch Geld bei ihm zurückgehalten wurden, daß er also in der Gewalt solcher Menschen war, die in bürgerlichen Kriegen mit Eid und Treue

ein Gewerbe zu treiben pflegen. König Heinrich besetzte die Stadt Mainz, zog dann ebenfalls den Rhein hinab, und nahm jetzt zur List seine Zuflucht. Er kam bei Koblenz mit seinem Vater zusammen, stellte sich betrübt, bat mit Thränen um Verzeihung, versprach eine Versöhnung zwischen Kaiser und Reich zu Stande zu bringen, und beredete den alten Mann, ihn mit einem ganz geringen Gefolge nach Mainz zu begleiten, wo eine Reichsversammlung gehalten werden sollte. Als der Kaiser unterwegs, von einigen Getreuen gewarnt, Verdacht schöpfte, versicherte ihn der Sohn unter Eidschwüren seiner Treue und Aufrichtigkeit. In Bingen, wo der König seinen Vater mit einer größeren Schaar Bewaffneten umgab, erhielt er, einer mit Ruthard genommenen Abrede gemäß, die Nachricht, daß dieser sich weigere einen Gebannten in seine Stadt aufzunehmen, und daß viele Feinde des Kaisers aus Schwaben und Baiern angekommen wären. Er gebrauchte dies als Vorwand, um seinen Vater nach der Burg Beckelheim bei Kreuznach zu bringen. Hier betheuerte er ihm noch einmal seine redliche Absicht; kaum war aber der betrogene Kaiser mit nur drei von seinen Leuten in die Burg eingetreten, als dieselbe geschlossen und mit Wachen umstellt wurde (December 1105). Er ward nun in strenger Haft gehalten, und man ließ ihn nicht nur am Nothwendigen, sogar an Lebensmitteln Mangel leiden, sondern er ward auch von seinen rohen Wächtern mishandelt. Schon nach wenigen Tagen wurde er durch einen vom Sohn geschickten Großen, unter Androhung des Todes, gezwungen, an seine Besatzung in Hammerstein den Befehl zu schicken, daß die dort aufbewahrten Reichsinsignien ausgeliefert würden. Alle diese Schritte hatten Ruthard und die zwei päbstlichen Legaten, welche von Mainz aus die ganze Sache leiteten, schon im Voraus gerechtfertigt, weil sie einen hartnäckigen Verächter des Bannes betrafen.

In Mainz sollte der versammelte Reichsrath über den alten Kaiser und seinen Sohn entscheiden; aber welcher Reichsrath! Zwei und fünfzig Große, an deren Spitze Ruthard und die Legaten standen, aber kein einziger von des Alten Freunden, keiner, der das Unwürdige einer solchen Behandlung seines Kaisers fühlte! Auf diese Weise mußte sich freilich das Volk der Sache annehmen, und die Bürger von Mainz thaten dies mit solchem Nachdruck,

daß die zahlreich versammelten Herren ungeachtet ihres rüstigen Gefolges sich nicht getrauten, ihr Scheingericht in Mainz zu halten, sondern es nach Ingelheim verlegten. Hier erlitt der alte Kaiser Kränkungen, welche sich vielleicht politisch damit rechtfertigen lassen, daß das Wohl des Reiches und die Ruhe des Gewissens vieler Tausende die Entfernung des Kaisers von der Reichsverwaltung forderte, bei deren Erzählung aber die Natur sich empört und das menschliche Gefühl sich sträubt; denn man muß vernehmen, daß Leiden und Thränen eines Vaters und die Abdankung eines unglücklichen Fürsten weder den unnatürlichen Sohn, noch die harten Fürsten rührten, da sie für dies Alles weder auf der Gewährung der päbstlichen Absolution bestanden, noch auch dem mishandelten Kaiser nur die Freiheit und Sicherheit verschafften, die er durch seine Nachgiebigkeit hatte erkaufen wollen. Die versammelten Fürsten verlangten nämlich von ihm eine augenblickliche Niederlegung der Krone. Auf seine Frage, ob man ihm dagegen Sicherheit seines Lebens gewähren wolle, antwortete Bischof Gebhard von Constanz, einer der päbstlichen Legaten: nur dann, wann er laut bekenne, Gregor VII. ungerechter Weise verfolgt, Guibert von Ravenna widerrechtlich als Pabst eingesetzt und die Kirche freventlich beleidigt zu haben. Heinrich bat hierauf inständig, man möge ihm doch Zeit gönnen, um sich rechtfertigen zu können; zugleich erklärte er, daß er sich dann einem Gerichtsspruche der Fürsten unterwerfen und bis dahin Geißeln stellen wolle. Alles vergeblich; man drohte ihm mit fortwährender Gefangenschaft, wenn er sich nicht auf der Stelle füge, und verwies ihn wegen der Erlösung vom Bann auf eine persönliche Buße in Rom. Da wandte sich der Kaiser an seinen Sohn, und bat ihn, Mitleid zu haben mit seinem Vater, der ja des Herrschens müde sei und sich nach Ruhe sehne; jammernd flehte er, sein Sohn möge doch nicht Dinge geschehen lassen, die ihn selbst mit Schande beflecken würden. Viele Anwesende wurden durch die Worte und den Anblick des alten Mannes zu Thränen und Wehklagen hingerissen; der Sohn aber hatte kein Gefühl für den Vater, und als dieser zu seinen Füßen niederfiel und ihn bat, er möge doch die Stimme der Natur in sich reden lassen, würdigte ihn der Hartherzige nicht einmal eines Blickes. Hierauf entsagte der Kaiser der Regierung

und allen seinen Gütern. Sein Sohn verfügte sich dann mit den Fürsten nach Mainz, erhielt hier die Reichsinsignien, und ward als König von Deutschland anerkannt (Januar 1106). Zur Unterhandlung mit dem Pabste wurde eine Anzahl deutscher Bischöfe und Fürsten abgesandt. Von diesen spielte der Erzbischof Bruno von Trier die schändlichste Rolle; denn er war erst durch Heinrich IV. in sein Bisthum eingesetzt worden, wandte sich dann zu Paschalis, als demjenigen, dessen Anhang er für den bedeutendsten hielt, und erschien jetzt unter denen, welche die Briefe trugen.

Das Volk blieb auch jetzt noch dem alten Heinrich getreu, der von Ingelheim zuerst nach Köln und von da zu dem Bischof Otbert von Lüttich floh. Dieser hinderte ihn in Verbindung mit dem Herzog Heinrich von Limburg und Niederlothringen, sich seinem Vorsatze gemäß in Wälder und Sümpfe zu flüchten. In Lüttich, Köln, Bonn und anderen Städten erhoben sich die Bürger für ihn, obgleich im Mai (1106) auf einem Reichstage zu Worms die edlen Vertheidiger des Kaisers mit der Acht belegt und die Reichstruppen gegen sie aufgeboten wurden. Vergebens griff der junge König die Kölner an, vergebens gab der Pabst sie in einem Briefe dem Teufel anheim, vergebens rieth ihnen sogar der verzagte Kaiser selbst, sich zu fügen, vergebens forderte Paschalis den Grafen Robert von Flandern auf, gegen die Geistlichkeit von Cambrai und Lüttich, die sich entschieden für den Kaiser ausgesprochen hatte, mit Feuer und Schwert zu wüthen; die Unterstützung des lothringischen Herzogs und ihr eigener Edelmuth hielt die Kölner und den niederländischen Klerus aufrecht. Der König und seine Anhänger sahen sich genöthigt, Unterhandlungen anzubieten und ein neues Manifest zu erlassen, um einigermaßen die öffentliche Stimme zu gewinnen. Da kam plötzlich die Nachricht vom Tode des alten Mannes. Er war am 7. August 1106 in Lüttich gestorben. Das Volk jammerte am Grabe des unglücklichen Kaisers, der ein so klägliches Ende genommen hatte; aber im Lager seines Sohnes erscholl lauter Jubel über seinen Untergang, und die eigennützigen Geistlichen, die ihn im Leben verfolgt hatten, verfolgten ihn auch noch im Tode. Otbert, der den Kaiser in einer Kirche zu Lüttich beigesetzt hatte, wurde durch den unnatürlichen Sohn und dessen Bischöfe genöthigt, die Leiche wieder

ausgraben und in ein ungeweihtes Gebäude auf einer Maas-Insel bringen zu lassen. Hier ruhte sie eine Zeitlang, und ein aus Jerusalem zurückgekehrter Mönch betete Tag und Nacht für die Seele des verfolgten Kaisers, bis der König die Leiche nach Speier bringen und dort in dem Dom beisetzen ließ. Auch jetzt ward ihr noch keine Ruhe gewährt. Der Bischof von Speier ließ sie wieder aus dem Dom heraustragen und in eine noch ungeweihte Kapelle niedersetzen. Aus dieser ward sie erst fünf Jahre später nach dem Dom in die Gruft der Väter zurückgebracht. Die Kölner trotzten auch nach dem Tode Heinrich's IV. noch eine Zeitlang dem Sohne desselben; sie schlugen sich tapfer gegen das wider sie aufgebotene Reichsheer, bis sie endlich die Unmöglichkeit eines längeren Widerstandes einsahen, und zur Freude der königlichen Truppen Geld zahlten, um sich mit dem Könige zu versöhnen. Auch Herzog Heinrich von Limburg unterwarf sich erst nach einiger Zeit; er wurde gefangen gesetzt, verlor sein Herzogthum, welches Gottfried von Löwen besetzte, entkam aber nachher, und behauptete die herzoglichen Rechte ebenso in seinem Gebiete Limburg, wie sie seitdem der Graf von Löwen als Herzog von Brabant in dem seinigen in Anspruch nahm.

9. Das deutsche Reich und die Päpste zur Zeit Heinrich's V.

Heinrich's V. Lage war, so lange sein Vater lebte, mislich gewesen, weil das Gemüth des Volkes, besonders in Niederdeutschland, sich dem alten Kaiser zugeneigt hatte; nach dem Tode desselben aber war er ein ganz anderer Mann. Seine Regierung hat in doppelter Hinsicht eine große Bedeutung. Er suchte nämlich eines Theils mit besserem Glück, als sein Vater, das Ansehen des Reichsoberhauptes gegen die Großen zu behaupten, die Großen zu bezwingen und die im Reich eingerissene Anarchie aufzuheben, und wußte anderes Theils mit Aufopferung dessen, was nicht mehr zu retten war, sein kaiserliches Recht gegen das Hildebrandische System des päbstlichen Stuhles auf eine ebenso kräftige, als kluge Weise aufrecht zu erhalten.

Gleich nach dem Tode seines Vaters zeigte er dem Pabste Paschalis, der auf einer Kirchenversammlung zu Guastalla das

Verbot der Investitur durch Weltliche (s. S. 262) erneuerte, wie wenig er geneigt sei, die alten königlichen Rechte aufzugeben und sich unter den Willen des geistlichen Oberhauptes zu beugen. Er ließ den Pabst ersuchen, nach Deutschland zu kommen, um hier auf einer Kirchenversammlung das Verhältniß des Staates zur Kirche zu ordnen, und als Paschalis dieser Einladung nicht entsprach, belehnte Heinrich nicht nur mehrere neue Bischöfe kraft seines königlichen Rechtes mit Ring und Stab und ließ dieselben durch Ruthard von Mainz weihen, sondern er setzte auch gegen das Verbot des Pabstes den gebannten Bischof Udo von Hildesheim wieder ein, und drang einer Abtei einen Vorsteher auf, welcher ebenfalls im Banne war. Vergebens suchte Paschalis durch Unterhandlungen dem Hildebrandischen Grundsatze Geltung zu verschaffen; er konnte den König auf keine Weise zum Nachgeben bringen, und lud ihn zuletzt (1107) zu einer in Rom zu haltenden Kirchenversammlung ein, um den Streit beizulegen. Heinrich wandte sich darauf sogleich gegen den Grafen Robert von Flandern, welcher in Auftrag des Pabstes das Bisthum Cambrai besetzt hatte, verheerte Flandern, und zwang den Grafen, das Bisthum wieder herauszugeben. Dann suchte er in Polen, Böhmen und Ungarn die deutsche Oberherrschaft wieder herzustellen, welche während der Streitigkeiten seines Vaters mit der Kirche und den Großen untergegangen war. Alle drei Länder wurden damals durch Thronzwiste zerrüttet. In Polen machte dem Herzog Boleslav III. dessen Halbbruder, Sbigniew, die Herrschaft streitig. In Böhmen ward 1107 Boriwoi, Wratislav's II. Sohn, von seinem Vetter, dem Herzog Swatopluk von Mähren, vertrieben, und wandte sich an den deutschen König um Hülfe. Dieser nahm sich Boriwoi's anfangs an, beschied Swatopluk vor sich und ließ ihn verhaften; als er es aber unmöglich fand, seinen Schützling im Besitze von Böhmen zu befestigen, gab er Swatopluk für Geld frei, erkannte ihn als Beherrscher des Landes an und erließ ihm gleich nachher den Rest jener Summe unter der Bedingung, daß er ihm auf einem Zuge nach Ungarn Heeresfolge leiste.

In Ungarn hatte sich Geisa II. in seinem Streite mit Salomo (s. S. 252 f.) an Gregor VII. um Hülfe gewandt, und dieser hatte damals (1074) eine Oberlehensherrlichkeit des päbstlichen Stuhles

über Ungarn in Anspruch genommen. Als Geisa 1077 starb und die Ungarn seinen Bruder Ladislaus I. an seine Stelle setzten, verlangte der Pabst von diesem eine förmliche Huldigung; Ladislaus ließ sich aber, so fromm er auch war, doch nicht darauf ein. Dagegen machte er sich durch weise Gesetze und Einrichtungen um sein Reich verdient. Er führte eine ordentliche Justiz sowohl für Civil- als Kriminalfälle ein, und setzte nach deutschem Gebrauch an die Spitze der Gerichte einen Palatinus oder Pfalzgrafen, welcher in Abwesenheit des Königs dessen Stelle vertrat, während dieser auf seinen Gütern und da, wo er sich gerade aufhielt, noch immer selbst zu Gericht saß. Das Land hob sich damals ungemein empor. Nach dem Tode seines Schwagers, des Königs Zwonimir von Kroatien, nahm Ladislaus im Vertrauen auf den Einfluß, den sich seine Schwester dort erworben hatte, die Länder Kroatien, Dalmatien und Illyrien in Besitz, und stellte die Verwaltung derselben unter die Leitung seines Neffen Almus. Diesen ernannte er nachher, als er ohne Hinterlassung eines Sohnes starb (1095), aus Rücksicht auf das Wohl des Reichs zu seinem Nachfolger, mit Übergehung eines anderen Neffen, des Sohnes von Geisa II., Kaloman, den er zu Kriegsgeschäften untüchtig hielt und wegen seines misgestalteten Körpers für den geistlichen Stand bestimmt hatte. Der Letztere trat aber sogleich als Prätendent auf, und mit Hülfe der Polen gelang es ihm, seine Rechte geltend zu machen und Almus auf die Provinzen am adriatischen Meere zu beschränken. Kaloman's geistliche Bildung und seine frühere Bestimmung schadeten dem Reiche sehr, weil er dem System der Kirche zu Gefallen wesentlichen Vorrechten seiner Nation entsagte. Er schloß mit dem Pabst eine Übereinkunft, vermöge deren er die Investitur aufgab und sich darin fügte, daß nicht nur den Ungarn der Gebrauch ihrer Sprache beim Gottesdienst in vielen Fällen entzogen, sondern auch ihren Priestern das verhaßte Cölibat aufgedrungen wurde. Wegen seiner engen Verbindung mit dem Pabst und mit dessen deutschen Freunden blieb er, so lange Heinrich IV. lebte, mit Zumuthungen von Deutschland her verschont; nachher aber benutzte Heinrich V. ein Hülfegesuch des Almus, um die längst vergessene Oberhoheit des deutschen Reiches über Ungarn wieder geltend zu machen (1108). Zu dieser Unternehmung lieh ihm

auch Swatopluk von Böhmen und Mähren seine Kriegsmacht. Der Erfolg war ganz anders, als man erwartet hatte. Die Deutschen trafen den ungarischen König wohl gerüstet und fanden, wie schon früher öfters, in der Bodenbeschaffenheit des Landes unübersteigliche Hindernisse. Zugleich benutzte der vertriebene Boriwoi von Böhmen die Abwesenheit seines Vetters, um, vom Polen-Herzog Boleslav III. unterstützt, sein Reich wieder zu erobern. Jetzt wandte sich Swatopluk aus Ungarn nach Böhmen zurück, verjagte seinen Gegner und hauste aufs grausamste gegen die Anhänger desselben. Dann fiel er mit Heinrich in Polen ein. Hier fanden sie einen noch weit hartnäckigeren Widerstand, als in Ungarn, und mußten ebenfalls unverrichteter Dinge umkehren (1109). Unterwegs ward Swatopluk in Heinrich's Lager von dem Angehörigen einer Familie, die er mit kannibalischer Wuth auszurotten gesucht hatte, ermordet. Die Truppen Swatopluk's riefen sogleich mit Heinrich's Zustimmung seinen Bruder, Otto, zum Herzog aus. Diesem machten aber der zurückgekehrte Boriwoi und dessen Bruder, Wladislav I., jeder für sich den Thron streitig. Auf diese Weise entstand ein mehrjähriger innerer Krieg, in welchem Heinrich, durch eine bedeutende Summe Geldes gewonnen, sich für den Letzteren entschied, und Böhmen wieder in die alte Abhängigkeit vom Reiche brachte.

Unterdessen war der Streit über die Investitur noch immer im vollen Gange. Doch waren in Betreff desselben die weltlichen und geistlichen Reichsstände ziemlich einer und derselben Meinung mit dem König, und der römische Hof wagte nicht mit einer offenen Fehde-Erklärung hervorzutreten. Heinrich konnte daher, nachdem er schon längst einen Römerzug beschlossen hatte, bereits im Jahre 1109 eine glänzende Gesandtschaft von weltlichen und geistlichen Großen vorausschicken, um den Pabst von der Einstimmigkeit der Nation zu überzeugen. Diese Gesandtschaft hatte ganz den gehofften Erfolg, da sie nur Friedensbotschaften des Pabstes und die Versicherung einer freundschaftlichen Aufnahme des deutschen Königs zurückbrachte. Auch Mathilde von Tuscien hatte die Gesandten auf ihrer Heimkehr sehr freundlich empfangen. Im September 1110 brach Heinrich mit einem starken Heer auf, und zog über Lausanne und den großen Bernhard nach Italien. Bei

seinem Eintritt in die Lombardei stieß er schon in Novara auf Widerstand. Er fand überhaupt in den Städten eine schlechte Aufnahme und wenig Gehör für seine Befehle. Die oberitaliänischen Städte, besonders Mailand, hatten sich nämlich in den letzten Zeiten eine solche Unabhängigkeit und Freiheit errungen, daß sie es wagen durften, dem Könige die üblichen Leistungen zu versagen. Wie sehr sie sich damals fühlten, kann man daraus beurtheilen, daß sie später unter den hohenstaufischen Kaisern den Zustand, in welchem sie sich zu Heinrich's V. Zeit befunden hatten, als den der höchstmöglichen Befreiung von den Lasten des Reiches in Anspruch nahmen. Indessen zeigte das Schicksal der Stadt Novara, welcher Heinrich nicht nur eine große Geldstrafe auferlegte, sondern auch einen Theil der Mauern einriß, sowie sein Verfahren gegen das am anderen Ende von Oberitalien gelegene Arezzo, das er ganz zerstörte, klar und deutlich, daß er und die Seinigen wenigstens den Schwächeren ihre Macht fühlbar machten. Er zog mit seinem dreißigtausend Mann starken Heere von Ort zu Ort, und wüthete mit Feuer und Schwert gegen die Städte, die sich ihm zu widersetzen wagten. Auch den Pabst setzte Heinrich, als er bis nach Tuscien vorgerückt war, so sehr in Schrecken, daß er ihm zuletzt einen Vorschlag machen ließ, welcher weit mehr einer Ausflucht, als der Einleitung zu einem Concordat ähnlich sah. Paschalis bot dem Könige an, alle Güter und Einkünfte, welche die Kirche als Reichslehen besaß, der weltlichen Macht zurückgeben zu lassen, wogegen der König eidlich allen Ansprüchen an die Investitur entsagen sollte. Zugleich verpflichtete sich der Pabst, den König mit allen Ehren zu empfangen und ihn in der herkömmlichen Weise zum Kaiser zu krönen. Diesen Vorschlag nahm Heinrich unter der Bedingung an, daß, was kaum als möglich zu erwarten war, die Zustimmung aller Fürsten und Bischöfe dazu eingeholt werde.

Der König zog hierauf nach Rom (Februar 1111). Er ward äußerst feierlich empfangen; der gesammte Klerus und das ganze römische Volk strömten ihm vor die Thore entgegen. Auf Bitten der Bürger beschwor er die Freiheiten und Rechte der Stadt, aber in deutscher Sprache, was den Stolz der Römer beleidigte. Gegen ihre Gewohnheit blieben sie dessen ungeachtet ruhig. An der St. Peterskirche, wo der Pabst mit den Kardinälen den König erwartete,

stieg dieser vom Pferde, beugte seine Kniee vor Paschalis, küßte ihn auf Mund, Stirn und Auge, und leistete ihm den Dienst eines Stallmeisters, indem er ihm den Steigbügel hielt: eine übliche Pflicht der Höflichkeit, aus welcher die Griechen den deutschen Kaisern einen großen Vorwurf machten, weil sie sich nach ihren Begriffen mit der Würde des Herrschers nicht vertrug. Vor dem silbernen Thore der Kirche erklärte Paschalis dem Herkommen gemäß, daß er Heinrich krönen wolle, und dieser antwortete ihm mit der gewöhnlichen Formel: er gelobe und verspreche vor Gott und dem heiligen Apostel Petrus, daß er unter Gottes Beistand, nach seinem Wissen und Vermögen stets ein Beschützer und Vertheidiger der römischen Kirche sein wolle. Nachdem hierauf ein Kardinal in der Mitte des Schiffes der Kirche das erste Gebet, ein anderer das zweite gesprochen hatte, setzten sich Pabst und König, und nun sollte jener die Feierlichkeit vollenden, als auf einmal die angefangene Ceremonie stockte und ein heftiger Streit entstand. Der Pabst verlangte nämlich die Zusicherung des geschlossenen Vertrags, Heinrich gab aber wohlbedächtig die Erklärung, daß er die Trennung der Kirchengüter von den Kirchenämtern nicht verlange, sondern seines Theiles den Geistlichen den ungekränkten Genuß alles dessen, was sie bisher besessen, gern zusichern werde. Als nun der Pabst das Wort ergriff und von der Einstellung der Investitur, zugleich aber auch von der Rückgabe der dem Reiche gehörenden geistlichen Güter sprach, wurde er durch den Widerspruch der Bischöfe und der weltlichen Großen unterbrochen. Heinrich erklärte darauf den Vertrag für unausführbar, weil der Pabst die Einwilligung der Bischöfe dazu nicht erhalten könne, und verlangte die Kaiserkrönung ohne Rücksicht auf die in demselben festgesetzten Bedingungen. Dem suchte sich aber der Pabst auf jede Weise zu entziehen, und nun ward hin und her gesprochen und unterhandelt, bis endlich einer aus Heinrich's Gefolge laut ausrief: „Was braucht es vieler Worte? Unser Herr will gekrönt sein!“ Heinrich ließ jetzt, um die Krönung zu erzwingen, den Pabst und die Kardinäle festnehmen und, als sie bis tief in die Nacht hinein hartnäckig blieben, gefangen wegführen. Zwei Kardinäle entschlüpften aber, und riefen das römische Volk zu den Waffen. Dieses überfiel während der Nacht alle Deutschen, die

es einzeln antraf, griff am anderen Morgen das um die Peterskirche lagernde königliche Heer an, und trieb es in die Flucht. Der König selbst rettete sich nur durch die edle Aufopferung eines seiner Fürsten. Er sprang schnell ohne Fußbekleidung auf ein Pferd, ritt die marmornen Stufen vor der Kirche herab, stürzte aber und wäre verloren gewesen, wenn nicht der mailändische Graf Otho ihm sein eigenes Pferd geliehen, und sich statt seiner den Feinden preisgegeben hätte, die ihn dann tödteten und in Stücke zerrissen. Heinrich sammelte und ermuthigte die Seinigen wieder, verfolgte die Rebellen bis zur Engelsburg, und richtete eine schreckliche Niederlage unter ihnen an. Doch ward er nur eines einzigen Stadttheiles Herr. Die Römer gingen sogar unter einander eine förmliche eidliche Verpflichtung ein, den König als ihren Feind, jeden aber, der mit ihnen gegen die Deutschen kämpfen würde, als ihren Bruder anzusehen. Heinrich konnte sich zwar nicht gegen sie halten, aber er nahm doch, als er nach drei Tagen aus der Stadt zog, den Pabst und die meisten Kardinäle gefangen mit sich.

Er unterhandelte hierauf mit seinen Gegnern, während er zugleich die Umgegend der Stadt verheerte. Doch kam es erst nach zwei Monaten zu einem Vertrag. Der Pabst verzichtete in demselben zu Gunsten des Königs auf die Investitur, und versprach wegen des ihm angethanen Unrechtes nie Rache zu nehmen, den König nie zu bannen und ihn nach herkömmlicher Form zu krönen; auch gestattete er wahrscheinlich in einem geheimen Artikel, daß Heinrich's IV. Leiche, welche noch immer unbeerdigt war, an geweihter Stelle beigesetzt werde. Dagegen ließ der König den Pabst und die übrigen Gefangenen frei, und verstand sich zu einer Abbitte, welche die Ehre der Kirche wieder herstellte. Eine große Zahl deutscher Fürsten und viele Kardinäle beschworen, jene für den König, diese für den Pabst die Erfüllung dieses Vertrags. Heinrich zog hierauf zur Krönung nach Rom. Gleich nachdem diese vollzogen war (13. April 1111), nahmen Pabst und Kaiser zur Bekräftigung des beschworenen Vertrags gemeinschaftlich das Abendmahl. Auch ließ sich Heinrich, als er aus Rom abzog, Geißeln für die Versicherung geben, daß Paschalis ihn nicht mit dem Banne belegen wolle. Er kehrte gerades Weges nach Deutschland zurück. Gleich nach seiner Abreise traten die Kardinäle, durch

die schlechte Behandlung der Geißeln und durch manche andere Umstände erbittert, gegen die ihm gestatteten Rechte nachdrücklich auf, und thaten, was der Pabst selbst nicht thun wollte oder durfte. Sie sprachen zwar keinen förmlichen Bannfluch aus, erklärten aber die dem Kaiser eingeräumten Rechte für ungültig. Im folgenden Jahre ward dieser sogar, während er zu Hause in neue Händel verwickelt war, von dem Erzbischof Guido von Vienne auf einer Synode feierlich mit dem Banne belegt, und der Pabst billigte Guido's Verfahren, indem er erklärte, die Investitur dem Kaiser nur gezwungen zuerkannt zu haben. Doch bestätigte er die Sache blos in allgemeinen Ausdrücken, und brach sein Verhältniß zu dem Kaiser nicht ab.

Die Angelegenheiten, welche den Kaiser in Deutschland beschäftigten, hatten wieder in Sachsen ihren Ursprung. Mit dem Herzoge Magnus war 1106 das Haus der Billunger ausgestorben, und Heinrich hatte das Herzogthum Sachsen dem Grafen Lothar von Supplingenburg gegeben, welcher später als deutscher Kaiser berühmt geworden ist. Dieser griff in Verbindung mit dem Markgrafen der Altmark einen sächsischen Großen an, nahm ihn gefangen, und ward dafür im Jahre 1111 von Heinrich seines Herzogthums wieder beraubt, welches damals Otto von Ballenstädt, der Schwiegersohn des letzten Billungers und Stammvater des anhaltischen Fürstenhauses, erhielt. Lothar ergriff deshalb gleich nachher begierig eine sich darbietende Gelegenheit, um am Kaiser Rache zu nehmen. Siegfried nämlich, Pfalzgraf am Rhein, welcher weiblicher Seits mit dem Grafen Ulrich von Waimar verwandt war, nahm, als dessen Haus ausstarb, die Erbgüter desselben in Anspruch; Heinrich zog aber Ulrich's Verlassenschaft als dem Reiche anheimgefallen ein. Siegfried brachte darauf einen mächtigen Bund sächsischer Großen zu Stande, welchem auch der Herzog Lothar beitrat (1112). Heinrich war jedoch den Verschworenen überlegen; sie wurden theils durch ihn selbst, theils durch seinen wackeren Anführer, den Grafen Hoyer von Mansfeld, besiegt, Siegfried verlor dabei das Leben, und einige andere Fürsten wurden gefangen genommen. Er verdarb indessen durch den Misbrauch, den er von seinem Siege machte, Alles wieder. Er verfuhr mit rücksichtsloser Härte gegen die besiegten Fürsten;

er ließ seinen frühern Vertrauten und Kanzler, Albert von Saarbrück, welcher freilich, nachdem Heinrich ihn zum Erzbischof von Mainz gemacht hatte, mit den Feinden desselben in Verbindung getreten war, nicht nur in den Kerker werfen, sondern auch drei Jahre lang sehr hart behandeln; er gab den gefangenen Grafen Wiprecht von Groitzsch, obgleich ihm dessen Sohn für die Freiheit desselben die Hauptburg seiner Familie geöffnet hatte, nicht frei, und schuf sich dadurch in dem jungen Wiprecht einen unversöhnlichen Feind, der seinem Hoyer von Mansfeld an List und Gewandtheit überlegen war; er ließ endlich den Landgrafen Ludwig von Thüringen, der ihn kaum erst versöhnt hatte, und deshalb unbesorgt seiner Vermählung mit Mathilde, der Tochter des englischen Königs Heinrich I., beiwohnte, ungerechter Weise verhaften. Dieses tyrannische Verfahren rief eine geheime Verschwörung hervor. Als der Kaiser im Juli 1114 nach Friesland, wo seine Gegenwart nöthig war, ziehen wollte, brach dieselbe in eine Empörung aus, die sich bald über ganz Niederdeutschland verbreitete. Die Verschworenen benutzten dabei sein Verhältniß zum Pabst, um ihre Sache zu einer heiligen zu machen. Der Kardinal und päbstliche Legat, Bischof Kono oder Konrad von Präneste, erneuerte mehrere Male nach einander den Bannfluch gegen den Kaiser, um Volk und Geistlichkeit von ihm abzuwenden. Zum Unglück für Heinrich, welcher die Empörer zuerst am Niederrhein bekämpft hatte und dann in Sachsen eingebrochen war, ließ sich Hoyer von Mansfeld im Februar 1115, ohne die ihm zueilende Verstärkung abzuwarten, von unzeitiger Hitze fortreißen, verlor gegen den jungen Wiprecht von Groitzsch eine entscheidende Schlacht, und kam selbst ums Leben. Heinrich mußte in Folge davon sogleich aus Sachsen weichen, und er wäre jetzt in eine ähnliche Lage gekommen, wie einst sein Vater beim Ausbruche des sächsischen Krieges, wenn nicht Herzog Lothar von Sachsen besonnener gewesen wäre, als damals Otto von Nordheim, und sich geweigert hätte, gegen den Kaiser anders als vertheidigungsweise zu verfahren. Doch ward die Verwirrung im Reich immer größer. Ein anderer päpstlicher Legat, Dietrich, kam aus Ungarn nach Sachsen, und regte die ganze Geistlichkeit gegen den Kaiser auf. Der Letztere ward in Mainz, wohin er einen Reichstag ausge-

schrieben hatte, durch die Bürger gezwungen, ihren Bischof Albert von Saarbrück freizugeben. Dieser war kaum frei, als er ungeachtet des so eben erst geleisteten Eides Alles gegen Heinrich aufzuregen suchte, und in Köln eine Versammlung der demselben feindlichen Bischöfe hielt. Bald wollte kein angesehener Geistlicher mehr vor dem Kaiser Messe lesen; selbst der ihm bis dahin treu ergebene Bischof Erlung von Würzburg, der von ihm nach Köln geschickt worden war und sich dort von seinen Gegnern hatte gewinnen lassen, weigerte sich dessen und verließ, als Heinrich ihn mit Androhung des Todes dazu gezwungen hatte, den Hof. Heinrich nahm ihm dafür die herzoglichen Rechte in Ostfranken, welche die Bischöfe von Würzburg bisher besessen hatten. Der beabsichtigte Reichstag zu Mainz konnte nicht gehalten werden, weil sich nur sehr wenige Reichsstände dazu einfanden. Auch die Bemühungen des Herzogs Welf V. von Baiern und des Bischofs Hartwig von Regensburg, die Parteien zu einer Aussöhnung zu bewegen, waren vergeblich. Der Kaiser ergriff endlich ein anderes Mittel: er stellte dem geistlichen und sächsischen Bund einen weltlichen und schwäbischen entgegen, und beschloß, durch einen Römerzug seinen Feinden in Deutschland auf einige Zeit aus dem Wege zu gehen. Er verlieh, ehe er dahin aufbrach, seinem Neffen, Konrad von Hohenstaufen, dessen Bruder Friedrich Herzog von Schwaben war, das Herzogthum Ostfranken. Dieser Schritt, durch welchen die tapfere Familie der Hohenstaufen eigentlich erst ihre große Bedeutung im Reich erhielt, sicherte dem Kaiser den Süden von Deutschland, da auch Welf von Baiern ihm ergeben blieb, und Friedrich von Schwaben in Verbindung mit dem neu ernannten Pfalzgrafen Gottfried von Kalw sich um so lieber gegen die rheinischen Bischöfe gebrauchen ließ, weil diese ihn im vorigen Jahre zu Köln in Heinrich's Bann mit eingeschlossen hatten.

Nach Italien, wo der Kaiser im Frühjahr 1116 erschien, riefen ihn nicht nur seine Verhältnisse zum Pabst und zur Kirche, sondern auch der Tod der Gräfin Mathilde, welche im Sommer des vorigen Jahres gestorben war. Diese hatte bekanntlich ihre Güter dem römischen Stuhle vermacht, und Heinrich, der als Urenkel einer Großtante der Mathilde, noch weit mehr aber als Kaiser dieselben in Anspruch nahm, mußte dem Pabste zuvorzukommen suchen. Er

gelangte ſogleich ohne großen Widerſtand zum Beſitze dieſer Güter, und fand bei der Behauptung der kaiſerlichen Rechte auf dieſelben ſeine Hauptſtütze an den Lehrern des Juſtinianeiſchen Rechtes (ſ. Th. V. S. 11 f.), beſonders an dem berühmten Werner oder Irnerius zu Bologna, welcher ſchon längſt die ganze Rechtsverfaſſung in den Beſitzungen der Mathilde dem Geſetzbuche Juſtinian's gemäß eingerichtet hatte, und der ihm kurz darauf auch bei einer Pabſtwahl in Rom wichtige Dienſte leiſtete, weil Werner durch ſeine juriſtiſchen Formen und Formeln die Künſte der römiſchen Gegner zu vereiteln verſtand. Von Tuscien zog Heinrich im Frühjahr 1117 nach Rom, wo der Pabſt im vorigen Jahre über die Beſetzung der Präfectenſtelle in einen ſo heftigen Zwiſt mit dem Volke gerathen war, daß er auf kurze Zeit die Stadt hatte verlaſſen müſſen. Heinrich hatte in Folge davon unter den Römern einen bedeutenden Anhang, und Paſchalis ſah ſich bei ſeiner Annäherung genöthigt, nach Benevent zu entfliehen. Da der Kaiſer kurz vor Oſtern nach Rom gekommen war, ſo wollte er einer alten Sitte gemäß an dieſem Feſte einen ſogenannten Krontag feiern. Die Könige des Mittelalters pflegten nämlich dreimal im Jahr, auf Oſtern, Pfingſten und Weihnachten, ein beſonders feierliches Hoflager zu halten, wobei ſie ſich unter gewiſſen Ceremonien mit der Krone ſchmückten. Heinrich konnte keinen der anweſenden Kardinäle bewegen, ihm die Krone aufzuſetzen; dagegen fand ſich der portugieſiſche Biſchof, Mauritius Burdinus, der mit Aufträgen Paſchal's in der Stadt zurückgeblieben war, zu dieſer Ceremonie bereit. Um Pfingſten verließ Heinrich die Stadt wieder und begab ſich nach Oberitalien. Sogleich kehrte Paſchalis nach Rom zurück und rüſtete Kriegswerkzeuge, um ſeine Gegner aus den von ihnen beſetzten Stadttheilen zu vertreiben; er ſtarb aber, noch ehe ihm dies gelungen war (Januar 1118).

Paſchal's Partei wählte ſchon vier Tage nachher in der Perſon ſeines Kanzlers, Johann von Gaëta, unter dem Namen Gelaſius II. einen Mann, der den Streit mit dem Kaiſer fortſetzen ſollte und deshalb gleich im Anfange harte Schickſale erlitt. Die Wahl war nämlich kaum geſchehen, als Cencius Frangipani, ein Mann aus einer der angeſehenſten römiſchen Familien, welcher

zur Gegenpartei gehörte, mit seinen Leuten über den neu Gewählten herfiel, ihn gefesselt in seine Feste schleppte und dabei mit Faustschlägen mishandelte. Gelasius wurde zwar von seinen Anhängern sogleich wieder befreit, aber nun erschien ganz unerwartet der Kaiser aufs neue vor Rom. Der Pabst floh in einen Kahn und fuhr schnell die Tiber hinab, um sich nach Gaëta zu retten. An der Mündung des Flusses ward er zugleich von einem fürchterlichen Sturm und von den ihn verfolgenden Deutschen in große Gefahr gebracht, und nur mit genauer Noth konnte er an einer unbesetzten Stelle landen, von wo der Kardinal Hugo Visconti den alten Mann auf seinen Schultern durch die Moräste der Tiber nach Ardea brachte. Dort bestieg er ein Schiff und fuhr nach Gaëta. Der Kaiser knüpfte Unterhandlungen mit ihm an, und wir sehen bei der Gelegenheit, daß die lombardischen Städte schon damals, ehe man noch an die Parteiung der Guelfen und Ghibellinen dachte, den päbstlichen Grundsätzen zugethan waren, weil sie durch den Pabst ihre Freiheit zu bewahren hofften. Gelasius machte nämlich dem Kaiser das Anerbieten, den Zwist zwischen dem Staat und der Kirche einem Concil zur Entscheidung zu überlassen, er wollte dasselbe aber nicht in Rom, sondern in Mailand oder Cremona gehalten haben. Da der Kaiser dort weder früher eingelassen worden war, noch irgend einen Einfluß hatte, so mußte er dies natürlich zurückweisen. Gelasius brachte indessen durch diese Forderung das römische Volk gegen sich auf, und Heinrich wußte daraus Nutzen für sich zu ziehen. Er bewog am 9. März mit Hülfe des Rechtsgelehrten Werner Klerus und Volk von Rom, denselben portugiesischen Bischof, der im vorigen Jahr am Krontage das Geschäft des Pabstes gegen dessen Willen übernommen hatte, zum Pabste zu ernennen. Der Kaiser setzte den Gewählten, der sich den Namen Gregor VIII. gab, feierlich als Pabst ein, ließ sich am Pfingstfeste von ihm krönen und eilte dann nach Deutschland, nachdem er seine Gemahlin zur Reichsverweserin in Italien ernannt hatte. Gelasius kehrte zwar nachher mit Hülfe der Normannen nach Rom zurück, er mußte sich daselbst aber versteckt halten, wurde, als er nach einiger Zeit einen Gottesdienst zu leiten wagte, von den Frangipani's in der Kirche selbst angegriffen, sah seine Anhänger in mehrtägigen blutigen Gefechten unterliegen

und verließ die Stadt als Flüchtling. Er begab sich über Pisa nach Frankreich, wo er schon zu Anfang des folgenden Jahres (1119) starb.

In Deutschland, wo unterdessen die beiden hohenstaufischen Brüder das Gleichgewicht zu erhalten gewußt hatten, war während der Abwesenheit des Kaisers die schrecklichste Verwirrung eingerissen. Die Parteien verheerten auf barbarische Weise eine der Anderen Besitzungen; es bildeten sich Räuberschaaren, welche den Hader und den Mangel an gesetzlicher Ordnung zu Plünderungen benutzten; die Kirchen blieben an manchen Orten ganz leer stehen, und unter der Geistlichkeit riß eine solche Zwietracht ein, daß z. B. an manchen Orten das Domkapitel für die eine, der Bischof für die andere Partei war. Unter allen Gegnern des Kaisers war Albert von Mainz am thätigsten. Er bot alle seine Kräfte auf, um seine und des Pabstes Sache zur Reichsangelegenheit zu machen, er hielt auch deshalb in Köln und Fritzlar Versammlungen, und schon war in Würzburg ein Reichstag angesetzt, um den Kaiser mit Hülfe der Sachsen zu verurtheilen, als Heinrich in Deutschland erschien. Dieser suchte sich anfangs durch schreckliche Verheerungen an seinen Gegnern zu rächen. Bald sah er aber ein, daß mit bloßer Gewalt nichts auszurichten sei, zumal da nach Gelasius' II. Tode die mit demselben entflohenen Kardinäle den Erzbischof Guido von Vienne, einen der entschiedensten Vertheidiger des Hildebrandischen Systems, als Calixtus II. zum Pabste gewählt hatten (1. Februar 1119). Er faßte deshalb den großartigen Entschluß, die Streitigkeiten in Deutschland durch Nachgiebigkeit beizulegen, um desto kräftiger gegen den Pabst auftreten zu können. Zu diesem Zwecke berief er einen Reichstag nach Tribur, arbeitete den Entscheidungen desselben dadurch vor, daß er mit den Einzelnen unterhandelte und jedem das ihm Entrissene zurückgab, und verlangte dagegen von Allen, daß das Reichsgut in seinen Händen blieb, und die Sache des Pabstes in Tribur (September 1119) nicht zur Sprache gebracht wurde. Zu Aller Erstaunen war einer der ersten Schritte des neuen Pabstes ein Versuch, sich mit dem deutschen König auszusöhnen. Er schickte zwei französische Geistliche, den Bischof von Chalons und den Abt von Clugny, an Heinrich, um mit ihm über die Herstellung des

Friedens und über ein Concordat zu unterhandeln. Der Erstere räumte in Straßburg, wo er mit dem Kaiser zusammenkam, nicht nur ein, daß alle um seinetwillen verfolgten Geistlichen, sobald die Hauptsache abgethan sei, vom Pabste wieder eingesetzt werden sollten, sondern er machte auch einen Vorschlag, nach welchem durch eine Clausel des Concordats dem Kaiser alle Verbindlichkeiten, die aus der bisherigen Form der Investitur in Rücksicht auf weltliche Dinge hergeleitet wurden, vorbehalten blieben. „Wenn du in Wahrheit den Frieden wünschest, sagte er zum Kaiser, so mußt du die Investitur der Bischöfe und Äbte ganz aufgeben. Damit du aber sicher seiest, daß dadurch deine königliche Gewalt nicht beeinträchtigt werde, so wisse, daß ich, ein im französischen Reiche gewählter Bischof, weder vor noch nach meiner Weihe von meinem Könige mit Ring und Stab belehnt worden bin, daß ich aber nichts desto weniger sowohl in Betreff der Steuern, der Zölle und der Kriegsverpflichtung, als überhaupt in Bezug auf alles, was seit alter Zeit der Kirche von dem Könige geschenkt worden ist, gegen den König meine Schuldigkeit getreulich erfülle: gerade wie dir deine Bischöfe dienen, um deren Investitur willen du dir einen solchen Zwist und sogar den Bannfluch zugezogen hast." Auf diese Erklärung erwiderte der König: „Wohlan, so geschehe es! Mehr verlange ich nicht." Sobald die Kirche dies eingeräumt hatte, konnten Kaiser und Reich nicht anstehen, die bloße Form aufzugeben. Es wurde also eine schriftliche Erklärung hierüber abgefaßt, und die Legaten reisten zum Pabste zurück. Ein in Rheims versammeltes Concil, bei welchem jedoch außer Albert von Mainz und seiner Partei nur wenige deutsche Bischöfe zugegen waren, sollte Alles bekräftigen, zauderte aber aus Hinterlist. Kaum erfuhr der Kaiser das Zögern der Rheimser Versammlung, so bewog er den Herzog Welf, den Pfalzgrafen Otto und andere Deutschen, eidlich zu geloben, daß sie bei den in Straßburg angetragenen Bedingungen beharren und ihm zur Behauptung derselben beistehen wollten. Auf die Nachricht davon näherte sich der Pabst wieder, und entschloß sich, wiewohl ungern, zu einer Zusammenkunft mit dem Kaiser, schickte aber zwei Kardinäle voraus, um einige zweifelhafte Punkte des Straßburger Vertrages zu berichtigen. Eine solche Berichtigung von Seiten

des Pabstes wollte Heinrich nicht zugestehen, weil eine Clausel des Vertrages die beste Auskunft für zweifelhafte Fälle an die Hand gab; es hieß nämlich in diesem: bei streitigen Punkten solle, wenn sie rein kirchliche Angelegenheiten beträfen, nach kirchlichem, in weltlichen Dingen dagegen nach weltlichem Recht entschieden werden. Außerdem entstanden einige andere unvorhergesehene Schwierigkeiten, z. B. in Betreff der Art, wie der Kaiser vom Banne gelöst werden sollte. Auch suchte Heinrich den Grafen von Troyes, in dessen Schloß sich Calixtus begeben hatte, zu bewegen, den Pabst festzuhalten. Alles dies schreckte den Letzteren so sehr, daß er eilig davon floh und nach Rheims zurückkehrte. Hier that er den Kaiser aufs neue feierlich in den Bann: die versammelten Bischöfe und Äbte mußten sich mit Wachslichtern in der Hand von ihren Sitzen erheben, der Pabst sprach dann über Heinrich, über den Gegenpabst und über die Anhänger von Beiden den Fluch aus, und nachdem er in seinem Zorne, den Hildebrandischen Grundsätzen vom päbstlichen Rechte gemäß, sogar den von Heinrich's Unterthanen geleisteten Eid der Treue für aufgelöst erklärt hatte, bekräftigten alle Anwesenden den ausgesprochenen Fluch mit lauter Stimme, indem sie ihre Lichter auf den Boden warfen (Oktober 1119).

Der Pabst setzte seine Hoffnung auf Albert von Mainz und auf die Sachsen, welche dieser auf jede Weise zu einem nachdrücklichen Kampfe mit dem Kaiser fortzureißen suchte. Heinrich ließ sich jedoch nicht einschüchtern, obgleich ganz Norddeutschland die Waffen gegen ihn erhob, und sogar einige seiner Anhänger am Rhein von ihm abfielen. Er hatte die Schwaben, Franken und Baiern für sich, überließ daher die Sachsen eine Zeitlang sich selbst, und vereinigte seine ganze Macht im Westen des Reiches. Er versagte die Bischöfe von Worms und Speier, und suchte durch die Eroberung von Mainz den Rheinstrom in seine Hände zu bringen, um auf diese Weise den Pabst ebenso von aller Verbindung mit den Deutschen abzuschneiden, wie er ihn von Italien entfernt hielt. Während er mit seinen Truppen gegen Mainz zog, eilte Albert mit den Sachsen der bedrohten Stadt zu Hülfe. Schon lagen beide Heere einander im Angesicht, und Deutschland schien jetzt durch seine eigene Kraft vertilgt zu werden, als man

plötzlich auf beiden Seiten zur Besinnung kam, und sich zum Frieden entschied. Es ward beschlossen, den ganzen Streit einem Schiedsgerichte von zwölf Fürsten zu überlassen, welche von beiden Theilen gewählt werden und ihren Spruch nach drei Monaten auf einem Reichstag in Würzburg bekannt machen sollten. Zur bestimmten Zeit erschienen hier beide Theile der Sitte der Zeit gemäß bewaffnet, und lagerten sich eine Tagreise weit von einander (September 1121). Nachdem man sich eine Woche lang berathen hatte, kam man über folgende Punkte überein: es solle allgemeiner Reichsfrieden sein und jeder, der denselben breche, mit dem Leben bestraft werden; alle königlichen Güter und Einkünfte sollten dem König, alle kirchlichen der Kirche verbleiben, das geraubte Eigenthum seinen Besitzern zurückgegeben, gegen alle Diebe und Räuber aber mit Strenge verfahren werden; über die Investitur solle alles, was Deutschland als Reich angehe, auf einer besonderen Reichsversammlung, und zwar ohne den Pabst zu fragen, durch Stimmenmehrheit entschieden, in Betreff des Übrigen aber von Reichs wegen eine Gesandtschaft an den Pabst abgeordnet und bei diesem auf ein Concil angetragen werden. Calixtus war im vorhergehenden Jahre nach Rom zurückgekehrt, und hatte mit Hülfe der Normannen seinen Gegenpabst, Gregor VIII., um den sich der Kaiser sehr wenig bekümmerte, in Sutri gefangen genommen. Er behandelte ihn auf eine Weise, die für die Sitten der Zeit und für die Begriffe derselben von Anständigkeit sehr bezeichnend ist: Gregor ward mit einem Hammelsfelle bekleidet, verkehrt auf ein Kameel gesetzt und so vom Gefolge des Pabstes, unter dem Gespötte des Pöbels, nach Rom gebracht und in der Stadt umhergeführt. Dann ließ ihn Calixtus in den Kerker werfen, wo er erst nach vielen Jahren starb, jedoch seinen Gegner nie anerkannte. Obgleich Calixtus im unbestrittenen Besitze des päbstlichen Stuhles war, und auch die Bürger von Rom ganz für sich gewonnen hatte, so wagte er doch nicht, sich offen den Beschlüssen der Deutschen zu widersetzen. Er verwarf ihren Antrag nicht, suchte aber einen Mittelweg einzuschlagen, und bestimmte, daß drei Legaten unter Vermittlung Albert's von Mainz unterhandeln sollten. Albert verbat sich jedoch den gefährlichen Auf-

trag, und vermochte die Letzteren, die Sache mit Heinrich und den Fürsten selbst in Worms auszumachen.

Die Stadt Worms hatte Heinrich, als er das übrige Bisthum zurückgab, sich selbst gewissermaßen vorbehalten, und die dort zur Unterhandlung zusammenkommenden Fürsten waren mehrentheils Baiern, Franken und Schwaben d. h. Heinrich's Freunde, weil die Sachsen in solcher Entfernung von ihrer Heimath nur in geringer Zahl erschienen oder sich dort nicht aufzuhalten wagten. Die Kardinäle sahen unter diesen Umständen keine Möglichkeit, die Hildebrandischen Grundsätze durchzusetzen. Sie suchten daher die Ehre des Pabstes dadurch zu retten, daß sie das Wort Investitur nicht von der königlichen Belehnung der Bischöfe mit den Regalien gebraucht wissen wollten; dagegen gestanden sie dem Könige zu, daß auch künftig die Wahlen derselben in seiner Gegenwart, also unter seinem Einflusse gehalten werden, und daß über streitige Wahlen nicht der Pabst, sondern der Kaiser und die Bischöfe der Diöcese entscheiden sollten. Jedoch schien ihnen dies so bedenklich, daß sie ungeachtet ihrer Vollmacht nicht wagten, den Vertrag sogleich abzuschließen, sondern nach Rom zurückreisten, um zuerst den Pabst und die Kardinäle darüber zu befragen. Während ihrer Abwesenheit hauste der Kaiser nach seiner Weise: er bestellte einen ganz jungen Menschen, blos weil er von guter Familie war, zum Bischof von Würzburg, obgleich die Mehrzahl der Domherrn dagegen war und einen Anderen auf gesetzmäßige Weise erwählte, so daß selbst die beiden hohenstaufischen Brüder sich gegen ein solches Verfahren auflehnten, und dem Letzteren mit den Waffen zum Bisthum verhalfen; dann ließ der Kaiser seinen Zorn auf Albert von Mainz fallen, und belagerte gerade das von diesem stark befestigte Aschaffenburg, als zur Freude der Deutschen die Kardinäle mit dem unterzeichneten Concordat zurückkehrten. Auf dem freien Felde von Worms wurden in Gegenwart einer unzähligen Volksmenge, die aus allen Theilen Deutschlands zusammengeströmt war, die beiden Urkunden dieses sogenannten Wormser Concordats vorgelesen und ausgetauscht (September 1122). Die Eine war vom Pabste ausgestellt, die Andere vom Kaiser, und die Letztere hatten die Erzbischöfe von Mainz und Köln, die Bischöfe von Bamberg, Regensburg, Speier,

Augsburg, Utrecht und Constanz, der Abt von Fulda, die Herzöge Friedrich von Schwaben und Heinrich von Baiern und außerdem noch sechs andere Fürsten unterzeichnet. Nachdem der Vertrag in aller Form verkündigt und angenommen war, hielt einer der päbstlichen Legaten feierlichen Gottesdienst, und nahm den Kaiser mit seinen Anhängern wieder in den Schoß der Kirche auf.

Als Heinrich auf diese Weise ohne demüthigende Ceremonien mit der Kirche ausgesöhnt war, glaubte er durch seinen Sieg stark genug geworden zu sein, um der deutschen Nation dasselbe zumuthen zu können, was sein Schwiegervater, Heinrich I., den Engländern zumuthete. Er wollte durch Einführung einer allgemeinen Reichssteuer der Krone volle Kraft und volles Ansehen verschaffen. Seine Vasallen ließen sich aber nicht so leicht gebieten, als die englischen. Nicht viel besser ging es mit seinem Rachezuge gegen den König Ludwig VI. von Frankreich, der die beiden letzten Päbste gegen ihn unterstützt hatte. Die Deutschen stellten sich nur in geringer Zahl ein, und er mußte, nachdem er kaum an die französische Grenze gekommen war, wegen eines Aufstandes der Wormser wieder umkehren. Er starb im Jahre 1125, ohne Kinder oder irgend einen männlichen Anverwandten seines Hauses zu hinterlassen.

10. Civilisation und Literatur bis zur Zeit der Hohenstaufen.

A. Volkssprache, Volksbildung und Volkspoesie.

1. Urpoesie und Tradition in deutscher Sprache.

Der Zweck der Paragraphen, die wir der neuen Ausgabe der Weltgeschichte neu beifügen, erfordert, daß ebenso, wie in der politischen Geschichte Vieles weggelassen und alles Gelehrte bei Seite geschoben werden muß, auch hier alles übergangen werde, was ohne gelehrte Forschung und Kritik nicht behandelt werden kann. Aus dieser Ursache werden wir uns über die Reste deutscher Dichtungen früherer Zeit kürzer fassen müssen, als über die Überbleibsel der romanischen Dichtung und Sprache (vgl. S. 141 f.). Die Blüthe der deutschen Volkspoesie und der dichterischen Benutzung dessen, was etwa von alten deutschen Sagen übrig sein mochte, fällt in die Zeit, als in Frankreich schon eine neue

romantische Dichtung geschaffen worden war; wir können daher mit Zuversicht behaupten, daß die Letztere durch die unter Konrad II. Statt gefundene Verbindung des burgundischen Reiches mit dem deutschen einen Einfluß auf Deutschland erhielt, und daß die unter den Hohenstaufen auftretenden schwäbischen Dichter ihren Gesang nach dem romanischen modelten. In Rücksicht der Reste deutscher Poesie aus der Zeit vor dem zwölften Jahrhundert ist für Scharfsinn und Vermuthung ein weites Feld eröffnet; sie setzen uns aber nicht in den Stand, dem Bildungsgange Schritt vor Schritt zu folgen. Mit der romanischen Literatur dagegen hat es eine andere Bewandniß; von ihrem Gange läßt sich mit Sicherheit reden. Wir sehen wenigstens, wie sich allmälig die verschiedenen Dialekte der romanischen Sprache entwickelten, und wie unter den Sängern ein Wettstreit entstand. Wir sehen, wie nach und nach jeder Zweig der großen romanisch redenden Familie in seinem Dialekt eine bildende oder unterhaltende Literatur erhielt, die, wenn auch nicht geschrieben, doch mündlich überliefert ward.

Die Deutschen überließen bis ins zwölfte Jahrhundert nicht blos die Schulbildung, sondern auch die Dichtkunst fast ausschließend den Geistlichen, welche dann nur lateinisch dichteten und schrieben, weil das Deutsche als eine heidnische Sprache angesehen wurde, das Lateinische aber die Sprache der römischen Kaiser gewesen war, deren Nachfolger die deutschen Könige seit Karl dem Großen sein wollten. Wir würden freilich, wenn wir für Gelehrte schrieben, erwähnen und prüfen, was Grimm in seiner deutschen Grammatik gleich vorn herein über die wenigen Bruchstücke gesagt hat, die sich von der ältesten deutschen Literatur in verschiedenen Dialekten unserer Sprache erhalten haben; wir dürfen aber hier auf den Forscher keine Rücksicht nehmen, und dem größeren Publikum genügen die Resultate. Dem Forscher kann ja überdies das Werk jenes Mannes, der sich um unsere Sprache und Literatur unsterbliche Verdienste erworben hat, ebenso wenig unbekannt sein, als dasjenige, was Docen zu den in Koch's Compendium der älteren deutschen Literaturgeschichte gesammelten Notizen in seinen Miscellaneen und im Museum für altdeutsche Literatur und Kunst hinzugefügt hat. Wir wagen nicht einmal, wie Grimm in seinem deutsche Wälder

benannten Buche gethan hat, die Spuren der deutschen Heldensage, wie er es nennt, in den ältesten Zeiten aufzusuchen, oder gar, wie von der Hagen und Büsching in den Erzählungen des Mittelalters, die Spuren der deutschen Ursage in der skandinavischen Edda nachzuweisen. Wir überlassen es daher auch den patriotischen Lesern dieser Weltgeschichte, denen jede Spur altdeutscher Bildung heilig und jeder Lichtstrahl, der das Dunkel untergegangener deutscher Zustände erhellen kann, mit Recht theuer und werth ist, selbst zu prüfen, was von den Versuchen Göttling's, Leichtlen's, Rückert's und Anderer, in dem Nibelungenliede das Uralte von dem Späteren zu scheiden, zu halten sei. Uns schreckt Johannes von Müller's Beispiel gänzlich von ähnlichen Versuchen zurück. Dieser mit allen Fähigkeiten und Kenntnissen ausgerüstete Mann, der, von brennendem Ehrgeize getrieben, dem Mittelalter die vortheilhafteste Seite abzugewinnen strebte, hat jenes Gedicht durchaus historisch zu deuten versucht, ist aber dabei auf Spielereien und Kindereien gerathen, deren wir uns schämen würden. Andere sind noch unglücklicher gewesen. Jedoch darf man in Betreff des Nibelungenliedes, das von Verehrern der altdeutschen Literatur patriotisch den Homerischen Gedichten an die Seite gesetzt wird, als ausgemacht annehmen, daß es zwar in seiner gegenwärtigen Gestalt der Zeit der Minnesänger angehört, daß aber das Wesentliche der zu Grunde liegenden Dichtung schon im fünften Jahrhundert von den Sängern, welche bei den Festen und Gastmählern der Deutschen die Stelle der nordischen Skalden vertraten, vorgetragen worden sein mag. Die anderen Gedichte ähnlicher Art, wie das Gedicht von Hadubrad und Hildebrand, der Roman von Horn und Hanlaf, scheinen uns eher der angelsächsischen oder gar brittischen alten Literatur anzugehören; doch ist in dem Museum für altdeutsche Kunst der mislíche Versuch gemacht, aus vielen altenglischen Gedichten das eigentlich deutsche Element auszuscheiden.

Die ältesten Reste der deutschen Literatur sind: das so eben erwähnte Gedicht von Hildebrand und Hadubrad, das Weißenbrunner Gebet, Otfried's Evangelienbuch und Lieder, das Ludwigs-Lied und das Anno-Lied. In Betreff derselben scheint uns nach allem, was in neuester Zeit für die altdeutsche Literatur geschehen ist, soviel sicher zu sein, daß sie als Denkmäler der alten

Sprache bedeutend, als Reste der Poesie nicht gerade wichtig sind. Wir haben sie deshalb zwar hier erwähnen müssen, dürfen aber aus vielen Ursachen nicht bei ihnen verweilen. Erst unter den Hohenstaufen entstand eine Literatur in deutscher Sprache, welche historische Erwähnung verdient; von dieser kann jedoch erst später die Rede sein.

2. Bildung in den Ländern romanischer Zunge.

Die deutschen Stämme, die sich jenseit des Rheins oder der Alpen neue Wohnsitze eroberten, fanden bei den Völkern, in deren Land sie sich als Eroberer niederließen, eine Civilisation vor, die an eine ihnen selbst ganz fremde Sprache geknüpft war; sie nahmen daher mit jener auch diese an, änderten sie aber dabei in soweit, als es ihrer Bequemlichkeit und ihren Bedürfnissen angemessen war. Auf diese Weise entstanden in Frankreich, Spanien und Italien aus der Vermischung des Lateinischen mit deutschen Elementen die sogenannten romanischen Sprachen. Diese Umwandelung der lateinischen Sprache durch deutsche Stämme war jedoch weder in jenen drei Ländern überhaupt, noch auch in den einzelnen Gegenden derselben die nämliche, es bildeten sich vielmehr verschiedene Sprachen und in denselben wieder verschiedene Dialekte. Auch blieb unter den Großen die deutsche Sprache noch lange im Gebrauch. In Betreff der in Frankreich entstandenen romanischen Sprache und ihrer Dialekte ist vorzüglich der Eid wichtig, welchen Ludwig's des Frommen Söhne, als sie auf Verlangen des Volkes endlich Frieden schlossen, jeder als Repräsentant der Bewohner des ihm angewiesenen Gebiets, in der Sprache derselben schworen (s. Th. V. S. 427). Daher ist auch die deutsche Eidesformel von Grimm in Beziehung auf die deutsche Sprache, sowie die beiden romanischen von Roquefort in Beziehung auf die romanische Sprache kritisch verbessert und etymologisch und grammatisch benutzt worden.

Schon im neunten Jahrhundert war die neue Volkssprache im ganzen südwestlichen und nördlichen Frankreich so weit gebildet und von dem unter den Römern in Gallien zur allgemeinen Landessprache gewordenen Latein entfernt, daß man nöthig fand, an eine Übersetzung der Vulgata oder der kirchlich als Original geltenden lateinischen Bibel zu denken. Diese Übersetzungsfrage kam zuerst

auf einem Concilium zu Tours im Jahre 813 zur Sprache, sie ward später (847) auf einer Kirchenversammlung zu Mainz, sowie um 851 wieder auf einer dritten in Arles und nachher noch auf anderen verhandelt. Die Sprache wurde schon, ehe sie in ganz verschiedene Dialekte zerfiel und von unzähligen Volksdichtern auf verschiedene Weise zu ritterlichen, spöttischen und erheiternden Liedern und Erzählungen oder zu feurigen Liebesgesängen benutzt ward, von Geistlichen zur Belehrung des Volkes schriftstellerisch gebraucht. Zwei der ältesten Denkmäler der werdenden französisch-romanischen Sprache sind nämlich eine aus dem neunten Jahrhundert herrührende Übersetzung eines Gedichts auf Boethius und ein in sehr vielen Rücksichten sehr wichtiges Gedicht der später mit so unsäglicher Grausamkeit als arge Ketzer verfolgten und ausgerotteten Waldenser. Dem letzteren Gedichte hat der Geschichtschreiber der Troubadours oder provenzalischen Dichter, Raynouard, mit Recht große Aufmerksamkeit gewidmet. Schon aus diesen wenigen Überresten geht das Resultat hervor, welches ebensowohl durch die ganze Geschichte der späteren südfranzösischen Dichtkunst bis auf ihre Verpflanzung nach Italien, als durch die Geschichte der verschiedenen Ketzer bis auf Dulcin und bis auf den Krieg, den Simon von Montfort im Namen des Pabstes mit den Albigensern führen mußte, bestätigt wird: daß man nämlich zu der Zeit, als Papismus und Ceremoniendienst in Deutschland unter dem Volke herrschend wurden, in den Gegenden, wo jetzt blinder Aberglauben oder himmelstürmender Unglauben herrschen, biblische Lehre und religiöse Begeisterung kannte. Dies wird noch deutlicher, wenn man die anderen Stücke betrachtet, welche von Sprachforschern als älteste Reste der sich bildenden französischen Sprache angeführt werden. Man wird schon aus einer bloßen Anführung derselben erkennen, daß die Geistlichkeit in Südfrankreich weltliche Poesie und falsche Anwendung biblischer Lehre, welche das Volk irre leitete, durch biblische Poesie und durch richtige Übertragung des poetisch erzählenden Theiles der heiligen Schrift zu bekämpfen suchte. Man findet nämlich in den Bibliotheken schon aus dem elften Jahrhundert Übersetzungen der Bücher Samuelis und der Bücher der Könige oder, wie beide Schriften zusammen in der Vulgata genannt werden, der vier Bücher der

Könige, und diese Schriften bestätigen, daß man die Poesie der weltlichen Dichter durch biblische zu bekämpfen suchte; denn die Übersetzer derselben haben mit richtigem Takt nach der Beschaffenheit der in jenen Büchern enthaltenen Geschichten bald Prosa, bald Verse gewählt. Auch die Bücher der Makkabäer wurden in jenen Zeiten ewiger Fehde als Heldengeschichten in die Volkssprache übertragen. Alle handschriftlichen Reste der romanischen Literatur des elften und zwölften Jahrhunderts beweisen mehr oder weniger, daß man im südlichen Frankreich damals bei weitem besser für religiösen und moralischen Unterricht des Volks sorgte, als jetzt, wo man nur mechanischen Gottesdienst und Bigotterie in den Ländern romanischer Zunge zu fördern sucht. Es finden sich nämlich in den Bibliotheken ein Commentar über die Psalmen und, neben einer Übersetzung der allgemein zur Erbauung der eingewanderten Barbaren benutzten Erzählungen Gregor's des Großen (s. S. 144), auch Proben von Predigten in der Landessprache. Man übersetzte außerdem die Lebensbeschreibungen der Heiligen und Bücher über Naturlehre. Selbst der im zwölften Jahrhundert lebende heilige Bernhard, welcher einige Zeit hindurch mehr galt, als der Pabst, verdankte dies größtentheils seinen in der Landessprache abgefaßten Gedichten und Predigten, welche voll Begeisterung und Poesie waren.

Schon ehe die eigentliche romantische Poesie zur Zeit der Kreuzzüge in ihrer großen Mannichfaltigkeit in allen Dialekten blühte, wurden heilige Gesänge für Processionen, sowie Lieder für Feste und Feierlichkeiten aller Art in der Landessprache gedichtet, und bittere Spottgedichte gingen von Mund zu Mund und waren mehr gefürchtet, als die Waffen der furchtbarsten Ritter. Im südlichen und westlichen Frankreich gab es nicht blos, wie einst zur Zeit Homer's (s. Th. I. S. 327), eine Art Rhapsoden, welche bei glänzenden Versammlungen die einzelnen Heldenthaten oder das Leben gewisser ritterlicher Kämpfer besangen, sondern man hielt auch förmliche Wettkämpfe der Dichtung wie der Waffenübung, und in beiden vertheilten Damen die Preise. Diese Damen wurden daher auch fast göttlich verehrt, und neben der in südlichen Gegenden bekanntlich sehr sinnlichen Liebe eine geistige und durchaus reine gepriesen, welche die dem Dichter irdisch unerreichbare Schöne zur Erscheinung eines

himmlischen Wesens machte. Auf diese Weise ward auch die Jungfrau Maria als Dame des Herzens besungen. Als später des heiligen Bernhard Mystik und des heiligen Bonaventura Idealphilosophie in den Schulen gelehrt wurden, steigerte sich in demselben Grade, in welchem dies geschah, die Poesie des Südens. Der Gesang der Provenzalen und Limousiner war es, der Petrarcha und Dante begeisterte, als der Eine die Laura, der Andere die Beatrix idealisirte und auf dieselbe Weise vergötterte, wie die Jungfrau Maria seit dem elften Jahrhundert poetisch vergöttert worden war. Alle Dichter, vom Grafen Wilhelm IX. von Aquitanien und Poitou an, der um 1070 lebte und zugleich einer der ältesten und berühmtesten Troubadours war, bis auf Arnaldo Daniele pflegten Liebe und Ritterthum (amore e cortesia) zu besingen, und die ganze Poesie der Ritterschaft im Zeitalter der Kreuzzüge knüpft sich daher an das Bestehen der sogenannten Cours d'amour oder Gerichtshöfe der Liebe an. Man hat zwar die Existenz dieser sonderbaren Tribunale ihres abenteuerlichen Aussehens wegen oft bezweifelt, die tüchtigsten Kenner der Poesie des Mittelalters, Raynouard und Fauriel, haben aber alle Zweifel entfernt. Wir müssen daher dieser Gerichtshöfe hier gedenken, obgleich wir erst am Schlusse der Geschichte der Kreuzzüge von der romanischen und von der deutschen ritterlichen Dichtung ihrem ganzen Umfange nach handeln und hier nur die Anfänge derselben berühren wollen. Von den Gerichtshöfen der Liebe redet freilich der Hauptschriftsteller in so fern fabelhaft, als er erzählt, daß die Regeln oder Gesetze der Liebe, nach denen sie urtheilten, von einem brittischen (breton) Ritter zur Zeit des Königs Arthur erfunden worden seien; allein die Art, wie er von diesen Tribunalen und ihren Gesetzen spricht, beweist doch deutlich, daß sie schon lange vor seiner Zeit gehalten worden sein müssen. Sie bestanden, wie aus den späteren, freilich nicht gerade sehr kritischen Geschichtschreibern der Troubadours hervorgeht, aus den angesehensten Damen, Rittern und Herrn, welche über dichterisch vorgetragene streitige Punkte der Ritterlichkeit, der Liebe und der Galanterie entschieden. Diese Gerichte waren oft zahlreich besetzt. Am häufigsten werden die Aussprüche der Damen von Gascogne, und die unter dem Vorsitze der Vicomtesse Ermengarde von Nar-

bonne, der Königin Eleonore von Frankreich und der Gräfinnen von Champagne und Flandern um die Mitte des elften Jahrhunderts gefällten Urtheile mit ausdrücklicher und wörtlicher Anführung ihrer Decrete erwähnt. Auch in das nördliche Frankreich kam diese Art Poesie fast um dieselbe Zeit, und die Franzosen haben die Anregung zur Ausbildung des geselligen Tones am Hofe der nördlichen Provinzen und also auch das Aufblühen jeder Art von Literatur, die nicht auf Schulbildung beruht, stets mit der Geschichte vornehmer Damen in Verbindung gebracht. Sie behaupten, durch die Heirath ihres Königs Robert I. mit Constantia, der Tochter Wilhelm's I. von Aquitanien, sei die Rohheit der nordfranzösischen Großen, d. h. aller derjenigen, deren Besitzungen nördlich von der Loire lagen, gemildert, und seitdem feinere Sitte durch das Beispiel des Hofes empfohlen und den galanteren und höflicheren Manieren der südlichen Provinzen im Norden Eingang verschafft worden. Als Ludwig VII. um 1137 Eleonore die Enkelin des berühmten Troubadours Wilhelm IX. von Aquitanien und Poitou, heirathete, folgten ihr Schaaren von Sängern der Liebe und des Ritterthums, und die Gerichte der Liebe kamen seitdem auch in der Normandie, in Isle de France, in Flandern und Champagne in Gebrauch. Eleonore ward von allen Troubadours gefeiert, einer der berühmtesten der ritterlichen Sänger, Bernhard von Ventadour, widmete ihr vorzugsweise seine Gedichte und Huldigungen, und vergötterte sie in seinen Versen auch dann noch, als ihr Gemahl, weil er sie gar zu galant gefunden, sich von ihr geschieden und sie Gemahlin des Königs Heinrich II. von England geworden war.

Die Gesetze, nach denen in den Liebeshöfen entschieden ward, viele in denselben erlassene Urtheilssprüche und das Liebes- und Dichterrecht, welches aus ihnen hervorgeht, so wie die Namen der Damen und Ritter, die sich um dasselbe verdient gemacht haben, auch die Zusammensetzung der Gerichte in einzelnen für Galanterie und Dichtkunst besonders wichtigen Fällen hat uns ein königlicher Kapellan, Andreas, in einem Buche aufbewahrt, dem er den Titel gibt: Buch von der Kunst zu lieben und wie der Liebe entgegen zu arbeiten sei (l'art d'aimer et de la reprobation de l'amour). Dieser soll um das Jahr 1170 gelebt haben, was uns glaublich scheint, weil der grundgelehrte Fabricius und die ge-

lehrten Benedictiner, welche über Chronologie (l'art de verifier les dates) geſchrieben haben, darin übereinſtimmen; denn dem Geſchichtſchreiber der Troubadours, Raynouard, trauen wir in ſtreitigen chronologiſchen Fällen ebenſowenig Autorität zu, als uns ſelbſt. In der Vorausſetzung alſo, daß Andreas der Kapellan im zwölften Jahrhundert gelebt und ſich mit Recht auf die Urtheilſprüche des vorhergehenden Jahrhunderts berufen habe, ſetzen wir dieſe Liebestribunale mit Raynouard ſchon ins elfte Jahrhundert; ſie beſtanden vielleicht ſogar ſchon früher, auf jeden Fall war aber die Einrichtung ganz gewiß bereits im zwölften Jahrhundert gemacht. Aus den Ausſprüchen der Liebeshöfe ſucht Andreas diejenigen unter ſeinen Zeitgenoſſen zu belehren, welche die Geſetze reiner und anſtändiger Liebe kennen lernen wollen und einer ungeſetzlichen Liebe zu widerſtehen ſuchen. Er verfährt dabei ganz ſo, wie die Rechtsgelehrten ſeiner Zeit in anderen Streitſachen verfahren mußten. Dieſe mußten nämlich zuerſt das urſprüngliche Recht oder Herkommen kennen, dann aber die Erläuterung, Anwendung, Beſchränkung oder Erweiterung desſelben in den Ausſprüchen der des Herkommens kundigen Gerichtsſchöffen aufſuchen. Das urſprüngliche Recht der Liebe und Ritterſchaft findet Andreas bei der älteſten Ritterſchaft und ihrem Könige, bei Arthur und ſeiner Tafelrunde (ſ. Th. V. S. 232), die Verſchiedenheit nach Stämmen und Gegenden und Zeiten geben ihm nachher die Ausſprüche der Damen und Herrn, welche in den Gerichten über Liebe und Galanterie und über deren Sachwalter, die Dichter, entſchieden. Die Letzteren wetteiferten nämlich vor den richtenden Rittern und Damen nicht allein im Allgemeinen erzählend oder ſingend, ſondern es traten auch zwei oder mehrere Troubadours gegen einander auf, um in eigenen Gedichten, die man Streitverſe oder Tenſonen nannte, ſtreitige Punkte der Liebe und Galanterie, der Eine auf dieſe, der Andere auf eine entgegengeſetzte Weiſe zu vertheidigen und dann der Entſcheidung des Gerichts anheim zu ſtellen. Dies veranlaßte viele Feſte und Feierlichkeiten, und der Geſang der Troubadours und Trouvers und der anderen verſchiedenen Klaſſen von Dichtern bis zu den Jongleurs herab ward mit Recht die das Leben erheiternde Kunſt (gaya ciencia) genannt.

Da die verschiedenen Gattungen dieser Dichtkunst, welche bald in ganz Frankreich in allen Schlössern und Burgen von Rittern und Damen, endlich sogar von Leuten, die eine Lebensbeschäftigung daraus machten, betrieben wurde, erst nach und nach entstanden, so versparen wir die Aufzählung derselben auf einen folgenden Zeitabschnitt. Dort werden wir auch einige der bedeutendsten oder bekanntesten Sänger der französischen Ritterzeit nennen; hier müssen wir nur noch hervorheben, wie viel geistiges Leben durch den Volksgesang in dem ganzen Raume, der jetzt Frankreich heißt und zu dem wir noch Flandern zählen, erweckt ward, und wie die Bildung sich besonders allgemein dadurch verbreitete, daß in so vielen Dialekten wetteifernd gesungen wurde. Während in Deutschland nur abwechselnd bald in dem einen, bald in dem anderen Dialekte etwas Vorzügliches geleistet wurde, und zwar wegen der inneren Kriege erst sehr viel später, zogen in Frankreich die Sänger, jeder in seinem Dialekt dichtend, von Süden nach Norden, von Westen nach Osten und umgekehrt, und glänzende Tourniere, Hochzeiten und andere große Ritterfeste vereinigten oft alle Sänger der verschiedenen Dialekte an Einem Ort.

Es würde uns zu weit von unserem Zweck entfernen, wenn wir alle die verschiedenen Dialekte der romanischen Sprache aufzählen wollten, welche schon im elften und zwölften Jahrhundert für besondere Gattungen von Gedichten benutzt wurden. Die verschiedenen Dialekte, in welchen gedichtet ward, hat Roquefort in der Einleitung zu seinem Wörterbuche der romanischen Sprache einzeln angeführt; wir wollen hier nur die Uebersicht seiner Angaben geographisch oder ethnographisch erleichtern. Wir glauben nämlich, daß sich diejenigen Dialekte der romanischen Sprache, welche, um uns des Ausdrucks zu bedienen, schriftstellerisch gebraucht wurden, auf sieben zurückbringen lassen. Von diesen würden die Dialekte Picard, Walon, Normand, Parisien dem nördlichen Frankreich angehören, das Bourguignon aber den Süden und Norden dieses Landes vermittelnd vereinigen; Gascon und Provençal endlich wurden in verschiedenen Mischungen und Färbungen in den Provinzen Languedoc, Dauphiné, Bourdelais gebraucht. Die beiden letzteren Dialekte waren die ausgebreitetsten, wurden von den ausgezeichnetsten Dichtern gebraucht und haben sich am längsten

erhalten; man pflegt daher auch, wenn von Ritterpoesie die Rede ist, die limousinische und provenzalische Dichtung vorzugsweise neben der catalonischen zu nennen.

B. Schulbildung oder Fortschritte der in lateinischer Sprache behandelten Theile des menschlichen Wissens.

1. Schulen, Lehre und Philosophie bis zum Ende des zwölften Jahrhunderts.

Da die Philosophie des Mittelalters ganz ausschließlich dem gelehrten Schulunterrichte und der Theologie angehörte, so würden wir ihres Fortgangs in dieser Periode gar nicht gedenken, wenn nicht gerade die unserer Zeit leer und unnütz scheinenden Speculationen der damaligen gelehrten Schulen dem Leben und der Wissenschaft eines von Geistlichen beherrschten und gezügelten Zeitalters Kraft und Gediegenheit gegeben hätten. Sinn für innere Anschauung und reine Geistesthätigkeit war die Frucht der unabläßigen dialektischen Übungen (s. Th. II. S. 232) und philosophischen Klopffechtereien, welche von unzähligen philosophirenden Geistlichen getrieben wurden. Das Grübeln und Speculiren ist zwar stets dem Verkehr des Lebens verderblich, weil es viele geistige Kräfte und die besten Köpfe demselben entzieht und Tausende stumpf macht; im Mittelalter verhielt es sich aber damit gerade so, wie mit der rauhen Erziehung und der harten Übung der Ritterschaft, oder wie in neuerer Zeit mit den englischen Gelehrten-Schulen und mit jenen deutschen Fürstenschulen, aus denen ein Klopstock, ein Lessing und andere tüchtige Männer hervorgegangen sind: die große Masse ging unter und ward nicht gezählt, die Wenigen dagegen, welche sich durcharbeiteten, wurden in den Stand gesetzt, Unglaubliches zu leisten. Freilich hatte es in anderer Hinsicht auch seine schlimmen Folgen, daß alle Schulen eine geistliche Einrichtung hatten, daß die ganze Intelligenz der Zeit unter den Einfluß der Geistlichen kam, und daß jedes Kloster, ja, wie wir aus Abälard's Geschichte sehen, sogar einzelne Einsiedeleien, wenn sich ein tüchtiger Mann fand, sich in Lehranstalten verwandeln konnten, in welchen, weil es wenig Bücher gab, Hunderte von Männern des kräftigsten Lebensalters zusammenströmten. Die Geistlichkeit erhielt durch alles dies einen Einfluß, der dem, den sie im Beichtstuhl hatte, gleichkam. Es war dies aber doch zugleich auch ein geistiges Gegengewicht gegen das damals herrschende Faustrecht.

In Hinsicht auf die philosophischen Bestrebungen haben wir am Schlusse der vorhergehenden Periode (S. 148 f.) angedeutet, auf welche Weise man versuchte, die menschliche Vernunft mit dem blinden Glauben, die Forschung mit der Tradition und mit vorgeschriebener Lehre auszusöhnen. Wir haben (S. 144) nachgewiesen, wie die Anfänge der sogenannten scholastischen Philosophie oder des Versuchs, die positiven Lehren des Christenthums aus dem Wesen der menschlichen Vernunft herzuleiten und alle menschlichen Wissenschaften auf Verbindung von Verstandesbegriffen und auf Schlüsse zurückzuführen, aus den Schulen und Schriften der späteren römischen Kaiserzeit und des ostgothischen Reiches herzuleiten seien; wir müssen in dieser Periode, d. h. vom Anfang des eilften Jahrhunderts an bis zum Beginne des dreizehnten, der Entstehung einer eigenthümlichen Philosophie folgen. Johann Erigena und Andere hatten den Grund der neuen Wissenschaft gelegt, und Gerbert oder Sylvester II., der in Spanien unterrichtet worden war, hatte schon ganz in der Weise der späteren Scholastiker gelehrt und geschrieben (s. S. 149 f. und 151 ff.). Durch Gerbert und unmittelbar nach seiner Zeit ward man auch mit den Bemühungen der Araber um den Aristoteles bekannt. Hierbei waren die gelehrten Juden in Spanien und Frankreich behülflich, deren Sprache dem Arabischen verwandt ist, und welche damals von Toledo bis nach Metz und im ganzen südlichen Frankreich, vorzüglich aber in Toulouse und Metz, blühende höhere Lehranstalten hatten. Durch ihre Hülfe ward der Occident mit den aus dem Arabischen in schlechtes Latein übersetzten Schriften des Aristoteles und mit den berühmten, an einem anderen Orte (Th. V. S. 201 f.) angeführten arabischen Erklärern des Aristoteles bekannt, welche des Griechen Speculation fortgesetzt und auf die Erfahrungswissenschaften ausgedehnt hatten. Die Philosophie erhielt theils durch die Bemühung Gerbert's, theils seit seiner Zeit einen unmittelbaren Einfluß auf alle Künste des Lebens und auf die Naturwissenschaften, soweit diese den Gewerben und dem größeren Verkehre dienen; schon in dieser Hinsicht hat es auch für den, der sich um die Wissenschaft selbst nicht kümmert, einen Werth, wenigstens die Namen der Männer zu kennen, die sie während einer finsteren Zeit im klösterlichen Dunkel gefördert haben. Es gibt aber noch einen anderen und wichtigeren Grund,

dem Gange der philosophischen Entwickelung des Mittelalters auch in dieser Periode so weit zu folgen, als geschehen kann, ohne tief in den Geist derselben einzudringen, oder Kunstwörter und fremdartige Worte zu gebrauchen, deren die Wissenschaft und die Schule nicht entbehren kann, die aber außerhalb derselben unverständlich sind. Dieser Grund besteht darin, daß die Poesie, deren wir vorher gedacht haben, ihr reinstes und bestes Element aus der in jener Periode herrschend gewordenen Philosophie schöpfte. Der Zusammenhang zwischen Abälard und Dante und sogar zwischen dem Ersteren und dem erst der neueren Zeit angehörenden Rousseau, welcher Abälard nur aus dürftigen Bildern, die von anderen Bildern copirt waren, kennen konnte, wäre nicht schwer nachzuweisen; es bedarf dessen aber nicht. Die ganze Vergeistigung der Liebe und des Ritterthums, wie die große und glänzende Mystik der Dichter Cataloniens, der Provence und aller romanischen Länder überhaupt, also auch die eines Guido Guinicelli und Dante, waren ja eine Stieftochter der scholastischen Philosophie. Ein dritter Grund, der es nothwendig macht, einige Namen von Philosophen zu nennen und einige Punkte der von ihnen verbreiteten Lehre zu berühren, liegt darin, daß auch derjenige, der an philosophischen Forschungen nicht den geringsten Antheil nimmt, aber gleichwohl die Geschichte des Mittelalters genau kennen lernen will, mit dem Streite der sogenannten Nominalisten und Realisten, welcher zu jener Zeit begann und durch das ganze Mittelalter hindurch fortdauerte, wenigstens im Allgemeinen bekannt sein muß.

Wir haben in der vorigen Periode (S. 151 ff.) bemerkt, daß zur Zeit der Ottone Gerbert oder Sylvester II. nicht blos der Philosophie, sondern der ganzen Wissenschaft des Occidents überhaupt einen neuen Aufschwung gab; wir wollen hier nur noch hinzusetzen, daß unmittelbar nach ihm vier große Lehranstalten vor allen anderen ausgezeichnet waren und Schüler aus allen Gegenden vereinigten. Diese höheren Lehranstalten bestanden in Pavia, in Avranches, in Poitiers und im Kloster Bec in der Normandie. Um die Lehranstalt von Bec und zugleich um die Bildung von ganz Europa haben sich zwei Männer unsterblich verdient gemacht, von denen der Eine sich vorzugsweise mit Theologie und mit dem alten römischen Rechte beschäftigte, der Andere ein auch von den

Philosophen unserer Zeit anerkannter tiefer Denker war. Der Erstere hieß Lanfranc, der Zweite Anselm von Canterbury. Beide waren Italiäner; Lanfranc war 1005 in Pavia, Anselm 1035 zu Aosta im Piemontesischen geboren. Beide standen sich im Leben so zur Seite, daß der Eine stets da aushalf, wo der Andere schwächer war, und daß der Eine als Nachfolger des Anderen in den höchsten Würden dasjenige vollendete, was der Andere unvollendet gelassen hatte. Lanfranc ward in Bologna gebildet, wo damals das römische Recht in barbarischem Latein aufs neue erklärt ward, weil das Recht des Herkommens für die neuen Verhältnisse der ins römische Reich eingewanderten Völker nicht mehr ausreichte, weil das alte römische Recht in Italien nie ganz verschwunden war, und sowohl dem nach und nach eingeführten päbstlichen Recht, als auch den Aussprüchen einzelner besonderen Gerichte der Normannen diesseit und jenseit des Canals zu Grunde gelegt ward. Wir vermuthen daher auch, daß Lanfranc in die Normandie ging und in den Benedictiner-Orden trat, um der im Kloster Bec bestehenden Schule durch den Vortrag des römischen Rechts einen neuen Glanz zu geben. Daß das Letztere geschah, und daß sich auch sogar aus Italien Studirende in Bec einfanden, wissen wir wenigstens ganz gewiß. Nach Bec führte das Schicksal auch den Piemonteser Anselm, der um 1062 daselbst Mönch ward und, als Lanfranc Abt in Caen wurde, ihm als Prior dieses Klosters folgte. Als nachher Wilhelm der Eroberer England erobert hatte, machte er Lanfranc zum Erzbischof von Canterbury, in welcher Würde ihm Anselm folgte, nachdem er vorher Abt des Klosters Bec gewesen war. Der Eifer beider Männer für Wissenschaft, für Lehre und für das Sammeln und Vervielfältigen von Büchern war sehr rühmlich zu einer Zeit, in welcher fünfundsechszig Bücher als eine ansehnliche Bibliothek gerühmt werden und einer Sammlung von zweihundert als der größten Seltenheit gedacht wird. Anselm's theologischer Eifer war nicht immer billig und gerecht gegen die, welche seinen Gründen andere entgegensetzten; das zeigte sich beim Ausbruche des Streites über Realismus und Nominalismus. Dieser Streit der Realisten und Nominalisten scheint dem, der die Dinge nur obenhin betrachtet, unbedeutend oder höchstens nur

ein eitler Kampf um logiſche Spitzfindigkeiten zu ſein; wer aber die Sache genauer prüft, wird anders urtheilen. Er wird bedenken, daß, während die ganze übrige Menſchheit in den Waffen oder unter hartem Drucke lebte, eine kleine Zahl von Männern, die in den philoſophiſchen Kämpfen gebildet worden waren, ganz allein Regel und Geſetz, Regierung und Leitung der Menſchen beſorgte; er wird daher auch einſehen, wie ein Streit über das Verhältniß der Dinge zu den menſchlichen Begriffen von dieſen Dingen unter den Hunderten kräftiger Männer, welche damals die wenigen höheren Lehranſtalten beſuchten, blutige Händel veranlaſſen konnte. Man ſtritt nämlich darüber, ob, wie Plato geſagt habe, die Begriffe als den Dingen vorausgegangen und als ihr eigentliches Weſen angeſehen werden müßten, oder mit andern Worten, ob der Begriff der Dinge und alſo auch das Weſen der ganzen Außenwelt von Ewigkeit her in der Gottheit geweſen ſei, und ob folglich auch dem Begriffe allein eine Exiſtenz zuzuſchreiben ſei, und dem Menſchen nur die äußere Erſcheinung deſſelben kund werde. So lehrte auch Anſelm anfangs, bis er zu der Anſicht des Ariſtoteles übertrat. Dieſer und mit ihm die ſpätere ſcholaſtiſche Schule nach Anſelm's Vorgang behauptete nämlich, daß die Dinge und die Begriffe derſelben zugleich gegeben und von einander unzertrennlich wären. Dieſe Anſicht iſt dasjenige, was man Realismus nennt. Dagegen hatte der griechiſche Philoſoph Zeno (ſ. Th. IV. S. 143) gelehrt, daß unſer Verſtand die Begriffe der Dinge erſt von dieſen erhalte, daß er ſie alſo aus äußeren Wahrnehmungen bilde, die den Begriffen vorangehen müßten. Die letztere Anſicht, welche in neuerer Zeit auch Locke gegen Leibnitz vertheidigte, erhielt den Namen Nominalismus. Man ſieht leicht, daß, wenn dieſelbe conſequent durchgeführt wird (was freilich im Mittelalter weder geſchah noch geſchehen konnte oder durfte), am Ende alles menſchliche Wiſſen nur Abſtraction iſt, und die ganze Kunſt der Scholaſtik, welche die Welt und ihre Ordnung, die Seelen und ihr Weſen in Begriffe verwandelt oder, wie wir es nennen, conſtruirt, wegfallen muß. Dieſe Kunſt des Conſtruirens, welche die Grundlage der ganzen Scholaſtik des Mittelalters bildet, hat Anſelm von Canterbury mit ſolcher Kraft des Geiſtes, mit ſolcher Umſicht und unabläſſigen

Anstrengung tiefen Denkens vollendet, daß wir ihn, was wir auch vom Resultate seiner Bemühungen halten mögen, den größten Männern aller Jahrhunderte beizählen müssen. Wir müssen eingestehen, daß er gleich den größten Dichtern gezeigt hat, wie und auf welche Weise die Gottheit dem schwachen Menschen an ihrer schöpferischen Kraft Antheil verliehen hat. Man wird sich daher auch nicht verwundern dürfen, daß er, der die ganze Theologie mit bewunderungswürdiger Schärfe auf den Begriff der Dreieinigkeit zurückführte, in seiner Schrift über die Dreieinigkeit mit einer so unbegrenzten Heftigkeit gegen die Nominalisten loszieht, und daß diese, besonders ihr Urheber, so heftig verfolgt wurden. Um die Wuth gegen die, gleichwohl unvertilgbaren, Nominalisten und ihre Lehre zu begreifen, darf man nur daran denken, daß auch der Lehre der jetzt überall so sehr verwünschten französischen Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts doch eigentlich der Nominalismus zu Grunde lag. Als Urheber des Nominalismus wird gewöhnlich der Mönch Roscelinus genannt, und dieser war es auch, der den Streit mit Anselm muthig und kräftig führte und dafür auf jede Weise verfolgt ward; allein er war gleichwohl nicht derjenige, der sich zuerst wissenschaftlich gegen den Realismus und den darauf gegründeten Scholasticismus erhob. Man nennt einen Johannes Sophista oder Johannes Francus als den Urheber der dem Anselm so verhaßten Lehre und den Roscelinus aus Compiegne als dessen vorzüglichsten Schüler. Von Beiden weiß man sonst wenig, und es ist ihren Gegnern gelungen, Roscelin's Schriften der Nachwelt ganz zu entziehen, so daß wir seine Lehre nur aus den Schriften seiner Gegner kennen. Man hat sogar die Existenz Johann's des Sophisten bezweifelt; gewiß ist jedoch, daß Roscelin, der Stifter einer philosophischen Schule, zu Compiegne in Bretagne geboren war und ebenso, wie Arnulf von Laudün und Robert von Paris, welche gleichfalls für den Nominalismus stritten, als Ketzer verfolgt ward. Wir dürfen in einer allgemeinen Geschichte weder die Verfolgungen, welche über Roscelinus und seine Anhänger verhängt wurden, erzählen, weil dies uns in die Kirchengeschichte führen würde, noch in die dialektischen Streitigkeiten eingehen, in denen er sich so sehr auszeichnete, daß sich seine Meinungen, trotz aller

Verfolgungen in den Schulen fortpflanzten. Nur das Eine wollen wir bemerken, daß sein Verbrechen darin bestand, eine gefährliche Ketzerei in der Lehre von der Dreieinigkeit vorgetragen zu haben. Man muß übrigens nicht glauben, daß Roscelin, welcher selbst ein Domherr des heil. Martinus in Compiegne war, die Lehre von der Dreieinigkeit überhaupt angetastet habe; er griff vielmehr nur das System Anselm's an, der, wie auch einige neuere speculative Theologen gethan haben, das ganze christliche Glaubenssystem aus der Lehre von der Dreieinigkeit entwickelte oder wenigstens auf dieselbe gründete. Wie bedeutend übrigens Anselm von Canterbury für die Geschichte der Bestrebungen des menschlichen Geistes und der von ihm gegründeten theologisch-philosophischen Lehrart war, mag man daraus schließen, daß er derjenige war, der seit den Zeiten der alten heidnischen Philosophen zum ersten Male wieder versuchte, das Dasein Gottes gleich einem mathematischen Satze zu demonstriren, und daß die Methode, die er dabei befolgte, und die Beweise, die er gebrauchte, bis auf Kant in den philosophischen Schulen herrschend blieben. Er erfand den sogenannten ontologischen Beweis, den man später beibehielt, den aber einer seiner Zeitgenossen, der Mönch Gaunilo, mit siegenden Gründen widerlegte, was wir hier nur darum anführen, weil man bei dieser Gelegenheit aus einem einzigen Blatte von Anselm's in den Jahren 1671 und 1721 neu gedruckten Werken (S. 35 f.) sehen kann, daß die Zeit Anselm's nicht blos eine dunkle und theologische, sondern auch eine gründlich und tief philosophische war.

Anselm's Zeitgenosse, Wilhelm von Champeaux, dem man wegen der Behauptung, daß alle Dinge dasselbe reelle Wesen hätten und blos durch zufällige Eigenschaften von einander verschieden wären, zu einem Spinozisten oder speculativen Pantheisten gemacht hat, kennen wir nur durch seinen Schüler Abälard, der jedoch weniger wegen seiner Philosophie, als wegen seiner Liebschaft mit der Heloise und wegen der in alle Sprachen übersetzten und als Meisterwerk bewunderten Briefe von ihm an sie und von ihr an ihn weltberühmt geworden ist. Von seiner Philosophie wußte das große Publikum nichts und die Gelehrten wenig, bis sich in den letzten Jahren die Franzosen bemüht haben, neben

ihrem Descartes auch Abälard als Philosoph wieder zu Ehren zu bringen, weshalb sie auch verlorene Schriften von ihm wieder ans Licht gezogen haben. Als Geliebter der Heloise ist er durch seine unglücklichen Abenteuer und durch seinen Briefwechsel auch den galanten Damen und Herrn bekannt, wäre es auch nur, weil Rousseau in einem bekannten Roman ihn nachgeahmt, wiewohl keineswegs erreicht hat. Man hat ihn in Beziehung auf Philosophie für Roscelin's Schüler ausgegeben, dagegen streiten aber zwei entscheidende Gründe; denn erstens mußte Roscelin, nachdem er zuerst durch eine Synode zu Soissons zum Widerruf gezwungen worden war und dann denselben zurückgenommen hatte, aus Frankreich fliehen, als Abälard erst dreizehn Jahr alt war, und zweitens war Abälard kein Nominalist, sondern bekämpfte vielmehr diese Partei mit vielem Talent.

Abälard sowohl als auch seine geliebte Heloise bestrebten sich, den zu ihrer Zeit in Frankreich erwachten Eifer für Geistesbildung und Wissenschaft durch Beispiel und eifriges Lehren zu fördern, und gründeten neben den vielen bestehenden Lehranstalten eine ganz neue. Unter den Lehranstalten des elften und zwölften Jahrhunderts nennt man uns vorzugsweise die zu Rheims, Caën, Laon, Tournay, Cambrai, Soissons, Chalons an der Marne, Amiens und Arras, ganz besonders aber die zu Lüttich, Besançon, Chartres, Orleans und Paris. Neben diesen werden noch die in Metz, Toul und Verdun, in Sens, Bourges, Poitiers, Tours und Angers angeführt. In Deutschland rühmte man zu derselben Zeit die Schulen zu Köln, Mainz, Paderborn und Braunschweig. Was den Eifer Abälard's und seiner Heloise für wissenschaftliche Bildung angeht, so wissen wir, daß Abälard schon in seiner Jugend wegen der von ihm in öffentlichen Disputationen bewiesenen Fertigkeit, Schlüsse zu bilden und Begriffe zu spalten und genau zu bestimmen, in ganz Frankreich eben so berühmt ward, als die berühmtesten Ritter seiner Zeit durch die Kraft und Uebung, die sie in den Tournieren bewährten. Heloise war, schon ehe sie ihn kennen lernte, wissenschaftlich gebildet. Sie kam als Kind in das Kloster zu Argenteuil und ward dort nicht blos mit der heiligen Schrift und mit den Werken der Kirchenväter, sowie mit Musik und Kirchengesang vertraut gemacht, sondern sie studirte auch, weil

damals das weibliche Geschlecht oft den Mangel der Wundärzte ersetzen mußte, Chirurgie und Arzneikunst. Achtzehn Jahre alt kehrte sie als blühende Schönheit in das Haus ihres Oheims Fulbert zu Paris zurück. Gerade zu derselben Zeit lehrte Abälard mit großem Beifall in Paris und gewann, wie er ausdrücklich sagt, viel Geld. Auch Heloise suchte seinen Unterricht, und Fulbert ließ sich durch Geld verlocken, den Philosophen in Kost und Logis zu nehmen und ihm den Unterricht seiner Nichte ganz zu überlassen. Heloise lernte von ihm Griechisch und Hebräisch, besonders die erstere Sprache, deren Abälard, wie wir bestimmt wissen, ganz mächtig war. Er hatte den Aristoteles gelesen, und zwar die Metaphysik desselben, obgleich dies dem französischen Gelehrten Jourdain entgangen ist, der sonst in seiner Preisschrift über die Übersetzungen und Commentare des Aristoteles jede Spur der Kenntniß dieses Philosophen im Mittelalter angegeben hat. Aus Plato führt Abälard oft ganze Stellen an; seine Bekanntschaft mit der Metaphysik des Aristoteles geht aber aus seiner philosophischen Begründung der Dreieinigkeitslehre, die er Einleitung in die Theologie betitelt hat, deutlich hervor. Abälard vergaß, während er bei Fulbert wohnte, seine theologischen Studien und machte Liebesgedichte, welche sehr gesucht wurden, die er aber später selbst unterdrückte; Heloise schwärmte mit ihm Platonisch und Aristotelisch, vergaß sich aber im Umgange mit ihm und entbrannte in so glühender Liebe, daß sie in ihren Briefen kaum Ausdrücke finden kann, ihre Gluth passend auszudrücken. Als sie ihm einen Sohn geboren hatte, den sie Astrolabium nannte, drangen Fulbert und alle Verwandte auf Ehe. Abälard war bereit dazu, nur sollte die Ehe geheim bleiben, damit er auch ferner Theologie lehren könne; Heloise widerstrebte, theils weil sie erklärte, daß sie lieber seine Geliebte bleiben, als seine Frau sein wolle, theils um nicht die Welt und die Wissenschaft des größten Lehrers und Theologen zu berauben. Die Hochzeit ward vollzogen, aber Fulbert plagte, peinigte und schlug die gelehrte Nichte, weil sie stets ableugnete, daß Abälard ihr Ehemann sei. Dieser brachte sie daher nach Argenteuil ins Kloster und ließ sie daselbst als Nonne einkleiden. Dies beleidigte den alten Fulbert tödtlich, weil er glaubte, Abälard habe sie dorthin gebracht, um sie von ihrem Oheim zu entfernen

und auch künftig mit ihr zu leben. Er rächte die Kränkung seiner Familie dadurch, daß er Abälard durch gedungene Frevler verstümmeln ließ. Von dieser Zeit an blieb der Verkehr zwischen Abälard und Heloise auf den Briefwechsel beschränkt, und Abälard selbst ging, als er geheilt war, in das Kloster St. Denys. Dort lebten Abt und Mönche über allen Begriff zügellos, und machten dem Philosophen, der ihnen Moral predigen wollte, das Leben sauer. Er rettete sich daher auf das Gebiet des Grafen von Champagne, wo ihm die Mönche von Troyes eine ihnen gehörende Einsiedelei in der Nähe von Provins einräumten. Hier trat er als Lehrer auf, und sah bald eine so große Zahl Schüler, die von allen Seiten herbeiströmten, um sich vereinigt, daß die Pariser Professoren klagten, sie würden von ihren Zuhörern verlassen, und daß auch sogar die zwei vornehmsten Lehrer der Hochschule von Rheims einen Vorwand suchten, um ihn aus der Champagne zu vertreiben. Diesen Vorwand gab ihnen seine vorher angeführte Philosophie der Dreieinigkeit, welche der Erzbischof von Rheims und die Bischöfe, die dieser zu einem Concil nach Soissons berief, 1121 verdammten, weil sie sie nicht verstanden. Er selbst mußte sein Buch verbrennen, ward in das Kloster St. Medard gesteckt, und mußte später in das Kloster St. Denys zu dem ihm feindlichen Abte zurückkehren. Als ihm hier einst die kritisch-historische Bemerkung entwischte, Dionysius der Areopagite sei nicht derjenige gewesen, der Frankreich zum Christenthum bekehrt habe, machte ihm der Abt ein Staatsverbrechen daraus, und er wäre dem Könige ausgeliefert und dann durch diesen dem weltlichen Gericht übergeben worden, wenn er sich nicht aufs neue in das Gebiet des Grafen von Champagne geflüchtet hätte; denn man machte damals mit Staatsverbrechern sehr kurzen Prozeß. Sein böser Abt starb indessen, und das Kapitel des Klosters erlaubte ihm, sich aufzuhalten, wo er wollte, wenn er, der damals weltberühmte Mann, sich nur nicht an eine andere Klostergemeinschaft anschlösse. Abälard ließ sich hierauf an einem einsamen Orte bei Nogent sur Seine in der Diöcese von Troyes nieder, erhielt Geldunterstützung von Freunden, baute ein Häuschen, verwandelte es mit Erlaubniß des Bischofs in ein Bethaus, welches er der Dreieinigkeit widmete, und begann dort mit solchem Zulauf

zu lehren, daß seine Niederlassung bald einer förmlichen Colonie glich. Seine Schüler, deren Zahl in kurzer Zeit auf sechshundert anwuchs, ließen sich nämlich Hütten bauen, siedelten sich rund um das Bethaus an, und bauten neben demselben ein neues Haus aus Holz und Stein, so daß ein förmliches Kloster entstand, welches Abälard Paraklet oder den tröstenden Geist in der Wüste nannte, weil er den Bau neben dem Bethaus dem heiligen Geiste gewidmet hatte. Dieser Umstand gab den Hauptlehrern in Rheims, Alberich und Ludolf dem Lombarden, welche erbos't waren, daß ihre Schüler sie und die Krönungsstadt des Reiches verließen, um sich in der Wüste rund um Abälard anzusiedeln, den Vorwand, ihn aufs neue zu verketzern. Das Geschrei ward bald so arg, daß Abälard sein Lehren aufgeben und die ihm angetragene Stelle eines Abtes vom Kloster Ruys in der Bretagne annehmen mußte. Auch dort hatte er von den Mönchen und vom Schutzvogt des Klosters viel zu leiden, bis ihn die Klagen seiner Heloise ins östliche Frankreich zurückriefen. Der Abt von St. Denys versagte nämlich die Nonnen von Argenteuil, deren Priorin Heloise war. Abälard kam ihnen zu Hülfe, und räumte ihnen sein Bethaus zum Paraklet mit allem, was dazu gehörte, zur Einrichtung eines Nonnenklosters ein, dessen erste Äbtissin Heloise ward. Pabst Innocenz II. bestätigte im Jahre 1130 dieses Kloster Paraklet, welches sehr bald mit bedeutenden liegenden Gütern begabt ward und, wie uns Ducange beweiset, stets Damen aus den ersten Häusern Frankreichs zu Äbtissinnen hatte. Dies ist für die Bildungsgeschichte des zwölften Jahrhunderts unwichtig; um so größere Bedeutung hat dagegen für diese ein anderer Umstand. Heloise machte es sich nämlich zur Pflicht, ihre geistlichen Schwestern nicht blos im Lateinischen, sondern auch im Griechischen und Hebräischen zu unterrichten, ihr vorzüglichstes Studium war jedoch die heilige Schrift. Wenn sie Schwierigkeiten fand, die sie selbst nicht lösen konnte, so sammelte sie diese und schickte sie an Abälard, der eine Art Oberaufsicht über das Kloster führte. Den Nonnen zu Gefallen schrieb Abälard sein Hexaemeron oder seine Abhandlung über die Schöpfung und deren sogenannte sechs Tagwerke. Nach einer Notiz, die man bei Bayle findet, ward zum Andenken an die griechische Gelehrsamkeit der Heloise in der folgenden Zeit alle

Jahre im Kloster Paraklet am Pfingstsonntage Messe in griechischer Sprache gelesen. Ähnliche Kenntnisse hatten in jener Zeit auch viele andere Nonnen. Dies geht nicht nur aus der großen Zahl lateinischer Gedichte hervor, welche von den Gelehrten an Nonnen gerichtet wurden, sondern auch daraus, daß sehr viele Prinzessinnen und Fräulein des ersten Ranges, deren Namen wir hier nicht aufzählen wollen, sich mit Rhetorik und Poesie beschäftigten.

Abälard selbst war einer der fünf Männer, welche in jenem Jahrhunderte am besten Latein schrieben. Diese Männer waren außer ihm sein Freund und Schützer, Peter der Ehrwürdige, Abt von Clugny, sein Schüler, Johann von Salisbury, welcher zugleich Philosoph und Geschichtschreiber der Philosophie jener Zeit war, ferner Arnold von Lisieux und der heilige Bernhard von Clairvaux. Der Letztere ließ sich gebrauchen, um den armen, lebensmüden Forscher der Wahrheit bis ins Grab zu verfolgen. Wahrscheinlich war nämlich Abälard, nachdem er das Kloster Paraklet an Heloise übergeben hatte, wieder als Lehrer in Paris aufgetreten, und hatte den Haß der Neider, die ihn schon dreimal vertrieben hatten, aufs neue geweckt. Die Theologen zogen daher aus seinen Schriften eine Anzahl ketzerischer Sätze. Auch der heil. Bernhard, der ein guter Redner und Dichter, aber ein schlechter Philosoph war und, wie alle Schwärmer, vom Gebrauch des Verstandes nicht reden hören mochte, hatte sich längst gegen Abälard's Lehre erklärt, die ihm zu hoch war. Im Jahre 1140 berief der Erzbischof von Sens ein Concilium nach Sens, auf welchem sich König Ludwig VII. selbst einfand, und der heilige Bernhard, der damals schon für einen Wunderthäter galt, das große Wort führte. Es ist unnöthig zu sagen, daß, wo ein Wunderthäter vor Wundergläubigen redete, der Denker verdammt ward. Die Richter waren entweder Feinde des Verdammten, der einen sehr bedeutenden Anhang hatte, oder verstanden gar nichts von dem, was sie als Ketzerei verdammten; sie überließen daher dem Pabst Innocenz II., welcher Bernhard's Client war, das Urtheil. Dieses entsprach ganz den Wünschen von Abälard's Gegnern: der Pabst befahl seine Bücher zu verbrennen, ihn selbst einzusperren und nicht zu gestatten, daß er ferner als Lehrer auftrete. Peter der Ehrwürdige nahm sich des Verdammten an; er gab ihm eine Freistätte in

seinem Kloster, söhnte ihn mit dem heil. Bernhard und mit dem Pabste aus, und sorgte für ihn bis zum letzten Augenblicke seines Lebens. Abälard starb 1142 in einem Kloster bei Chalons sur Saone. Seinen Leichnam schickte man der Heloise, die ihn in ihrem Kloster Paraklet beerdigen ließ.

Seit Anselm das System der scholastischen Philosophie geschaffen, Abälard durch seine philosophischen Bestrebungen die ganze Jugend von Frankreich für die Speculation begeistert und einen europäischen Ruhm erworben hatte, wurde, wie wir das in den letzten Jahrzehnten auch in Deutschland erfahren haben, alles als platt und gemein verachtet, was nicht in Ausdrücke der Schule gekleidet oder in der Form von unwiderleglich scheinenden Schlüssen vorgetragen werden konnte. Unklarheit und Unverständlichkeit hieß Weisheit, reales und historisches Wissen ward von der Jugend verachtet. Unter diesen Umständen war es ein Glück, daß der heil. Bernhard und einige andere Männer, von denen in der nächsten Periode die Rede sein wird, ihre Mystik in die Schulen brachten.

2. Geschichte und Staatswissenschaft.

Die Deutschen wurden durch vielerlei Dinge und Umstände abgehalten, an den ersten heftigen Kämpfen über speculative Theologie so lebhaften Antheil zu nehmen, als die Franzosen und Engländer; sie waren dagegen auch im zwölften Jahrhundert fleißig beschäftigt, das, was sich unter ihnen ereignete, aufzuzeichnen. Der Nächste nach den S. 156 ff. angeführten Männern, der die Geschichte seiner Zeit oder wenigstens die deutsche Geschichte behandelte, war Wippo, der Verfasser einer Biographie Konrad's II. Dieser flickt sich, nach der Sitte der Zeit, einen Bettlermantel aus Redensarten des Sallustius zusammen, kann aber damit seine Blößen nicht decken. Daß er kein Sallust war, ergibt sich schon aus der armseligen Sammlung kurzer moralischer Lehren in Leoninischen Versen (s. S. 163), welche er auf Konrad's Bitte für dessen Sohn Heinrich schrieb, und die sich erhalten hat. Indessen ist davon die Rede nicht, sondern nur von Styl und von Grammatik. In dieser Beziehung merkt man nur zu deutlich, daß er der Sprache, die er schreibt, höchst unvollkommen mächtig ist, weil er unrichtig und grammatisch fehlerhaft schreibt; deshalb enthält sein

Werk nicht das, was er in deutscher Sprache wohl würde geschrieben haben, sondern das, was er lateinisch zu schreiben im Stande war. Dies gilt jedoch nur dem Vortrag; denn die Thatsachen führt er der Reihe nach ganz getreu auf, und da er das schreibt, was er selbst gesehen und erlebt hat, so tritt er auch manchmal mitredend hervor.

Ein ganz anderer Mann ist der schwäbische Graf Hermann von Veringen, dessen Familiengüter oberhalb des Städtchens Riedlingen in der Nähe der Donau lagen. Weil er durchaus verwachsen war und seine Glieder nicht gebrauchen konnte, so ward er schon früh für das Klosterleben bestimmt, und trat als Mönch in das adeligen Mönchen vorbehaltene Kloster Reichenau. Auch wird er deshalb gewöhnlich mit dem Namen Hermannus Contractus (s. S. 244) bezeichnet. Das, was von seinen Kenntnissen erzählt wird, beweist ebenso, wie die von Bruno, dem Oheim des Kaisers Konrad II., hinterlassenen Schriften, daß der Kreis der Schulkenntnisse jener Zeit doch nicht so eng war, als man vielleicht glauben könnte, obgleich wir gern zugestehen, daß das Arabische, welches Graf Hermann verstanden haben soll, nicht gerade sehr bedeutend gewesen sein mag. Bruno war Bischof von Würzburg, verfaßte Auslegungen der Psalmen, und schrieb außerdem über die fünf Bücher Mosis, über das neue und alte Testament überhaupt, sowie über das Vaterunser und über das athanasianische und apostolische Glaubensbekenntniß. Er zeigt in diesen Auslegungen Kenntniß der hebräischen Sprache und der Septuaginta oder griechischen Bibelübersetzung, mit welcher er hie und da das hebräische Original vergleicht. Auch in den Psalmen wird nicht der bildliche und allegorische Sinn allein, sondern auch der natürliche und buchstäbliche berücksichtigt. Hermann von Veringen würde sich vortrefflich zur philosophischen Geschichtschreibung geeignet haben, wenn das wahr ist, was uns Tritheim von ihm berichtet, und was durch ein anderes, freilich ebenfalls nicht von einem Zeitgenossen herrührendes Zeugniß bestätigt wird, daß er nämlich ein ausgezeichneter Philosoph, Belletrist (rhetor), Astronom, Musiker und Dichter gewesen, und besonders Griechisch, Latein und Arabisch sehr gut verstanden habe. Da er jedoch nur im Kloster, nicht im Lichte des Lebens schrieb, also das Besondere gar

nicht kannte, wohl aber das Allgemeine, so that er vielleicht besser daran, eine allgemeine Geschichte zusammenzutragen, als die Geschichte seiner Zeit zu schreiben; denn des lateinischen Styls und der Hülfswissenschaften der Geschichte war er vollständig mächtig. Er nahm sich den Eusebius (s. Th. IV. S. 579 f.) zum Muster, theilte die ganze Geschichte bis auf seine Zeit herab in sechs Zeitalter, und entlehnte seine chronologisch geordnete Geschichte der Hauptereignisse in diesen Zeitaltern aus Eusebius, aus dem Fortsetzer desselben, Hieronymus, und aus Beda (s. S. 146 f.), den er mehrentheils wörtlich ausschreibt. Man sieht aber, daß er kein gewöhnlicher Compilator ist; denn er rafft nicht, wie die mönchischen Chronikenschreiber sonst thun, alles, was ihm unter die Hand kam, und zwar Wunder und abenteuerliche erbauliche Legenden am liebsten, zusammen, sondern er verwirft, was offenbar fabelhaft ist, und nimmt mehrentheils nur Begebenheiten auf, die wirklich eine Wichtigkeit haben. Die Abweichung der verschiedenen Handschriften seiner Weltchronik hat die Herausgeber in große Verlegenheit gebracht, um so mehr, da man Ursache hat, zu glauben, daß er selbst bei der Durchsicht verschiedener Abschriften Änderungen und Verbesserungen gemacht habe. Übrigens kann die an das Werk angehängte Geschichte nur bis zum Jahre 1053 als Geschichte seiner Zeit gelten; denn es scheint ausgemacht, daß Hermann 1054 starb. Was bis zum Jahre 1062 weiter folgt, setzte, wie das in allen Klöstern geschah, irgend ein anderer Mönch hinzu.

Berthold von Constanz, welcher Hermann's Geschichte fortsetzte, wollte eigentlich weniger eine Geschichte schreiben, als seine Vorliebe für Gregor VII. und seine Abneigung gegen Heinrich IV. in ein Klosterprotokoll niederlegen. Seine Chronik war nachher ebenso, wie das Werk Hermann's, fast in allen Klöstern zu finden, und beide Werke wurden von den Mönchen benutzt, um aus ihnen eine Art Sammlung historischer Denkwürdigkeiten und Bemerkungen über allerlei Gegenstände zu machen, weshalb in den Ausgaben gewöhnlich in gespaltenen Columnen zwei abweichende Abschriften neben einander fortlaufen. Des Lambert von Aschaffenburg (Lambertus Schaffnaburgensis) Geschichte der Thaten der Deutschen, welche von ihm selbst auch Chronik genannt wird, beginnt mit kurzen Notizen über die Weltgeschichte von Adam an und mit

etwas ausführlicheren über die deutschen Geschichten seit der Zeit des älteren Pipin. Lambert schöpft alles das, was er bis 1050 erzählt, aus anderen Schriften, die Begebenheiten von 1050 bis 1077 dagegen hat er selbstständig beschrieben. Sein Werk ist, besonders wenn man kurz vorher den einseitigen, leidenschaftlich heftigen Berthold von Constanz gelesen hat, eine der erfreulichsten Erscheinungen im ganzen Mittelalter. Er erzählt die Gräuel seiner Zeit aufrichtig und wahr; aber die Tiefe des Gefühls, die Einfalt, die aufrichtige Religiosität, die er zugleich an den Tag legt, beweisen, daß seine Persönlichkeit ihn über seine Zeit erhob, und tröstet den Vaterlandsfreund, dessen Gemüth durch die von Lambert erzählten Zustände deutscher Nation verwundet ist, mit dem Gedanken, daß fern vom Getümmel der Welt auch damals Hunderte leben mochten, welche diesem Manne glichen. In Rücksicht des unseligen Streits der Kirche und des Staats, mit dem sich Lambert und die zunächst folgenden Verfasser der Geschichte ihrer Zeit beschäftigen, kann man bei allen Anderen auf den ersten Blick erkennen, ob sie zur Partei des Kaisers oder des Pabstes gehören; nicht so bei Lambert. Er allein unter allen bedauert aufrichtig, daß jener unselige Streit Deutschland unglücklich mache, und weiset jeder der beiden Parteien nach, in welchen Stücken sie Unrecht habe. Auf der einen Seite schildert er mit Unwillen Heinrich's IV. Jugendsünden, sowie den Frevel seiner Freunde und seiner wüsten Jugendgenossen, auf der anderen zeichnet er uns mit lebhaften Farben den Jammer und die Unsittlichkeit, welche Gregor VII. dadurch hervorrief, daß er mit unerbittlicher Strenge darauf bestand, daß die damals fast insgesammt verheiratheten Priester sich von ihren rechtmäßigen Frauen trennen und fortan auf einsamen Pfarreien unbeweibt leben sollten. Schon oben (S. 244 f.) ist erzählt worden, wie rührend er seine Freude und seine tiefe religiöse Empfindung ausspricht, weil er von einer ohne Erlaubniß seines Abtes unternommenen Pilgerfahrt noch gerade zu rechter Zeit zurückgekommen sei, um die Absolution des sterbenden Abtes zu erhalten. Sein Styl ist rein, würdig und natürlich, und liest sich besser, als selbst die italiänischen Historien des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts, welche zu sehr nach den von den Alten abgezogenen Schulregeln des Styls gearbeitet sind, und in denen oft die Haupt-

sache zur Nebensache wird, weil ihre Verfasser eifriger nach klassischem Styl, als nach der nackten Wahrheit und nach einfach gesundem Urtheile streben. Unter den historischen Parteischriftstellern zeigt sich Otbert, der Bischof von Lüttich, der sich stets, ganz besonders aber nach Heinrich's IV. Tod als dessen getreustem Freund bewies und deshalb grausam verfolgt wurde, in einer Übersicht von Heinrich's Lebenslauf als den heftigsten Vertheidiger des Kaisers. Walram oder Waltram dagegen, der ein Buch über die zu bewahrende Einheit der Kirche geschrieben hat, welches durchaus historisch ist, sucht den Kaiser auf eine wüthend fanatische Weise gehässig zu machen. Des Sachsen Bruno Geschichte des sächsischen Kriegs wird, obgleich sie in Rücksicht der Sprache und Manier nicht zu verwerfen ist, durch die Heftigkeit des Verfassers historisch unbrauchbar. Bruno ist ebenso das Organ der sächsischen Aristokratie gegen den Kaiser, wie Walram das Organ des Pabstes und der Pfaffen ist. Die Chronik des Marianus Scotus kann, mit der Chronik des Hermannus Contractus verglichen, den Beweis liefern, daß das Mangelhafte der Arbeiten im Mittelalter ebenso, wie in unserer Zeit, nicht dem Stande der Schriftsteller und insbesondere nicht dem Mönchsleben der meisten von ihnen schuld zu geben ist, sondern daß auch damals Alles ganz allein davon abhing, ob ein Mann Anlagen hatte, oder nicht. Marianus und Hermann gehörten Beide dem Kloster an, aber der Eine schreibt und excerpirt wie ein beschränkter Mönch, der Andere dagegen, obgleich auch er ein Mönch ist, als ein gebildeter Mann, der Welt und Menschen kennt.

Der Männer, welche die Geschichte der hohenstaufischen Zeiten beschrieben hatten, kann erst weiter unten gedacht werden; dagegen sind hier noch zwei Geschichtschreiber des Nordens anzuführen. Der Eine, Saxo Grammaticus, ist wegen seines klassischen Styls mit den italiänischen Stylisten zu vergleichen, der Andere, Adam von Bremen, war Augenzeuge vieler der Begebenheiten, die er erzählt, und überdies ein Freund Kanut's des Großen, und ist daher zugleich als Geschichtschreiber und als Quelle der Geschichte seiner Zeit wichtig. Adam von Bremen hat eine Kirchengeschichte der Zeit von 755 bis 1076 geschrieben, der er ein geographisches Büchlein über Dänemark und die weiter nach Norden liegenden Ge-

genden angehängt hat. Am wichtigsten ist der letzte Theil seiner Kirchengeschichte, weil er dort berichtet, was er selbst erlebt hat; denn er erzählt offen und einfach, und zeigt wahrhaftige Religiosität, nicht den blinden Aberglauben der Klosterschriftsteller. Sein Vortrag wird schon durch den Umstand in ein vortheilhaftes Licht gesetzt, daß sich Adam von Bremen dem großen Kanut noch mehr durch seine Beredsamkeit, als durch seine Frömmigkeit empfohlen hatte. Was er vom Norden erzählt, ist anziehend, wie eine Reisebeschreibung; denn er hatte das, was er beschreibt, selbst gesehen. Man wirft ihm viele Fehler gegen die Zeitrechnung vor, weil er der eigenen Eingebung folgend so schrieb, wie ihm die Sache im Gedächtnisse war oder gerade in den Sinn kam, weil er also die Hülfsmittel des Gelehrten verschmähte. Ein ganz anderer Mann, ein Künstler und Meister des Styls bis zum Übermaß ist der unter dem Namen Saxo Grammatikus bekannte Geistliche und Geheimschreiber des Erzbischofs von Roeskild. Seine dänische Geschichte begreift den Zeitraum von den Urzeiten bis auf 1180, also nicht ganz bis auf den Tod des Geschichtschreibers, der erst im Jahre 1203 erfolgte. Saxo Grammatikus wollte die alten nordischen Sagen in ein ganz klassisch römisches Gewand kleiden, und hat deshalb nicht blos, wie man gewöhnlich sagt, seinen Styl nach Martianus Capella, der zu den Th. IV. S. 573 f. angeführten Schriftstellern gehörte, und nach Valerius Maximus (s. Th. IV. S. 343 f.) gebildet, sondern es ist ihm auch mehrentheils gelungen, ein so reines Latein zu schreiben, als es nur irgend jemand in unserer Zeit schreiben kann. Sein Buch ist daher auch unzählige Male herausgegeben worden, selbst noch im achtzehnten Jahrhundert von Klotz, der in dem Rufe stand, das beste Latein zu schreiben.

Zum Schlusse dessen, was über die deutschen Geschichtschreiber vor der hohenstaufischen Zeit bemerkt worden ist, glauben wir noch einen durch Staatsschriften aller Art, sowie durch seine Staatsweisheit und Staatsverwaltung ausgezeichneten Geistlichen beifügen zu müssen, welcher Minister, Diplomat und Reichsverweser des Hohenstaufen Konrad III. war, und ebenso als großer Gelehrter und Philosoph, wie als praktischer Staatsmann glänzte. Dieser Mann, der seine Staatsschriften und Depeschen nicht durch Untergebene

ausarbeiten ließ, sondern selbst abfaßte und schrieb, war der Abt Wibald von Corvei. Seine Staatsschriften und Aufsätze sind von Martene und Durand im zweiten Folioband ihrer großen Sammlung handschriftlicher Überbleibsel des Mittelalters gesammelt worden, und füllen einen großen Theil dieses Bandes. Wibald war in die Philosophie seiner Zeit durchaus eingeweiht, und scheint seinen Kaiser manchmal durch seine Demonstrationen und dialektischen Künste belustigt zu haben. Wir finden wenigstens in einem Briefe, welchen Wibald an einen andern Gelehrten, den Scholasticus Mangold, über die wissenschaftliche Richtung der Zeit schrieb, die Anekdote, Kaiser Konrad sei, als ihm von Wibald demonstrirt worden sei, daß er drei Augen habe, über das lustige Treiben der Gelehrten sehr erfreut gewesen. Wibald verstand ganz vollkommen Griechisch. Er leitete unter Konrad III. die Reichsgeschäfte, und stand während des Kreuzzuges dieses Kaisers dem Reiche auf eine solche Weise vor, daß der Kaiser kaum vermißt ward. Schon vorher führte er des Kaisers ganze Correspondenz, die, wie wir aus seinen noch vorhandenen Briefen und Depeschen sehen, gerade damals sehr schwierig war und mit Constantinopel, Rom, mit anderen auswärtigen Höfen, sowie mit den deutschen Bischöfen geführt wurde. Wie er das that, können wir hier nicht in der Kürze deutlich machen; denn es würde nur durch Anführung der erwähnten Actenstücke geschehen können.

Geſchichte des Mittelalters.

III. Das Zeitalter der Kreuzzüge.

I. Geschichte der mohammedanischen Reiche des Ostens kurz vor dem Anfang der Kreuzzüge.

1. Einleitung.

Am Ende des elften Jahrhunderts begannen die Kreuzzüge, welche den Orient und das Abendland aufs neue in die engste Berührung mit einander brachten, und in beiden Weltgegenden die folgenreichsten Bewegungen und Umgestaltungen herbeiführten. Will man die Entstehung und den Zusammenhang dieser wichtigen Begebenheiten verstehen, so muß man den Blick nothwendig zuerst auf den Zustand der mohammedanischen Reiche des Ostens werfen; denn die Veranlassung zu den Kreuzzügen ward nicht etwa blos durch Peter's des Eremiten Predigten gegeben, sondern noch weit mehr durch die in jenen Reichen eingetretenen Veränderungen und durch den Umstand, daß diese Veränderungen zu derselben Zeit Statt fanden, als sich ein eigenthümlicher Geist ritterlicher Poesie von Spanien und Südfrankreich aus über die christlichen Völker des Abendlandes verbreitete. In diesen beiden Ländern erhielten nämlich die von den Dichtern längst behandelten Sagen von Arthur und seiner Tafelrunde, von Karl dem Großen und Roland, von Troja und von Alexander dem Großen eine ganz neue Bedeutung, seitdem 1085 eine große Zahl christlicher Ritter aus Castilien, Navarra, Aragonien und Südfrankreich, ja sogar aus Deutschland den spanischen Arabern die Stadt Toledo entrissen hatten (s. S. 141 f.) Rodrigo Diaz, unter dem Beinamen Cid in Liedern gefeiert, war der Achilles dieses Zugs, er und seine

Begleiter wurden nicht nur von catalonischen und provenzalischen Dichtern einem Arthur, einem Karl den Großen, einem Roland und anderen Helden der Sage an die Seite gestellt, sondern man pries sie auch allenthalben als sieggekrönte Helden des Glaubens, und gab nach und nach allen Ritterſagen und Kriegsgesängen eine entschieden christliche Beziehung. Als auf diese Weise die Ritterschaft des Abendlandes für die Religion begeistert, ihr kriegerischer Sinn auf die Ungläubigen gerichtet und die Idee von der Möglichkeit und Rühmlichkeit der Kriegszüge in ferne Länder unter den Völkern des Südens und Westens verbreitet worden war, bedurfte es nur eines Funkens, um das glimmende Feuer zur Flamme anzufachen. Ein solcher Funke war aber theils das Nothgeschrei der griechischen Kaiser, welche von den wilden Seldschukken in ihrer eigenen Hauptstadt bedroht wurden, theils und noch mehr die erschütternden Berichte der aus Palästina zurückkehrenden Pilger über die Mishandlungen, die das heilige Land und seine Bewohner von denselben Feinden zu erdulden hatten.

Die mohammedanische Welt, welche schon längst in eine Anzahl Reiche und Dynastieen zerfallen war, bildete damals zwei Hauptgruppen von Staaten, von denen die eine die auf der Nordküste von Afrika und in Spanien gegründeten Reiche, die andere die mohammedanischen Staaten in Asien umfaßte. Die Ersteren waren ganz unabhängig, die Anderen dagegen erkannten den Schatten-Khalifen zu Bagdad wenigstens als ihren geistlichen Oberherrn an. Das Reich der Letzteren, das sich von den östlichen Grenzen Egyptens und der Byzantiner bis in die Nähe von Indien, Sibirien und der Mongolei erstreckte, war eine Art von Feudalmonarchie geworden, bestand aber im Grunde nur noch der äußeren Form nach; denn es hatte sich eine beträchtliche Zahl von Herrscherfamilien aufgeworfen, welche im Namen des Khalifen zu Bagdad unumschränkt über einen größeren oder kleineren Landstrich geboten. Die Khalifen selbst aber waren aus Beherrschern der Gläubigen Gefangene und Sklaven der Emir's al Omra geworden, die als ihre höchsten Beamten das Scepter führten. Dieses Amt war seit dem Jahre 945 in der Familie der Buiden erblich, welche zugleich selbstständige Beherrscher von Persien waren (s. Th. V. S. 171 u. 175). Den Buiden hatte schon damals

der Untergang gedroht, als ein tüchtiger Krieger und Regent von türkischer Abkunft, der Ghasnawide Mahmud I., im äußersten Osten der mohammedanischen Welt ein großes Reich gegründet hatte. Auch ward die eine Linie der Buiden in der That noch von Mahmud selbst unterworfen (s. Th. V. S. 187). Allein dieser mächtige Fürst starb schon zwei Jahre nachher, und unter seinem Sohn und Nachfolger, Massud I., scheiterte die von ihm geschaffene Macht an dem wilden Muthe der Seldschukken. Die Buiden erlagen daher erst diesem neu auftretenden Volke, dessen Erscheinung in Vorderasien alle bisherigen Verhältnisse überhaupt veränderte.

2. Geschichte der Seldschukken in Persien.

Die Seldschukken waren ein Volk des türkischen Völkerstammes, welcher zwar zu dem kaukasischen Menschenstamme, nicht aber zu der indo-germanischen Abtheilung desselben gehört, sondern neben demselben eine besondere Gruppe der kaukasischen Race bildet (s. Th. I. S. 25). Die älteste Geschichte dieses Volkes läßt sich mit einiger Sicherheit bis in das zehnte Jahrhundert unserer Zeitrechnung verfolgen. Gegen das Ende dieses Jahrhunderts zogen die Seldschukken als Nomaden im Lande der heutigen Kirgisen umher, und standen unter einem Häuptlinge, welcher nebst den Häuptlingen mehrerer anderen Horden einem Groß-Khan, Bigu oder Jabgu, zinspflichtig war. Um das Jahr 970 rissen sich die Seldschukken unter Seldschukk, dem Sohne Dokak's, von dieser Unterwürfigkeit los, wanderten in die Nähe der Bucharei, traten hier, um von den benachbarten tatarischen Horden Schutz zu erhalten, zum Islam über, und wuchsen durch die Aufnahme vieler Männer aus anderen Horden bedeutend an Zahl. Übrigens schlossen sie sich in ihrem neuen Wohnsitz an den mächtigen Tataren-Fürsten Bagra-Khan (s. Th. V. S. 183) an, und kämpften unter ihm mit ihren heidnisch gebliebenen Stammgenossen. Unter den nächsten Nachkommen Seldschukk's sind sein Sohn Israel oder Arslan und dessen Neffen, Jabgu, Togrulbeg und Daud Gagrubeg, besonders bemerkenswerth, jener, weil er zuerst den Seldschukken feste Sitze diesseit des Dschihun verschaffte, diese, weil sie die Gründer des so wichtigen Seldschukken-Reiches

wurden. Israel half dem Sohn und Nachfolger Bagra-Khan's, Ilek-Khan, Bochara erobern (s. Th. V. S. 183 f.), und ließ sich im Gebiete dieser Stadt nieder. Dahin zogen auch seine Neffen, nachdem sie früher vor Bagra-Khan, dem sie zu gefährlich geschienen hatten, in die vorigen Wohnsitze zurückgewichen waren. Als bald nachher der Ghasnawide Mahmud I. die Bucharei unterwarf (s. Th. V. S. 184 u. 185), wurde der Seldschukken-Häuptling Israel sein Vasall. Mahmud fand denselben furchtbar, weil Israel mit den Völkerschaften der Wüste in engem Zusammenhange stand, und durch seinen Ruf eine unzählige Menge von Kriegern nach Persien zu ziehen drohte. Er ließ ihn daher einkerkern, und man rieth ihm damals, alle Seldschukken zu vernichten; er that es aber nicht, sondern suchte sie dadurch unschädlich zu machen, daß er sie im Lande Khorasan zerstreute. Hier wurden sie von seinen Statthaltern so sehr gedrückt und mishandelt, daß die einzelnen Stämme, welche unter Israel gestanden hatten, wieder aufbrachen, raubend in der Wüste von Kohestan und in den Gebirgen von Irak adschem umherzogen, und sich zum Theil in Adserbidschan niederließen. Die übrigen zahlreichen Horden unter Togrulbeg und seinen Brüdern kehrten über den Dschihun-Fluß zurück, trieben sich in Chowaresmien, dessen Beherrscher Mahmud's Vasall war, eine Zeitlang umher, und drangen bald nach Mahmud's Tode feindselig in Khorasan ein.

Das Reich der Ghasnawiden war damals in einer bedenklichen Lage. Bei Mahmud's Tode (1031) befand sich nämlich der ältere seiner beiden Söhne, Massud I., zufälliger Weise im äußersten Westen, und da es allgemein hieß, der Vater habe ihm die persischen Länder, seinem jüngeren Sohne, Mahmud II., aber die östlichen Theile des Reiches bestimmt, so wurde der Letztere in Ghasna als König ausgerufen. Auf die Nachricht davon zog Massud sogleich gegen seinen Bruder. Er war kaum bis Ghasna gekommen, als die Generale seines Bruders ihm diesen in Hoffnung großen Lohnes auslieferten; er ließ die Verräther in den Kerker werfen, und gab seinem Bruder die Freiheit, behielt aber die Herrschaft des ganzen Reiches für sich allein. Einige Jahre lang blieb er im ruhigen Besitze derselben; 1033 aber traten in verschiedenen Theilen des Reiches bedenkliche Ereignisse ein. In

Indien fielen die ghasnawidischen Besatzungen von Massud ab, am kaspischen Meer empörte sich ein ganzer Landstrich, und an der Grenze von Khorasan nahmen die Seldschuken eine drohende Stellung an. Alle Erfahrenen im Staatsrathe sprachen sich dahin aus, daß man unter diesen Umständen Indien vor der Hand seinem Schicksal überlassen und dagegen die ganze Macht des Reiches zur Vertheidigung und Behauptung der persischen Länder verwenden müsse; Massud verwarf jedoch den Rath der Verständigen, zog nach Indien, und ward dort drei Jahre lang durch den Kampf mit den Rebellen beschäftigt. Unterdessen drangen die Seldschuken unter Togrulbeg und seinen Brüdern in Khorasan ein, schlugen ein ghasnawidisches Heer nach dem anderen, und unterwarfen sich die ganze Provinz. Als endlich Massud selbst mit seiner ganzen Macht gegen sie zu Felde zog, hatten sie sich in Khorasan bereits so fest gesetzt, daß sie nicht mehr vertrieben werden konnten. Sie waren zwar nicht im Stand, ihm die Spitze zu bieten, sie wichen ihm aber listig aus, zogen den Krieg in die Länge, und brachten dem Ghasnawiden endlich im dritten Jahre (1040) eine entscheidende Niederlage bei. Gleich nachher ward Massud von seinem Bruder Mahmud, und dieser wieder von Massud's Sohne, Mabud I., gestürzt, und die Seldschuken erhielten Gelegenheit, große Verstärkungen an sich zu ziehen, weil in demselben Jahre (1041) auch das tatarische Reich, welches unter Bagra-Khan und Ilek-Khan geblüht hatte, in mehrere von einander getrennte Theile zerfiel. Togrulbeg, der seine Eroberungen schnell weiter ausdehnte, und sich schon 1039 Sultan von Ostpersien nannte, übergab seinem Bruder Gagrubeg die Herrschaft der östlichen Provinzen Persiens, und verlegte seine eigene Residenz zuerst nach Rei, dann (1045) nach Hamadan. Er sicherte sich seine Herrschaft durch weise Verordnungen, und zeigte überhaupt von Anfang an jenen unwandelbaren Sinn für Religion und für das Beste seiner Unterthanen, den er und sein nächster Nachfolger nie verleugnet haben.

Nachdem Togrulbeg 1050 auch Ispahan den Ghasnawiden entrissen hatte, erwartete er den Verfall des westlichen Reiches der Buiden, um sich desselben im günstigen Zeitpunkte zu bemächtigen. Die Buiden waren unter einander in Streit, mishandelten die abbasidischen Khalifen zu Bagdad, deren Gebieter sie als Emir's

al Omra waren, und standen selbst unter der Herrschaft der türkischen und dilemitischen Miethtruppen, die sie im Widerspruch mit der weisen Politik der ersten Regenten ihres Hauses angenommen hatten (s. Th. V. S. 177). Zwar vereinigte um 1045 einer von ihnen, Kalandschar, noch einmal das ganze Reich, allein nach seinem Tode (1048) zerfiel Alles wieder, und seine beiden Söhne stritten mit einander um die Herrschaft, während zugleich die Schiiten und Sunniten in Bagdad einander bekämpften, und die rohen Söldner die Bewohner der Stadt auf unerhörte Weise mishandelten, ja selbst den Khalifen, Kajem Beamrillah (s. Th. V. S. 176), nicht verschonten. Schon damals war Togrulbeg bereit, dem Letzteren zu Hülfe zu eilen; doch hinderte ihn seine ängstliche Religiosität, eher gegen die heilige Stadt zu ziehen, als bis sowohl der Khalif, als sein buidischer Emir al Omra, Malek ar Rahim, ihn darum ersuchten, und also gleichsam die Religion selbst es zu gebieten schien. Dies trat im Jahre 1055 ein. Damals drohte nämlich der Anführer der türkischen Garden des Khalifen, Basasiry, ein eifriger Schiite, alles Bestehende über den Haufen zu werfen. Er machte sich zum Gebieter der Stadt, ließ dem Buiden und dem Khalifen nichts als ihre leeren Titel, setzte sich aus Mistrauen über die mit Togrulbeg geführten Unterhandlungen mit den Fatimiden in Egypten in Verbindung, und drohte die Lehre der Schiiten, deren Zahl in Bagdad sehr groß war, zur herrschenden zu machen. Nun brach Togrulbeg, vom Khalifen und seinem Emir al Omra gerufen, gegen Bagdad auf. Er drang, während Basasiry abwesend war, in die Stadt ein, befreite den Khalifen aus den Händen seiner Peiniger, benutzte aber einen Streit der seldschukkischen Soldaten mit den Leuten des Buiden, um diesen gefangen nach Rei schleppen zu lassen, wo derselbe nicht lange darauf starb und mit ihm sein Geschlecht erlosch. Nachdem Togrulbeg dem Khalifen eine seiner Nichten als Gemahlin aufgedrungen hatte, verließ er Bagdad wieder, um den Rest des buidischen Reiches in Besitz zu nehmen. Als er auch dieses glücklich vollbracht und seinen Bruder, Ibrahim Inal, zu seinem Stellvertreter in Mosul eingesetzt hatte, kehrte er nach Bagdad zurück, und ließ sich vom Khalifen mit der höchsten weltlichen Würde im Reiche bekleiden (1058). Dies geschah unter ganz besonderen Feierlich-

keiten. Togrulbeg trat vor den Khalifen, welcher, umgeben von allen Großen der Stadt, auf einem sieben Ellen hohen Sitze saß. Er küßte den Boden und des Khalifen Hand, und nahm dann neben ihm auf einem Sessel Platz. Hierauf übertrug ihm der Khalif die Würde eines Emir's al Omra, indem er ihm durch den obersten Dolmetscher sagen ließ: „Der Khalif übergibt deiner Fürsorge alle Länder, welche Gott seiner Herrschaft anvertraut hat, und überträgt dir als seinem Stellvertreter die Beschützung der frommen, treuen und gottesfürchtigen Bürger. Fürchte also Gott in dem Amte, das er dir verleiht, erkenne dankbar die Gnade, die er dir gewährt hat, und zeige dich ihrer würdig!" Nach diesen Worten bekleidete der Khalif den Seldschukken-Sultan mit dem Ehrenkleid eines Emir's al Omra und überreichte ihm das Diplom seiner neuen Würde. Nachdem hierauf Togrulbeg nochmals des Khalifen Hand und den Fußboden geküßt hatte, entfernte er sich.

Unterdessen hatte Basasiry im ganzen Lande Irak den Fatimiden als Khalifen ausrufen lassen und sich mit Togrulbeg's Bruder, Ibrahim, vereinigt, mit welchem dieser schon vorher öfters in Zwist gewesen war. Togrulbeg zog gegen seinen Bruder, ward aber von ihm geschlagen und in Hamadan belagert. Seine Entfernung und sein Unglück benutzte Basasiry zu einem Angriff auf Bagdad, wobei ihn der Okailide (s. Th. V. S. 190) Koreisch unterstützte. Er nahm, trotz der hartnäckigen Gegenwehr der sunnitischen Einwohner, die Stadt ein (1058), und ließ den Fatimiden zum Khalifen ausrufen. Der unglückliche Kajem Beamrillah, dessen Palast sogleich bestürmt wurde, wandte sich in seiner Noth an den Okailiden. Mit allen Reliquien des Propheten behangen, bat er von den Zinnen seines Palastes herab denselben um Schutz und Hülfe, und nun stritten seine beiden Besieger um seine Person, während er selbst dem Spotte der Feinde preisgegeben war, sein erster Diener grausam zu Tode gequält und sein Palast geplündert wurde. Endlich kamen Basasiry und Koreisch überein, ihn den Händen eines Dritten anzuvertrauen. Sie übergaben ihn einem Vetter des Letzteren, Mohares, der ihn nach einer Stadt am Euphrat brachte. Ehe jedoch der mishandelte Nachfolger des Propheten Bagdad verließ, mußte er in einer gerichtlichen, von Notar und Zeugen unterschriebenen Acte bekennen, daß weder er,

noch irgend ein Anderer aus dem Hause der Abbassiden ein Recht auf das Khalifat habe, weil ein Erbe der Fatima vorhanden sei. Diese Acte ward nebst vielen Kostbarkeiten aus Kajem Beamrillah's Palast an den fatimidischen Khalifen Mostanser in Egypten geschickt. Die Anerkennung des Letzteren und die Herrschaft der Schiiten in Bagdad dauerte nur so lange, als Togrulbeg durch seinen Bruder beschäftigt ward. Kaum hatte er nach Verlauf eines Jahres diesen gefangen genommen und umgebracht, als er mit leichter Mühe Basasiry nebst den schiitischen Einwohnern aus Bagdad vertrieb, und Kajem Beamrillah, welchen Mohares auf Togrulbeg's Aufforderung sogleich frei gab, wieder als Khalifen einsetzte. Basasiry, der vom Fatimiden anfangs große Summen erhalten hatte, ward nach dem Falle von Bagdad von demselben ganz aufgegeben und bald darauf durch Togrulbeg's Truppen getödtet. Der seldschukkische Sultan war jetzt Herr von Persien und Irak, und ernannte, da er meistens von Bagdad abwesend war, den Amid al Mulk zu seinem Stellvertreter in dieser Stadt, um die Aufsicht über den Khalifen zu führen. Nicht zufrieden, dem Letzteren eine seiner Nichten aufgedrungen zu haben, verlangte er 1061 auch noch eine Tochter desselben zur Gemahlin. Kajem Beamrillah wollte sich anfangs nicht dazu verstehen, das Geschlecht der Abbasiden durch Vermischung mit türkischem Blute herabzuwürdigen; allein Amid al Mulk fand ein Mittel, die Heirath zu erzwingen: er entzog dem Khalifen so lange seine Einkünfte, bis er einwilligte. Noch ehe die Vermählung vollzogen wurde, starb der siebenzigjährige Togrulbeg (1063). Seine türkischen Soldaten hatten noch kurz vorher während seiner Anwesenheit in Bagdad gezeigt, daß die große Masse ihres Volkes ihren alten Stammcharakter noch keineswegs abgelegt hatte; denn sie hatten die Einwohner nicht nur zum Theil aus ihren Wohnungen verjagt und auf manche andere Weise gequält und gedrückt, sondern auch die Frauen derselben auf die roheste Weise mishandelt.

Togrulbeg hinterließ den Ruhm eines würdigen Regenten, und wird von allen Schriftstellern besonders wegen seiner großen und unwandelbaren Frömmigkeit gepriesen. Da er keinen Sohn hatte, so folgte ihm sein Neffe Alp Arslan, der Sohn Daud Gagrabeg's. Ein anderer Neffe, Kaderd, hatte schon 1041 Kerman

von Togrulbeg erhalten, nahm noch einen Theil von Farsistan dazu, und behauptete sich im Besitze dieser Länder gegen Alp Arslan, der ihn von Zeit zu Zeit bekriegte. Der neue Sultan und Emir al Omra trat ganz in seines Oheims Spuren, und setzte ebenso wie dieser seinen vorzüglichsten Ruhm in Kriegsunternehmungen. Er bezwang zuerst Turkestan, verweilte dann in Chowaresmien, und zog endlich gegen die Griechen und gegen die Fatimiden zu Felde. Die Verwaltung der innern Staatsangelegenheiten überließ er ganz seinem berühmten Vezier Nezam el Mulk. Dieser war, gleich allen anderen Vezieren der ersten Seldschuken-Sultane, als Gelehrter und als Schützer der Künste des Friedens ausgezeichnet. Schon Togrulbeg's Vezier, Khaverai, hatte sich durch seinen Eifer für die Wissenschaften Ruhm erworben, und gehört zu den vier großen Männern, welche von den heutigen Persern als die Zierden der Landschaft Desht Khaveran in Khorasan, ihrer Heimath, angesehen werden. Die drei übrigen waren: der große Theolog Abusaïd Mehemeh, welcher unter Alp Arslan's Sohne lebte, ein anderer Abusaïd, den man den König des geistlichen Lebens nannte, und der Dichter Anuari, der im folgenden Jahrhundert unter dem Sultan Sandschar blühte. Alle vier waren in den von den Seldschuken-Fürsten ausgestatteten Schulen gebildet worden.

Im Kampfe mit den Griechen fand Alp Arslan an Romanus Diogenes einen würdigen Gegner (s. S. 213). Als dieser in seine Gewalt gefallen war, zeigte sich im Benehmen des Sultans die Wirkung der besseren Philosophie des Islam, welche ihm seine Jugendlehrer eingeprägt hatten. Er bewies sich nicht nur großmüthig gegen den gefangenen Kaiser und gab ihn unter billigen Bedingungen frei, sondern er bewährte auch in einem Gespräche mit Romanus eine Religiosität und Moral, gegen welche die unchristliche Gesinnung des Kaisers einen grellen Abstich bildete. Dieser sagte trotzig, er würde, wenn der Sultan in seine Hände gefallen wäre, ihn die Gefangenschaft habe fühlen lassen; Alp Arslan aber erwiderte ihm darauf: „Ich dagegen werde deine Härte und Strenge nicht nachahmen. Auch höre ich, daß euer Prophet Christus euch Frieden und Vergebung vorgeschrieben hat, und die Übermüthigen zurückweist, die Demüthigen aber liebt!“ Nachdem der Sultan den Kaiser frei gegeben hatte, richtete er

seine Waffen gegen den fatimidischen Khalifen. Er drängte ihn nach und nach aus dem östlichen und nördlichen Syrien, und machte sich auch in Arabien so furchtbar, daß man zu Mekka statt des Fatimiden wieder den Khalifen von Bagdad im öffentlichen Gebete nannte. Unterdessen war der Krieg mit den Byzantinern aufs neue ausgebrochen, weil diese die Bedingungen des mit Romanus Diogenes geschlossenen Vertrages nicht erfüllten. Alp Arslan's Eifer für den Islam veranlaßte bei der Gelegenheit in dem Lande Georgien, dessen christliche Einwohner er zur Annahme desselben zwingen wollte, große Grausamkeiten und Verfolgungen. Mitten in dem Kampfe mit den Georgiern, welche ihre befestigten Klöster hartnäckig vertheidigten, ward er durch Bewegungen in Turkestan genöthigt, sich gegen diese Provinz zu wenden. Ehe er dahin zog, musterte er sein aus 200,000 Reitern bestehendes Heer, erklärte seinen Sohn, Malekschah, unter großen Feierlichkeiten zum Nachfolger, und übertrug ihm die Führung des georgischen Krieges. Er selbst hatte seinen Zug nach Turkestan kaum begonnen, als er eines gewaltsamen Todes starb (1072). Er machte nämlich einem Gefangenen Vorwürfe über die Hartnäckigkeit, mit der er sich vertheidigt hatte, und wollte mit eigener Hand eine grausame Strafe über ihn verhängen, der Gefangene zückte aber einen verborgen gehaltenen Dolch und verwundete ihn tödtlich. Die letzten Worte Alp Arslan's und die Grabschrift, die er sich setzen ließ, enthalten die ganze Philosophie seines Lebens und zugleich die Hauptsumme orientalischer Weisheit in gedrängter Kürze. Er sagte sterbend: er habe die Demuth gegen Gott verletzt; denn er habe sich für den größten Herrscher gehalten und über jeden Angriff erhaben geglaubt; dafür habe ihn Gott von seiner Höhe herabgestürzt und ihm durch den schwächsten und geringsten der Menschen die Gebrechlichkeit seiner Kräfte gezeigt; er flehe daher zu Gott, daß er ihm seine Sünden vergeben und Gnade gewähren möge. Die Grabschrift, die er sich in der Stadt Merv setzen ließ, lautete: „Ihr Alle, die ihr Alp Arslan's bis zu den Himmeln emporragende Größe gesehen habt, kommt nach Merv und sehet sie unter Staub begraben!"

Malekschah, der seinem Vater in der Regierung folgte, vertrieb seinen Oheim Kaderd aus Kerman und Farsistan, und

verlegte seine Residenz nach Ispahan, als dem Mittelpunkte seines Reiches. Er wird von den späteren persischen Dichtern und Gelehrten als einer der größten Regenten gepriesen, ein Ruhm, den er vorzugsweise seinem erfahrenen Vezier, Nezam el Mulk, verdankte. Dieser für die Geschichte der mohammedanischen Cultur und Literatur höchst wichtige Mann war ganz nach den Grundsätzen des Islam gebildet worden, wußte schon im zwölften Jahre den Koran auswendig, und ließ sich bei jedem seiner Schritte von den Vorschriften desselben leiten. Er war daher ein ebenso strenger und unerbittlicher Richter, als ein unermüdlicher Wohlthäter der Armen und ein treuer Diener seines Herrn. Als Vezier betrachtete er sich selbst mit Recht als die Säule des Thrones, und ein von ihm verfaßtes Lehrbuch für Fürsten, welches nicht blos gute Rathschläge, sondern auch historische Muster enthält, beweist, daß er zugleich ein erfahrener und denkender Staatsmann war. Auch ist er im Orient unter dem Namen Khuadsche Rustan, d. i. Lehrer der rechtlichen Menschen, noch immer bekannt. Er stellte die in den letzten Zeiten zerfallenen Lehranstalten zu Bagdad wieder her, stiftete das nach ihm benannte Netamische Collegium, eine der großartigsten Akademieen, welche die Weltgeschichte kennt (s. Th. V. S. 205), und gründete nicht nur in allen Hauptstädten von Westpersien, sondern auch weiter gegen Osten in Herat Schulen, wie sie in den ehemals von den Samaniden beherrschten Ländern längst bestanden. Während er auf diese Weise für die Verbreitung, Bildung und Gelehrsamkeit an und für sich selbst unermüdlich wirkte, machte er sich durch seinen Antheil an der Einführung einer neuen Zeitrechnung auch um die Anwendung der exacten Wissenschaften (s. Th. III. S. 116) auf das bürgerliche Leben verdient. Diese Arbeit bestand in einer ähnlichen Verbesserung des Kalenders, wie die im Jahre 1582 durch den Pabst Gregor XIII. veranlaßte, und wurde von acht Astronomen gemacht. Es ward damals zugleich eine neue Aera oder eine neue Zählung der Jahre eingeführt. Diese neue Zeitrechnung, welche aus astronomischen Gründen mit dem 15. März des Jahres 1079 begann, erhielt den Namen der Dschelaleddinischen Aera, weil Malekschah den Beinamen Dschelal ed Doula we eddin, d. i. Zierde des Staates und des Glaubens, führte. Wenn man bedenkt, in

welch großem Umfange Nezam el Mulk für die Wissenschaften thätig war, so wird man begreiflich finden, daß ihn der Khalif zu Bagdad einst ebenso feierlich für den Fürsten der Gelehrten erklärte, wie Malekschah für den Beherrscher des weltlichen Reiches. Alle Gelehrten von Auszeichnung wurden damals nach Bagdad berufen, und erschienen in einer Zahl, wie man sie noch nie beisammen gesehen hatte. In feierlicher Procession zogen sie zum Palaste des Khalifen, geführt von Nezam el Mulk, welcher dabei allein von ihnen die Ehre hatte, reiten zu dürfen. Der Khalif schickte ihnen seine Hofbeamten entgegen, und als sie vor ihn gekommen waren, ward dem Vezier, wie einst dem Sultan Togrulbeg, ein besonderer Sitz neben dem Khalifen angewiesen; außerdem erhielt er ein prächtiges Ehrenkleid und den Titel: Gelehrter, Gerechter und Lenker des Staates des Khalifen.

Malekschah's Regierung ist für die politische Geschichte des Orients in zwiefacher Hinsicht sehr wichtig. Unter seiner Mitwirkung traten nämlich in Syrien und Palästina Veränderungen ein, welche die unmittelbare Veranlassung der Kreuzzüge wurden, und er stiftete in seinem Reich eine Anzahl von Lehensherrschaften, die dasselbe in viele kleine Staaten auflösten. Von dem ersteren Punkte kann erst dann die Rede sein, wenn die Geschichte der Fatimiden erzählt ist. Die Theilung des Reiches unter abhängige Fürsten hat eine weltgeschichtliche Bedeutung erhalten, weil sie das Entstehen der verschiedenen seldschukkischen Reiche veranlaßte, die mit den Kreuzfahrern in Berührung kamen, besonders des Reiches von Nicäa und Ikonium. Der Stifter des Letzteren war Soliman I., ein entfernter Anverwandter Malekschah's, der ihn mit allen den Griechen entrissenen und noch zu entreißenden Ländern Kleinasiens belehnte. Soliman selbst benutzte die Verwirrung im griechischen Reich, um seine Herrschaft weiter auszubreiten; er nahm ganz Kappadokien, Cilicien und Isaurien, sowie Cyzikus, Nicäa und andere zum Theil weit von einander entfernt liegende Städte und Gegenden in Besitz, und Alexius I. trat ihm, als er gegen Robert Guiscard zog (s. S. 281 f.), von freien Stücken einen beträchtlichen Landstrich ab, um Ruhe vor ihm zu haben. Soliman schlug seinen Wohnsitz in Nicäa auf, und hinterließ, als er 1086 starb, ein Reich, welches sich von Erzerum in Armenien

bis nach Nicäa und bis zur Grenze von Syrien erstreckte. Sein Sohn, Kilidsche Arslan I., wurde zwar 1097 durch die Kreuzfahrer und die Byzantiner der Hauptstadt seines Reiches und einiger anderen Orte beraubt, behauptete sich aber dessen ungeachtet nicht allein in seiner Herrschaft, sondern legte auch sogar den Schein einer Abhängigkeit von Malekschah's Nachfolgern ab. Durch das Letztere erleichterte er nachher den Christen ihre Unternehmungen in Jerusalem. Da er nach dem Verluste von Nicäa seine Residenz in Ikonium aufschlug, so pflegt man den von seinem Vater gegründeten Seldschuken-Staat das Reich von Ikonium zu benennen. Man hat diesem Reich auch den Namen Reich von Rum oder Romanien gegeben, weil es aus griechischen oder, wie bei den Byzantinern der officielle Ausdruck war, römischen Ländern gebildet worden war. Von den anderen Vasallen-Herrschaften, welche Malekschah gründete, und aus denen besondere seldschukkische Dynastieen hervorgingen, hatte das Reich Kerman zwar schon früher bestanden, Malekschah hatte aber den Beherrscher desselben, Kaderd, besiegt und getödtet. Dessen ungeachtet verlieh er es 1073 dem Sohne Kaderd's, Sultanschah, in dessen Familie es erblich blieb. In Syrien setzte er seinen Bruder, Tutusch I., als Regenten ein.

Malekschah's Reich war übrigens zu ausgedehnt, als daß er alle Theile desselben allein hätte übersehen können, zumal da Jagdliebe und große Neigung zum Luxus ihn zerstreuten, und außerdem in der letzten Zeit seiner Regierung eine Favorit-Sultanin, Torkan, ihn von seinem trefflichen Vezier entfernte. Er herrschte nicht blos bis zum Archipelagus und bis in das Innere von Palästina, sondern er eroberte auch Turkestan, und zwang sogar den Beherrscher von Kaschgar und die jenseit dieses Landes streifenden Horden bis an die Grenze von China, seine Oberherrschaft anzuerkennen. Für seine Jagden erbaute er unzählige Schlösser. Er hielt außerdem nicht weniger als vierzig bis fünfzigtausend Luxuspferde. Zu gleicher Zeit war er sehr mildthätig und freigebig. Sein Vezier, Nezam el Mulk, fiel in Ungnade, weil er der Sultanin Torkan entgegen arbeitete, als dieselbe ihrem Sohne die Nachfolge zuzuwenden suchte. Nezam ward 1092, wahrscheinlich auf Anstiften der Sultanin, ermordet, und Malekschah folgte schon fünfunddreißig Tage später seinem Vezier im Tode nach.

Der Tod dieses dritten großen Sultans der Seldschukken hatte auf den Gang der Kreuzzüge einen ebenso großen Einfluß, als das von ihm eingeführte System der Lehensherrschaft; denn es erfolgten Thronstreitigkeiten, in Folge deren der westliche Theil des Reiches in kleine Staaten zersplittert und der Unterstützung des östlichen Theiles beraubt wurde. Malekschah hinterließ vier Söhne, von welchen zwei, Mohammed und Sandschar, von einer Sklavin geboren waren, die beiden anderen aber, Mahmud und Barkiarok, Prinzessinnen aus dem Blute der Regenten von Turkestan zu Müttern hatten. Mahmud's Mutter, die zuvor erwähnte Favorit-Sultanin Torkan, ließ gleich nach ihres Gemahles Tod ihrem erst fünf Jahre alten Sohne huldigen, verschaffte ihm die Bestätigung des Khalifen, und übernahm die vormundschaftliche Regierung. Dagegen lehnte sich Barkiarok auf. Er hatte anfangs Glück; da aber der Beherrscher von Syrien, Malekschah's Bruder Tutusch, das Reich ebenfalls in Anspruch nahm, so wurde ihm die kaum erst errungene Herrschaft bald wieder entrissen. Doch ermannte er sich wieder, und tödtete Tutusch in einer Schlacht (1095). Sein Stiefbruder Mahmud und dessen Mutter waren kurz vorher gestorben, und da Tutusch's Söhne zuerst unter einander selbst in Streit geriethen und nachher in ihren eigenen Ländern genug zu thun hatten, so behauptete sich Barkiarok im Besitze der Stadt Bagdad und der Oberherrschaft des Seldschukken-Reiches. Doch gerieth er bald mit einem anderen Halbbruder, Mohammed, in einen neuen Thronstreit, und konnte nicht verhindern, daß sich in Chowaresmien ein Beherrscher aufwarf, und daß Samarkand den Gehorsam verweigerte. Mit Mohammed, an den sich bald auch der andere Bruder, Sandschar, anschloß, führte Barkiarok fünf Jahre lang Krieg. Er mußte sich zuletzt zu einem Frieden bequemen, in welchem sein Bruder einen Theil des Reiches zur völlig unabhängigen Herrschaft erhielt. Bei diesem Vertrage kamen die sonderbaren Bedingungen vor, daß beide Brüder künftig nur durch ihre Veziere mit einander correspondiren sollten, und daß es ihren Soldaten gestattet sei, von dem einen Bruder zu dem anderen überzutreten. Als Barkiarok bald nachher (1104) starb, konnte er seine Herrschaft nicht auf seinen Sohn vererben, sondern Mohammed bemächtigte sich des ganzen Reiches. Dieser hatte, so

lange er lebte, an seinem Bruder Sandschar einen treuen Vasallen. Kaum war er aber gestorben (1118), als Sandschar seinen Sohn bekriegte. Das Ergebniß des Kampfes war, daß der Neffe unterlag, und nur durch die Gnade seines Oheims einige Trümmer des väterlichen Reiches im Westen rettete. Sandschar, welcher im Osten herrschte, brachte Chowaresmien und Samarkand wieder in Abhängigkeit, und behauptete sein Ansehen bis an die indische Grenze, wo er schon vorher einen flüchtigen Ghasnawiden, Bahram, gegen dessen Bruder geschützt und in die Herrschaft wieder eingesetzt hatte. Zu seinem Unglücke faßte er den thörichten Plan, die tatarischen Horden der Khitanen in Kaschgar anzugreifen, und verlor im Kampfe mit ihnen sein ganzes Heer. Zwölf Jahre später (1153) gerieth er mit einem anderen Volk der Wüste in einen Krieg, der ihm noch weit verderblicher ward. Dieses Volk waren die Turkmannen. Sie besiegten Sandschar's Heer, nahmen ihn selbst gefangen und verheerten Khorasan auf barbarische Weise. Der Sultan entrann nach drei Jahren aus der Gefangenschaft, starb aber schon im folgenden Jahre (1157). Sein Stamm erhielt sich zwar noch kurze Zeit im Besitze des Herrschernamens, das Reich ward aber durch häufige Empörungen und durch stete Angriffe benachbarter Herrscher zerrissen.

3. Geschichte der Fatimiden in Egypten bis zur Zeit der Kreuzzüge.

Kein Geschlecht von mohammedanischen Herrschern verdient eine größere Aufmerksamkeit, als das der Fatimiden, deren Geschichte früher (s. Th. V. S. 135—141) bis zu der Zeit erzählt ist, wo sie Egypten eroberten und zum Mittelpunkt ihres Reiches machten. Selbst abgesehen von ihrem Einfluß auf die Gestaltung der Dinge im Zeitalter der Kreuzzüge sind die Fatimiden schon darum vorzugsweise bedeutend, weil sie allein eine Verwaltung eingeführt hatten, welche auf wissenschaftlichen Grundsätzen beruhte. Schon ihre Vorgänger, die Tuluniden (s. Th. V. S. 133 f.), hatten in Egypten ein Finanzsystem eingeführt, welches der Natur des Landes, den einheimischen Sitten, sowie der den Einwohnern eigenthümlichen Art der Gewerbe und des Ackerbaues angemessen, und für die Unterthanen ebenso vortheilhaft war, als für den

Regenten. Es gab nämlich, außer einigen wenigen unbestimmten Quellen des Einkommens, drei Haupteinnahmen des Staates, Zölle, Grundsteuer und Regalien, und von diesen wurden nur die Letzteren verpachtet. Der Ertrag der Zölle läßt sich nicht ermitteln, die anderen Abgaben dagegen kennen wir aus den auf unsere Zeit gekommenen Registern der Regierung. Auch über die Erzeugnisse des Bodens und über den Zustand des Ackerbaues sind uns Angaben überliefert worden. Es geht aus diesen Schriften hervor, daß in der Blüthezeit der Tuluniden und Fatimiden das gesammte culturfähige Land des Reiches bebaut ward, und daß Egypten damals einen Reichthum von Producten und eine Größe der Bevölkerung hatte, die uns, wenn wir sie mit späteren Zeiten vergleichen, in Erstaunen setzen. Der Ertrag der Grundsteuer und der Zölle stieg und sank ganz genau in demselben Verhältniß, als die einzelnen Dynastieen und die einzelnen Regenten oder ihre Minister dem Besitze Sicherheit verschafften und das Gesetz, nicht die Gewalt regieren ließen; und schon aus der Erneuerung oder Abschaffung gewisser Steuern läßt sich mit Bestimmtheit schließen, ob eine Regierung gut oder schlecht war. Zu der trefflich geordneten Einrichtung der Verwaltung kam unter den ersten Fatimiden noch der Umstand hinzu, daß auch die auswärtigen Verhältnisse des Staates ungemein günstig waren. Die blühenden Reiche auf der Nordküste von Afrika und in Sicilien erkannten in den Fatimiden anfangs ihre Oberherren und nachher lange Zeit ihre geistlichen Schützer und Leiter; mit ihnen bestand also auch ein ungestörter Verkehr. Ferner wurde dadurch, daß damals auch Palästina und Syrien unter die Herrschaft der Fatimiden kamen, die Verbindung mit dem inneren Asien wieder hergestellt. Die ersten Regenten dieses Hauses unterwarfen sich außerdem nicht nur die heiligen Städte Mekka und Medina, sondern auch die übrige Küste von Arabien, und wendeten in Folge davon den Handel Indiens und des fernen Ostens aufs neue den Egyptern zu. Endlich traten sie gleich anfangs mit den mächtigen nubischen Völkern in Unterhandlung, und stellten dadurch den Verkehr mit dem innern Afrika her, der unter den Tuluniden unterbrochen gewesen war, jetzt aber lebhafter als je betrieben wurde.

Diese Vortheile waren zum Theil schon von dem ersten egypti-

ischen Fatimiden, Moëz, errungen worden. Noch günstiger wurden die Umstände unter der Regierung seines Sohnes, Aziz (975—996), weil damals die in Syrien mächtige Dynastie der Hamadaniden unterging (s. Th. V. S. 190 f.). Die in zwei Linien getheilten Hamadaniden hatten bisher von Mosul an bis zur egyptischen Grenze geherrscht, wurden aber zugleich von den Buiden, den Griechen, den Arabern der Wüste und den Fatimiden bedrängt, während Familienstreitigkeiten ihr eigenes Haus entzweiten. Die Hamadaniden von Mosul erlagen endlich, nachdem sie einander selbst aufgerieben und große Stücke ihres Reiches an die Griechen und an die Buiden verloren hatten, einem arabischen Stammhäuptlinge, der auf den Trümmern ihrer Macht die Herrschaft der Okailiden gründete. Die andere Linie, welche in Aleppo ihren Sitz hatte, erlitt ein ähnliches Schicksal, nur erhielt sie sich noch einige Jahre länger. Der letzte selbstständige Herrscher dieses Hauses, Saad ed Daula, welcher fast sein ganzes Leben hindurch mit empörten Unterthanen zu kämpfen hatte, ward aus Aleppo vertrieben, gelangte erst nach manchem Kampfe wieder zum Besitze dieser Stadt, und starb gleich nachher (991). Sein Sohn war ein bloßes Werkzeug des Freigelassenen Lulu. Schon unter Saad ed Daula suchten die Griechen und Egypter aus der eingerissenen Verwirrung und Auflösung Nutzen zu ziehen; die Letzteren bemächtigten sich der Stadt Damaskus, und Aziz selbst ging kurz vor seinem Tode nach Syrien, um die Eroberung von Aleppo zu leiten. Doch behauptete sich Lulu, welcher später seinen Herrn ermordete und dessen Söhne zur Flucht nach Egypten zwang, nicht nur im Besitze dieser Stadt, sondern vererbte auch 1008 seine Herrschaft auf seinen Sohn Mansur. Dieser mußte bald nachher einem Freigelassenen, Fatah, weichen. Fatah unterwarf sich dem Beherrscher von Egypten; Aleppo wurde aber unter dem zweiten Nachfolger des Aziz den Fatimiden wieder entrissen, und kam in den Besitz der Dynastie der Kelabiden oder Mardaschiten (s. Th. V. S. 190 f.).

Die Regierung des Fatimiden Aziz, zu dessen Geschichte wir zurückkehren, ist in mehrfacher Beziehung wichtig. Er ließ gegen die orientalische Sitte den Vezier seines Vaters, einen bekehrten Juden, im Amte, weil derselbe ein sehr tüchtiger und rechtlicher

Mann war. Auch gab er, als späterhin das Volk sich gegen diesen Vezier auflehnte, ebenfalls gegen die Gewohnheit orientalischer Regenten, ihn nicht für seine eigenen Sünden der Wuth des Pöbels preis, sondern ließ den Verfolgten mit seinen Verwandten und seinem Gelde in Sicherheit bringen, setzte ihn nach zwei Monaten wieder in sein Amt ein, und hielt ihn bis zu seinem Tod in großen Ehren. Aziz zeichnete sich hauptsächlich durch große Toleranz und durch Liebe zu den Wissenschaften aus. Er wählte seine Beamten ohne Rücksicht auf Religion und Herkunft nur nach ihrer Brauchbarkeit, und gab Christen und Juden die wichtigsten Ämter. Seine Liebe zu den Wissenschaften bewies er am glänzendsten durch seine Sorge für Ibn Junis, einen der geschicktesten und berühmtesten arabischen Astronomen. Er stellte diesen Mann zuerst an, und unterstützte ihn in seinen Studien. Ibn Junis gab sich unter Aziz Schutze nicht, wie die persischen Gelehrten, vorzugsweise mit astrologischen Beschäftigungen ab, und verfaßte die berühmten Hakemitischen Sterntafeln, welche von Aziz Nachfolger, Hakem, dem er sie widmete, ihren Namen erhalten haben. Aziz ist endlich auch noch durch sein Verhältniß zu den spanischen Mohammedanern berühmt, welche damals in einem lebhaften Handelsverkehr mit Sicilien, Italien, Egypten und der syrischen Küste standen, und denen er sich als den allein wahren Abkömmling des Propheten aufdringen wollte. Es entspann sich eine Correspondenz zwischen ihm und dem spanischen Khalifen, welche zuletzt sehr beleidigend ward, und damit endigte, daß der spanische Monarch auf den letzten Brief des egyptischen Regenten die kurze Antwort gab: „Du schiltst uns, weil du uns kennst; kennten wir dich, wir würden dir antworten."

Unglücklicher Weise starb Aziz, ehe sein Sohn und Nachfolger, Hakem, erwachsen war, so daß dieser schon als elfjähriger Knabe zum Besitze des reichsten Landes der Welt und der ausgebreitetsten Herrschaft gelangte (996). Hakem's Regierung bestand aus einer Reihe von frevelhaften und wahnsinnigen Handlungen. Er begann dieselbe mit der Ermordung des ihm vom Vater gesetzten Vormundes, eines verdienten und nur übertrieben strengen Mannes. Doch waren die ersten Jahre seiner Regierung, wenn man die unvernünftige Verfolgung der Sunniten in Damaskus

ausnimmt, rühmlich. Er vereinigte nicht allein durch Fatah's Unterwerfung Aleppo mit dem Reiche, sondern es wurden damals auch in Egypten mehrere Städte neu angelegt, alte wohlthätige Anstalten wieder hergestellt, weise Maßregeln zur Belebung des Handels getroffen, und die Bebauung des Landes so sehr gefördert, daß die unter der vorigen Regierung bedeutend herabgesunkene Grundsteuer wieder voll erhoben werden konnte. Die erste der vielen Handlungen, welche Hakem aus übermüthiger Selbstüberhebung und aus einem bis zum Wahnsinne gesteigerten Fanatismus beging, war die harte Verfolgung der Sunniten zu Damaskus (1103). Es ward dabei durchaus keine Rücksicht darauf genommen, daß die Sunniten in Syrien die größere Mehrzahl der Bevölkerung bildeten; denn Hakem kannte in seinem Eifer für die schiitischen Grundsätze keine Grenzen. Er ließ sich darin in demselben Grade immer weiter fortreißen, als sein Ansehen und sein Ruhm zunahmen. Es gewann nämlich unter ihm fast das Aussehen, als wenn das leitende Oberhaupt der Sunniten, der Khalif zu Bagdad, durch die Fatimiden völlig verdrängt werden sollte. Hakem ward bis nach Mosul und Mekka hin als ächter Nachfolger des Propheten anerkannt, obgleich gerade damals der Abbasside Kader alle Nachkommen Mohammed's und die ersten Gelehrten seines Reiches zu Bagdad versammelte, und durch sie ein Manifest verfassen ließ, in welchem die Abstammung der Fatimiden vom Propheten für eine erlogene erklärt wurde (1011). Auch der okailidische Beherrscher von Mosul, Madain, Kufa und anderen Städten ließ in seinen Moscheen für Hakem beten, und nannte ihn die von Westen her aufgehende Sonne. Diese Verehrung mag wohl Vieles zu der hohen Meinung beigetragen haben, welche Hakem von sich selbst hatte, und die ihn nachher wahnsinnig machte. Doch scheint der Hauptgrund derselben von der mystischen Theologie der ismaelitischen Secte, in welche er schon früh eingeweiht wurde, hergeleitet werden zu müssen. Diese Secte, von welcher später, nach der Darstellung des ersten Kreuzzuges, ausführlich geredet werden wird, bestand aus schwärmerisch-fanatischen Schiiten, und lehrte ein mystisches System, dessen Grundgedanke die Behauptung war, daß die Würde eines Imam (s. Th. V. S. 44) und mit ihr der Geist der Gottheit sich im Geschlechte der

Fatima forterbe und stets vom Vater auf den Sohn übergehe. Hakem wandte diese Idee auf sich persönlich an, um göttliche Ehre zu fordern und göttliche Lehren zu verkünden. Er gab sich für die verkörperte Gottheit aus, ließ sich öffentlich für dieselbe erklären, und schickte schon gegen das Jahr 1009 seine Daï's oder Missionäre in den fernen Osten aus, um dort die ismaelitische Lehre zu predigen, während eine bedeutende Zahl von Fanatikern sie in Syrien und Arabien verbreitete.

Seit dieser Zeit war Hakem seines Verstandes nicht mehr mächtig. Er hatte schon früher mit Neronischer Grausamkeit eine an Wahnsinn grenzende Polizei eingeführt. Er hatte unter Andern alle Weinstöcke ausreißen lassen, damit sich niemand mehr durch Weintrinken versündigen könne; er hatte die Spazierfahrten auf dem Kanal bei Kairo untersagt, alle auf diesen gehenden Fenster zumauern, alle Ausgänge zu demselben und sogar die Nebenstraßen sperren lassen; er hatte den Weibern verboten, aus dem Hause zu gehen oder auch nur auf dem Dache zu erscheinen, und deshalb sogar den Schuhmachern bei Strafe befohlen, keine Frauenschuhe mehr zu verfertigen. Als man ihn einst in Kairo darüber öffentlich verhöhnte, ließ er die Stadt anstecken und plündern. Er selbst ritt oft auf einem Esel in den Straßen umher, um seine strenge Sittenpolizei aufrecht zu erhalten. Sobald er sich nun gar für einen Gott erklärt hatte, ging er in seinen Tollheiten immer weiter; je wahnsinniger er selbst aber ward, desto mehr begeisterte er die Anhänger seiner Secte für sich, desto mehr mußte der besonnene und verständige Theil seiner Unterthanen von den wüthenden Schwärmern leiden, die den Sprößling der Fatima anbeteten. Besonders hatten die Juden und Christen unter seinem Wahnsinn zu leiden. Er befahl ihnen, sich durch ein äußeres Kennzeichen von den Gläubigen zu unterscheiden, und als zufälliger Weise der fromme Betrug entdeckt ward, vermöge dessen man die Lampe des heiligen Grabes in Jerusalem der einfältigen Pilger wegen durch ein Wunder sich selbst entzünden ließ, gerieth er darüber in einen solchen Zorn, daß er nicht nur die Pilgerfahrten der Christen verbot, sondern auch alle Kirchen und Synagogen im Reiche zu zerstören befahl. Wirklich wurden diese auch alle niedergerissen. Sogar die Mohammedaner, die zu dem todten Propheten wall-

fahrteten, und also den lebendigen Geist des Herrn in ihm selbst, seinem Gesalbten, verachteten, wurden verfolgt und ihre Wallfahrtsorte zerstört. Doch widerrief er nachher alles, was er sowohl gegen die Mohammedaner, als gegen die Juden und Christen verordnet hatte. Seine Verfolgung der Letzteren dauerte indessen lange genug, um durch die Klagen der heimkehrenden Pilger das Abendland überall aufzureizen und die erste Idee eines Kreuzzuges zu verbreiten. Hakem's eigene Familie kam zuletzt ins Gedränge zwischen dem Fanatismus seiner Anhänger und der Tollheit seines Verfahrens, und seine Schwester, Sitt el Molk, soll deshalb seine Ermordung veranstaltet haben (1021). Die Art und Weise seines Todes ward in das Dunkel eines räthselhaften Verschwindens gehüllt, und veranlaßte bei seinen Verehrern den Glauben, daß er gen Himmel gefahren oder, wie Andere sagten, in das Meer hinabgestiegen sei.

Sitt el Molk bemächtigte sich des Schatzes und durch denselben der Regierung, die sie im Namen ihres Neffen, Thaher, verwaltete und bis zu ihrem Tode (1025) behauptete. Nachher herrschte Thaher. Unter ihm gingen freilich Aleppo und einige andere syrische Städte verloren, er ward aber dafür in Afrika allgemein als der allein wahre Khalif anerkannt, und der Wohlstand Egyptens nahm unter seiner gut geordneten Regierung zu. Als er 1036 starb, war sein Sohn, Mostanser, erst sieben Jahre alt. Die Mutter desselben übernahm daher in Verbindung mit dem von ihr ernannten Vezier die Regierung. Diese Beiden legten einen so großen Werth auf den Besitz von Syrien, daß sie mit den Griechen einen Frieden schlossen, weil damals die Flotte derselben das Meer beherrschte und auch Antiochia in ihren Händen war. In diesem Frieden wurde dem griechischen Kaiser das Recht gegeben, die Auferstehungskirche zu Jerusalem wieder aufbauen zu dürfen, eine Gunst, die den Egyptern selbst am meisten Vortheil brachte, weil der Ruf des neuen Gebäudes noch viel mehr Pilger als früher nach Palästina zog. Überhaupt wird unter Mostanser noch kein Verfall der fatimidischen Macht nach außen hin sichtbar; dagegen bilden die im Inneren eintretenden Begebenheiten und Veränderungen nur eine lange Reihe von Unglücksfällen des Herrschers, eine ununterbrochene Folge von Unruhen und Empörungen

der Soldaten und eine Geschichte stolzer Sklaven, die sich aller Gewalt bemächtigt hatten. Damals begann also im egyptischen Reich eine Zeit der Verwirrung, und diese führte dort eine ähnliche Einrichtung herbei, wie hundert Jahre vorher in Bagdad: die Regierung kam nämlich ganz in die Gewalt eines einzelnen Staatsbeamten, während dem Khalifen blos ein Schatten eitler Ehre übrig blieb; nur ward jener allmächtige Gebieter nicht, wie in Bagdad, Emir el Omra, sondern Vezier genannt. Später erhielt er sogar den Titel König und Sultan, und schon zu Mostanser's Zeit führte er dieselben Ehren-Beinamen, wie der Khalif. Die Geschichte des fatimidischen Reiches knüpft sich daher auch seit dieser Zeit ebenso, wie die des abbasidischon, mehr an die Namen dieser Beamten, als an die der Khalifen.

Der erste regierende Vezier Mostanser's war Abu Mohammed Hasan, welcher gewöhnlich unter dem von seinem Geburtsort entlehnten Namen Yazuri angeführt wird. Er vereinigte neun Jahre lang die ganze Gewalt der Regierung in seiner Hand, nahm kurz vor seinem Falle sogar auch das äußere Ansehen des Regenten an, und ließ seinen Namen neben dem des Khalifen auf die Münzen setzen. Seine Regierung fällt gerade in die Zeit, wo Basasiry's Plan, die Fatimiden auch in Bagdad als die einzigen Nachfolger des Propheten anerkennen zu lassen, durch Togrulbeg vereitelt ward (s. S. 356). Es scheint, daß sich der egyptische Vezier damals durch die Besorgniß um seine eigene Existenz abhalten ließ, die Schiiten in Bagdad gehörig zu unterstützen. Sonst war er ein ausgezeichneter Regent, und alles, was wir von ihm erfahren, zeigt, daß er den Staat mit Weisheit und Gerechtigkeit lenkte, und daß unter ihm alle Zweige der inneren und äußeren Verwaltung in einem geordneten und blühenden Zustande waren. Doch finden sich auch schon damals Spuren des Verfalles. Wenigstens deuten die Steuerregister aus jener Zeit einen sehr verminderten Betrag der Staatseinnahmen an, obgleich Yazuri selbst sich in den von ihm getroffenen Einrichtungen als einen tüchtigen Finanzmann bewährte. Diese Abnahme der öffentlichen Einkünfte steht übrigens damit in genauem Zusammenhange, daß zwei räuberische Stämme der Araber mehrere Jahre hindurch Syrien verwüsteten, und zwei andere die östliche Seite

des Nil-Thales auf eben die Weise heimsuchten, wie noch in der neuesten Zeit die Beduinen manchmal gleich Heuschrecken über diese Gegenden hergefallen sind. Den Verheerungen Egyptens machte Yazuri dadurch ein Ende, daß er die beiden letzteren Stämme bewog, durch das Nil-Thal in den Westen von Afrika zu ziehen und den dort herrschenden Badisiden Mysz (s. Th. V. S. 143) anzugreifen. Dieser hatte den egyptischen Vezier persönlich beleidigt, und zwar auf eine Weise, die, wenn sich die Sache wirklich so verhielt, deshalb merkwürdig ist, weil sie uns bei Mosz einen Familienstolz zeigt, welcher sonst den Orientalen fremd ist, und den er deshalb von den Abendländern, mit denen er in Verkehr stand, angenommen haben muß. Da nämlich Yazuri der Sohn eines Bauern war, so gebrauchte der Badiside in allen seinen Schreiben an ihn aus Stolz nicht die gewöhnliche Form „dein Diener", sondern er schrieb stets „dein Ergebener", und ließ sich trotz aller Vorstellungen und Beschwerden Yazuri's nicht davon abbringen. Übrigens erreichte der Vezier seinen Zweck gegen den Badisiden, da die Araber diesen in große Bedrängniß brachten; aber er bewirkte damit zugleich auch die Zerstörung der herrlichen Gegend und des blühenden Handels von Barka, dessen Bewohner damals nach Alexandria flohen.

In Bezug auf Polizei und Gerechtigkeitspflege war Yazuri ein unübertroffenes Muster. Er sorgte für schnelle Justiz und für eine geregelte Handhabung derselben; er führte eine Gewerbfreiheit ein, die mit strenger Aufsicht auf die Gewerbe verbunden war; er erhielt die ersten Lebensbedürfnisse durch die gestattete Concurrenz stets in niedrigem Preise; er nöthigte endlich den geizigen Mostanser, der bisher unter dem Vorwande, Magazine für die Mangeljahre halten zu müssen, mit Getraide Handel getrieben hatte, seine Erwerbsthätigkeit auf andere Dinge zu wenden. Unglücklicher Weise geschah das Letztere zur unrechten Zeit; denn es blieb gerade damals einige Jahre nach einander die volle Überschwemmung des Nils aus, und der Mangel jener Magazine machte sich um so drückender fühlbar, als eine Unterhandlung, welche Yazuri mit den Griechen anknüpfte, um von ihnen Getraide zu beziehen, erfolglos blieb. Diese Unterhandlung (gegen 1054) veranlaßte nachher eine lange Reihe von Streitigkeiten, in

denen man ebenso, wie in der Festigkeit des mohammedanischen Veziers und der Unbeständigkeit der christlichen Minister, die Geistesüberlegenheit des Ersteren über die Letzteren deutlich erkennt. Dieselben Händel gaben übrigens auch eine neue Veranlassung zu den Kreuzzügen, weil das Heiligthum der Christen zu Jerusalem auf Yazuri's Geheiß zwar nicht, wie zu Hakem's Zeit, zerstört, aber doch entweiht wurde. Yazuri rächte sich nämlich an den Griechen dadurch, daß er alle die vielen Schätze ihrer Glaubensgenossen, welche in der Auferstehungskirche zu Jerusalem niedergelegt warden, wegnehmen ließ. Ein auffallendes Beispiel der bei den Fatimiden herrschenden Milde und Regelmäßigkeit zeigt sich zur Zeit von Yazuri's Verwaltung bei Gelegenheit des Todes zweier übermäßig reichen Verwandtinnen des Khalifen, welche über hundert Jahre alt geworden sein müssen, weil sie Schwestern des ersten fatimidischen Beherrschers von Egypten waren. In Bagdad würde man Beide längst aus der Welt geschafft, oder doch ihre Schätze, die eine fast unglaubliche Summe betrugen, in die Hände des Khalifen gebracht haben; in Egypten dagegen warteten alle vier Nachfolger des Moëz den Heimfall dieser Reichthümer ruhig ab, und erst der vierte setzte sich als rechtmäßiger Erbe in den Besitz derselben.

Yazuri behauptete sich neun Jahre am Ruder, und ward dann gestürzt und entweder verbannt oder hingerichtet. In der nächsten Zeit nach ihm folgte eine Veränderung der anderen, ein Minister dem anderen, und alle vortrefflichen Anstalten des Reiches geriethen in Verfall. Endlich kam die Regierung wieder in die Hände von Mostanser's Mutter, einer Negerin. Diese hielt sich, da sie den türkischen Söldnern nicht trauen konnte, zu ihrem Schutz eine Garde von Negern, die dann bald in einen förmlichen Krieg mit jenen geriethen. An der Spitze der Türken stand ein Abkömmling des vor sechszig Jahren gestürzten syrischen Herrschergeschlechtes der Hamadaniden, Nasr ed Daula, der in den nächsten zehn Jahren eine bedeutende Rolle am Hofe des Khalifen spielte. Dieser besiegte, nachdem er noch zwei arabische Stämme an sich gezogen hatte, die Neger, welche bis auf fünfzigtausend Mann angewachsen waren und förmlich Besitz von Ober-Egypten genommen hatten, in zwei regelmäßigen Schlachten, ohne sie jedoch

vernichten zu können (1067). Er beſetzte darauf die Stadt Alexandria, zwang den Khalifen auf eine für dieſen höchſt ſchimpfliche Weiſe zur Herausgabe ſeiner Schätze, und vertheilte ſie unter ſeine Freunde und Soldaten. Selbſt die Gräber der Fatimiden plünderten damals ſeine wilden Horden, als ſie Moſtanſer vergebens eine Zeitlang belagert hatten, um neue Summen von ihm zu erpreſſen. Auch in die koſtbare Bibliothek der fatimidiſchen Khalifen drangen ſie ein, und zerſtörten ihre unerſetzlichen Schätze. Dieſe Bibliothek war in vierzig Sälen des Khalifen-Palaſtes aufgeſtellt, und enthielt eine erſtaunliche Menge von Büchern, unter denen ſich allein achtzehntauſend Schriften über die Wiſſenſchaften des Alterthums und zweitauſendvierhundert ſorgfältig geſchriebene und mit Gold und Silber verzierte Exemplare des Koran's befanden. Alle dieſe Werke wurden von den Türken weggenommen und auf eine unerhörte Weiſe verſchleudert. Naſr ed Daula ward bald nachher durch einen Theil ſeines Heeres, den er gegen ſich erbitterte, aus Kairo vertrieben, er ſchlug darauf ſeine Reſidenz zu Alexandria auf, und rüſtete ſich hier zum Kriege mit den Negern. Er zog vierzigtauſend Reiter des arabiſchen Stammes Lewatah an ſich, und lud ſogar den Seldſchukken-Sultan Alp Arslan nach Egypten ein; zum Glück war dieſer aber damals gerade mit den Griechen und mit den Vorbereitungen zu einem Zuge nach Turkeſtan beſchäftigt. Naſr ed Daula beſetzte mit ſeinen wilden Horden ganz Unter-Egypten, zerſtörte dort alle Cultur, und vernichtete die Dämme und Kanäle, damit er ſich in dem verwüſteten Lande deſto beſſer behaupten könne. Zu dieſen Übeln eines Vertilgungskrieges kam, um die Leiden der unglücklichen Egypter voll zu machen, noch eine beiſpielloſe Hungersnoth und in ihrem Gefolge die Peſt. Der damalige Zuſtand des übervölkerten und fünf Jahre lang von Hunger, Krieg und Peſt heimgeſuchten Landes iſt ſchwer zu beſchreiben. Mehl und Brod waren manchmal nicht für Gold und Edelſteine zu kaufen, alle Polizei hörte auf, die Menſchen verwandelten ſich in reißende Thiere, Menſchenfleiſch ward faſt zur gewöhnlichen Speiſe, die Gegend von Kairo zu einer Einöde und der Palaſt des Khalifen zu einer Räuberhöhle. Der Khalif ſelbſt kam in eine Lage, welche der eines Bettlers völlig gleich war. Er verzehrte nach und nach alle Reſte des alten fatimidiſchen

Reichthums, mußte, um sein Leben zu fristen, sogar die noch übrigen Verzierungen an den Gräbern seiner Vorfahren verkaufen, und würde zuletzt Hungers gestorben sein, wenn sich seiner nicht eine wohlthätige Frau angenommen hätte, welche damals ihr unermeßliches Vermögen ganz zu Almosen verwendete, und dem Khalifen, wie anderen Armen, täglich ein Mal einen Napf Suppe schickte. Mostanser sank so weit herunter, daß er zuletzt, als Nasr ed Daula sich zum Herrn von Kairo gemacht hatte, einen monatlichen Gnadengehalt von seinem Sklaven annehmen mußte. Bei diesem entsetzlichen Jammer des Landes und seiner Bewohner war allein Nasr ed Daula glücklich: er schwang sich auf den höchsten Gipfel der Macht empor, und war im Begriff auch den letzten Schritt zu thun und den Namen eines Sultans anzunehmen, als er mitten in seiner Residenz von seinen eigenen Freunden erschlagen ward (1072).

Der unglückliche Fatimide gewann durch den Tod seines Tyrannen nichts, er erhielt vielmehr in den Mördern desselben nur neue Peiniger, und es folgte wieder eine Reihe von Unglücksfällen und Zwistigkeiten, welche fast zwei Jahre lang Egypten zerrissen, bis Mostanser endlich von außen her Hülfe holte, und an die Spitze der Verwaltung einen Mann stellte, der noch jetzt im Andenken der Egypter lebt, und dessen Familie für die Geschichte bedeutender geworden ist, als die Fatimiden, welche sogar auf ihre eigenen Angelegenheiten keinen Einfluß mehr hatten. Dieser Mann war Bedr, von Geburt ein Armenier und Christ, der als Sklave zum Islam übergetreten war, nach seinem früheren Herrn gewöhnlich al Dschemali genannt wurde, und sich während einer Reihe von Jahren als Statthalter von Damaskus ausgezeichnet hatte. Er hatte den Fatimiden in den letzten unglücklichen Zeiten einen Theil von Syrien und Palästina gerettet, und sich selbst durch Tapferkeit und Gewandtheit in seiner Stellung zu behaupten gewußt, ungeachtet ihn nicht nur Nasr ed Daula zu verdrängen suchte, sondern auch die Unterstatthalter in Tyrus, Tripolis und anderen Städten nicht mehr auf seine Befehle hörten, und zugleich Hungersnoth und Pest in Syrien wütheten. Endlich hatte ihn jedoch Nasr ed Daula mit einer überlegenen Kriegsmacht angreifen lassen. Diesen Truppen, welche aus rohen Miethsvölkern bestanden

und ſelbſt gegen die friedlichen Unterthanen ihres Herrn furchtbar hauſten, war er nicht gewachſen geweſen. Er hatte deshalb einen Stamm nogaiiſcher Turkmannen zu Hülfe gerufen, die mit den Seldſchukken in Syrien eingebrochen waren und von Atſiz angeführt wurden. Dieſe ſchlugen und vertrieben zwar Bedr's Feinde, richteten aber dann ihre Waffen gegen ihn ſelbſt, eroberten 1072 Jeruſalem, und unterwarfen ſich faſt ganz Syrien und Paläſtina. Bemerkenswerth iſt es, daß der Anführer dieſer Raubhorden die in der Hauptkirche von Jeruſalem aufgehäuften Schätze unberührt ließ, und von den Vorſtehern nichts weiter verlangte, als daß ſie das Gebet im Namen der Abbaſiden halten ſollten.

Bedr ward 1074 von Moſtanſer nach Egypten berufen und zum leitenden Vezier ernannt. Er fand das Land in einem ſchauderhaften Zuſtand. „Alle Wohnungen, ſagt ein arabiſcher Geſchichtſchreiber, ſtanden verödet da, die Peſt hatte Alles hingerafft, Tod und Verwüſtung hatten ſich über das ganze Land verbreitet; es waren nur noch wenige Menſchen übrig; dieſe trugen auf dem Geſichte die bleiche Farbe des Todes; der Hunger, die Peſt und der Schrecken, den ein aus Sklaven und Fremden zuſammengeſetztes Heer einjagte, hatten ihre Züge bis zur Unkenntlichkeit entſtellt. Es gab keine Hände für den Ackerbau mehr, alle Verbindungen zu Waſſer und zu Lande waren unterbrochen, und man konnte nur mit großen Schwierigkeiten und unter militäriſcher Bedeckung reiſen. Die Stadt Kairo war verwüſtet und verlaſſen, und Bedr's Soldaten mußten ſich von den Steinen der leeren Häuſer Foſtat's (ſ. Th. V. S. 140) Wohnungen bauen.“ So ſchrecklich auch der Zuſtand des unglücklichen Landes war, ſo wußte doch Bedr bald Hülfe zu ſchaffen; denn er brachte ſeine ſyriſchen Truppen mit, und war in Betreff der Mittel, Ruhe und Ordnung herzuſtellen, in Egypten nicht ängſtlicher, als er in Syrien geweſen war. Welche Mittel er zu gebrauchen pflegte, und wie er ſie anwendete, kann man aus dem einen Umſtande ſchließen, daß er in ſeinem Kriege mit den Reſten der früheren Milizen oft an einem einzigen Tage zwanzigtauſend Menſchen, Männer, Weiber und Kinder, auf dem Markte von Kairo feil bieten ließ. Die ganze Regierung erhielt von dem Tage an, wo der Khalif ihn mit ganz beſonderen Feierlichkeiten zum Vezier

erklärt hatte, eine neue und bessere Gestalt. Die räuberischen Kriegshorden wurden vernichtet, Ordnung und Zucht kehrten zurück, zerstörte Kanäle wurden wieder hergestellt, der Handel kam in seinen alten Gang, und der Wohlstand des Landes blühte bald von neuem auf. Selbst die Küste von Arabien, die sich einige Jahre vorher den Abbasiden unterworfen hatte, huldigte den Fatimiden wieder, und der von Bagdad gesandte Teppich der Kaaba wurde mit einem anderen vertauscht, in welchen Mostanser's Name eingewirkt war. Nur Syrien blieb, mit Ausnahme der Seestädte, eine Beute der eingedrungenen wilden Horden, und die Mishandlungen, welche die dortigen Christen von diesen zu erdulden hatten, riefen den ersten Kreuzzug hervor, noch ehe Egypten sich wieder in den Besitz des Landes gesetzt hatte.

4. Die Okailiden, Kelabiden und ersten Atabegen in Syrien.

In Mosul und Aleppo, den wichtigsten Städten an der Südostgrenze der Christen gegen die Mohammedaner, waren um den Anfang des elften Jahrhunderts die Hamadaniden durch die Okailiden und Kelabiden (s. S. 365) verdrängt worden. Der Stifter des okailidischen Herrscherhauses, Abul David, hatte sich 991 des Reiches von Mosul bemächtigt, und sein Bruder, Mokalled, der ihm 996 folgte und bis 1001 regierte, hatte seine Herrschaft über ganz Mesopotamien ausgebreitet. Mokalled's Sohn und Nachfolger, Karwasch, ist besonders wegen der Gewandtheit merkwürdig, mit der er im Gedränge zwischen den Fatimiden und Abbasiden mehrmals den einen Oberlehensherrn mit dem anderen und die schiitische Secte mit der sunnitischen vertauschte; denn je nachdem der tolle Fatimide Hakem oder die im Namen der Abbasiden herrschenden Buiden das Übergewicht in der Nachbarschaft erhielten, erkannte er bald diese, bald jenen als Gebieter an. Er ward in der Mitte des elften Jahrhunderts das Opfer einer jener Revolutionen, die in den Staaten des Orients so häufig sind. Einer seiner Brüder stürzte ihn und warf ihn ins Gefängniß. Nachdem dieser dann kurze Zeit regiert hatte, folgte ihm Koreisch, der Sohn eines dritten Bruders, der bisher in Nisibis geherrscht hatte, und, wie bereits oben (S. 355)

angegeben ist, beim Aufstande Basasiry's in Bagdad eine wichtige Rolle spielte. Sein Sohn und Nachfolger, Muslem (1061—1085), erweiterte die Herrschaft noch mehr, und bemächtigte sich auch Aleppo's. Diese Stadt hatte sich, nachdem sie aus den Händen der letzten Hamadaniden in die Gewalt der Fatimiden gefallen war, 1025 dem arabischen Stammfürsten Saleh ergeben, welcher dort die Dynastie der Mardaschiten oder Kelabiden gründete. Saleh dehnte seine Herrschaft über einen beträchtlichen Landstrich aus, und behauptete sich im Besitze derselben, bis die in Syrien eingebrochenen Turkmannen unter Anuschtekin sich gegen Aleppo wandten und ihn 1029 in einer Schlacht tödteten. Anuschtekin bekriegte nachher auch Saleh's Söhne, und ward 1038 Herr von Aleppo. Er war 1042 kaum gestorben, als die Stadt wieder ein Zankapfel zwischen den Fatimiden und den arabischen Stämmen wurde, und bald den Ersteren, bald einem Emir der Letzteren gehorchen mußte. Endlich kamen die Mardaschiten wieder in den Besitz von Aleppo (1060), und behaupteten die Stadt, bis sie 1080 von ihrem Stammverwandten, dem Okailiden Muslem, vertrieben wurden. Wie sehr die gewerbreichen syrischen Städte unter diesem steten Wechsel der Herrschaft und durch Gebieter, wie die arabischen Beduinen waren, zu leiden hatten, zeigt eine Anekdote, welche von Muslem's Großoheim, Karwasch, berichtet wird. Dieser Fürst, den die arabischen Geschichtschreiber doch einen weisen Mann und guten Dichter nennen, soll oft gesagt haben: er habe einst Gott nur wegen fünf oder sechs Beduinen, die er getödtet, Rechenschaft abzulegen; denn die Bewohner der Städte bringe ja der höchste Richter nicht in Anschlag. Übrigens gab Muslem, welcher Mosul und Aleppo unter seiner Gewalt vereinigte, seiner Herrschaft solches Ansehen, daß auch die den Griechen gehörende Stadt Antiochia ihm Tribut zahlen mußte. Diese ausgebreitete Macht ward jedoch den Okailiden selbst verderblich; denn sie brachte sie in das Gedränge zwischen den beiden seldschukischen Staaten, die sich unterdessen in Syrien und Kleinasien gebildet hatten.

Es ist bereits oben erwähnt worden, daß eine Horde nogaiischer Turkmannen unter Atsiz sich kurz vorher fast ganz Syrien und Palästina unterworfen hatte. Selbst die wichtige Stadt Damaskus,

welche damals wenigstens dreimalhunderttausend Einwohner hatte, war in ihre Gewalt gefallen. Nicht zufrieden mit dieser bedeutenden Herrschaft, beschloß Atsiz auch Egypten zu erobern. Er brach mit einem Heere Turkmannen, Kurden und Araber auf, und erschien so plötzlich vor Kairo, daß der egyptische Vezier, Bedr, keine hinreichende Kriegsmacht zusammenbringen konnte (1077). Der Letztere nahm daher zu einem gewöhnlichen Hülfsmittel orientalischer Regenten und Minister seine Zuflucht. Er knüpfte eine Unterhandlung mit Atsiz an, verstand sich zur Zahlung einer bedeutenden Summe Geldes, erlangte zur Herbeischaffung derselben einen Waffenstillstand, und benutzte diesen, um Truppen zusammenzuziehen und Atsiz' Leute zu verführen. Dann lieferte er ihm eine Schlacht, in welcher das ganze Heer seines Gegners vernichtet wurde. Dieser Sieg Bedr's entschied zugleich das Schicksal von Syrien; denn Atsiz wandte sich, von den Egyptern verfolgt und von den Syriern gehaßt, an den Seldschukken-Sultan Malekschah um Hülfe, gegen den er sich schon im vorhergehenden Jahre zu einem Tribut verstanden hatte. Sein Gesuch fiel gerade in die Zeit, wo Malekschah die seldschukkischen Lehensherrschaften zu stiften begonnen hatte. Da dieser auch seinem Bruder Tutusch ein Reich verschaffen wollte, so beauftragte er denselben, Atsiz zu unterstützen, und stand ihm selbst mit seiner ganzen Macht bei. Tutusch schlug die Egypter, von denen Atsiz in Damaskus eingeschlossen war, er ward aber gleich darauf aus einem Bundesgenossen desselben sein ärgster Feind; denn Atsiz war kaum zu ihm gekommen, als er einen Vorwand suchte und ihn umbringen ließ (1080). Auf solche Weise machte sich Tutusch um eben die Zeit, als der Okailide Muslem Aleppo besetzt hatte, zum Herrn von Damaskus und von anderen Städten, welche seither Atsiz unterworfen waren. Muslem suchte sich durch eine Verbindung mit dem egyptischen Khalifen gegen die ihm drohende Gefahr zu schützen; dieser schickte ihm aber die versprochene Hülfe nicht, während Tutusch von Malekschah fortwährend durch Truppen unterstützt ward. Der Okailide wurde daher 1083 bei einem Angriff auf Damaskus geschlagen, und erlitt einen so bedeutenden Verlust, daß er bald nachher Mosul und andere Städte des Ostens dem Seldschukken-Sultan preisgeben und dessen Vasall werden mußte. Auch dies rettete ihn nicht vom

Untergange. Gerade damals eroberte nämlich der seldschukkische Beherrscher von Nikäa, Soliman I. (s. S. 360), das den Griechen unterworfene Antiochia, dessen seitherige Besitzer dem Okailiden Tribut bezahlt hatten, gerieth darüber mit dem Letzteren in Krieg, und tödtete ihn 1085 in einer Schlacht. Soliman wollte sich sogleich auch Aleppo's bemächtigen, auf die Nachricht davon eilte aber Tutusch von Damaskus herbei, und nun suchten beide seldschukkische Hordenführer nach Geier-Art einander die streitige Beute zu entreißen, bis endlich Soliman in einer Schlacht das Leben verlor. Dessen ungeachtet ward Tutusch nicht Herr von Aleppo; denn Muslem's Statthalter vertheidigte sich tapfer gegen ihn und wandte sich an Malekschah selbst um Hülfe. Dieser erschien und ordnete die Angelegenheiten von Syrien so, daß sowohl Aleppo, als Antiochia dem Tutusch entzogen blieben. Das Erstere erhielt einer von Malekschah's Generalen, der ebenso barbarische als tapfere Aksonkor, das Andere Baghi Sejan, ein Neffe Malekschah's. Auch der Familie der Okailiden und ihrem seitherigen Statthalter in Aleppo wurden kleine Herrschaften in Syrien eingeräumt. Neben diesen kleinen syrischen Fürsten war schon früher in Jerusalem ein Herrscherhaus eingesetzt worden, das sich bis nach Malekschah's Tod im Besitze desselben behauptete. Tutusch hatte nämlich diese Stadt 1084 dem Turkmannen Ortok zur Verwaltung oder vielmehr zur Erhebung des von den Einwohnern derselben zu entrichtenden Tributs überlassen, und Ortok vererbte seinen Besitz auf seine beiden Söhne, Sokman und Ilgazi. Dieser häufige Wechsel der Dinge und die Herrschaft roher Hordenführer war für die Bewohner von Syrien sehr verderblich; sie mußten nicht nur alle Leiden des Krieges ertragen, sondern die Barbaren verfuhren auch mit vandalischer Rohheit gegen Menschen und Kunstwerke, und besonders hatten die Christen des Landes, sowie die europäischen Pilger die ärgsten Mishandlungen zu erdulden. Hätten wir nicht in den Reisebeschreibungen unserer Tage so viele Berichte über das Betragen der Türken in Asien und Afrika gegen Juden und Christen, so würden uns die Nachrichten der Geschichtschreiber jener Zeit über das Schicksal der Christen in Jerusalem übertrieben scheinen. Die rohen Türken mishandelten diese auf die empörendste Weise; sie hielten die

armen Christen in steter Angst, raubten ihnen Hab und Gut, drangen während des Gottesdienstes schreiend und tobend in ihre Kirchen ein, setzten sich auf die Altäre, schimpften und schlugen die Priester, und schleiften den Patriarchen am Bart auf dem Boden hin. Auch die europäischen Pilger wurden von ihnen aufs ärgste mishandelt, und waren keinen Tag ihres Lebens sicher.

So lange Malekschah lebte, waren die verschiedenen Herrscher in Syrien seine Vasallen geblieben; kaum war er aber gestorben, als Tutusch Alle zwang, ihn als den Oberlehensherrn des ganzen Landes anzuerkennen. Auch blieben ihm bei seinem Versuche, sich das von seinem Bruder hinterlassene Reich zu unterwerfen (s. S. 362), Alle getreu; nur der Beherrscher von Aleppo, Aksonkor, schloß sich an Malekschah's Sohn, Barkiarok, an, der ihm eine beträchtliche Unterstützung unter Kerboga schickte. Doch besiegte Tutusch sowohl den Aksonkor, als seinen Verbündeten Kerboga, nahm Beide gefangen, und ließ den Ersteren hinrichten, den Anderen in Hems einkerkern. Jetzt hatte es das Ansehen, als wenn sich unter Tutusch eine furchtbare Macht bilden würde, da er nicht nur in Syrien, sondern auch bis zum Tigris hin fast überall als Herrscher anerkannt ward; allein er erlag kurze Zeit nachher seinem Neffen Barkiarok, und verlor in dem entscheidenden Treffen das Leben (1095). Sein Tod hatte Veränderungen in Syrien zur Folge, welche für die Geschichte des schon im nächsten Jahre beginnenden ersten Kreuzzuges sehr wichtig sind. Baghi Sejan blieb Herr von Antiochia, und huldigte, wie vorher dem Tutusch, so jetzt dem Barkiarok. Ebenso behaupteten sich auch Ortok's Söhne, Sokman und Ilgazi, im Besitze von Jerusalem, und erkannten Barkiarok's Oberherrschaft an. Kerboga, welchen Tutusch's Söhne, wahrscheinlich in Folge eines Vertrages mit Barkiarok, freigaben, erhielt von seinem alten Herrn nicht nur Mosul, sondern auch alle übrigen Städte am Tigris und Euphrat, welche nicht eigene Gebieter hatten, und selbst von diesen wurden die meisten seine Vasallen. Dagegen gelangte Aksonkor's Sohn, Zenghi, obgleich sein Vater für Barkiarok das Leben eingebüßt hatte, nicht wieder zum Besitze seines väterlichen Fürstenthums Aleppo, weil sich ein Anderer desselben bemächtigte. Tutusch hatte

nämlich zwei Söhne hinterlassen, von welchen sich der Eine, Rodwan, in Aleppo, der Andere, Dokak, in Damaskus zum Herrscher aufwarf. Der Letztere überließ die Verwaltung einem alten Diener seines Vaters, der seine Erziehung geleitet hatte, Togtekin, und dieser machte nachher die Herrschaft von Damaskus in seiner eigenen Familie erblich. Beide Reiche hatten in der nächsten Zeit ewige Fehden mit einander. Rodwan suchte sich gegen seinen Bruder und dessen Vezier durch die Fatimiden zu schützen, welche noch immer die Küstenstädte von Syrien besaßen. Er erkannte sie jedes Mal, wenn er ihrer Hülfe bedurfte, als Oberherren an, fiel aber dann stets gleich wieder von ihnen ab, und ließ in seinen Moscheen aufs neue für den abbasidischen Khalifen beten. In Egypten war unterdessen der eigentliche Regent, Bedr, und gleich nachher auch der Khalif Mostanser gestorben (1094). Beiden folgten ihre Söhne in der Herrschaft nach. Sie theilten sich in dieselbe ebenso, wie ihre Väter: Mostali, der Sohn Mostanser's, ward zum Khalifen ausgerufen, und lieh bis zum Jahre 1101, wo er starb, der Regierung seinen Namen; Bedr's Sohn, Ahmed Afdal, trat in das Amt seines Vaters ein, und zwar mit derselben Machtvollkommenheit, welche dieser gehabt hatte. Um den Anfang seiner Regierung recht glänzend zu machen, unternahm der neue Vezier in demselben Jahre, in welchem die Führer des ersten Kreuzzuges nach dem Orient aufbrachen, einen Eroberungszug nach Syrien. Er wollte dieses Land, dessen Küste immer in der Gewalt des egyptischen Khalifen geblieben war, auch im Inneren unterwerfen, und wandte sich zuerst gegen die Stadt Jerusalem. Die türkischen Beherrscher derselben, Ilgazi und Sokman, konnten sich gegen das überlegene Heer Afdal's nicht behaupten; sie übergaben daher die Stadt (im August 1096) nach einer kurzen Belagerung den Egyptern, erhielten mit ihren Schaaren freien Abzug und erkämpften sich unter manchen Abenteuern am oberen Tigris neue Besitzungen.

Übrigens herrschten die Dynastieen, welche aus dem sich auflösenden Seldschuken-Reiche hervorgingen, unter verschiedenen Namen. Die Beherrscher von Rum, Aleppo und Damaskus und die Nachkommen Sandschar's in Ostpersien nannten sich

Sultane. Die meisten anderen dagegen führten den Titel Atabegen, welchen schon Malekschah seinem berühmten Vezier Nezam el Mulk ertheilt hatte, und der soviel als Vater oder Vormund des Fürsten, d. i. also eigentlich nur soviel als Reichsverweser, bedeutete.

II. Der erste Kreuzzug und das Königreich Jerusalem.

1. Allgemeine Bemerkung.

Als die Christen des Abendlandes zum ersten Mal einen Kreuzzug nach Palästina unternahmen, war die Lage der Dinge ebensowohl in Europa, als im Orient so beschaffen daß keine Zeit für eine solche Unternehmung günstiger hätte sein können. Ein kurzer Rückblick auf den Zustand der orientalischen Reiche und auf die letzten Hauptereignisse im Abendlande wird genügen, um dies anschaulich zu machen. Im Orient waren die Mohammedaner schon seit Jahrhunderten in die zwei feindseligen Secten der Schiiten und Sunniten geschieden. Die Erstere barg noch dazu, wie weiter unten gezeigt werden wird, in ihrem Inneren eine Anzahl fanatischer und zum Theil völlig ungläubiger Orden, zu denen selbst der fatimidische Khalif in Egypten gehörte, obgleich er, wie man Orient sich ausdrückt, das Kleid der Aliden oder der Nachkommen und Anhänger des vierten Khalifen trug, den die eine Hälfte der Mohammedaner als den ersten rechtmäßigen Nachfolger des Propheten anerkannte (s. Th. V. S. 59). In Bagdad lebte der sunnitische Khalif aus dem Hause der Abbasiden mit den Schiiten, welche die Hälfte der Einwohner ausmachten, in ewigem Streit. Er trug außerdem nur den Namen eines Herrschers, und war, wie früher von den Buiden, so jetzt von seinem seldschukkischen Emir al Omra ganz und gar abhängig. Eine ebenso klägliche Rolle spielte der fatimidische Khalif in Egypten unter der Herrschaft seines Veziers Ahmed Afdal; dieser allmächtige Minister war sogar ein eifriger Sunnite, und suchte den Bekennern seiner

Glaubensmeinung die Oberhand zu verschaffen. Im Reiche Rum oder Ikonium herrschte der Seldschukke Kilidsche Arslan I. (s. S. 360) ebenso vereinzelt und durch Mistrauen und Furcht von seinen Glaubensgenossen getrennt, als Kerboga am oberen Euphrat und Tigris und Baghi Sejan in Antiochia; alle drei beobachteten sich einander mit eifersüchtigen Blicken. Noch weit feindseliger standen sich die beiden Brüder Rodwan und Dokak gegenüber, welche in den wichtigen Städten Aleppo und Damaskus herrschten. Die Seeküste von Syrien gehörte den Fatimiden, die sich so eben erst auch die Stadt Jerusalem mit einem Theile des inneren Palästina unterworfen hatten. In den Gebirgen, welche Syrien nördlich begrenzen, herrschten die christlichen Armenier, welche ihre Besitzungen bis in die Nähe von Antiochia ausgebreitet hatten, und nach der anderen Seite hin den Türken von Ikonium auf dem Nacken saßen. Doch waren auch sie durch Religionszwiste getrennt, und zwei Patriarchen fluchten Einer dem Anderen. Fern im Osten endlich, jenseit des Euphrat, lag die bedeutende, ganz von Christen bewohnte Stadt Edessa, welche unter griechischem Schutze stand und eine aristokratische Regierung mit einem leitenden Oberhaupt hatte. Sie ward nachher von einem der Fürsten des ersten Kreuzzuges besetzt, und bildete den Mittelpunkt der ersten christlichen Grafschaft, welche die Kreuzfahrer in Asien gründeten.

Auch im Abendlande hatte sich Alles so gestaltet, daß dort eine Fülle von äußerer und innerer Kraft vorhanden war, durch welche der Kampf mit der zersplitterten Macht der Mohammedaner in Asien ungemein erleichtert wurde. Der kriegerische Sinn der dortigen Völker hatte durch die von Spanien her angefachte Begeisterung für den Kampf mit den Ungläubigen eine neue Richtung und einen neuen Aufschwung erhalten. Die Klagen und Schilderungen der heimkehrenden Pilger hatten diese Begeisterung genährt, und die Gemüther des Volkes wurden daher bald aufs tiefste von den Vorstellungen ergriffen, daß es ein Verdienst vor Gott sei, nach dem gelobten Lande zu ziehen, um die mishandelten Glaubensgenossen vom Joche der Türken und Araber zu befreien und das Grab des Erlösers den Ungläubigen zu entreißen. In den Hauptländern der Christenheit endlich waren kurz vorher erschütternde Bewegungen gewesen, und die Ritter hatten in denselben entweder

Sünden auf sich geladen, oder sie empfanden doch, als es wieder Ruhe werden sollte, den Mangel an Beschäftigung und an Gelegenheit zum Rauben; sie mußten also mit Freude den Ruf zum Kreuzzuge vernehmen. Von den Bewegungen, welche Heinrich's IV. Zwist mit dem Pabst im deutschen Reiche hervorgerufen hatte, ist bereits ausführlich die Rede gewesen. Auch in England und Frankreich walteten Zwietracht und Hader, und obgleich die Unruhen in diesen Ländern nicht dieselbe welthistorische Bedeutung hatten, wie Heinrich's IV. Kampf mit Gregor VII., so war dadurch doch auch dort eine große Verwirrung und Aufregung erzeugt worden. Philipp I. von Frankreich hatte, gleich nachdem er volljährig geworden war (s. S. 61), mit den Söhnen und Enkeln seines seitherigen Vormundes mehrere Jahre lang Krieg zu führen, verstieß dann seine Gemahlin, um eine verbotene Ehe einzugehen, und gerieth darüber kurz vor den Zurüstungen zum ersten Kreuzzug in einen heftigen Zwist mit seiner eigenen Geistlichkeit und mit dem Pabst Urban II., der ihn sogar in den Bann that. In England hatte Wilhelm der Eroberer (s. Th. V. S. 281 ff.) die normannische Herrschaft mit rücksichtsloser Willkür befestigt, und bei seinem Tode (1087) dem älteren seiner beiden Söhne, Robert Courthose, die Normandie, dem jüngeren, Wilhelm II., England hinterlassen. Der Letztere, welcher die despotische Natur seines Vaters geerbt hatte, verfuhr wie dieser in Allem gewaltthätig, und erregte dadurch bedeutende Unruhen in seinem Reiche; Robert dagegen war ebenso leichtsinnig, als ritterlich tapfer, kümmerte sich weder um die Verwaltung, noch um die Gerechtigkeitspflege, hielt nicht einmal seinen eigenen Haushalt in Ordnung, und wirthschaftete in seinem Herzogthume so schlecht, daß er froh war, als der Aufruf zum ersten Kreuzzug ihm eine Gelegenheit bot, dasselbe seinem Bruder für zehntausend Mark verpfänden zu können.

2. Die Veranlassungen und Vorbereitungen zum ersten Kreuzzug.

Ein einfältiger Eremit und Pilgersmann aus normannischem Blute, Peter von Amiens, war es, der den ersten Aufruf zu einem Kreuzzug ergehen ließ. Peter war seines kleinen und schwächlichen Körpers wegen Einsiedler geworden, und machte ge-

rade zu der Zeit, als die rohen Türken in Palästina herrschten, eine Pilgerreise nach Jerusalem (1093 und 1094). Hier sah er mit tiefer Betrübniß, wie die Christen der Stadt von den Barbaren mishandelt und ihr Gottesdienst auf höhnende Weise entweiht wurde. Entrüstet wandte er sich an den Patriarchen der Stadt, und faßte im Einverständniß mit ihm den Entschluß, durch eine feierliche Predigt die Christen des Abendlandes um Hülfe für ihre orientalischen Glaubensbrüder anzuflehen. Voll dieses Gedankens durchwachte er eine Nacht am heiligen Grabe, sah im Traume Christus, und vernahm von ihm den Ruf, mit Muth und Ausdauer zu vollbringen, was er sich vorgesetzt habe. Mit Briefen des Patriarchen an den Pabst und an die Fürsten des Abendlandes versehen, schiffte sich Peter ein, landete in Italien, und begab sich zum Pabst Urban II. Dieser fand anfangs weder an der sonderbaren Person Peter's, noch an der von ihm vorgetragenen Sache großes Behagen; allein bald überzeugte man ihn, wie vortrefflich Peter's Plan seinem Zwecke diene, und der glänzende Erfolg von Peter's Predigt entfernte vollends jedes Bedenken. Urban war damals mit Heinrich IV. im Kriege, mußte dessen Sohn Konrad, den er zum Abfall bewogen hatte, unterhalten, und ward durch die Partei des Gegenpabstes Clemens III. so bedrängt, daß er sich kaum nach Rom wagen durfte und, wenn er einmal dahin kam, in einem Privathause wohnen mußte. Was konnte ihm erwünschter sein, als eine herrschend werdende Begeisterung für den Glauben, die den kriegerischen Sinn der Völker in Einen Strom lenkte und ihn selbst zum Leiter einer allgemeinen Bewegung machte? Er gab also dem Eremiten eine Vollmacht, in seinem Namen die Fürsten und Völker zu einem Kriegszuge nach Palästina aufzufordern.

Peter ward aus begreiflichen Gründen allenthalben, besonders aber im südlichen Frankreich und in Burgund, als ein Heiliger empfangen. In den Niederlanden machte ein besonderer Umstand die Zuhörer seiner Predigt geneigt. Der Graf Robert von Flandern, ein tapferer und zugleich mächtiger und reicher Fürst, hatte auf einer Pilgerreise die Bekanntschaft des griechischen Kaisers gemacht, und von demselben schon vor Peter's Aufruf ein Staatsschreiben erhalten, in welchem er dringend um bewaffnete

Hülfe ersucht ward. Diesseit des Rheins nahm man, bei dem kälteren Blute der Deutschen und bei der obwaltenden Zwietracht zwischen der geistlichen und weltlichen Gewalt, den Eremiten und Alle, din sich von ihm hinreißen ließen, lange Zeit für eine Art harmloser Narren.

Der neue Glanz, welchen Peter's Predigt und des Pabstes Theilnahme an derselben um diesen verbreitete, zeigte sich schon im März 1095 auf der Kirchenversammlung zu Piacenza. Dieses Concil war zahlreicher besucht, als vielleicht noch je ein anderes gewesen war, und der bisher vernachlässigte und verachtete Pabst erschien hier nicht nur als Richter des Kaisers Heinrich IV., dessen zweite Gemahlin ihre anstößigen Beschuldigungen gegen den unglücklichen Mann vorbrachte (s. S. 292), sondern auch als Beschützer des griechischen Kaisers, der ihn um Hülfe gegen die Seldschuken gebeten hatte, und dessen Gesandte in Piacenza vor der Versammlung auftraten, sowie endlich als Haupt der gegen den Islam streitenden Kirche. Die Zahl der auf dem Concil Erscheinenden war so groß, daß keine Kirche sie faßte, und daß der Pabst sie, wie einst Moses, als er seine Gesetze gab, und wie Christus, als er die Bergpredigt hielt, auf freiem Felde versammeln mußte. Was zu Piacenza im Frühjahr begonnen worden war, sollte im Herbst zu Clermont, wohin Urban ein Concil ausschrieb, vollendet werden. Hier strömte eine fast unglaubliche Anzahl Menschen von romanischer Zunge zusammen. Der Pabst selbst sprach zu den Versammelten, schilderte ihnen die Leiden der orientalischen Christen, erinnerte sie an die ritterlichen Helden der Vorzeit, und forderte sie zur Rettung der mishandelten Brüder auf. Seine Worte und die ehrwürdigen Ceremonien, durch welche man das Herz der Christen rührte, machten einen solchen Eindruck, daß die Zuhörer ihn kaum zu Ende kommen ließen, und durch den einstimmigen Zuruf Gott will es! laut bezeugten, das, was er verlange, sei der Wille des Höchsten. Die meisten Anwesenden thaten das Gelübde, in den heiligen Krieg zu ziehen, und der einmal angefachte Enthusiasmus riß nachher überall die Menschen zu dem gleichen Entschlusse hin. „Die Männer, sagt ein Geschichtschreiber aus jener Zeit, verließen ihre Weiber, der Vater den Sohn, der Sohn den Vater, und es gab kein Band des Herzens, welches

die allgemeine Begeisterung zu zügeln vermochte; ja, sogar Mönche ließen sich durch die Fesseln, die sie sich dem Herrn zu Liebe freiwillig angelegt hatten, nicht in ihren Klöstern zurückhalten." Indessen berichten die Zeitgenossen selbst, daß sich sehr Viele dabei blos von weltlichen Rücksichten leiten ließen. Manche nahmen, wie jener Schriftsteller hinzusetzt, nur deshalb das Kreuz, um ihre Freunde nicht zu verlassen, Andere, um nicht für feige gehalten zu werden, noch Andere aus gedankenlosem Leichtsinn, oder auch um sich ihren Gläubigern zu entziehen. Der erste Bischof, welcher das Gelübde des Kreuzzuges ablegte, war Ademar von Puy, die ersten weltlichen Fürsten Graf Roger II. von Foix und der Graf Raimund von Toulouse und St. Gilles, der reichste und mächtigste Herr in ganz Südfrankreich. Ihrem Beispiele folgten viele andere französische Große. Die angesehensten unter ihnen waren Gottfried von Bouillon mit seinen beiden Brüdern Eustachius und Balduin, der Graf Robert von Flandern, der leichtsinnige Herzog Robert von der Normandie, welcher damals sein Herzogthum an den englischen König, seinen Bruder, verpfändete (s. oben S. 385), und Graf Hugo von Vermandois, der Bruder des Königs Philipp I. von Frankreich. Der Erste von diesen Fürsten, Gottfried von Bouillon, der sich schon in den Kriegen des Kaisers Heinrich IV. ausgezeichnet hatte (s. S. 278 und S. 285), war der Sohn des Grafen Eustach von Boulogne und einer Schwester des Herzogs Gottfried des Buckeligen von Lothringen, und nach dem Tode des Letzteren von Heinrich zuerst zum Markgrafen von Antwerpen und dann zum Herzog von Lothringen ernannt worden. Auch zwei angesehene normannische Fürsten in Unteritalien nahmen, sobald der Ruf des heiligen Kriegszuges dorthin gedrungen war, das Kreuz. Diese waren der Fürst Boemund I. von Tarent und dessen Schwestersohn, der Markgraf Tankred von Brundusium. Boemund hatte fast zu derselben Zeit, in welcher er die Nachricht vom Tode seines Vaters, Robert Guiscard, erhielt, im Kampfe mit den Griechen seine Flotte und sein Heer verloren, und war dadurch zur schnellen Rückkehr nach Unteritalien genöthigt worden. Hier hatte er sich mit dem Fürstenthum Tarent begnügen müssen, während sein jüngerer Bruder, Roger Bursa, nach dem Willen des Vaters

Calabrien, Apulien und Salerno erhalten hatte. Sein Neffe Tankred war ein für alle ritterlichen Tugenden begeisterter junger Mann, und kann ebenso als das Musterbild eines jugendlichen Ritters jener Zeit angesehen werden, wie Gottfried von Bouillon das Musterbild eines frommen und weisen christlichen Streiters war, oder mit anderen Worten, jener war der Achilles, dieser der Nestor des ersten Kreuzheeres.

Während die Fürsten und Herren noch mit den Zurüstungen zu ihrem Kreuzzuge beschäftigt waren, eilten einzelne Schaaren des aufgeregten und bethörten Volkes ihnen voraus. Die eine dieser Schaaren führte der tapfere, aber arme Ritter Walter von Pereso und sein Neffe, den man seiner Dürftigkeit wegen Walter von Habenichts nannte, die andere Peter der Eremit selbst, eine dritte der deutsche Priester Gottschalk aus der Rheingegend. Diese Haufen, welche größtentheils aus dem schlechtesten Gesindel bestanden, wurden durch ihre Ausschweifungen und Freveltaten zum Spott und Ärger aller Völker, durch deren Länder sie zogen, und kamen fast insgesammt theils schon durch die über ihre Zügellosigkeit erbitterten Ungarn, theils durch die Seldschuken von Nicäa um. Am meisten hatten auf ihrem Zuge die Juden zu leiden. Die rohen Haufen fielen in Verbindung mit dem Pöbel über dieses unglückliche Volk her, begingen die ärgsten Frevel gegen dasselbe und tödteten viele Hunderte (s. S. 294). Den ritterlichen Kreuzheeren, welche bald nachher aufbrachen, bereitetete dieses Gesindel in den christlichen Ländern, durch welche der Zug ging, natürlich große Hindernisse. Diese Heere wären übrigens mehr als hinreichend gewesen, die Macht der Türken in Kleinasien und Syrien über den Haufen zu werfen, wenn man nur eine bestimmte Ordnung des Zuges verabredet und einen bestimmten Führer des Ganzen erwählt hätte. Es war aber keines von Beidem geschehen.

3. Der erste Kreuzzug.

Das erste der verschiedenen Kreuzheere trat unter Gottfried von Bouillon im August 1096 seinen Zug an, und langte beim Beginne des Winters vor den Thoren von Constantinopel an.

Unterdessen war der französische Prinz Hugo mit einem anderen Heere durch Italien gezogen und von da nach Durazzo übergesetzt. Hier war Hugo selbst auf Befehl des griechischen Kaisers, Alexius I., verhaftet und nach Constantinopel gebracht worden. Er hatte nämlich gleich nach seiner Landung dem Commandanten von Durazzo eine trotzige Botschaft sagen lassen, und dadurch den Kaiser um so mehr beleidigt, als er zwei angesehene griechische Staatsdiener, welche kurz vorher verbannt worden waren, in seinem Gefolge hatte. Doch genoß Hugo in seiner Gefangenschaft einer freundlichen Pflege, und ward später mit großer Aufmerksamkeit behandelt. Zunächst nach Gottfried und Hugo kamen Boemund und Tankred bei Constantinopel an. Beide hatten sich auf ihrem Marsche durch die griechischen Provinzen so feindselig benommen, daß man sich nicht wundern darf, wenn die Ankunft so vieler nordischen Ritter und das Fremdartige ihres Rüstzeuges unter den Griechen die größte Bestürzung verbreitete, und wenn diese von ihren Gesinnungen solche Gedanken faßten, wie sie des Kaisers Tochter, Anna Komnena, um den Übermuth des ganzen Heeres zu bezeichnen, dem französischen Prinzen in den Mund legt. In der von Anna verfaßten Geschichte ihres Vaters nennt sich nämlich Hugo einen König der Könige und einen legitimen Prinzen, wie keiner mehr unter der Sonne sei. Von Boemund fürchteten die Griechen sogar, er gehe mit dem Gedanken eines Angriffes auf ihr eigenes Reich um. Ganz natürlich entstand zwischen den Kreuzfahrern und dem griechischen Hof eine Reihe von Misverständnissen und Zänkereien, welche besonders darin ihren Grund hatten, daß der griechische Kaiser sich als den rechtmäßigen Herrn der Länder ansah, welche die Kreuzfahrer den Ungläubigen entreißen wollten, und daß er daher von den Führern der Kreuzheere einen Lehenseid verlangte, vermittelst dessen er sich sein Eigenthumsrecht über diese Länder zu wahren suchte. Die Fürsten, welche nach und nach insgesammt bei Constantinopel angelangt waren, weigerten sich einen solchen Eid zu leisten, und es kam sogar zu blutigen Auftritten. Endlich ward Boemund durch Geschenke dazu bewogen, und die Anderen verstanden sich, des Wartens müde, nachher auch zur Forderung des Kaisers. Nur Tankred und Raimund verweigerten den Eid; doch fügte sich der

Erstere bald nachher auf Bitten Boemund's ebenfalls, und Raimund gab wenigstens das Versprechen, seine Waffen nicht gegen die Griechen zu gebrauchen.

Hierauf wurden die Kreuzheere von den Griechen freundlich nach der asiatischen Küste hinübergebracht. Ihre gesammte Zahl betrug damals, wenn den Angaben von Mönchen, welche über Kriegsangelegenheiten berichten, zu trauen ist, mit Inbegriff der Weiber, Kinder und Geistlichen sechsmalhunderttausend Menschen, eine Zahl, die für den eigentlichen Zweck des Zuges wohl hinderlich, nie aber förderlich sein konnte. Dies zeigte sich gleich anfangs bei der Belagerung von Nicäa, der Residenz des Seldschukken-Sultans Kilidsche Arslan I. (s. S. 360), an welchem man zunächst den Tod der unter Peter dem Eremiten und Walter von Habenichts vorausgegangenen Landsleute zu rächen hatte. Peter selbst und der geringe Überrest seiner Schaar vereinigten sich bei dieser Stadt mit dem ritterlichen Kreuzheere. Die Kreuzfahrer hielten Nicäa sechs Wochen lang eingeschlossen, ohne die Zufuhr über den See, an welchem Nicäa lag, verhindern zu können. Als endlich die Stadt nach einer Belagerung von sieben Wochen und drei Tagen aufs Äußerste gebracht zu sein schien, erhielt Alexius, der schon seit geraumer Zeit mit dem Sultan in enger Verbindung gestanden hatte, für Geld die Übergabe der Burg von der türkischen Besatzung (Juni 1097). Um im sicheren Besitze des Kaufes zu bleiben und nicht die Rache der erbitterten Kreuzfahrer auf sich zu ziehen, beschenkte Alexius die mächtigsten Führer derselben zum großen Verdruß des eigentlichen Heeres; die Beschenkten selbst kümmerte es wenig, daß auf diese Weise ihre Brüder den ihnen gebührenden Antheil an der Beute verloren. Übrigens berichten die Chronikschreiber des Abendlandes zwar über die Belagerung von Nicäa ebenso, wie über alle Unterhandlungen mit den Griechen, zum großen Nachtheile der Letzteren; wenn man aber erfährt, auf welche Weise die Lateiner sich in Freundes und Feindes Land betrugen, so wird man den Kaiser Alexius leicht entschuldigen, zumal da er damals in seinem ganz ausgesogenen Reiche zu den härtesten Mitteln greifen mußte, um die vermehrten Ausgaben zu decken. Doch muß man auf der anderen Seite auch eingestehen, daß der griechische Staat durch den Zug der Abendländer neue

Festigkeit gewann, weil alle Eroberungen derselben diesseit des Taurus sogleich vom Kaiser besetzt wurden.

Zu Ende Juni's brachen die Kreuzfahrer wieder von Nicäa auf. Sie hatten auf ihrem weiteren Marsche durch Mangel an Lebensmitteln, durch die glühende Hitze der Sonne und durch die Unzuverlässigkeit der Wegweiser in einem ganz fremden Lande so sehr zu leiden, daß viele Tausende starben. Auch zeigte sich schon in Cilicien die unter den Anführern bestehende Verschiedenheit der Absichten und Gesinnungen recht deutlich. Tankred und Gottfried's Bruder, Balduin, welche an der Spitze des Vorderheeres standen, wollten Beide den Besitz der reichsten Stadt dieses Landes, Tarsus, mit Gewalt an sich reißen, und geriethen darüber in einen heftigen Zwist. Gleich nachher verließ Balduin sogar das Heer der Gläubigen ganz, um für sich allein auf Eroberungen auszugehen. Er unterwarf sich einen Strich Landes am Euphrat, ward in der sehr bedeutenden christlichen Stadt Edessa, welche von den Türken bedrängt war, als Bundesgenosse aufgenommen und, nachdem die Einwohner ihr seitheriges Oberhaupt in einem Aufruhr erschlagen hatten, zum Fürsten ausgerufen. Viele Städte der Umgegend huldigten ihm gleich darauf, und er gelangte auf diese Weise zum Besitz einer bedeutenden Grafschaft. Diese bildete freilich gewissermaßen eine Vormauer der Christen im Nordosten von Syrien, und war später, in Verbindung mit dem armenischen Staat und mit dem nachherigen Fürstenthum Antiochia dem Reiche, welches die Kreuzfahrer in Palästina gründeten, zuweilen von Nutzen. Unmittelbar jedoch schadete Balduin's Entfernung der eigentlichen Hauptunternehmung, sowohl weil er sich selbst und viele andere tapfere Ritter der allgemeinen Sache entzog, als auch weil jetzt Boemund, dem durch Balduin gegebenen Beispiele gemäß, seiner Habgier und Herrschsucht ohne Scheu die Zügel schießen lassen konnte.

Diese Eigenschaften Boemund's zeigten sich besonders bei und nach der Belagerung der syrischen Stadt Antiochia, als er und die Seinigen ihr Gelübde gänzlich vergaßen, und durch ihre Entfernung das zusammengeschmolzene Heer der Kreuzfahrer gewissermaßen zwangen, den ferneren Zug, also den eigentlichen Zweck der ganzen Unternehmung aufzuschieben. Diese Belagerung von Antiochia,

welche neun Monate dauerte, ist übrigens höchst merkwürdig. Man erstaunt dabei weniger über die außerordentlichen Schwierigkeiten, welche die Stadt den Pilgern in den Weg legte, als über die Ausdauer der christlichen Streiter, da diese, weit von ihrer Heimath entfernt, keine Erwerbsmittel hatten, und die Zeitumstände, sowie der geringe Vorrath des baaren Geldes in Europa es ihnen unmöglich machten, Geld von Hause zu beziehen, an Sold aber damals nicht zu denken war. Zu den Schwierigkeiten der Belagerung kamen im Winter noch Hunger und Krankheiten, welche im Heere der Kreuzfahrer Tausende hinrafften. Sehr Viele entzogen sich den Entbehrungen und Leiden durch die Flucht, und suchten theils in die Seestädte, theils nach Edessa zu entkommen; unter diesen war auch der elende Peter von Amiens, der jedoch nebst einigen Anderen von Tankred wieder eingeholt und ins Lager zurückgebracht wurde. Endlich erkaufte Boemund, nachdem ihm von den anderen Führern die Stadt im Voraus als Eigenthum zugesichert worden war, die Übergabe von einem Renegaten, welchem Baghi Sejan, der Beherrscher von Antiochia, einen Thurm der Mauer anvertraut hatte (Juni 1098). Die Einnahme von Antiochia war für die Kreuzfahrer der Übergang zu neuen Trübsalen. Sie fanden nur äußerst wenige Vorräthe in der Stadt, und schon drei Tage nach der Eroberung zeigten sich die Vorposten eines großen feindlichen Heeres, welches gegen Antiochia heranzog. Der seldschukkische Sultan Barkiarok hatte nämlich schon früher dem Beherrscher von Mosul, Kerboga (s. S. 380), befohlen, mit seiner ganzen Macht zum Entsatze der Stadt herbeizueilen, dieser hatte sich aber zum Glück für die Kreuzfahrer unterwegs durch einen vergeblichen Angriff auf Edessa aufhalten lassen. Als er endlich bei Antiochia ankam und die Stadt einschloß, geriethen die Christen in Noth und Verzweiflung. Tausende erlagen dem Mangel und der ausbrechenden Seuche, während viele Andere sich der Gefahr des Unterganges durch die Flucht entzogen. Kerboga's Truppen bildeten übrigens zwar eine ungeheure Zahl, er selbst verließ sich aber, wie es scheint, sehr wenig auf die Angriffswaffen seiner uneinigen Schaaren und ihrer Führer. Dagegen wäre es ihm wahrscheinlich gelungen, das umlagerte Heer der Christen auszuhungern, wenn nicht ein glücklicher Einfall des provenzalischen

Mönchs Peter dieses gerettet hätte. Peter zeigte eines Tages dem Grafen Raimund an, der Apostel Andreas sei ihm erschienen und habe ihm gesagt, daß in einer Kirche der Stadt die Lanze vergraben wäre, mit welcher einst Christus am Kreuze durchbohrt worden sei. Man fand die heilige Lanze an dem bezeichneten Orte, diese ward als ein Unterpfand der göttlichen Hülfe angesehen, und die bereits fast ausgehungerten Kreuzfahrer wurden dadurch zu neuem Muth entflammt. Sie machten, sechs und zwanzig Tage nach der Eroberung von Antiochia, gewissermaßen unter dem Schutze der heiligen Lanze, welche Raimund's Kapellan mit in den Kampf trug, einen verzweifelten Ausfall auf das Heer der Feinde. Diese stritten ohne Ordnung und Einigkeit, die Christen dagegen mit Verzweiflung und heiliger Begeisterung; die Letzteren waren überdies dem Feinde dadurch überlegen, daß sie fast gar keine Pferde mehr hatten, und deshalb zu Fuße kämpfen mußten; denn in einem solchen Kampfe und auf einem ungünstigen Boden war die türkische Reiterei gegen schweres Fußvolk ganz unbrauchbar. Unter diesen Umständen konnte der Sieg nicht lange zweifelhaft sein. Die Christen trieben die ungeordneten Haufen der Feinde in die Flucht, tödteten eine unzählige Menge derselben, und bemächtigten sich des türkischen Lagers, in welchem sie viele Kostbarkeiten und, was das Wichtigste war, einen großen Vorrath von Lebensmitteln, so wie viele Pferde und Schlachtthiere fanden. Nach diesem glänzenden Siege, der dem Normannen den Besitz von Antiochia sicherte, stockte der Zug aus vielen Ursachen, hauptsächlich aber deshalb, weil der fatimidische Khalif Mostali oder vielmehr sein allmächtiger Minister Afdal (s. S. 381), welcher seit kurzem Jerusalem den Seldschukken entrissen hatte, den Kreuzfahrern alles Friedliche und Freundliche anbieten ließ, und weil also jetzt der eigentlich nur gegen die Seldschukken unternommene Krieg keinen Zweck mehr hatte. Eine Gesandtschaft, welche Afdal an die Fürsten des Kreuzheeres schickte, erklärte die Seldschukken für gemeinschaftliche Feinde, und bot nicht nur ein Bündniß gegen sie an, sondern Afdal wollte auch das Pilgern und die Feier des christlichen Gottesdienstes in der Stadt Jerusalem erlauben. Von Seiten der Kreuzfahrer ward zu den weiteren Unterhandlungen und zur Abschließung des Bündnisses eine Gesandtschaft nach Egypten abgeordnet. Außer dem dadurch veran-

laßten Aufenthalte wirkte auch der Tod des trefflichen Bischofs Ademar von Puy, der bisher zugleich als päbstlicher Legat und als Krieger den Zug begleitet hatte, hemmend auf den eigentlichen Zweck der Unternehmung ein. Ademar hatte sich, wie die allgemeine Theilnahme bei seinem Tode zeigte, die Liebe und Achtung Aller erworben, und er war es besonders gewesen, der unter schwierigen Umständen den heiligen Eifer erhalten hatte.

Erst sehr lange nach der Zurücktreibung Kerboga's traten die Kreuzfahrer den weiteren Zug nach Jerusalem an. Ja, sie würden selbst dann noch nicht aufgebrochen sein, hätten nicht Gottfried, Tankred und die beiden Robert das heilige Grab durchaus den Ungläubigen entreißen und Raimund sich durch Eroberungen in Asien für die Kosten des Zuges entschädigen wollen. Die Unterhandlung mit den Egyptern zerschlug sich ganz, weil man die völlige Abtretung Palästina's verlangte, in welche Afdal natürlich nicht einwilligen konnte. Warum übrigens der egyptische Regent erst dann Rüstungen gegen die Kreuzfahrer machte, als diese nach ihrem Abzuge von Antiochia die den Fatimiden unterworfenen Küstenstädte erobert hatten, läßt sich wohl nur aus der damaligen Lage der Dinge in Egypten und aus Afdal's Verhältniß zu seinem Herrn und dessen Beamten erklären. Die Kreuzfahrer zogen über Laodicea, Tripolis, Sidon, Tyrus, Akka und Emaus, und erblickten endlich am Morgen des siebenten Juni (1099) die heilige Stadt. Sie bestürmten dieselbe sogleich, und schon fünf Wochen nachher (15. Juli 1099) fiel sie in ihre Gewalt. Die Eroberung von Jerusalem ist, obgleich die Kreuzfahrer dabei nicht mit der Hauptmacht der Egypter zu kämpfen hatten, die einzige eigentlich bewunderungswürdige Kriegsthat auf dem ganzen ersten Kreuzzug, sowohl wegen der kurzen Zeit, in der sie zu Stande gebracht wurde, als auch weil die äußeren Umstände den Christen ungünstig waren. Schon gleich anfangs, als sie der heiligen Stadt kaum ansichtig geworden waren, stürmten sie mit rasender Wuth gegen die hohe Mauer, und obgleich Jerusalem durch Natur und Kunst stark befestigt war, so wären sie doch schon damals in die Stadt eingedrungen, wenn sie nur Leitern gehabt hätten. Dies muß um so mehr Staunen erregen, da die Besatzungstruppen und die fanatisch erbitterten Bürger, welche Jerusalem vertheidigten, nicht weniger als sechszig-

tausend Mann ausmachten, das Heer der Kreuzfahrer aber bis auf vierzigtausend Mann zusammengeschmolzen und auch von diesen mehr als die Hälfte zum Kampfe untüchtig war. Als endlich eine förmliche Belagerung begonnen wurde, fehlte es den Christen an Holz und an Baumeistern, um Kriegsmaschinen zu bauen, während die Mohammedaner mit Beiden wohl versehen waren. Die Ersteren hatten ferner durch den Mangel an Wasser viel zu leiden, und mußten jeden Tag befürchten, daß Afdal mit einem bedeutenden Heere der Stadt Entsatz bringen werde. Durst, Hitze und Kriegsbeschwerden ertrugen die Gläubigen gern als eine Art von Buße, dem Holzmangel half bald die zufällige Entdeckung eines kleinen Haines ab, und kurz darauf kamen von Joppe her, wo einige pisanische und genuesische Schiffe gelandet waren, auch tüchtige Maschinisten und Werkmeister mit Zimmergeräthe zum christlichen Heere. Zwei egyptische Boten, welche aufgefangen wurden, sporuten sogar durch die von ihnen erpreßte Nachricht, daß in vierzehn Tagen Afdal mit einem großen Heer erscheinen werde, zur äußersten Anstrengung an. Man beschloß zu einer Zeit, wo nach gemeiner Klugheit die Erstürmung der Stadt durchaus unmöglich war, einen neuen allgemeinen Sturm. Zwei Tage hinter einander kämpften die Christen mit ihren wüthenden Gegnern. Endlich stiegen zuerst zwei Brüder aus Flandern und dann Gottfried von Bouillon, sein Bruder Eustach und die beiden Robert über die Fallbrücke eines Belagerungsthurmes auf die Mauer. Sie öffneten ein Thor, und in der dritten Nachmittagsstunde des 15. Juli drangen die Christen in die eroberte Stadt ein. Die Feinde zogen sich, nachdem sie in den Straßen noch lange verzweifelt gekämpft hatten, in die mit Mauern umgebene Moschee Omar's zurück, welche auf der Stätte des Salomonischen Tempels errichtet war. Tankred eroberte auch dieses Bollwerk, und damit war die Einnahme der Stadt beendigt.

Entsetzlich waren die Gräuelthaten, welche die durch Fanatismus, durch Entbehrungen aller Art und durch einen langen Kampf auf Leben und Tod erhitzten Kreuzfahrer in der eroberten Stadt verübten. Die ganze Nacht hindurch wurden die Ungläubigen gewürgt. Man metzelte Alle, die man fand, ohne Gnade nieder, oder marterte sie auf qualvolle Weise zu Tode, und schonte nicht

einmal der Säuglinge. Wie die Wuth und die Leidenschaft im Morden, Rauben und Entehren grenzenlos gewesen war, so war gleich nachher Andacht und Bußfertigkeit der rohen Krieger übermäßig und eher irdischer Büßer, als christlicher Ritter würdig. Das war aber Charakter des Mittelalters; es machte allein die Ritterzeit poetisch. Die Streiter badeten, sie reinigten sich von Blut, sie zogen als Büßende in Procession, baarfuß und mit enthlößtem Haupte in die Auferstehungskirche, um Gott zu danken und Buße zu geloben. Am dritten Tag ergab sich die Besatzung der Burg und erhielt freien Abzug. Dies verdroß das Kreuzheer, und die Fürsten konnten dasselbe nur dadurch beschwichtigen, daß sie alle noch am Leben erhaltenen Ungläubigen seiner Mordlust preisgaben. Das himmelschreiende Verfahren der Kreuzfahrer in Jerusalem erfüllte die ganze mohammedanische Welt des Ostens mit Wuth, und weckte begeisterte Prediger und Sänger, welche die damals unter den Gläubigen herrschende Schlaffheit verfluchten, und die besseren Söhne des Islam zum Eifer für den heiligen Glauben aufforderten. Diese Predigten und Gesänge verhallten zwar in der nächsten Zeit fruchtlos, weil Barkiarok mit seinen Brüdern im Kampfe war, und weil die seldschukkischen Gebieter der syrischen Städte nicht gewohnt waren, Liedern und Predigten ihr Ohr zuzuneigen; allein sie äußerten dagegen späterhin ihre Wirkung, und der ewige Krieg der Rache, zu dem die Gläubigen aufgereizt wurden, mußte den Christen nothwendiger Weise verderblich werden, da sie ihren Feinden an Zahl weit nachstanden.

4. Das Königreich Jerusalem in der ersten Zeit.

Sobald die Kreuzfahrer im Besitze der Stadt Jerusalem waren, erklärten sie ihren Entschluß, sich im Lande zu behaupten, dadurch, daß sie einen förmlichen Staat gründeten, und den Frömmsten und Würdigsten ihrer Herzöge, Gottfried von Bouillon, zum König desselben ernannten. Der neue König hatte von seinem kleinen Reiche kaum Besitz genommen, als die Nachricht kam, daß Asdal mit einem ungeheueren, aus Negern, Beduinen und schlaffen Egyptern bestehenden Heere im Anzuge sei. Man darf sich nicht wundern, daß der Kern der europäischen Ritterschaft diese Feinde trotz ihrer Menge verachtete. Die Christen hatten ja erst ganz

neulich durch glorreiche Siege, durch Begeisterung und Glaubensschwärmerei neue Stärke gewonnen, und Afdal selbst setzte schwerlich großes Vertrauen auf das von ihm geführte Heer, da sein Vater Bedr einst mit einer kleinen Zahl syrischer Truppen, d. h. mit Seldschukken und Kurden, dieselben unzähligen Schaaren geschlagen hatte. Bei Askalon kam es im August 1099 zu einer Schlacht, welche von den Christen ohne sehr große Anstrengung gewonnen ward. Die ansehnliche Beute verschaffte dem erschöpften Jerusalem die nöthigen Lebensmittel, den Rittern Pferde, an denen sie großen Mangel gelitten hatten, dem Landbau das fehlende Zugvieh, sowie durch die übertriebenen Nachrichten von der Menge der eroberten Schätze dem Kreuzheere neuen Zuwuchs aus Europa. Schon ehe übrigens diese Nachrichten nach Europa kamen, hatten die Pisaner aus Neid gegen die Genueser einen Zug ausgerüstet, und mit ihrer Flotte langte auch der Bischof Daimbert von Pisa an, der vom Pabste an Ademar's Stelle gewählt worden war, und nachher als Patriarch von Jerusalem viel Unfrieden und Unheil stiftete.

Gottfried starb schon ein Jahr nach seiner Erwählung (1100). Er hatte in seinem neuen Reiche die Gebräuche und Sitten der Gegenden, aus denen er herkam, als feste Gesetze eingeführt, ohne sie jedoch, wie man gemeiniglich behauptet, niederschreiben zu lassen, und es entwickelte sich nachher in Palästina sehr schnell ein consequent durchgeführtes Feudal- oder Lehensystem. Um dieses richtig aufzufassen, darf man den Unterschied zwischen dem Ritterthum und einem auf Krieg und Kampf beruhenden Feudalwesen nicht übersehen; jenes ging in Palästina unter, dieses dagegen blühte dort recht eigentlich auf. Das echte Ritterthum beruhte auf dem Haß jeder Feigheit, auf Treue und Wahrheit, auf Religion und Uneigennützigkeit, auf dem Abscheu vor niedriger Wollust und auf der Vertheidigung wahrer Liebe. Von diesen Tugenden konnten einige im Klima und bei den Sitten des Orients unmöglich ausdauern; dagegen war die Tapferkeit anfangs unerläßlich, und die Religion blieb ein Wort der Vereinigung gegen die Streiter des Islam. Eine Grundlage von ganz anderer Art hatte das Feudalwesen. Es beruhte auf dem jener Zeit eigenthümlichen Staatsverhältniß, nach welchem der Wehrlose, Ungerüstete und Ungeübte

gar nichts war, alle anderen Bürger des Staates aber sich gewissen, unter einander verschiedenen Bedingungen, welche an den Besitz bestimmter Güter geknüpft waren, unterwerfen mußten, und auf diese Weise die Glieder einer zusammenhängenden Kette bildeten. Der Mächtigste unter den Güterbesitzern war das Ende und Haupt der ganzen Kette. Dem Grundsatze nach hätte dies jedes Mal der König sein sollen; dieser war es jedoch in Europa nicht immer, wohl aber in Palästina, weil er hier stets zugleich auch der Anführer im Kriege war.

Nach Gottfried's Tode wußte eine mächtige Partei im Reiche, alles Widerspruches ungeachtet, es durchzusetzen, daß sein Bruder Balduin, der in Edessa herrschte, zum König erwählt wurde. Dieser nahm die Königswürde an, obgleich seine Besitzungen am Euphrat und Tigris bedeutender waren, als das kleine Jerusalem, auf dessen eine Hälfte noch überdies bald nachher der Patriarch Daimbert Anspruch machte. Das Fürstenthum Edessa trat der neue König, Balduin I., an seinen nächsten Verwandten, Balduin von Bourges, ab. Der Erstere war schon längst in tödtlicher Feindschaft mit einem der nachherigen vier Hauptbarone Jerusalem's, Tankred. Dieser konnte, als Balduin König wurde, nicht im Lande bleiben, da er als unversöhnlicher Feind desselben ihm die Lehenstreue nicht versprechen konnte. Er benutzte daher den Umstand, daß Boemund von Antiochia in die Gefangenschaft eines türkischen Emir's gerathen war, um sich unter einem schicklichen Vorwande zu entfernen. Er begab sich als Verweser von Boemund's Fürstenthum nach Antiochia, nachdem er vorher mit Balduin unterhandelt und ihm seine Lehen unter der Bedingung abgetreten hatte, daß dieselben, wenn er binnen fünfzehn Monaten zurückkehre, ihm wiedergegeben werden, im anderen Falle aber dem Könige verbleiben sollten. Mit einem anderen Feinde, dem Patriarchen Daimbert, ward Balduin, der in seiner Jugend selbst dem geistlichen Stande angehört hatte, bald nachher leicht fertig. Er forderte seine Kampfgenossen zur Plünderung der Reichthümer auf, die der habsüchtige italiänische Prälat aufgehäuft hatte, und vertrieb ihn dann aus Jerusalem. Daimbert begab sich zu seinem Freunde Tankred, Balduin aber zog aus den Schätzen desselben die Mittel, einen neuen Angriff der Egypter abzuwehren.

Der Bericht über dieſen erſten Krieg Balduin's mit den Egyptern gleicht mehr einer Dichtung von Arthur's Tafelrunde oder von den Paladinen der Ritterromane, als einer hiſtoriſchen Erzählung; und doch iſt es gewiß, daß Balduin mit nur etwa tauſend Mann den dreißigtauſend Streitern Afdal's entgegen ging und ſiegreich zurückkehrte. Gleich nachher rief der Tod des Khalifen Moſtali einen Thronſtreit in Egypten hervor. Dieſe Lage der Dinge und der kurz zuvor erfochtene glänzende Sieg erweckten in Balduin's Seele den Gedanken, ſein Reich auf Koſten der Egypter zu erweitern. Er hoffte dabei einen großen Zuwachs an Streitkräften zu erhalten, weil die Kreuzfahrer, die ſich einſt durch ihre Flucht aus dem umlagerten Antiochia beſchimpft hatten, damals mit einer ungemein großen Zahl von neuen europäiſchen Pilgern in Kleinaſien eingedrungen waren. In einem und demſelben Jahre nämlich waren drei neue Kreuzheere nach dem Orient gezogen. Das eine, bei welchem der Erzbiſchof von Mailand, der Marſchall des Kaiſers Heinrich IV., der Graf von Burgund, der Graf von Blois und der Biſchof von Laon die Hauptperſonen waren, rückte unter der Führung des alten Raimund von Toulouſe, der ſich damals zufällig in Conſtantinopel befand, in Kleinaſien ein, erlitt aber bald eine Niederlage durch die Türken und ging faſt ganz auf ſchmähliche Weiſe unter. Der zweite Zug unter dem Grafen Wilhelm von Nevers hatte ein ähnliches Schickſal; denn von den fünfzehntauſend Pilgern, aus welchen Wilhelm's Heer beſtand, erreichten nur ſiebenhundert die Stadt Antiochia. Das dritte Heer erlag am ſpäteſten dem Schwerte der Türken. Es beſtand aus Franzoſen und Deutſchen, und die Hauptführer derſelben waren Hugo von Vermandois, der auf dem erſten Kreuzzuge bekanntlich nur bis Conſtantinopel gelangt war, Hugo von Luſignan, der Baiern-Herzog Welf IV., der Erzbiſchof von Salzburg und der als Troubadour berühmte Wilhelm IX., Herzog von Aquitanien und Graf von Poitou (ſ. S. 324); auch eine Frau, die Markgräfin Ida von Öſtreich, hatte ſich an den Zug angeſchloſſen. Dieſes Heer erlitt in Kleinaſien das Loos ſeiner Vorgänger; denn die vielen Tauſende, aus denen es beſtand, kamen faſt alle entweder auf jammervolle Weiſe um oder geriethen in türkiſche Gefangenſchaft. Ida verſchwand und wurde nie mehr

gesehen; Welf entkam durch eine schmähliche Flucht; Hugo von Vermandois und Hugo von Lusignan retteten sich nach Tarsus, wo der Erstere an seinen Wunden starb; der Erzbischof von Salzburg erlitt einen martervollen Tod, und Wilhelm von Poitou erreichte mit nur sechs Begleitern ein Schloß Tankred's. Alle diese ungeheueren Heerzüge dienten also nur dazu, die Türken durch Beute zu bereichern, und brachten keine Hülfe nach Palästina, wohin blos unbedeutende Reste derselben gelangten. Während auf solche Weise Balduin's Hoffnungen zerrannen, setzte sich Asdal aufs neue in Egypten fest. Gleichwohl beschloß jener, mit einem kleinen Heer einen Angriff auf dieses Land zu machen. Die Folge davon war eine schreckliche Niederlage. Doch hob das Zuströmen neuer ritterlicher Pilger, die Unterstützung der italiänischen Handelsstaaten und die strenge Consequenz, mit welcher das Lehenssystem in Palästina aufrecht erhalten wurde, die niedergeworfene Macht des Königreichs Jerusalem bald wieder empor, und die Regierung Balduin's war ungeachtet jenes harten Schlages eine der kräftigsten der ganzen damaligen Zeit.

Die unzähligen Kriege, welche Balduin nachher bis zu seinem Tode beschäftigten, wurden theils mit den Egyptern, theils mit dem Nachfolger des Seldschukken-Sultans Barkiarok und anderen vom Euphrat und Tigris her drohenden mohammedanischen Fürsten geführt, und endeten meistens, ohne daß auf einer von beiden Seiten etwas Bedeutendes wäre gewonnen oder verloren worden. Den einzigen Gewinn davon hatten die italiänischen Seestaaten, welche dem Könige von Jerusalem zum Besitze der Seeküste verhalfen; denn sie bereicherten sich durch den ganz frei gegebenen Handel mit den Waaren des Ostens, während zugleich die gutbezahlten Überfahrten der Pilger ihre Flotten vermehrten, und der Wohlstand aller ihrer Bürger durch Gewerbe zunahm. Für die Blüthe dieser Seestädte hatte die Eroberung Palästina's eine sehr große Bedeutung, und der Transport der Pilger war für sie ebenso wichtig, wie in unseren Tagen die Überfahrt der europäischen Auswanderer für belgische und deutsche Seestädte ist. Am Ende seiner Regierung hätte Balduin in einem neuen Kriege mit Egypten vielleicht sehr wichtige Vortheile erkämpft, wenn er nicht plötzlich erkrankt und gestorben wäre (1118); denn er war

schon bis an den Nil vorgedrungen. Er empfahl den ihn begleitenden Vasallen des Reiches seinen Vetter, Balduin von Bourges, zum Nachfolger, und da des Königs Bruder, Eustachius, nach Europa zurückgekehrt war, so trugen jene kein Bedenken, den Vorgeschlagenen, dessen Tapferkeit bekannt war, als ihren König anzuerkennen.

Die Regierung Balduin's II. (1118—1131) war die thätigste und rühmlichste, von welcher Seite her man auch die Verhältnisse des kleinen Reiches betrachten mag. Mit den syrischen Herren wurden zwar anfangs unglückliche Kriege geführt, und sowohl der tapfere Joscelin, einer der bedeutendsten Großen von Jerusalem, welchem Balduin das Fürstenthum Edessa gegeben hatte, als auch der König selbst geriethen in die Gefangenschaft Balak's, eines Fürsten aus dem Geschlechte der Ortokken oder Nachkommen Ortok's (s. S. 379); ja, sogar die Stadt Aleppo ward von diesem genommen (1123). Kaum war aber Joscelin durch einen glücklichen Zufall wieder frei geworden, als er, durch Erfahrung gewitzigt, den Krieg auf die rechte Weise zu führen begann, und der gleich nachher erfolgte Tod Balak's, sowie die Auslösung des Königs änderten die Scene völlig. Noch ehe Balduin seine Freiheit wieder erhalten hatte, war der Doge von Venedig mit einer beträchtlichen Flotte angekommen, und hatte eine Verbindung mit den Baronen des Reiches geschlossen, durch welche die Venetianer bedeutende Vorrechte in Palästina erhielten, und sich zu einem gemeinschaftlichen Kriegszuge gegen die Egypter verpflichteten. Die Eroberung von Tyrus (1124) war die nächste Folge dieser Verbindung. Da Egypten seit Afdal's Tode (1121) fast beständig durch innere Unruhen verwirrt ward, so würde man damals vielleicht die ganze Küste den Fatimiden entrissen haben, wenn sich nicht an der Ostgrenze des christlichen Reiches zwei furchtbare Feinde, der türkische Atabeg Emadeddin Zenghi und der Staat der Assassinen, erhoben hätten. Zenghi war ein Sohn des tapferen Aksonkor, der im Kampfe zwischen Barkiarok und Tutusch das Leben verloren hatte (s. S. 380). Er war durch den Seldschukken-Sultan Mahmud II. zuerst zum Statthalter von Waset und Irak ernannt und dann (1127) mit Mosul, Mesopotamien und Syrien belehnt worden, und bildete sich nach und nach eine für die Christen sehr gefährliche Macht.

Die Entstehung des sonderbaren Staates der Assassinen bedarf einer ausführlichen Erläuterung.

5. Die Assassinen.

Die Assassinen waren eine der sogenannten ismaelitischen Secten, welche von Turkestan an bis auf das Pyrenäen-Gebirge verbreitet waren, und ihren Namen von ihrem angeblichen Stifter, Ismael, einem Nachkommen Ali's, erhalten hatten. Das System der Ismaeliten ist aus dem Einflusse indisch-persischer Lehren auf den Islam hervorgegangen, und beruhte auf dem Gedanken, daß das Imamat oder der Geist Gottes (s. S. 367) in der Familie des Stifters der ismaelitischen Secten vererbt werde und durch Wanderung von einem Leibe zum anderen übergehe. Diesem System liegt eine allegorisch-mystische Lehre zu Grunde, nach welcher der Koran gedeutet wird, und die nach dem Zeugnisse eines Kenners zu einer Auflösung der Religion in Philosophie, zur unbegrenzten Freiheit in Denken und Urtheilen und bei dem einen Theile der ismaelitischen Secten zu einer unbegreiflichen Frechheit der Sitten, bei dem anderen zu einer ebenso unbegreiflichen Weltentsagung führt. Alle ismaelitischen Secten hatten ihre Geheimlehren, ihre Weihen und Grade, ihre geheimen Orgien und ihre Missionäre, welche Proselyten machten und mehrentheils auch für politische Zwecke arbeiteten. Die Laien nannte man Refik's, die Eingeweihten Fedaï's, die Lehrer und Missionäre Daï's. Zu den ismaelitischen Secten gehörten die bereits früher mehrmals (Th. V. S. 161 u. an and. Orten) erwähnten Karamathier, sowie die von der Zeit des Fatimiden Hakem an (s. S. 367 f.) bis auf unsere Tage im Libanon lebenden Drusen und die ebendaselbst wohnenden Nosairi's. Keine von allen diesen Secten aber war glücklicher, als die der Fatimiden, welche Obeidallah, ein Daï der Karamathier, in Afrika stiftete (s. Th. V. S. 135 f.). Die Nachkommen dieses Daï, welche dort ein Reich gründeten und bald nachher Egypten zum Mittelpunkte desselben machten, nahmen den Uneingeweihten gegenüber die Würde des Oberhauptes der Gläubigen in Anspruch, behielten aber dabei für die Eingeweihten auch die Würde eines Oberhauptes der Secten, und sehr oft war ihr erster Minister der Justiz zugleich Leiter der geheimen

Bundesvorsteher und Ober-Missionär oder Daï der Daï's. Sie blieben mit den Karamathiern stets in einer gewissen Verbindung, und die Letzteren wurden von ihnen sogar genöthigt, das Äußere des Islam mehr zu schonen, als früher, wo noch keine der ismaelitischen Secten im Besitz eines Reiches war.

Mit dem beginnenden Untergange der Karamathier und dem Sinken der Fatimiden in Egypten schien der Fanatismus der Ismaeliten ganz unschädlich geworden zu sein, als ihn auf einmal Hassan ben Sabah, der Stifter der Assassinen, neu belebte und ihm eine durchaus politische Richtung gab. Hassan war der Sohn eines ismaelitischen Lehrers, der, wie er selbst nachher, seine Überzeugungen unter dem Mantel religiöser Beschauung versteckte. Er ward in Nischapur Schüler eines sehr rechtgläubigen Theologen und Mitschüler des berühmten Seldschukken-Beziers Nezam el Mulk (s. S. 359), kam durch den Letzteren an den Hof des Sultans Malekschah, suchte hier Nezam zu stürzen, und warf, als ihm dieser Plan fehlgeschlagen war, endlich die Maske heuchelnder Andacht ab. Er schloß sich darauf an die Ismaeliten an, ward von ihnen bald als eine Art von Prophet anerkannt, und bediente sich seitdem ihrer geheimen Ordensverbindung und des Fanatismus getäuschter Adepten ganz vortrefflich zu seinen Zwecken. Die Nachrichten über den Orden, welche er in Irak erhielt, noch mehr aber die Bekanntschaft mit der Lehre der Karamathier und ihren Verbindungen mußten ihn natürlich auf Egypten, als den Hauptsitz seiner Secte, aufmerksam machen. Er begab sich dorthin, hatte das Glück, daß einer seiner Orakelsprüche den Absichten des Khalifen Mostanser entsprach, und ward deshalb auf Befehl desselben von den ersten Personen des Hofes und vom Daï der Daï's als eine Art Heiland empfangen. Dessen ungeachtet konnte er sich am egyptischen Hofe nicht halten, weil der Vezier Bedr, dem er entgegen arbeitete, allzu mächtig war, und sich bei seinen Entschlüssen weder um die Eingeweihten, noch um den Ober-Daï bekümmerte. Hassan mußte schnell das Land verlassen, und verdankte es nur seinen vielen Freunden, daß er mit dem Leben davon kam. Er entfloh auf einem fremden Schiffe aus Egypten, durchreiste dann Syrien und Persien, und gewann in beiden Ländern viele Anhänger. Schon damals sprachen seine

Anhänger von ihm nur mit dem Ausdruck „unser Herr", und hielten ihn für den Vorläufer des nächstens erscheinenden Imam. Doch mußte er alle möglichen Gestalten annehmen, um den Nachstellungen des Veziers Nezam el Mulk zu entgehen, bis es ihm um 1090 gelang, mit den Entschlossensten seiner Anhänger die Bergfestung Alamut im Lande Dilem zu besetzen und sich von da aus das umliegende Gebirge zu unterwerfen. Seine Anhänger nannten ihn seitdem den Scheik al Dschebel d. i. den Herrn des Gebirges oder, wie die Europäer übersetzt haben, den Alten vom Berge.

In Alamut entfaltete sich Hassan's eigenthümlicher Charakter, den er auch seiner Secte einprägte und mit solcher Strenge behauptete, daß er einst sogar seine beiden Söhne für die Übertretung eines Gebotes mit dem Tode bestrafte. Er selbst opferte der Einrichtung seines Staates und dem Vergnügen, von einer Felsenspitze aus mit göttlichem Ansehen zu herrschen, die Freuden des Lebens. Stets mit Geschäften überhäuft, erschien er kaum zweimal während seines Lebens auf der Terrasse seiner Festung, und verließ das Schloß selbst nie wieder. Er zog alle Ismaeliten von Persien an sich, wußte ihnen einen vollkommen blinden Fanatismus einzuflößen, und bildete aus ihnen eine seinen Geboten unbedingt gehorchende Schaar von schwärmerischen Ordensbrüdern; doch war er bescheiden genug, sich selbst nur für den Repräsentanten des Imam auszugeben. Da die Mitglieder seiner Secte sich durch den Genuß der Haschischa, eines aus Hanfkörnern bereiteten, furchtbar wirkenden Berauschungsmittels, in einen Zustand seliger Entzückung zu versetzen pflegten, so haben sie davon später den Namen Haschischim erhalten, woraus dann die Abendländer Assassinen machten. Ein venetianischer Reisender des dreizehnten Jahrhunderts, Marco Polo, erzählt, die Assassinen hätten in ihrem Gebirge einen paradiesischen Garten gehabt, in welchen der zur Aufnahme in ihren Orden Auserkorene gebracht worden sei, nachdem man ihm vorher durch Berauschung das Bewußtsein geraubt habe; hier sei er, um ihn durch den Vorgeschmack des Paradieses zu begeistern, nach seiner Erwachung mit allen möglichen Sinnengenüssen umgeben, nach einigen Tagen aber aufs neue berauscht und bewußtlos hinweggetragen worden.

Wie es sich auch mit dieser Erzählung eines Mannes verhält, den seine Zeit wegen der Übertreibung der Reichthümer, die er im Orient wollte gesehen haben, Marco Milliöni nannte, so ist doch ausgemacht, daß Hassan's Anhänger sich schon zur Zeit ihres Stifters den Namen der durch Haschischa rasend Gemachten verdienten, den sie später geführt haben. Sie begingen die verwegensten Thaten, und opferten sich im Gehorsam gegen ihren Gebieter lachend dem Tode. Hassan vereitelte daher auch durch den Fanatismus derselben alle Angriffe der Seldschuken auf seinen Staat. Malekschah und Nezam el Mulk boten zuletzt die ganze Macht ihres Reiches gegen ihn auf; allein einer der assassinischen Fedai's gab dem verhaßten Vezier in der Mitte des Heeres den Todesstoß. Bald darauf starb auch der Sultan, und in Folge davon unterblieb der gegen Hassan beabsichtigte Kriegszug. Zwar griffen nachher auch die um das seldschukkische Sultanat streitenden Prätendenten die Felsenburgen der rasenden Schwärmer an; mit welchem Erfolge aber, läßt sich leicht denken, da sie selbst stets vom Orden gewissermaßen umstrickt waren, und der falsche Prophet jeden Betrug für lobenswerth, jeden Mord für eine Heldenthat erklärte, sobald das, was er selbst die gute Sache nannte, dadurch befördert ward. Die Dolche seiner rasenden Anhänger trafen jeden Großen, der sein Feind war. Es war damals sogar in gleichem Grade gefährlich, den Alten vom Berge zu hassen und ihn zu lieben; denn die Fürsten ließen alle die, welche sich zu seinen Gunsten aussprachen, umbringen, und seine geheimen Anhänger tödteten jeden, den sie für seinen Feind hielten. Leicht vereitelte daher Hassan nicht nur alle Unternehmungen der Seldschuken gegen Alamut, sondern es ward auch von seinen Anhängern rings um diese Burg eine Festung nach der andern erobert. Bei seinem Tode (1125) übergab der schlaue und feste Mann die neu errichtete geistlich-weltliche Macht nicht einem Manne aus seiner Familie, sondern dem ältesten und erfahrensten Lehrer der Secte, Kia Burzuk, welcher während einer vierundzwanzigjährigen Regierung den Schrecken der Assassinen zu vermehren wußte, und in Alamut eine eigene Dynastie stiftete, die sich bis ins folgende Jahrhundert hinein erhielt.

Wichtiger, als diese persische Dynastie der Assassinen, ist für

die Geschichte der Kreuzzüge derjenige Theil der Secte, welcher in Syrien einheimisch wurde. Dort verbreiteten sich die Assassinen seit dem Jahre 1105, wo Rodwan (s. S. 381) es seinem Vortheile angemessen gefunden hatte, sie nach Aleppo einzuladen. Sie dienten ihm als Mörder, und machten ihn weit und breit allen anderen syrischen Herrschern furchtbar. Halb mit seinem Willen, halb gegen denselben gründeten sie in der Stadt Famiah oder Apamea, die er durch ihren Beistand erobert hatte, einen zweiten Hauptsitz ihrer Macht, wo ein zweiter Alter vom Berge seine Residenz aufschlug. Der Erste dieser syrischen Scheik's der Assassinen, Abu Thaher, gerieth freilich drei Jahre nachher in die Gefangenschaft Tankred's, welcher Famiah eroberte; ja, die Christen nahmen nachher noch eine zweite Burg der Assassinen ein, und Rodwan war sogar genöthigt, die vom Khalifen aufs feierlichste verfluchten Ketzer verfolgen zu helfen; allein alles dies konnte ihre Verbreitung in Syrien nicht hemmen. Sie hatten von Anfang an jeden kühnen Frevler, der sich zu ihnen gesellte, gern in ihren Orden aufgenommen, und da ihnen im Leben reiche Beute, im Tode aber, mochte dieser auch noch so wohlverdient sein, alle Seligkeiten eines sinnlichen Paradieses verheißen waren, so nahm ihre Zahl fortwährend zu. Zugleich wurden sie von ihren Brüdern in Persien nicht blos meistentheils mit Ober-Dai's, sondern auch mit einem fortwährenden Zuwachs von tüchtigen Streitern und Schwärmern versehen. Als Rodwan's Sohn und Nachfolger sie in Aleppo, wo sie seither die Herren gewesen waren und mit rücksichtsloser Willkür gehaust hatten, auszurotten suchte, verbreiteten sie sich von da über ganz Syrien, und dienten den Besitzern der verschiedenen Staaten und Städte als Werkzeuge des Mordes. Maudud, der Beherrscher von Mosul, fiel 1113 im Bethause selbst durch ihre Dolche. Bei einer feierlichen Audienz, welche Togtekin, der Gebieter von Damaskus (s. S. 381), beim Sultan in Bagdad hatte, opferten Assassinen im Angesichte des ganzen Hofes einen der ersten Großen des Reiches ihrer laut erklärten Rache. Der Statthalter von Aleppo und seine beiden Söhne wurden ebenfalls ein Opfer ihrer Wuth, sowie wahrscheinlich auch Afdal, der mächtige Vezier von Egypten, und der fatimidische Khalif Amer, welcher Afdal's Mörder gedungen gehabt hatte. Ganz auf

dieselbe Weise verfuhren ihre Brüder in Persien. Dort ermordete z. B. ein Assassine den Vezier des Sultans Sandschar, weil dieser die Ismaeliten verfolgte, die sein Vorgänger in Schutz genommen hatte. Der Mörder trat, um seinen Zweck zu erreichen, bei dem Vezier als Stallknecht in Dienst, und dieser ging unbesorgt in seine Ställe, da der Assassine außer einem Bund um die Hüften nichts auf dem Körper hatte; der Dolch war aber in den Mähnen eines Pferdes versteckt, welches jener am Zügel hielt, und als das Pferd sich bäumte, ergriff der Mörder schnell den Dolch und durchbohrte den Vezier. In Syrien ließ Togtekin, der sich der Assassinen ebenso, wie andere Herrscher, zu seinen Zwecken bediente, ihr Oberhaupt, Behram, öffentlich bei sich in Damaskus residiren, und räumte ihnen 1126 die Feste Banias ein. Seit dieser Zeit befolgten sie in den syrischen Gebirgen dasselbe System, welches ihr Stifter Hassan in Dilem befolgt hatte: sie eroberten eine Burg nach der andern, und setzten sich auf diese Weise immer mehr im Lande fest. Endlich unternahmen die Rechtgläubigen einen förmlichen Glaubenskrieg gegen die verruchten Ketzer, und verfolgten nicht nur sie, sondern auch die Druſen, die Nosairi's und andere Sectirer wie wilde Thiere. Jetzt faßten die Assassinen den Plan, Damaskus den Mohammedanern zu entreißen und den Franken zu überliefern; sie scheiterten jedoch dabei, und es verloren damals blos in Damaskus über sechstausend von ihnen das Leben. Sonderbar genug ward aber gerade dasselbe Jahr, in welchem sie dieses Unglück erlitten (1127), der Anfangspunkt der eigentlichen Gründung ihrer Macht in Syrien. Ismael nämlich, Behram's Nachfolger, überlieferte damals die Feste Banias den Franken, und ward von ihnen sicher aus dem Lande geleitet; seine Anhänger aber suchten und fanden in unzugänglichen Felsenschluchten bessere Schlupfwinkel, als jene Burgen gewesen waren, und erkauften sich schon vier Jahre nachher die Feste Kadmus. Nach neun anderen Jahren bemächtigten sie sich durch Mord der Burg Masiaf auf dem Antilibanon, eroberten nach und nach noch andere Festungen der Umgegend, und gründeten so einen neuen Assassinen-Staat in Syrien. Masiaf ward die Residenz ihres Ober-Dai oder Alten vom Berge, und dieser war seitdem ebenso berühmt und furchtbar, als der persische, sowie das syrische Fürsten-

thum der Assassinen von nicht geringerer Bedeutung war, als das persische. Das Erstere blieb später sogar noch anderthalb Jahrzehnte länger bestehen.

6. Die geistlichen Ritterorden und das Königreich Jerusalem bis zum zweiten Kreuzzug.

Um dieselbe Zeit, als unter den Mohammedanern jener heilige Bund der Ismaeliten gegen die positive Religion eine furchtbare Festigkeit gewann, entstanden unter den Christen die Ritterorden. Es bildeten sich nämlich Gesellschaften, welche den im Westen zu einer besonderen Beschäftigung einzelner Stände gewordenen ritterlichen Kampf in eine solche Verbindung mit der Religion brachten, daß von der Zeit an eine gewisse Art von Blutvergießen sogar als ein vor Gott verdienstliches Werk angesehen wurde. Die beiden ersten Ritterorden waren die der Johanniter und der Tempelherrn. Schon lange vor dem ersten Kreuzzuge war nämlich in Jerusalem eine zur Verpflegung kranker Pilger bestimmte Gesellschaft gegründet und mit Vorrechten und Gütern begabt worden. Die Mitglieder derselben führten nach ihrem Schutzpatron den Namen Johanniter. Im Jahre 1118 entstand neben dieser wohlthätigen Verbindung noch eine andere Gesellschaft, bei deren Bildung, wie es scheint, gleich anfangs die Idee eines streitenden Ordens zu Grunde lag. Neun oder sechszehn Ritter traten nämlich zusammen, und schlossen einen zur Beschützung der Pilger bestimmten Verein, dessen Mitglieder sich nach Art der Klostergeistlichen einem Gelübde oder einer religiösen Verbindlichkeit unterzogen. König Balduin II. erkannte den Nutzen, den eine solche Anstalt für sein schwaches Reich haben könnte, und räumte daher dem Orden einen Theil seines Palastes ein; da dieser nahe bei der Stelle erbaut war, wo ehemals der Tempel Salomonis gestanden haben soll, so erhielten die Ordensritter den Namen der Tempelherrn oder Templer. Der Patriarch von Jerusalem erkannte sie als eine Art von geistlicher Verbindung an, die Geistlichen traten ihnen Gebäude für ihre Diener und Söldlinge ab, und schon nach neun Jahren (1127) ward der Orden der Tempelherrn durch ein Concilium, welches Pabst Honorius II. zu Troyes hielt, bestätigt. Gleich nachher vereinigten sich auch alle

diejenigen Pfleger des Hospitals von Jerusalem, welche von ritterlicher Abkunft waren, zu einem ähnlichen Ritterorden, indem sie sich ebenso, wie die Tempelherren, durch ein Gelübde verpflichteten, gegen die Ungläubigen zu kämpfen. Beide Orden wurden bald in allen christlichen Ländern mit Gütern reich beschenkt. Der König Alphons I. von Aragonien und Navarra setzte sogar 1131 Beide in Gemeinschaft mit einem in Aragonien neu errichteten, zur Beschützung desselben gegen die Mauren verpflichteten Ritterorden durch ein förmliches Testament zu Erben seiner Reiche ein. Die Aragonier und Navarresen erkannten zwar diese Schenkung nicht an, weil sie ihrem Könige das Recht, über ihr Land wie über ein Eigenthum zu verfügen, nicht zugestanden; allein die Ritterorden erhielten doch in Folge des Alphonsinischen Testaments große Vortheile und Rechte in Aragonien. Lothar von Sachsen, welcher nach Heinrich's V. Tode deutscher Kaiser ward, schenkte den Tempelherrn 1130 seine Erbgüter in der Grafschaft Supplingenburg, und Heinrich I. von England begabte sie ebenfalls mit großen Besitzungen.

Der schnelle Anwachs ihrer Reichthümer und Macht kam dem Königreiche Jerusalem vortrefflich zu Statten, weil der erste Eifer für ihren Zweck die auserlesensten Streiter Europa's nach Palästina zog, und die Einkünfte der europäischen Güter zum Unterhalte dieser Mannschaften in Asien verwendet wurden. Durch die Unterstützung dieser Ritterorden und der italiänischen Seestaaten ward daher Balduin II., ohne ein neues europäisches Kriegsheer erflehen zu müssen, in den Stand gesetzt, einen sehr bedeutenden Zug gegen Damaskus und Egypten zu veranstalten und das bedrängte Fürstenthum Antiochia in seinen Schutz zu nehmen. Der erste christliche Besitzer dieses Fürstenthums, Boemund, war, als er sich aus seiner Gefangenschaft losgekauft hatte, nach Europa gegangen, um neue Hülfe zu holen. Er hatte diese jedoch nicht erhalten, weil man lieber unmittelbar nach Palästina zog, und war dagegen nach Griechenland gegangen, um seine Rache an Alexius zu befriedigen. Er starb noch vor seiner Rückkehr nach Antiochia. Auch Tankred, welcher das Fürstenthum seither verwaltet hatte, endete kurz darauf (1111), nachdem er Antiochia seinem Vetter Roger übergeben hatte, um es bis zur Ankunft von Boemund's Sohn

zu beherrschen. Roger fiel 1119 im Kampfe mit den Türken, und nun nahm Balduin II. das Fürstenthum in seinen Schutz, bis der junge Boemund II., den er mit seiner Tochter vermählte, herangewachsen war. Auch Boemund II. blieb in einem unglücklichen Treffen, und Balduin mußte sich des verwaisten Fürstenthums noch einmal annehmen, weil Boemund's Wittwe dasselbe ihrer Tochter Constantia zu entreißen suchte. Er starb bald nachher (1131), nachdem er sein Königreich mit Einwilligung der Stände, besonders der Geistlichkeit und des Patriarchen, dem sechszigjährigen Gemahl seiner Tochter Melisende, Fulko von Anjou, übergeben hatte.

Der neue König (1131 — 1143) fand das Reich in der höchsten Blüthe. Dieses erfreute sich in seiner inneren Einrichtung eines Zustandes, den damals kein Land in Europa kannte. Während nämlich hier die Staaten noch immer im Ringen und Kämpfen um eine Verfassung waren, und oft in einem und demselben Lande die allerverschiedensten Gewohnheitsrechte bestanden, hatten in Palästina die großen und kleinen Vasallen, die Ritterorden und die theils aus Syrern, theils aus Franken und Griechen bestehenden Einwohner der Städte ihre bestimmten, durch ein geschriebenes und beschworenes Gesetz festgestellten Rechte und Pflichten. Leider trug jedoch, wie immer, die höchste Blüthe auch den Keim des Verderbens in sich; es zeigten sich bereits Spuren des furchtbaren Sittenverderbnisses, welches bald das Reich im Inneren vergiftete, und von außen drohten Zenghi und die Assassinen dem neuen christlichen Staate den Untergang. Die Letzteren faßten in demselben Jahre, in welchem Fulko die Regierung antrat, an den Grenzen Palästina's festen Fuß. Zenghi erweiterte seine Macht anfangs zwar nur unmerklich, und war überdies eine Zeitlang im Osten beschäftigt; seit aber Joscelin I. von Edessa gestorben war (1131), und sein leichtsinniger Sohn und Nachfolger, Joscelin II., sich ganz den Vergnügungen überließ, ward der Emir durch seine Ränke und seine wachsende Macht den Christen wahrhaft furchtbar, zumal da er bald nachher durch die Verordnung, daß der ganze Besitzstand im Orient auf die Zeit vor der Ankunft der Abendländer zurückgeführt werden solle, seine Sache zur Sache aller Mohammedaner machte. Während auf diese Weise Edessa dem Reiche Palästina nur noch einen schwachen Schutz gewährte, wurde das Fürstenthum

Antiochia von Kalojohannes, dem Nachfolger des Kaisers Alexius I., gefährdet, weil dieser die seither nie bestimmt anerkannten Rechte seines Thrones auf Antiochia geltend zu machen suchte. Fulko hatte seine Enkelin Constantia, die Tochter Boemund's II., mit Raimund, einem Sohne Wilhelm's IX. von Poitou, vermählt, und Kalojohannes, der ihr einen Prinzen seines Hauses zu geben gewünscht hatte, sah sich dadurch in seiner Hoffnung betrogen, und ward noch mehr durch die Art, wie die Vermählung geschah, beleidigt. Der griechische Kaiser griff daher den Fürsten Raimund an, und dieser zog ungeachtet der Hülfe des Beherrschers von Armenien den Kürzeren. Fulko, den er um seinen Beistand anrief, konnte ihm diesen nicht gewähren, weil er dem von Zenghi hart bedrängten Grafen von Tripolis zu Hülfe ziehen mußte. Der König von Jerusalem ward geschlagen und in einer Burg lange eingeschlossen. Jetzt eilte Raimund mitten in seinem Kriege mit den Byzantinern, ohne auf seine eigene Gefahr Rücksicht zu nehmen, dem Könige zu Hülfe, und auch Joscelin zog zum Entsatze desselben herbei. Beide kamen aber zu spät; denn Fulko hatte bereits die Burg übergeben und sich zur Zahlung einer großen Geldsumme verpflichtet. Raimund konnte sich natürlich, nach dem unglücklichen Ausgange dieser Unternehmung, keiner bedeutenden Unterstützung von Seiten Fulko's getrösten, er erbettelte daher in der Noth die Gnade des Kaisers, die ihm dieser nur unter entehrenden Bedingungen gewährte. Er mußte dem Beherrscher von Griechenland huldigen, die Obergewalt desselben in Antiochia anerkennen, und sich verbindlich machen, sein ganzes Fürstenthum gegen einige andere syrische Städte zu vertauschen, welche Kalojohannes jetzt den Ungläubigen zu entreißen gedachte. Die Erscheinung des tapferen griechischen Kaisers in Syrien und seine Verbindung mit den Christen des Landes verbreitete zwar großen Schrecken unter den Mohammedanern, hatte aber keinen anderen Erfolg, als daß die Christen einige kleine Städte wegnahmen; sie diente vielmehr gewissermaßen nur, um der Welt recht augenscheinlich zu zeigen, daß der Anführer der mohammedanischen Heere den christlichen auch dann, wenn Männer wie Kalojohannes und Raimund an ihrer Spitze standen, überlegen war. Der griechische Kaiser kehrte 1138 mit seinem Heere nach Europa zurück. Jetzt

konnte sich Zenghi ungestört in Syrien ausbreiten. Er eroberte das ganze Land um den Orontes-Fluß, und bildete von da aus einen bedeutenden Staat. Obgleich er sich bei der Gelegenheit selbst gegen diejenigen, die seines Glaubens waren, treulos und grausam bewies, so ward er doch von seinen mohammedanischen Zeitgenossen einstimmig gelobt, weil sie meinten, daß alles dies durch seine Verdienste um den Glauben aufgewogen werde. Seine Entwürfe gegen Damaskus scheiterten zwar, er drang aber dagegen tief in das Gebiet des Grafen von Tripolis ein, und wartete dann nur auf eine Gelegenheit, die östliche Vormauer der Christen, Edessa, niederzureißen.

Einige Jahre nachher starb Kalojohannes, welcher wieder in Syrien erschienen war, und dem Fürsten Raimund, der sich ebenso, wie Joscelin II., treulos und falsch gegen ihn bewies, Antiochia zu entreißen gesucht hatte. Er würde dies gewiß zu Stande gebracht haben, wenn ihn nicht der Tod überrascht hätte (1143). Sein Sohn, Manuel I., den er mit Ausschließung eines älteren Sohnes zum Nachfolger ernannt hatte, mußte nach Constantinopel zurückeilen, um sich den Thron zu sichern, und konnte in der nächsten Zeit an Antiochia und Syrien nicht denken. Im Todesjahre des Kaisers Kalojohannes starb auch der König Fulko, mit Hinterlassung eines dreizehnjährigen Sohnes und Nachfolgers, Balduin III., in dessen Namen seine Mutter, Melisende, die vormundschaftliche Regierung führte. Diese Umstände boten dem mächtigen Zenghi die längst erwartete Gelegenheit, Edessa zu erobern. Während Joscelin in Tellbascher, wohin er seine Residenz verlegt hatte, sorglos seinen Lüsten nachhing, drang Zenghi plötzlich in das Fürstenthum Edessa ein. Joscelin bat zwar Raimund von Antiochia und die Königin Melisende um ihren Beistand; jener aber überließ ihn seinem Schicksal, und diese sandte ihre Hülfstruppen zu spät. Edessa ward daher schon nach einem Monat eine Beute des türkischen Fürsten (1144). Durch die Eroberung dieser Stadt wurde Zenghi Herr des ganzen Landstriches von Mosul und von den Grenzen Armeniens und Antiochia's an bis zum Königreich Jerusalem und bis in die syrische Wüste. Zum Glück für die unter sich zwieträchtigen Christen waren aber auch ihre Feinde nicht einiger, als sie; Zenghi fiel

1146 durch den Dolch eines Mörders, den ein durch seine Eroberungssucht bedrohter Emir gedungen hatte, und Edessa ward gleich nach seinem Tode mit Hülfe der Einwohner wieder von Joscelin besetzt. Von Zenghi's beiden Söhnen gelangte der Jüngere, Nureddin, der beim Tode des Vaters gegenwärtig gewesen war und dessen Segen empfangen hatte, zur Herrschaft von Aleppo; der Ältere, Seifeddin Gazi, ward durch die Beamten seines Vaters in den Besitz von Mosul gesetzt. Nureddin war für die Christen ein mindestens ebenso gefährlicher Feind, als Zenghi gewesen war. Er besaß die kriegerischen Eigenschaften seines Vaters, verband aber mit denselben die Tugenden eines würdigen Privatmannes, und Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit, ungeheuchelte, von allem Fanatismus freie Frömmigkeit werden ihm ebenso wohl von christlichen, als von mohammedanischen Berichterstattern zugeschrieben. Diese Eigenschaften hinderten ihn jedoch nicht, die Bewohner von Edessa auf eine schanderhafte Weise für ihren Abfall zu bestrafen. Er ließ, nachdem er unter entsetzlichem Blutvergießen in diese Stadt eingedrungen war, alle diejenigen Einwohner, welche nicht der Mordlust seiner wilden Krieger erlegen waren, als Sklaven fort schleppen, und machte die Stadt selbst dem Erdboden gleich. Das schreckliche Schicksal Edessa's und seiner Einwohner weckte das Abendland zu einem neuen Kreuzzuge, der nicht von einzelnen Großen und Rittern, sondern von den Staaten und ihren Königen selbst ausgeführt ward. Da dies mit der damaligen Lage von Europa und mit dem Einflusse, den der heilige Bernhard hatte, genau zusammenhängt, so ist es vorerst nöthig, einen Blick auf die Geschichte der vornehmsten Staaten zu werfen, welche an dem neuen Kreuzzuge Theil nahmen.

III. Geschichte der vornehmsten Staaten Europa's bis gegen die Zeit des dritten Kreuzzuges.

1. Das deutsche Reich zur Zeit Lothar's II.

In Deutschland, wo 1125 mit Heinrich V. das fränkische Haus ausgestorben war, bewarben sich zwei Fürsten um den erledigten Thron, der Hohenstaufe Friedrich, welcher von seinem Vater, dem Schwager Heinrich's, das Herzogthum Schwaben geerbt hatte, und der Herzog Lothar von Sachsen aus dem Hause Supplingenburg. Von diesen war der Letztere allein zugleich durch Frömmigkeit und Macht ausgezeichnet, der Erstere aber der Geistlichkeit und allen Gegnern Heinrich's V. verhaßt. Die päbstliche und geistliche Partei brachte daher den Herzog Lothar auf den Thron, und verschaffte dadurch in Deutschland einem Systeme Geltung, welches dem des verstorbenen Kaisers ganz entgegengesetzt war.

Obgleich Friedrich sicher erwartet hatte, daß die Wahl ihn treffen würde, so erkannte er doch Lothar als rechtmäßig erwähltes Oberhaupt der Nation an. Er gerieth aber sogleich in Streit mit ihm, weil Lothar die Verwaltung der Reichsgüter, welche Heinrich V. dem Hohenstaufen übergeben hatte, diesem nehmen und auf Andere übertragen wollte. Als Friedrich darauf gegen den neuen Kaiser Städte und Burgen befestigte, als Nürnberg, Bamberg, Würzburg und Speier sich für ihn erklärten, wurde das gewöhnliche Proceßverfahren gegen ihn eingeleitet: Lothar rief die Fürsten zu einem Gerichte zusammen. Friedrich verwarf aber ihren Ausspruch als ungültig, weil weder die Baiern, noch

die Schwaben, noch die Ostfranken und die Rheinfranken sich auf dem Fürstentage eingefunden hatten. Lothar mußte in dem Kampfe mit ihm zu dem gefährlichen Hülfsmittel der Miethtruppen seine Zuflucht nehmen, bis es ihm gelang, den mächtigen Welfen Heinrich den Stolzen, welcher 1126 von seinem Vater das Herzogthum Baiern geerbt hatte, und durch seine Schwester mit Friedrich verschwägert war, von diesem zu trennen. Er gewann nämlich Heinrich dadurch, daß er ihn 1127 mit seiner einzigen Tochter und Erbin, Gertraud, vermählte, wodurch Heinrich zu seinem Herzogthum Baiern auch noch das Herzogthum Sachsen erhielt. Heinrich gab seinem Schwiegervater den ersten Beweis der Freundschaft durch einen hinterlistigen Versuch, seinen Schwager Friedrich aufzuheben. Der Anschlag ward glücklich vereitelt; von diesem Augenblick an aber begann die heftige Feindschaft des welfischen und hohenstaufischen Hauses, welche nachher Deutschland und noch mehr Italien einige Jahrhunderte lang verwirrt hat. Während der Krieg zwischen Lothar und Friedrich ununterbrochen fortdauerte, kehrte des Letzteren Bruder, der nachherige König Konrad III., aus Palästina zurück, und dieser nahm, um dem königlichen Titel Lothar's einen anderen entgegensetzen zu können, eine Einladung italiänischer Städte und Herren an. Dort hatten sich die Städte, besonders das ganz demokratisch gewordene und zu einer sehr großen und reichen Stadt herangewachsene Mailand, in der letzten Zeit immer mehr gehoben, und im Gefühle dieser Macht riefen Mailand, Parma und ein Theil der Fürsten des Landes Konrad herbei, um sich mit deutscher Hülfe ganz von den Deutschen loszumachen. Dieser erschien und ließ sich zum lombardischen König erwählen oder vielmehr von den Mailändern und Parmesanern zu ihren Zwecken gebrauchen, während sein Bruder in Deutschland die Sache der Familie allein verfocht. Hier blieben bis zum Jahre 1132, wo Lothar nach Italien zog, die Dinge fast in gleichem Stande; der König herrschte im Norden, Friedrich aber behauptete sich durch Tapferkeit und Glück in Schwaben, am Rhein und in Franken.

Nach Italien riefen den deutschen König die Städte Novara, Pavia, Piacenza, Cremona und Brescia, die sich der Anmaßung Mailand's und Parma's, den Anderen Gesetz und König zu geben,

widersetzt und gegen den Übermuth derselben einen Bund geschlossen hatten. Doch war es nicht sowohl die dringende Bitte dieser Städte, was Lothar zum Zuge nach Italien bewog, als vielmehr die Ermahnung des heil. Bernhard, welcher damals die Rolle eines Propheten, die er nachher fünfzehn Jahre lang mit außerordentlichem Erfolge fortspielte, übernommen hatte. Dieser aus einem vornehmen burgundischen Geschlecht entsprossene und ebensowohl durch körperliche Vorzüge, als durch einen schwärmerischen Geist, durch Bildung, Beredsamkeit und ungewöhnliche Enthaltsamkeit ausgezeichnete Mann hatte schon im dreiundzwanzigsten Lebensjahre, als er in den Orden der Cistercienser eintrat, das größte Aufsehen gemacht, er verbreitete nachher als Abt von Clairvaux weit und breit den Ruf der Heiligkeit um sich, und ward gewissermaßen das Orakel seiner Zeit. Dazu wirkten alle jene persönlichen Eigenschaften, sowie seine vornehmen Verbindungen und die Bedeutung, welche er dem nicht lange vor ihm gestifteten Cistercienser-Orden verschaffte, auf gleiche Weise mit. Als beim Tode des Pabstes Honorius II. (1130) eine Doppelwahl Statt fand, nahm Bernhard aufs entschiedenste für den einen der Gewählten Partei, und dies war es auch, was ihn bewog, seinen Einfluß auf Lothar's frommes Gemüth zu versuchen. Bei der Pabstwahl waren nämlich die meisten Stimmen auf einen unwürdigen Mann gefallen, der aus einer zum Christenthum übergetretenen jüdischen Familie stammte und als Pabst den Namen Anaklet II. annahm; die Anderen dagegen hatten Innocenz II. gewählt, welcher zwar alle Besseren, aber die geringere Zahl für sich hatte. Anaklet suchte bei dem Grafen Roger II. von Sicilien, dem Sohne von Robert Guiscard's Bruder Roger I., Hülfe, welcher 1127 beim Aussterben von Robert Guiscard's Stamm dessen Länder in Unteritalien besetzt hatte. Um Roger zu gewinnen, ertheilte ihm Anaklet nicht nur die Belehnung mit diesen Ländern, sondern er krönte ihn auch in Palermo als König von Sicilien, wofür Roger den Pabst mit gewaffneter Hand nach Rom führte und Innocenz zur Flucht nach Frankreich nöthigte. Hier errang der heilige Bernhard, welcher für den Letzteren Partei genommen hatte, auf einer Kirchenversammlung durch seine Beredsamkeit einen vollständigen Sieg über die bisher noch zwischen beiden

Päbsten schwankenden Bischöfe, und bewog den König Ludwig VI. von Frankreich, sich zu Gunsten seines Schützlinges zu erklären. Den deutschen König hatte Bernhard schon mehrere Wochen zuvor mit Innocenz zusammengebracht, und obgleich jener anfangs die Bedingung machte, daß Innocenz in Betreff der Investitur den Zugeständnissen entsage, welche unter Heinrich V. dem päbstlichen Stuhle gemacht worden waren, so hatte Bernhard doch den König zuletzt vermocht, davon abzustehen und Innocenz als den wahren Pabst anzuerkennen. Die Hauptsache blieb freilich noch zu thun übrig, nämlich Lothar zur gewaltsamen Einsetzung des Pabstes in Rom zu bewegen. Dies war nicht leicht, da Lothar mit den Hohenstaufen in einem gefährlichen Kampfe war, und zugleich an den sächsischen Grenzen bisher mit den Slaven stete Kriege gehabt hatte, so daß er, um Innocenz in Rom einzusetzen, sein eigenes Land dem Zufalle hätte überlassen müssen. Auch schienen die Deutschen zu einer bedeutenden Anstrengung wenig geneigt zu sein. Lothar zögerte lange, bis er endlich im Herbst 1132 den Zug nach Italien antrat. Er ward nur von wenigen Truppen begleitet, rechnete aber theils auf den heiligen Bernhard, der ihn in der Lombardei treffen wollte, theils auf die Hülfe, welche ihm Bernhard's Beredsamkeit von der italiänischen Ritterschaft, von den Bischöfen des Landes und besonders von den gegen Mailand verbündeten Städten verschaffen sollte.

In Italien spielte Konrad seit einem Jahre eine so traurige Figur, daß er zuletzt fast nur noch in Parma als König anerkannt war und, sogar am Nothwendigen Mangel leidend, bald nach Lothar's Ankunft das Land verlassen mußte. Doch war auch die Unternehmung seines Gegners weder für diesen, noch für das Reich ehrenvoll. Lothar mußte sich, obgleich er der Form wegen die gewöhnliche Versammlung auf den roncalischen Feldern (s. S. 271) hielt, durch das Gebiet der Mailänder und Parmesaner gewissermaßen durchschleichen, und seine aus kaum zweitausend Rittern bestehende Begleitung ward, wo sie auch immer mit jenen zusammentraf, aufs schmählichste verhöhnt. In Rom, wohin er in Begleitung des Pabstes Innocenz zog, bemächtigte er sich zwar eines Theiles der Stadt; er verdankte dieses aber nur der Hülfe der Pisaner und Genueser. Nicht einmal die Krönungskirche kam

in die Gewalt der Deutschen, und Innocenz mußte deshalb den Kaiser in der Kathedrale Constantin's krönen (1133). Er hätte ihn lieber ungekrönt entlassen, wenn er nicht durch den mächtigen Einfluß des heiligen Norbert dazu bestimmt worden wäre. Dieser Geistliche, der als Stifter des Prämonstratenser-Ordens bekannt ist, hatte auf Lothar's Römerzuge dasselbe Ansehen, wie der heilige Bernhard, nur besaß er bei seinem deutschen Phlegma die Heftigkeit und Beweglichkeit dieses Mannes nicht, hatte aber dafür als Erzbischof von Magdeburg mehr äußeres Ansehen. Gleich nach der Krönung kehrte Lothar, weil er sich in Rom nicht behaupten konnte, nach Oberitalien zurück; nicht lange darauf mußte auch Innocenz vor dem Gegenpabste nach Pisa zurückweichen, und von dem ganzen Zuge des Kaisers war schon wenige Monate nachher kaum eine andere Spur mehr übrig, als einige Privilegien, die er seinen Anhängern in Italien ertheilt hatte. Von diesen waren diejenigen, die er den Mantuanern und Bolognesern ertheilte, die wichtigsten. Mantua erhielt das Recht, seinen kaiserlichen Palast vor die Mauern der Stadt zu verlegen, und den Bolognesen gab Lothar für die bei ihnen bestehende berühmte Rechtsschule ein glänzendes Privilegium. In Unteritalien erging es den Anhängern des Kaisers und seines Pabstes seitdem sogar noch schlimmer, als je zuvor. Die Vasallen des deutschen Reiches, Rainulf von Aversa und Robert von Capua, irrten, von Roger II. vertrieben, unstet umher, die Städte Amalfi und Salerno beugten sich unter das Joch desselben, und die Republik Neapel, die zuletzt noch allein von allen Städten jener Gegenden zu dem Reiche hielt, würde den Sicilianern damals ebenfalls erlegen sein, wenn ihr nicht die Pisaner eine Flotte zu Hülfe geschickt hätten. Bald nachher zogen diese wieder ihre Schiffe zurück, und nun ward Neapel blos durch die Tapferkeit und das Talent seines Oberanführers, Sergius, vor dem Untergange bewahrt. Sergius leistete zwei Jahre lang das Unmögliche, reiste, nachdem er vergebens Lothar aus Deutschland herbeigerufen hatte, bald nach Pisa, bald nach Neapel zurück, und wußte den Muth der freien Bürger trotz aller Schrecken einer harten Belagerung und trotz der drohenden Gefahr des Hungertodes so lange aufrecht zu erhalten, bis Lothar 1136 zum zweiten Male in Italien erschien

und, durch Sergius zu schleuniger Hülfe gedrängt, gerade noch zur rechten Zeit in Neapel eintraf.

Während auf diese Weise in Unteritalien der letzte Rest des kaiserlichen Ansehens dahinschwand, und in der Lombardei die Städte fast ganz frei wurden, erhielt durch Lothar's Aussöhnung mit den Hohenstaufen der Name des Kaisers in Deutschland selbst wieder die Bedeutung, die er in Heinrich's IV. Jugendzeit gehabt hatte. Nachdem nämlich der innere Krieg noch eine Zeitlang verheerend gewüthet hatte, ward 1135, hauptsächlich auf Betreiben des heiligen Bernhard, eine Aussöhnung der beiden feindseligen Familien, der welfischen, der auch Lothar angehörte, und der hohenstaufischen, zu Stande gebracht. Die hohenstaufischen Brüder erhielten die streitigen Güter als Lehen zurück, und gelobten dem Kaiser aufs neue Gehorsam. Auf einem Reichstage ward dann ein Landfrieden festgesetzt, die kleineren Vasallen zum ersten Male durch das ganze Reich hin zur Beobachtung desselben gezwungen, und so die Ruhe im Inneren hergestellt. Auch nach Außen hin erschien damals das Ansehen des Kaisers in vollem Glanze: die Könige von Dänemark und Ungarn huldigten der deutschen Übermacht, der Herzog von Polen zahlte den seit zwölf Jahren rückständigen Tribut, die russischen Großfürsten schickten eine Gesandtschaft, und der griechische Kaiser wie der Pabst baten dringend um Hülfe gegen König Roger von Sicilien. Lothar trat daher im August 1136 seinen zweiten Römerzug, durch welchen er die Schmach des vorigen zu tilgen hoffte, unter den günstigsten Umständen an; denn er ward dieses Mal von der ganzen Reichsmacht unterstützt. In Oberitalien verschlossen ihm auffallender Weise gerade die Städte, die sich früher für ihn erklärt hatten, die Thore, während Parma und Mailand ihn im Triumph aufnahmen, weil Konrad, den diese Städte früher als König anerkannt hatten, seine Vortruppen führte. Die Folge war, daß die Ersteren hart behandelt und die Letzteren ungemein begünstigt wurden. Überhaupt mußten alle Städte von Verona an bis nach Turin vor Lothar's Richterstuhl erscheinen, und er verweilte ausdrücklich den Rest des Jahres in der Lombardei, um nicht blos in feierlichen Gerichtsversammlungen Recht zu sprechen, sondern auch neue Gesetze zu geben und das Lehenwesen einzurichten. Merkwürdig ist

dabei, daß der Kaiser, der doch den Italiänern über Privatverhältnisse zu Gericht saß, ihre Sprache entweder nicht verstand, oder es unter seiner Würde hielt, sich derselben zu bedienen.

Im folgenden Frühjahr brach das deutsche Heer aus der Lombardei auf, und zog, von Lothar und Heinrich dem Stolzen geführt, auf zwei verschiedenen Wegen nach Unteritalien. Das bedrängte Neapel ward befreit und ganz Calabrien und Apulien unterworfen. Roger ließ den Sturm austoben und rüstete unterdessen in Sicilien ein neues Heer. Er hatte richtig gerechnet. Die Deutschen litten bald durch das Klima und durch den Abgang derer, welche die Dienstzeit ausgehalten hatten; der Kaiser gerieth, als er Rainulf von Aversa mit dem Herzogthum Apulien belehnte, mit dem Pabste in Streit, weil dieser sich dadurch in seinen Rechten beeinträchtigt glaubte; die Pisaner wurden erbittert, als das deutsche Heer Salerno allein einnahm und folglich auch allein plünderte. Alles dies zusammen nöthigte den Kaiser, die Unternehmung aufzugeben und nach Deutschland heimzukehren, wo er noch auf der Rückreise erkrankte und starb (1137). Der tapfere Rainulf behielt nur eine kleine Anzahl Deutsche bei sich, welche sich freiwillig in seinen Dienst gegeben hatten. Mit diesen und seinen eigenen Vasallen wehrte er sich, so lange er lebte, aufs tapferste gegen Roger. Vergebens bot damals der heilige Bernhard, der die ganze Zeit über in Italien geblieben war, Alles auf, um Roger auf andere Gedanken zu bringen; er konnte zwar, wie ein Geschichtschreiber sich ausdrückt, Wunder thun, aber den harten König von Sicilien vermochte er nicht zu erweichen. Als endlich Rainulf 1139 plötzlich starb, änderte sich Alles. Zuerst bemächtigte sich Roger der Stadt Neapel, die er seitdem so sehr begünstigte, daß Salerno und Amalfi ganz herabsanken und nur Neapel blühte. Dann zog Innocenz, nachdem er Roger mit dem Banne belegt hatte, in eigener Person gegen ihn zu Feld, er ward aber, wie einst sein ritterlicher Vorgänger Leo IX. (s. S. 198), gefangen genommen, und mußte sich den von seinem Feinde vorgeschriebenen Bedingungen unterwerfen. Roger ward von ihm als König anerkannt, und mit Apulien, Calabrien und Capua belehnt; dagegen erklärte er Innocenz für den einzigen rechtmäßigen Pabst, und nahm jene Lehen von ihm allein, ohne daß dabei des deutschen

Reiches und seiner Rechte Erwähnung geschah. Roger unterwarf nachher mit leichter Mühe die wenigen noch übrigen Städte, die sich seiner Herrschaft nicht hatten fügen wollen, und bildete so aus den Ländern diesseit und jenseit der Straße von Messina ein einziges großes Reich. Dieses Reich stieg unter ihm zu einer schönen Blüthe empor, und genoß, nach dem einstimmigen Zeugnisse der Feinde wie der Freunde Roger's, der Wohlthat einer geordneten Regierung und Polizei, während alle anderen europäischen Staaten jener Zeit in einem Zustande der größten Verwirrung und Unsicherheit waren. Doch fügen Roger's Feinde hinzu, daß die Kraft, mit der er in seinem Reiche die Ordnung und Ruhe behauptete, zugleich das Herkommen, die Verfassung und oft selbst die Menschlichkeit niedergedrückt habe. Eine besonders große Bedeutung verschafften dem Reiche der Normannen die blühenden Lehranstalten, welche in demselben bestanden, die medicinische und naturhistorische Schule in Salerno, die Rechtsschule in Amalfi und die immer mehr erweiterte Schule in Neapel. Sicilien und Neapel erhielten nämlich dadurch, daß die skeptische Philosophie der Araber auf der ersten dieser Lehranstalten Wurzel faßte, daß auf der zweiten die von den Geistlichen ganz unabhängige normannische Staatswissenschaft gelehrt ward, und daß sich von der dritten aus die italiänisch-griechische Rechtskenntniß verbreitete, einen großen politischen Einfluß auf Italien, der sich später bei den guelfischen und ghibellinischen Streitigkeiten erst recht deutlich zeigte. Während übrigens Neapel und Sicilien innerhalb ihrer Grenzen die Freistaaten untergehen sahen, und sich unter einer monarchischen Regierung einer zum Theil vortrefflichen Verfassung erfreuten, herrschten im übrigen Italien Unordnung und Zwietracht. In Tuscien oder Toscana war wilde Gährung und Verwirrung, bei der niemand seines Eigenthums sicher blieb. In dem päbstlichen Staate, besonders in der Stadt Rom selbst, bereitete sich eine ganz sonderbare Revolution vor, welche bald nachher große Veränderungen herbeiführte. Die Städte der Lombardei endlich befehdeten sich unter einander selbst. Die deutsche Herrschaft in Italien aber schien ihr Ende erreicht zu haben, weil während der ganzen Regierungszeit des folgenden Kaisers an einen Römerzug auch nicht einmal gedacht werden konnte.

2. Das deutsche Reich unter Konrad III.

Zum leichteren Verständniß der Geschichte des deutschen Reiches unter den Hohenstaufen, welche nach Lothar's II. Tode zum Besitze der Kaiserwürde gelangten, ist es nöthig, zuerst einen Blick auf die bedeutendsten fürstlichen Familien Deutschlands zu werfen, obgleich in jenen Zeiten von einem regierenden Hause neben dem kaiserlichen noch keine Rede war. Das Geschlecht der Billunger, in welchem das Herzogthum Sachsen seit Otto dem Großen erblich gewesen war (s. S. 75), starb 1106 mit dem aus Heinrich's IV. Geschichte bekannten Herzog Magnus aus. Die herzogliche Würde in Sachsen wurde damals durch Kaiser Heinrich V. seinem späteren Nachfolger, Lothar II. aus dem Hause Supplingenburg, übertragen; dieses starb schon mit Lothar aus, welcher keinen männlichen Anverwandten, sondern nur eine einzige Tochter, Gertraud, hinterließ. Da Gertraud mit Heinrich dem Stolzen aus dem welfischen Hause vermählt war, so ging das Herzogthum Sachsen auf diese Familie über, welche seit Heinrich's IV. Zeit Baiern besaß und auch bereits in Sachsen begütert war, weil Heinrich's des Stolzen Mutter, eine der beiden Töchter des letzten Billungers, ihrem Gemahle bedeutende Erbgüter mitgebracht hatte. Auf diese Weise verband das Haus der Welfen unter Heinrich dem Stolzen und seinem Sohne, Heinrich dem Löwen, große Besitzthümer in Süddeutschland mit dem wichtigsten Theile von Norddeutschland, und herrschte also über eine Art von Königreich. Doch hatte Heinrich der Stolze seinem Bruder, Welf VI., die bedeutenden Allodialgüter der Familie in Schwaben abtreten müssen. Das welfische Haus verlor, wie wir später sehen werden, schon unter Heinrich dem Löwen die beiden Herzogthümer Sachsen und Baiern, und blieb nur im Besitze seiner Allodialgüter. Dagegen erhob sich zu derselben Zeit eine andere Familie, die im Besitze eines Theiles von Norddeutschland blieb. Dies war das askanische Haus. Der Stifter desselben, Graf Otto von Ballenstädt, heirathete die zweite Tochter des letzten Billungers,

die ihm verschiedene Erbgüter ihres Hauses zubrachte. Sein Sohn, Albrecht der Bär, erhielt vom Kaiser Lothar II. die Markgrafschaft Nordsachsen (s. S. 73), erweiterte dieselbe, nannte sich seitdem Markgraf von Brandenburg, und ward, da seine Söhne das väterliche Erbe theilten, zugleich der Stifter des brandenburgischen und des anhaltischen Hauses. Während auf diese Weise ein Theil des Ansehens, welches bis dahin bei den Herzögen von Sachsen gewesen war, auf Brandenburg überging, kam ein anderer an die Länder Meißen und Lausitz, welche gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts Graf Konrad von Wettin, der Stifter der noch jetzt bestehenden sächsischen Fürstenhäuser, erhielt. Von den übrigen Familien, die sich auf den Trümmern von Heinrich's des Löwen Macht erhoben, wird nachher im Verlaufe der Geschichte selbst das Nöthige erzählt werden. Dagegen ist es passend, hier noch des Hauses der Zähringer zu gedenken. Berthold II. von Zähringen hatte 1097 durch einen Vertrag mit Heinrich IV. (s. S. 293) zu der ererbten Grafschaft Breisgau die kaiserliche Vogtei in Zürich und in anderen Gegenden der Schweiz erhalten. Sein Bruder, Hermann I., der einen Theil seiner väterlichen Güter erbte, ward Stammvater der badischen Fürsten, sein Sohn Konrad aber erhielt im Jahre 1127 vom Kaiser Lothar die Grafschaft Hochburgund, und gründete ein Fürstenhaus, welches 1218 erlosch. —

Lothar II. war im December 1137 gestorben, und die Deutschen hielten sich schon damals eines Oberhauptes so wenig bedürftig, daß sie die Wahl eines neuen Kaisers bis auf Pfingsten des folgenden Jahres hinausschoben. Während dieser Zeit bewahrte Heinrich der Stolze die Reichsinsignien als ein Unterpfand seiner eigenen Erwählung. Er täuschte sich aber in dieser Hoffnung. Seine Mitstände fürchteten, daß ihre bisherige Freiheit gefährdet sein würde, wenn sie an die Spitze des Reiches einen Mann stellten, der nicht nur von Charakter hochfahrend und übermüthig war, sondern auch die beiden wichtigsten Herzogthümer des Reiches und die bedeutendsten Privatgüter besaß. Dazu kam noch, daß die Hohenstaufen in der letzten Zeit ihren Einfluß aufs neue ungemein vermehrt hatten, und daß zwei deutsche Fürsten die Ansprüche derselben an die Kaiserwürde aufs thätigste unterstützten.

Diese Fürsten waren der ihnen schon längst befreundete Herzog Sobieslav I. von Böhmen und der Markgraf Leopold V. von Östreich, welcher, als Sohn von Heinrich's IV. Tochter Agnes aus ihrer zweiten Ehe mit Leopold IV., ein Stiefbruder der beiden Hohenstaufen Friedrich und Konrad war. Übrigens mochte auch Konrad's Frömmigkeit und die sichtbare Zuneigung des Pabstes und der lombardischen Städte zu Gunsten der Hohenstaufen mitwirken. Die eigentliche Entscheidung gab der schlaue Erzbischof Adalbero von Trier, der es gegen eine Vergütung übernommen hatte, die Wahl auf Konrad zu lenken. Adalbero berief noch einige Monate vor dem festgesetzten Wahltage seine und der Hohenstaufen Freunde nach Koblenz, und bewirkte hier die einseitige Erwählung Konrad's III. Als dieses die Sachsen und ihr Herzog erfuhren, appellirten sie anfangs nach altdeutscher Sitte an das Schwert; doch ließen sie sich bald nachher wieder beschwichtigen.

Konrad wurde auf diese Weise zwar mit den Sachsen ausgesöhnt und allgemein als König anerkannt, aber die nächste Folge davon war ein schrecklicher Krieg in den Niederlanden und eine Fehde mit Heinrich dem Stolzen. Jener Krieg entstand dadurch, daß Konrad dem Erzbischof von Trier für die geleisteten Dienste die Abtei St. Maximin gab, die er weder verschenken konnte noch durfte. Die Mönche der Abtei riefen den Grafen von Namür, der als damaliger Inhaber von Luxemburg ihr Schutzvogt war, zu Hülfe, und dieser begann einen langen und blutigen Krieg mit Adalbero, in welchem das Land des Letzteren schrecklich litt. Heinrich der Stolze, der sich nach der Huldigung der Sachsen zur Herausgabe der Reichsinsignien verstanden hatte, gerieth gleich nachher mit dem neuen König in Zwist, weil Konrad ihm unter dem Vorwande, daß kein Fürst zwei Herzogthümer zugleich besitzen dürfe, Sachsen zu entziehen suchte. Als sich Heinrich nicht fügen wollte, ließ Konrad auf einer Art von Reichsgerichtstag ihm Sachsen absprechen. Dieses Urtheil hatte viele und gute Gründe gegen sich; denn das Gericht, durch welches dasselbe gesprochen wurde, bestand blos aus wenigen und noch dazu mit Konrad befreundeten Fürsten, Heinrich selbst war nicht gehört worden, und die Hauptbeschuldigungen beschränkten sich darauf, daß der

Letztere die Reichsinsignien anfangs nicht herausgegeben und sich auf Konrad's erstem Reichstage nicht eingefunden habe. Heinrich vertheidigte anderthalb Jahre lang sein Herzogthum Sachsen, welches Konrad dem Markgrafen Albrecht dem Bären verliehen hatte, mit Muth und Glück, obgleich ihm der König auch das Herzogthum Baiern entriß und seine dortigen Freunde dadurch von ihm abzog, daß er die Güter des verfolgten Herzogs jedem, der sich ihrer bemächtigen konnte, preisgab. Übrigens verlieh Konrad Baiern seinem eigenen Halbbruder, Leopold V. von Östreich. Um den völligen Sturz seiner Macht in Baiern aufzuhalten, wollte Heinrich noch einmal aus Sachsen dahinziehen, er erkrankte aber plötzlich in Quedlinburg und starb (1139). Durch seinen Tod ward Konrad von dem gefährlichsten Gegner befreit. Heinrich hinterließ einen erst zehn Jahre alten Sohn, Heinrich den Löwen, und eine Wittwe, welche an dessen Stelle die Leitung übernahm und die Sachsen zu einem fortgesetzten hartnäckigen Widerstand vermochte. In Baiern suchte des jungen Heinrich Oheim, Welf VI., in Verbindung mit den Grafen von Dechau, den einzigen Vasallen des Landes, welche für ihren Herzog die Waffen ergriffen hatten, das Herzogthum gegen Leopold zu behaupten. Er besiegte diesen 1140 zwischen Inn und Isar, ward aber vier Monate später bei Weinsberg von Konrad selbst geschlagen. Nachdem hierauf Baiern noch eine Zeitlang verwüstet worden war, kam endlich dadurch, daß Heinrich's des Stolzen Wittwe den Antrag zu einer zweiten Heirath nicht ungern annahm, eine Aussöhnung zu Stande. Heinrich II. mit dem Beinamen Jasomirgott, der im Herbste 1141 seinem kinderlosen Bruder Leopold in Östreich und Baiern gefolgt war, bot der noch jungen Frau seine Hand an und ward von ihr als Gemahl angenommen. Welf setzte dessen ungeachtet den Kampf in Baiern fort, er war jedoch seinem Gegner nicht gewachsen, und konnte, selbst als er nach dem Tode der Gertraud den Krieg aufs neue anfing, seinen Zweck nicht erreichen. In Sachsen dagegen ging es ganz anders. Albrecht der Bär ward von den tapferen Bewohnern dieses Herzogthums nie anerkannt; sie wollten keinen anderen Herzog haben, als den jungen Heinrich, trieben Albrecht, gleich als er zum ersten Male von der ihm durch den Kaiser übertragenen Gewalt Ge-

brauch machen wollte, aus dem Lande, drangen in seine alten Besitzungen ein, und zerstörten sogar sein Stammschloß Anhalt. Er mußte zuletzt, um seine Markgrafschaft Brandenburg wieder zu erhalten, unter der Vermittelung des Erzbischofs von Mainz einen Vertrag schließen, vermöge dessen er dem Besitze der herzoglichen Würde in Sachsen förmlich entsagte.

Als die Händel in Baiern und Sachsen einigermaßen beigelegt waren, wurde Konrad dringend nach Italien eingeladen, wo sowohl in Rom, als in der Lombardei seine Gegenwart sehnlich gewünscht wurde. Anaklet war 1138 gestorben, und der von seiner Partei gewählte Victor IV. ward durch den heiligen Bernhard bald zur Unterwerfung unter Innocenz II. bewogen; dagegen erhielt der Letztere gleich nachher an einem jungen Manne, Arnold von Brescia, einen Gegner von ganz anderer Art. Arnold war ein Schüler Abälard's, und zwar einer der wenigen, die auf dem Wege ihres Lehrers weiter gingen, die Alten kennen lernten, und aus Plato's Ideen in Verbindung mit biblischen Vorstellungen eine idealische Republik entwarfen. Er kam nach Rom, und wußte hier das Volk für den Grundsatz zu begeistern, daß die Geistlichkeit nur ihrem eigentlichen Berufe obliegen, und weder weltliche Macht besitzen, noch an den weltlichen Dingen Antheil nehmen solle. Er ward das Orakel der Römer, und blieb es, bis Innocenz II. sich mit Roger von Sicilien ausgesöhnt hatte. Dann mußte er entweichen, lebte eine Zeitlang in der Schweiz, unterhielt aber auch von hier aus die Verbindung mit den Römern, welche, fortgerissen von der Erinnerung an die alte römische Freiheit und Größe, sich schon unter Innocenz gegen die päbstliche Gewalt erhoben hatten, und nach dessen Tode mit seinen Nachfolgern, Cölestin II., Lucius II. und Eugen III., in einen förmlichen Kampf gerathen waren. Im Jahre 1145 kehrte Arnold nach Rom zurück, von ganzen Schaaren Proselyten begleitet, die er in der Schweiz gewonnen hatte. Die Römer ließen sich in der von ihm angeregten Bewegung immer weiter fortreißen. Sie vertrieben den Pabst Eugen aus der Stadt, errichteten nach dem Beispiele ihrer Vorfahren einen Senat, und stellten die ganze Form der alten Republik her. Beide Theile, sowohl Eugen und sein Freund, der heilige Bernhard, als auch die Römer baten

den deutschen König um Hülfe, und die Letzteren gaben sich in ihren Schreiben an ihn den der altrömischen Zeit entlehnten prächtigen Titel: Senatus populusque Romanus. Während Konrad einerseits dringend nach Rom eingeladen wurde, ersuchten ihn andererseits die lombardischen Städte flehentlich, den Übermuth der Mailänder, die sich alle ihre Nachbarn unterwerfen wollten, zu bändigen. Er lehnte alle diese Anträge ab, weil er für besser hielt, das kaiserliche Oberstrichteramt in Deutschland durch häufige Reisen und Gerichtsversammlungen geltend zu machen, als in die Höhle zurückzukehren, aus der er vorher nicht ohne Schmach gekommen war. Auch machte ihm die unruhige deutsche Ritterschaft genug zu schaffen; glaubte ja doch sein eigener Halbbruder, der Geschichtschreiber Otto von Freisingen, das Ende der Welt müsse nahe sein, weil man selbst in den Fastenzeiten keine Ruhe mehr habe! Konrad gab daher den Italiänern zwar durch offene Briefe seine Aufmerksamkeit auf ihre Angelegenheiten zu erkennen, hütete sich aber wohl, seinen Worten durch die That Nachdruck zu verleihen. Ungefähr auf gleiche Weise verfuhr er gegen die Ungarn und Polen; er nahm die von ihnen dargebotene Huldigung an, und empfing die von Nebenbuhlern vertriebenen Könige dieser Völker freundlich, ordnete aber keinen Heerzug zu ihren Gunsten an. Vergebens flehte der Pabst den König an; vergebens suchten ihn die Römer zu überzeugen, daß es die höchste Zeit sei, sich an ihre Spitze zu stellen, wenn er nicht durch den Pabst die Vortheile verlieren wolle, deren die alten römischen Kaiser genossen hatten; vergebens schrieben sie ihm, daß der Pabst mit Roger II. ein Bündniß geschlossen und demselben, um Hülfe von ihm zu erhalten, sehr bedeutende Rechte über die Kirche seines Landes eingeräumt habe; Konrad blieb ungerührt und überließ Italien seinem Schicksale.

Je weniger Konrad geneigt war, aus irgend einem Grunde das Reich zu verlassen, desto auffallender ist es, daß er sich durch den heiligen Bernhard zu einem Kreuzzuge bewegen ließ, und von allen Wundern Bernhard's ist dieses gewiß nicht das kleinste. Bernhard hatte damals (1146) im Auftrage des Pabstes unter den Franzosen das Kreuz mit großem Erfolg gepredigt. Zu gleicher Zeit hatte sich ein deutscher Mönch, Radulf, für Bernhard's

Bevollmächtigten ausgegeben, um am Rhein ebenfalls mit Erfolg zum heiligen Zuge aufrufen zu können, und seinem Rufe waren viele Tausende aus den niederen Volksklassen gefolgt, welche dann in ihrem Fanatismus über die Juden herfielen. Durch diese Gräuel betrübt, erließ Bernhard ein Rundschreiben an die Deutschen, in welchem er sie warnte, sich nicht, wie einst die Schaaren Peter's des Eremiten, Gottschalk's und Anderer, unerfahrenen Führern anzuvertrauen, und sie zugleich mit sehr guten Gründen von der Verfolgung der Juden abmahnte. Die Ausrottung der Juden, schreibt er, habe gar keinen Nutzen, da es genug christliche Wucherer gebe, welche deren Stelle einnehmen würden, und da man mit ihrer Vertilgung auch die Hoffnung ihrer Bekehrung vernichte. Selbst die Heiden würde man dulden müssen, wenn man sich ebenso ihrer dereinstigen Bekehrung ruhig getrösten könne, und nur weil sie die Christen angriffen und verfolgten, müsse man das Schwert gegen sie erheben und Gewalt mit Gewalt vertreiben. Es verdient übrigens bemerkt zu werden, daß, während Bernhard die Juden gegen den Pöbel in Schutz nahm, der Pabst Eugen über das Geld und Gut dieses Volkes auf eine Weise verfügte, welche noch empörender ist, als die Mishandlungen der rohen Volkshaufen, weil es unter scheinbar rechtlichen Formen geschah. Eugen erklärte nämlich in einer Bulle, daß alle, die das Kreuz nähmen, der Zahlung ihrer Schulden überhoben und des ihren Gläubigern geleisteten Eides kraft der päbstlichen Machtvollkommenheit entbunden sein sollten. Gleich nachdem Bernhard sein Schreiben an die Deutschen hatte ausgehen lassen, begab er sich selbst nach Frankfurt, wo er in der Stille mit Konrad zusammentraf und ihn beim Heile seiner Seele beschwor, an dem neuen Kreuzzuge Theil zu nehmen. Konrad gab ihm eine ausweichende Antwort, und Bernhard besaß Feinheit und Höflichkeit genug, um vorerst nicht weiter in ihn zu dringen. Er wandte sich dafür nach dem Oberrhein, wo die romanische Sprache, in welcher er predigte, mehr bekannt war, und benutzte dann die Festlichkeit des sogenannten Krontages, welche die Könige des Mittelalters auf Weihnachten zu feiern pflegten (s. S. 311.), um noch einmal zu versuchen, ob er vielleicht auch Konrad rühren könne. Er ging nach Speier, wo Konrad die Weihnachten zubrachte, wählte einen

feierlichen Moment der Meßhandlung, um in begeistertem Tone rührende Worte an ihn zu richten, und machte durch seine edle Geberde, durch die Würde seiner Haltung und durch seine fast geisterartige Gestalt einen solchen Eindruck auf die Versammlung, daß Konrad sich der allgemeinen Stimmung nicht entziehen konnte, und am Altar das Kreuz und das Panier des Zuges aus Bernhard's Hand demüthig annahm.

Sobald der Entschluß der Süddeutschen ihren Landsleuten im Norden bekannt ward, stimmten auch diese ein. Doch hatte weder der heilige Bernhard Einfluß auf sie, noch zogen sie gegen die Ungläubigen in Palästina. Sie richteten vielmehr auf den Rath ihrer Bischöfe, welche meist fürstlichen oder doch ritterlichen Geschlechtes waren, ihre Waffen gegen die Heiden, die in ihrer Nähe wohnten und häufige Einfälle in das christliche Deutschland machten. Zu Heinrich's IV. Zeit waren die wendischen Stämme an der Nordgrenze von Deutschland durch ihren christlichen Fürsten Gottschalk in ein großes Reich vereinigt worden, sie hatten aber 1066 Gottschalk erschlagen und alle Spuren des Christenthums wieder ausgerottet (s. S. 240 u. 246). Unter ihren damaligen Häuptlingen war Kruko der mächtigste. Dieser nahm seinen Sitz in Mecklenburg, machte sich Holstein, Stormarn und Dithmarschen tributbar, und blieb so lange im ungestörten Besitze seiner Herrschaft, bis Gottschalk's Sohn, Heinrich, welcher früher nach Dänemark geflüchtet war, seine Gemahlin gewann und ihn mit Hülfe derselben erschlug (1105). Heinrich war nun Herrscher über die Stämme in Mecklenburg und Holstein, schloß sich aber aus Mistrauen gegen seine Landsleute an die Christen an, und huldigte dem Herzog Magnus von Sachsen. Er erbitterte dadurch seine Unterthanen; sie empörten sich, und konnten nur mit Hülfe der Sachsen wieder bezwungen werden. Er drückte dann alle, die am Aufstande Antheil genommen hatten, noch weit härter, als zuvor, und begründete seine Herrschaft über sie durch Waffengewalt. Dies kam am meisten den benachbarten Deutschen zu Statten, weil seit dieser Zeit die Streifzüge in ihre Länder aufhörten. Nachher ward Heinrich von den Rugiern oder Ranen angegriffen, welche den Mittelpunkt ihres Cultus auf der Insel Rügen hatten, und bis tief in Preußen hinein mächtig waren. Diese Völkerschaft

hatte zwar, wie alle wendischen Stämme, einen Häuptling oder Anführer, richtete sich aber zugleich auch nach den Weisungen ihres Oberpriesters, und verband also die priesterliche Regierung mit der königlichen. Ihr Hauptgott war Swantewit, dessen Tempel auf Rügen stand, und dem sie alles erbeutete Gold und Silber brachten, weil sie selbst im Verkehr ihres Lebens sich der edlen Metalle nicht bedienten. Die Rugier überfielen Heinrich in Lübeck, wo er seinen Sitz genommen hatte, wurden aber von ihm geschlagen, und nebst den vielen anderen Völkerschaften, denen Swantewit ebenfalls als Hauptgottheit und sein Tempel als Mittelpunkt der Herrschaft galt, unterworfen. Seit der Zeit war Heinrich Herr des ganzen Wenden-Landes bis nach Havelberg und Brandenburg hin. Die Rugier erschlugen nachher seinen Sohn Waldemar, dem er die Oberaufsicht über die pommerische Küste und über die bedeutenden Zölle und Abgaben, welche auf derselben erhoben wurden, übertragen hatte; und Heinrich unternahm darauf mit einem Scheine des Rechts einen Raubzug gegen den Tempel Swantewit's, wobei die Hülfstruppen der Sachsen seine Hauptstärke ausmachten. Dieser Zug verschaffte ihm selbst und den Sachsen ausgezeichnete Reichthümer, ohne die Rugier ärmer zu machen, obgleich damals bei weitem nicht der ganze Tempelschatz geplündert wurde. Gleich nachher fiel sein Reich zusammen, weil die Sachsen zu Heinrich's V. und Lothar's Zeiten in anderen Gegenden des Reiches beschäftigt waren, und also ihm und seinen Söhnen keine Hülfe mehr leisten konnten. Ein Volk nach dem anderen riß sich los, und bald nach Heinrich's Tode (1121) zerfiel der große wendische Staat völlig. Die Holsteiner und Stormarn, die zwar einen Anstrich von Christenthum hatten, aber lieber in Hainen und an Quellen, als in den Kirchen ihren Gottesdienst verrichteten, schlossen sich damals an die Wenden an. Die Rugier erneuerten, um die erlittenen Beleidigungen zu rächen, ihre verheerenden Einfälle und plünderten Lübeck. Räubereien wurden wieder die gewöhnliche Beschäftigung aller Bewohner der Ostseeküste, und überall herrschte Verwirrung und Verwüstung, obgleich Lothar schon als Herzog von Sachsen, um eine bessere Ordnung der Dinge in Holstein herzustellen, dieses Land dem Grafen Adolf von Schaumburg übergeben, und nachher als Kaiser bis in das Innere von Schles-

wig mehrere Züge unternommen hatte. Weder Holstein, noch die Länder an der Elbe blieben verschont; die Wenden warfen überall das Christenthum von sich, und bildeten bis nach Danzig hin eine Anzahl kleiner heidnischer Reiche. Jedes dieser Reiche hatte seinen eigenen Cultus, alle zusammen aber erkannten den Götzen auf Rügen als ihre Hauptgottheit an; Swantewit's Tempel war gewissermaßen das Delphi der verbündeten Wenden und sein Oberpriester ihr Orakel, die Christen aber wurden als liebliche Opfer des grausamen Götzen angesehen. Während nachher Heinrich der Stolze und Albrecht der Bär um das Herzogthum stritten, kämpften Adolf von Schaumburg und Heinrich von Badewide um den Besitz von Holstein, und die Wenden hatten also Zeit genug, ein mächtiges Reich zu stiften, an dessen Spitze die beiden Obotriten-Fürsten Niklot und Pribislav standen. Gegen diesen Slavenstaat richteten 1147 die norddeutschen Fürsten unter der Anführung des jungen Sachsen-Herzogs, Heinrich des Löwen, ihren Kreuzzug, während Konrad und die Süddeutschen nach Palästina zogen.

Der Erfolg beider Unternehmungen war auf gleiche Weise unrühmlich. Konrad's Kreuzfahrt nahm, wie unten gezeigt werden wird, einen unglücklichen Ausgang, und der Zug gegen die Wenden hatte keine andere Wirkung, als arge Verheerungen des Landes, welche dann die Wenden an den Westphalen und Holländern vergalten, die Graf Adolf in Holstein angesiedelt hatte. Dagegen nahm ein Kreuzzug, den die Deutschen am Niederrhein mit einigen Westphalen und Niederländern gegen die Mauren in Portugal machten, einen rühmlichen Ausgang. In diesem Lande hatte am Ende des vorigen Jahrhunderts König Alphons VI. von Castilien und Leon dem Grafen Heinrich von Burgund, der mit einer Schaar tapferer Krieger nach Castilien gekommen war und im Kampfe mit den Mauren ausgezeichnete Dienste geleistet hatte, seine Tochter zur Gemahlin und das zwischen Minho und Duero gelegene Land zum Lehen gegeben, und so die Entstehung eines neuen Reiches veranlaßt, welches nachher von dem Hafen Cale oder Oporto den Namen Portugal erhielt. Heinrich's Sohn, Alphons I., belagerte gerade die Stadt Lissabon, als jene Kreuzfahrer, an die sich unterwegs noch viele Engländer angeschlossen hatten, an der Mündung des Tajo landeten. Sie halfen ihm die

Stadt erobern, und kehrten darauf mit reicher Beute in ihre Heimath zurück. Im Wenden-Lande bewirkte bald nachher der fromme Mönch Wizelin durch seine Predigten, was seine Landsleute vergebens mit den Waffen versucht hatten. Er arbeitete mit Ausdauer und Glück für die Verbreitung des Christenthums, und dieses faßte wieder feste Wurzeln bei den Wenden, obgleich Heinrich der Löwe, um von Wizelin's geistlichem Saamen die zeitlichen Früchte zu genießen, dem wackeren Mönche Schwierigkeiten bereitete und nicht eher ruhte, als bis dieser ihn in dem ärmlichen Bisthum, das er im Mecklenburgischen gestiftet, als Oberlehensherrn anerkannt hatte.

Konrad hatte, ehe er seinen Kreuzzug antrat, dem Namen nach seinen Sohn Heinrich, welcher vorher zum römischen König erwählt worden war, an die Spitze der Geschäfte gestellt; in Wirklichkeit aber war Wibald, Abt von Stablo, Malmedy und Corvei (s. S. 345 f.), während der Abwesenheit des Königs Regent und Lenker des Reiches. Wibald hatte als Freund des Königs Konrad, als der erste Gelehrte und als der tüchtigste Geschäftsmann ungemein großes Ansehen in Deutschland. Man nannte ihn seiner Gewandtheit im Ausdruck wegen den Cicero seiner Zeit, er faßte sowohl unter Konrad, als auch im Anfange der folgenden Regierung alle kaiserlichen Briefe und Documente ab, und sein Bruder begleitete den König Konrad auf dem Kreuzzuge als Kanzler. Wibald gehörte zwar, wie bereits früher angedeutet ist, zu den Wenigen, welche die wissenschaftliche Richtung ihrer Zeit klar erkannten und das Verhältniß der damaligen Schulstudien zum Leben richtig beurtheilten; dessen ungeachtet sieht man aber auch aus seiner Geschichte, wie nachtheilig es für das Reich und für die Aufrechthaltung des Herkommens war, daß die Geistlichen als die einzigen Gelehrten jener Zeit überwiegenden Einfluß hatten, und fast ausschließlich zu allen den Geschäften gebraucht wurden, welche nicht mit dem Schwerte beendigt werden konnten. Wibald verfuhr, sobald es seine Politik verlangte, ohne Rücksicht auf Sitte und Herkommen, und besaß dabei einen solchen Pfaffenhochmuth, daß wir z. B. in einem seiner Briefe, den er an einen Mönch schrieb, die stolzen Worte finden: „Ich spreche zu dir in der Einzahl, während ich sonst im Verkehr mit

Mönchen mich der Mehrzahl zu bedienen pflege; allein ich habe es jetzt mit einem Gelehrten und Philosophen zu thun."

Konrad beschleunigte seine Rückkehr aus Palästina, weil er die Nachricht erhielt, daß der Gegner seines Hauses, der Oheim des jungen Herzogs von Sachsen, mit Roger von Sicilien einen Bund geschlossen habe. Welf hatte zwar den Kreuzzug mitgemacht, war aber schon vor dem Könige wieder heimgekehrt, und hatte unterwegs mit dem Könige Roger von Sicilien, der sich durch die enge Freundschaft Konrad's mit dem Kaiser von Constantinopel, seinem geschworenen Feinde, bedroht sah, Verabredungen gegen Konrad getroffen. Reichlich mit Geld versehen, reiste er von Neapel nach Deutschland zurück, und unterhandelte unterwegs nicht nur mit dem Pabste, sondern regte auch die lombardischen Städte auf, und knüpfte mit seinen Verwandten in Este (s. S. 247) Verbindungen gegen Konrad an. Dieser bot gleich nach seiner Zurückkunft (1149) das ganze Reich gegen ihn auf; noch ehe aber die Reichshülfe ankam, hatte sein Sohn, Heinrich, den alten Welf bereits geschlagen. Nun legten sich die beiderseitigen Freunde ins Mittel, und die Sache ward durch ein förmliches gerichtliches Verfahren geschlichtet, obgleich Wibald nachdrücklich auf der Entscheidung durch Waffengewalt bestanden, und sich dabei, wie in neuerer Zeit Ludwig XIV. und Bonaparte, auf den Gedanken gestützt hatte, daß die Stimme der Gerichte nur in einem kleinen Raume vernommen, Kriegsthaten aber, wenn sie mit einigem Glanze ausgeführt werden, über den größten Theil des Erdkreises verbreitet würden. Kaum hatte Konrad die Ruhe in Süddeutschland wieder hergestellt, als man ihn auf jede Weise nach Rom zu locken suchte. Die Römer glaubten nämlich die Verfassung, die sie nach dem Muster der alten Zeiten Rom's eingerichtet hatten, nicht ehr befestigt, als bis der Kaiser dieselbe bestätigt habe; sie gaben sich daher große Mühe, ihm ihren neuen Senat als seinen einzigen wahren Freund in Italien vorzustellen, und rühmten sich in ihren Briefen an den Kaiser, daß sie den Pabst und seine Anhänger nur deshalb mishandelt und vertrieben hätten, weil diese sich mit Roger gegen die Ehre und das Ansehen des Kaisers verbunden gehabt. Wirklich fanden auch, wenn man nach den Briefen Konrad's und Wibald's urtheilen darf, die Grundsätze

Arnold's von Brescia, welcher damals an der Spitze der römischen Republik stand, bei dem deutschen Könige zum Theil Eingang. Er billigte es, daß die Priester weder Krieg führen, noch Blutvergießen erregen, sondern auf Predigen und Messe-Lesen als ihren einzigen Beruf beschränkt bleiben sollten, obgleich er in Deutschland diesen Grundsatz noch viel weniger hätte geltend machen können, als der neue römische Senat in Rom. Auch gefiel diese Ansicht seinem Minister und Diplomaten Wibald nicht, der ihm in seinen Unterhandlungen, besonders mit den Römern, ganz unentbehrlich war. Wibald wirkte daher in dieser Sache dem Sinn des Kaisers entgegen; er berief sich, sobald ein Auftrag ihm missiel, auf seine erschöpften Geldmittel, und lehnte unter diesem Vorwande insbesondere die Gesandtschaft an den Pabst, sowie die Besorgung eines Tractats mit dem griechischen Kaiser ab. Es zeigt sich bei der Gelegenheit recht auffallend, wie viel schwieriger die Lage des Beherrschers von Deutschland war, als die des Pabstes und der Könige von England und Frankreich. Die Männer, deren sich die Päbste bei ihren Unterhandlungen bedienten, waren Leute, welche stets bei dem Geschäfte blieben, und die Beherrscher von England und Frankreich hatten den großen Vortheil, daß es in ihren Ländern keine unabhängigen Geistlichen gab, daß also, da zu jener Zeit alle schriftlichen Geschäfte nur durch Geistliche verrichtet werden konnten, ihre Geschäftsmänner sich weit mehr, als in Deutschland, in den Willen des Regenten fügen mußten. Ein deutscher Kaiser dagegen fand, wie man besonders in Wibald's Verhältniß zu Konrad erkennt, manchmal gerade bei seinen eigenen Räthen und Unterhändlern die größten Schwierigkeiten. Aus diesem Grunde zog sich auch der von Konrad beabsichtigte Römerzug in die Länge, und der Kaiser starb endlich, ohne ihn ausgeführt zu haben (1152).

3. Das deutsche Reich unter Friedrich Barbarossa bis zur Demüthigung Heinrich's des Löwen.

Konrad hatte zwei Söhne, von diesen starb aber der Ältere, Heinrich, schon zwei Jahre vor ihm, und der Zweite, Friedrich von Rothenburg, der nachher Herzog von Schwaben wurde, war bei des Vaters Tode erst acht Jahre alt. Der König übergab auf seinem Todbette die Reichsinsignien nicht diesem Sohne, sondern seinem tapferen Neffen, Friedrich I. Barbarossa, weil er in der damaligen Lage des Reiches das Interesse seines Hauses dem Vortheile seines Sohnes vorziehen zu müssen glaubte. Da ganz Deutschland den von ihm empfohlenen Friedrich schon vorher als den Mann erkannt hatte, welcher der Krone am würdigsten sei, so wurde derselbe schon siebenzehn Tage nach Konrad's Tode von den Ständen einstimmig zum Oberhaupte des Reiches erwählt. Friedrich Barbarossa war der einzige deutsche Fürst, welcher unter den damaligen Umständen der kaiserlichen Würde den Glanz erhalten konnte, den ihr Konrad wieder verschafft hatte. Auch waren die Umstände niemals günstiger, um diesen Glanz zu vermehren. Die immer wachsende Kampf- und Raubluft des zahlreichen Adels und dessen Streit mit den Fürsten auf der einen und den Bürgern der vielen Städte auf der anderen Seite machten das Bedürfniß eines Schiedsrichters recht fühlbar; die Verständigen schlossen sich gern an den Kaiser an, und Konrad hatte die Verbindung des Hauptes und der Glieder des Reiches dadurch befördert, daß er die alte Ordnung der Hoftage erneuert hatte. Diese waren von ihm wieder ganz so, wie in den vorigen Zeiten gehalten worden, die Fürsten und Herren hatten, je nachdem es in den Berufungsschreiben ausgesprochen war, mit einem glänzenden oder einem geringen Gefolge erscheinen müssen, und zwar ebensowohl die ersten Geistlichen des Reiches, als die niedere Ritterschaft, weil Konrad selbst die Erzbischöfe nur als seine Hofbeamten anzusehen pflegte, und bei Kriegszügen über ihre und ihrer Stifter Vasallen, sowie über ihre Person unbedingt ver-

fügte. Als z. B. einst das Kloster zu Quedlinburg mit dem Interdict belegt worden war, hatte er diesen durch einen kaiserlichen Befehl ohne Weiteres aufgehoben.

Sobald Friedrich an die Regierung gekommen war, richtete er seinen Blick nach Italien, und faßte den großartigen Entschluß, in geistlichen und weltlichen Dingen, sowie in der Ausdehnung des Reiches den Zustand der Karolingischen und Ottonischen Zeit zurückzuführen. Zu diesem Entschlusse trug nicht wenig bei, daß die ganze Lage der Dinge in Italien seinen Plan zu begünstigen schien, und daß an seiner Erwählung zum Reichsoberhaupt auch italiänische Große Theil genommen hatten. Die Städte des nördlichen Italiens, welche immer demokratischer geworden waren und bei ihrem blühenden Handel fortwährend an Wohlstand zunahmen, lagen in steter Feindschaft mit einander. Besonders bedrohte damals die Stadt Mailand alle anderen. Sie war so groß und mächtig geworden, daß schon 1137 auf einer feierlichen Versammlung, welche Lothar II. in den roncalischen Feldern hielt, nicht weniger als vierzigtausend Mailänder in Rüstung erschienen waren. Die Mailänder hatten in der letzten Zeit ihre Herrschaft rings herum ausgedehnt, und zwangen nicht blos alle Landherren, wenn sie ihre Güter in Frieden besitzen wollten, sich in Mailand Häuser zu bauen und Bürger ihrer freien Volksgemeinde zu werden, sondern sie demüthigten und zerstörten auch jede Stadt, die sich dem lästigen Bunde mit ihnen entzog. Dies hatten, wie wir unten sehen werden, besonders Lodi und Como erfahren. Im mittleren Italien unterhielt Pisa einen ununterbrochenen Briefwechsel mit dem kaiserlichen Hofe, und nach Rom rief nicht blos das Volk, das sich die Regierung angemaßt hatte, sondern auch der Pabst den Kaiser, um ihren unversöhnlichen Zwist zu schlichten. In Unteritalien endlich hatte Roger von Sicilien stets Feindseligkeiten mit dem griechischen Kaiser, Manuel I., der sich mit Konrad gegen ihn verbunden, diesen um einen Römerzug bestürmt und sich, um ihn dazu zu bringen, sogar herabgelassen hatte, dem ersten Minister des deutschen Kaisers, Wibald, durch Briefe und Geschenke zu schmeicheln. Friedrich sah indessen, als die deutschen Stände einen vorgeschlagenen Kriegszug nach Ungarn ablehnten, daß er durchaus nicht an Italien denken könne, wenn er nicht

vorher seinen Herrscherplan zu einer Reichsangelegenheit gemacht habe. Das Mittel dazu fand er in der Ankunft apulischer Reichsvasallen, welche von Roger vertrieben worden waren und Hülfe in Deutschland suchten. Diese mußten auf einem Reichstage nach der Sitte der Zeit mit lautem Wehklagen die Hülfe des Reiches anrufen und dadurch die Stände gewissermaßen zwingen, den Zug nach Italien als einen Reichskrieg zu beschließen. Doch ward derselbe noch auf zwei Jahre hinausgeschoben. Da ohne die Hülfe der Sachsen und ihres jungen Herzogs, welcher noch immer dem väterlichen Herzogthum Baiern nicht entsagt hatte, kein günstiger Erfolg von der italiänischen Unternehmung zu hoffen war, so legte Friedrich den alten Proceß über Baiern noch einmal einem Reichstage vor, und forderte Heinrich von Östreich auf, den rechtlichen Besitz des Landes vor seinen Pairs zu erweisen. Der Letztere erschien jedoch, weil er die Sache als abgethan ansah, weder damals noch im nächsten Jahr auf dem Reichstage, und Friedrich benutzte dies, um Heinrich den Löwen dadurch an sich zu knüpfen, daß er ihm Baiern zusprach. Auch von der Mitwirkung der höheren Geistlichkeit hing für das Gelingen der Unternehmung sehr viel ab; Friedrich suchte daher solche Männer in die bischöflichen Stellen zu bringen, welche ihm ihre Stimme auf den Reichsversammlungen und ihre Leute zu seinen Kriegen geben mußten. Er kümmerte sich dabei weder um die vorgenommenen Wahlen, noch auch um den Widerspruch des Pabstes, wies vielmehr die Legaten des Letzteren mit Unwillen zurück, und hielt das kaiserliche Ansehen nicht weniger in geistlichen, als in weltlichen Geschäften aufrecht.

Als er den Herzog von Sachsen, der seine herzogliche Gewalt ebenso in Norddeutschland gebrauchte, wie Friedrich die kaiserliche im Reiche, gewonnen hatte, entwickelten sich seine Absichten deutlicher. Damals begann er auch durch seine Rechtslehrer das System der Verfechter des kaiserlichen Ansehens sowohl gegen die Anmaßungen der Kirche, als gegen die Republikaner in Italien mit Festigkeit behaupten und durchsetzen zu lassen. Diese italiänischen Republikaner oder, wie sie nachher hießen, die Guelfen, erfanden nämlich ein eigenes politisches System; sie setzten dem Rechte und der Gewalt des Kaisers das Christenthum als eine

Republik eigener Art entgegen, und wußten die chriſtliche Hierarchie, an deren Spitze der Pabſt ſtand, ſehr gut mit dem Syſtem ihrer bürgerlichen Freiheit in Verbindung zu bringen. Auf dieſe Weiſe kämpften nachher Pabſt und Republiken, zu Einem Grundſatze vereinigt, gegen die Anhänger des Kaiſers oder die Ghibellinen, welche ihnen entgegenſetzten, daß ſeit der Vernichtung der römiſchen Freiheit durch Julius Cäſar Gewalt und Geſetz vom Volke an den Kaiſer übergegangen ſeien, daß alſo ſeinem Willen allein die Allgewalt der Herrſchaft und die Majeſtät des Geſetzes zukomme. Der ghibelliniſche Grundſatz ſiegte zwar ſchon damals in den Schulen und Gerichtshöfen, wo man das Juſtinianeiſche Recht als höchſte Weisheit verehrte; dagegen war aber in der Form der Verfaſſung und in der politiſchen Verwaltung der italiäniſchen Städte von den kaiſerlichen Rechten bereits auch jede Spur verwiſcht. Dieſe Städte hatten ſeit Heinrich's IV. Zeit, als die Kaiſer die Ordnung nicht erhalten konnten, ſich immer größere Freiheiten und Rechte angemaßt, ſie bildeten zuletzt Bündniſſe unter ſich und führten Kriege, als wenn ſie völlig unabhängige Staaten wären. In einem ſolchen Kriege war 1110 Lodi von den Mailändern zerſtört und ſeine Bürger in ſechs offene Flecken vertheilt worden. Ebenſo hatten ſich die Mailänder 1127 nach einem langjährigen Kriege Como unterworfen, obgleich zwölf Städte demſelben Hülfe geleiſtet hatten. Die nämlichen Mailänder zeigten dem neuen Kaiſer ſelbſt ein Jahr vor ſeinem Römerzuge in recht auffallender Weiſe, wohin es mit dem kaiſerlichen Anſehen in den italiäniſchen Staaten gekommen war. Einige Handelsleute von Lodi trugen dem Kaiſer bittere Beſchwerden über die Bedrückungen vor, welche ihre Vaterſtadt von den Mailändern zu erdulden hatte. Friedrich ſchickte darauf ein abmahnendes Schreiben nach Mailand; hier verachtete man aber nicht allein den kaiſerlichen Befehl, ſondern man wagte es ſogar, das Schreiben, in welchem er enthalten war, zu zerreißen und mit Füßen zu treten. Während die Mailänder in ihrem Übermuth ſich ſo weit vergaßen, gingen Arnold von Breſcia und ſeine Römer mit dem Gedanken um, für ſich allein einen römiſchen Kaiſer zu wählen, damit ſie deſto ſicherer in den Beſitz ihrer alten Rechte kämen. Dieſe beiden Umſtände machten die Sache des Kaiſers zu einer Ehrenſache des

Reiches, und bewogen ihn selbst, seinen Zug zu beschleunigen, zumal da der Tod des Königs Roger II. (1154), dessen Sohn und Nachfolger, Wilhelm I., die Talente seines Vaters nicht besaß, auch in Unteritalien die Behauptung der kaiserlichen Rechte zu erleichtern schien.

Friedrich eilte im Oktober 1154 ohne hinreichende Macht in die Lombardei, deren Anblick ihn, wie einst seinen Oheim, wegen des ganz verschiedenen Zustandes der Gesellschaft, wegen der Wohlhabenheit und des Selbstvertrauens ihrer Bewohner und wegen der Mannichfaltigkeit und Lebhaftigkeit ihrer Künste und Gewerbe nicht wenig überraschte. Er hielt, besonders der Mailänder wegen, eine große Versammlung auf den roncalischen Feldern, um alle diejenigen, welche nicht erscheinen würden, verurtheilen zu können; die schlauen Mailänder fanden sich aber wider Erwarten ein, und als die Städte Pavia, Lodi und Cremona eine Anklage gegen sie vorbrachten, unterwarfen sie sich, weil sie des Kaisers Waffen fürchteten, einem gerichtlichen Ausspruche. Sie wurden zu einer Geldbuße von tausend Mark und zur Freilassung der kurz vorher gefangenen Bürger von Pavia verurtheilt. Friedrich fand jedoch leicht einen Vorwand, sie dessen ungeachtet der Treulosigkeit zu beschuldigen und eine feindselige Stellung gegen sie anzunehmen. Sie hatten nämlich nicht nur den Kaiser selbst durch Geld zu gewinnen gesucht, sondern ihre Abgeordneten, welche Friedrich als Wegweiser angenommen hatte, führten auch das deutsche Heer absichtlich in öde Gegenden. Friedrich konnte sich zwar nicht sogleich gegen ihre Stadt selbst wenden, er griff aber ihre Verbündeten, die Bürger von Chieri und Asti, an, und schleifte die Mauern derselben. Noch weit härter züchtigte er eine andere Bundesgenossin Mailand's, die Stadt Tortona, die sich weigerte, dem Bunde mit Mailand zu entsagen und sich dagegen an das kaiserlich gesinnte Pavia anzuschließen. Zwei Monate lag Friedrich vor der Stadt; als er sie endlich nahm, überließ er es den Pavesanern und anderen Nachbarn, ihre Rache ebensowohl an den Einwohnern, als an den Mauern und Gebäuden auszuüben, und trat mit seinen Deutschen den Marsch nach Rom an. Seit dieser Zeit entstand eine unversöhnliche Feindschaft zwischen der Republik Mailand und dem Kaiser. Die Mailänder boten

alle Mittel auf, um die Stadt Tortona, deren Bewohner ſich größtentheils zu ihnen geflüchtet hatten, dem Kaiſer zum Trotz völlig wiederherzuſtellen. Sie erſchöpften zu dieſem Zwecke nicht nur ihren öffentlichen Schatz, ſondern es ward auch zwiſchen den einzelnen Bürgern die beſondere Vereinigung getroffen, daß von den ſechs Quartieren ihrer Stadt ſtets vier nach Tortona zogen, und dort entweder bauen halfen, oder die Paveſen abhielten, die Werkleute zu beunruhigen.

Friedrich hatte ſich unterdeſſen in Pavia mit der lombardiſchen Krone krönen laſſen, und war dann nach Rom gezogen, wo kurz vorher Arnold von Brescia dem Pabſte Hadrian IV. hatte weichen müſſen. Mit dem Letzteren hatte der Kaiſer ſchon beim erſten Zuſammentreffen zu Viterbo einen Zwiſt über ceremonielle Ehren, welche derſelbe in Anſpruch nahm. Es war nämlich Sitte, daß der Kaiſer dem Pabſte beim Abſteigen den Steigbügel hielt, eine Höflichkeitsbezeugung, welche im Mittelalter keine weitere Bedeutung hatte (ſ. S. 306). Friedrich unterzog ſich derſelben bei ſeinem erſten Zuſammentreffen mit Hadrian entweder gar nicht, oder er that es nicht auf die übliche Weiſe, und Hadrian erhob darüber einen Streit, welchen Friedrich zuletzt dadurch beilegte, daß er ſich jener Sitte als einer Sache der Form und des Herkommens unterwarf. Kaum war der Pabſt beruhigt, als Friedrich mit dem ſogenannten römiſchen Volk und deſſen Senat in einen noch heftigeren Streit gerieth. Die Römer ſchickten ihm nämlich Abgeordnete entgegen, ließen ihm ſtolz die Kaiſerkrone anbieten, und forderten dafür nicht nur die Anerkennung ihrer alten Rechte und Gewohnheiten, ſondern ſie verlangten auch Brief und Siegel darüber und fünftauſend Pfund Silber. Friedrich wies ſie unwillig von ſich, drang ſogleich in die Stadt Rom ein, und ließ ſich unmittelbar darauf vom Pabſte krönen. Die Römer griffen aber gleich nach der Krönung das deutſche Heer an, und es kam zu einem blutigen Kampfe, in welchem ſie ſelbſt wie gewöhnlich den Kürzeren zogen, und nicht weniger als tauſend Bürger erſchlagen oder in der Tiber ertränkt wurden, während von den Deutſchen faſt kein Mann fiel. „Empfange, o Rom, ruft Friedrich's Geſchichtſchreiber und Zeitgenoſſe, Otto von Freiſingen, bei der Gelegenheit aus, empfange deutſches Eiſen ſtatt

des arabischen Goldes! Dies ist das Geld, welches dein Herr dir für deine Krone anbietet." Besonders rüstig hatte Heinrich der Löwe auf den römischen Pöbel eingehauen, und wie sehr die Stimmung des Pabstes gegen seine Pfarrkinder damals zu ihrem Nachtheile war, kann man daraus ersehen, daß dieser dafür den Herzog nicht nur hoch belobte, sondern auch sogleich einem von Heinrich willkürlich eingesetzten Bischof der Wenden die Weihe ertheilte, die er bis dahin aus gerechter Rücksicht auf die Einsprache des Erzbischofs von Bremen verweigert hatte. Der Kaiser opferte im ersten Zorn über die bettelstolzen Römer auch Arnold von Brescia der Rache des Pabstes. Er hatte vor seiner Ankunft in Rom dem Pabste in einem Vertrage versprochen, sowohl den neuen römischen Staat aufzulösen, als auch Arnold von den Freunden, bei denen er sich versteckt hatte, sich ausliefern zu lassen und dem Pabste zu übergeben. Bisher hatte er bedächtlich gezögert, sein Versprechen zu erfüllen; jetzt aber ließ er den verfolgten Republikaner in seiner Freistätte aufspüren und an den Pabst überliefern, auf dessen Befehl derselbe dann sogleich verbrannt wurde. Bald trieb die Furcht vor dem Sommerfieber den Kaiser nach Spoleto, und da auch hier die Hitze seine Kriegsgenossen theils verscheuchte, theils danieder warf, so trat er den Rückweg nach Deutschland an. Auf diesem Marsche wäre er an einer Stelle der Tyroler Pässe wahrscheinlich umgekommen, hätte ihn nicht die Tapferkeit seines Bannerträgers, des Pfalzgrafen von Baiern, Otto von Wittelsbach, auf eine fast wunderbare Art errettet. Das deutsche Heer war nämlich rund um von Felsen eingeschlossen, und eine lombardische Schaar sperrte von einer Höhe aus die einzige offene Stelle des Weges; Otto erkletterte aber mit zweihundert Rittern in schwerer Rüstung, trotz der Steilheit der Felsen, die über den Feinden emporragenden Spitzen, und erzwang so den Durchgang. In Deutschland brach Friedrich sogleich, erbittert über eine Treulosigkeit der Griechen, die mit diesen bereits früher angeknüpften Unterhandlungen wieder ab. Er war schon vor dem Zuge nach Italien mit dem Kaiser Manuel sowohl wegen der Normannen, als auch wegen der beabsichtigten Vermählung mit einer griechischen Prinzessin in diplomatischen Verkehr getreten, und jetzt sollte der Abt Wibald, der die Correspondenz mit den Griechen

geführt und Manuel's ganze Aufmerksamkeit erregt hatte, an der Spitze einer Gesandtschaft nach Constantinopel abgehen; diese unterblieb aber, weil die Griechen sich einen schändlichen Betrug erlaubt hatten. Sie hatten nämlich in ihrem Kriege mit Wilhelm von Sicilien durch die mit dem Siegel Friedrich's versehenen Briefe, die in ihren Händen waren, die Reichsvasallen im Neapolitanischen bewogen, griechische Besatzung in ihre festen Plätze aufzunehmen, und auf diese Weise einen großen Theil der Küste in ihre Gewalt gebracht Der dadurch erlangte Vortheil währte jedoch nicht lange, da ihnen Wilhelm alle jene Städte bald wieder entriß; Friedrich aber war so aufgebracht über sie, daß er die nach Constantinopel bestimmte Gesandtschaft nicht abgehen ließ, und die griechischen Gesandten, welche zu ihm nach Deutschland kamen, lange nicht sehen wollte, sondern an der Grenze anhalten ließ und ihnen das Gehör versagte.

In Deutschland lebte bei des Kaisers Rückkehr Recht und Gerechtigkeit wieder auf. Die Fürsten lernten, daß sie Glieder eines Reiches und dem Gesetze unterworfen seien, sie mußten sich vor Gericht stellen, und die alte Strafe des Hundetragens (s. S. 76) ward gegen sie erneut; der rheinische Pfalzgraf, Hermann von Stahleck, der sich selbst mit gewaffneter Hand Recht verschaffte, war der Erste, welcher 1156 nebst zehn mitschuldigen Grafen diesem Schimpfe unterworfen ward. Die Ritterschaft verlor, so oft sie Raub und Mord übte, ihre Burgen; den Bürgern aber wurden ihre Privilegien erneut; die Künste endlich erfreuten sich des kaiserlichen Schutzes. Friedrich selbst verstand und übte meisterhaft die damals von den Ufern des Ebro bis an den Po blühende Kunst der Provenzalen, und gab einen glänzenden Beweis davon, als er 1155, bei der Huldigung der Provence, der um ihn versammelten ritterlichen Dichterzunft ihre Gesänge mit einem berühmten Liederspruch erwiderte; ja, er machte seinen Namen unter diesen Sängern so berühmt, daß einer von ihnen aus der folgenden Generation, als die Lieder des Südens auch an der Loire und Seine gesungen wurden, den Kaiser Friedrich unter den weisen und begeisterten Fürsten der Vorzeit nennt, welche die Gegenwart vermisse. Die einzige schwierige Angelegenheit, welche Friedrich in Deutschland vorfand, war die Ausgleichung des neu ausgebrochenen

Streites zwischen Heinrich dem Löwen und dem Markgrafen von Östreich. Sie ward aber 1156 auf einem Reichstage dadurch beigelegt, daß der Letztere zu Gunsten des Ersteren dem Herzogthum Baiern entsagte, und dagegen für seine durch einen kleinen Theil von Baiern vergrößerte Markgrafschaft Östreich den Titel und Vorzug eines Herzogthums erhielt. Dann wurde ein allgemeiner Frieden beschworen, damit die ganze Reichsmacht gegen die Mailänder gerichtet werden könne; doch ward, als man diesen Nationalfeldzug beschloß, der ausdrückliche Vorbehalt beigefügt, daß jeder nur diesseit der Apenninen zu dienen verpflichtet sei. Kurz vor dem zweiten italiänischen Zuge, der das kaiserliche Ansehen im Süden der Alpen herstellen sollte, erneute Friedrich die Reichsversammlungen in Burgund, und erpreßte von den Polen und Ungarn wenigstens Geldsummen, da die Umstände ihn hinderten, seinen eigentlichen Plan gegen beide Völker auszuführen. Übrigens ist die glänzende Reichsversammlung, die er 1157 in der burgundischen Stadt Besançon hielt, nicht blos deshalb merkwürdig, weil ihm auf derselben alle burgundischen Bischöfe bis nach der Provence hin die Huldigung leisteten, sondern sie übte auch auf das Verhältniß des Kaisers zum Pabste einen großen Einfluß aus. Hadrian hatte, im Gedränge zwischen dem Normannen Wilhelm und den rebellischen Römern, den Ersteren als Herrn von Sicilien und Unteritalien anerkannt und mit diesen Ländern förmlich belehnt; darüber war Friedrich zwar aufgebracht, er sprach aber vor seinen und des Reiches Getreuen nicht davon, weil das deutsche Reich schon zu Lothar's Zeit der Behauptung eingebildeter Rechte auf Apulien entsagt hatte, und also durch jenen Schritt des Pabstes nicht unmittelbar berührt wurde. Dagegen wußte Friedrich einen zwischen ihm und dem Pabste ausgebrochenen Streit zu einer Sache der versammelten Reichsstände zu machen. Hadrian hatte ihn, weil ein schwedischer Bischof auf der Rückreise von Rom durch einige burgundische Edelleute mishandelt worden war, in einem Schreiben mit unverdienten Vorwürfen über die schlechte Polizei im Reiche überhäuft. Er hatte dabei zugleich, um den Vorrang der Kirche, welchen Friedrich zu bestreiten anfing, recht auffallend zu behaupten, absichtlich einige starke Ausdrücke hinzugefügt, nach denen es schien, als wenn er die Kaiserwürde für ein

Lehen des päbstlichen Stuhles halte. Friedrich ließ den Inhalt des Schreibens und die lateinischen Äußerungen eines der Legaten, welche dasselbe überbracht hatten, durch seinen Kanzler Rainold den versammelten Deutschen so übersetzen und erklären, daß Alle in den heftigsten Zorn über den Pabst geriethen. Auch ward eines Gemäldes Erwähnung gethan, welches Innocenz II. nach der Krönung Lothar's II. hatte verfertigen und im Lateran aufhängen lassen. Auf diesem Gemälde war Lothar vor dem Pabste knieend dargestellt, und dabei waren die Worte geschrieben: Rex venit ante fores, jurans prius urbis honores; post homo fit papae, sumit quo dante coronam (der König erscheint vor den Thoren, nachdem er vorher die Rechte der Stadt Rom beschworen hat; dann wird er der Lehensmann des Pabstes, von welchem er die Krone empfängt). Die Reichsversammlung war über die päbstlichen Anmaßungen aufs höchste erbittert. Otto von Wittelsbach zog sogar das Schwert gegen den Legaten, dessen Worte der Kaiser hatte verdeutschen lassen, und er würde ihn getödtet haben, wenn nicht Friedrich dazwischen gesprungen wäre. Hadrian gerieth in keinen geringen Schrecken, als er erfuhr, welchen Ernst die ganze Nation bei dieser Gelegenheit gezeigt hatte. Er versuchte zuerst die deutschen Bischöfe von den übrigen Reichsgliedern und ihrem Haupte zu trennen; diese antworteten ihm aber auf eine ebenso würdige als bescheidene Weise ganz im Sinne ihrer Mitstände, und der Pabst eilte darauf, den drohenden Sturm durch freundliche Briefe und befriedigende Erklärungen zu beschwören.

Die Absichten Friedrich's bei seinem zweiten Römerzuge konnten nicht zweifelhaft sein, da er denselben Kanzler, der in Besançon den ernsten und festen Ton gegen den Pabst angegeben, und den Pfalzgrafen Otto, der den Gesandten Hadrian's mit dem Tode bedroht hatte, vorausschickte. Diese Männer sollten in den Städten einstweilen die kaiserlichen Rechte geltend machen und diejenigen, die sich der Verletzung derselben schuldig gemacht hatten, gebührend bestrafen. Otto verfuhr in Italien geradeso, wie kurz vorher in Besançon: er zückte, als er einst auf italiänische Große stieß, welche mit den Griechen unterhandelt hatten, das Schwert gegen sie, und setzte sie dadurch so in Schrecken, daß sie sich seinen Bedingungen unterwarfen; die Griechen aber schalt er tüchtig und jagte sie

dann fort. Das Reichsheer selbst, welches im Sommer 1158 aufbrach, mußte sich theilen, und rückte auf verschiedenen Wegen in Italien ein. Später kam noch Heinrich der Löwe mit Adolf von Holstein und fünfzehnhundert auserlesenen Rittern. Heinrich strafte unterwegs den Frevel, den sich zwei Tyroler Grafen gegen Legaten des Pabstes, welche unter kaiserlichem Geleite reisten, erlaubt hatten und sicherte den kaiserlichen Boten die Wege. Friedrich entwarf, als alle seine Leute sich vereinigt hatten, eine vortreffliche Heerordnung, und machte sie mit Zustimmung des Heeres in fünfundzwanzig Artikeln als Gesetz bekannt. Er wollte sogleich militärisch gegen Mailand verfahren, ließ sich aber durch die römischen Juristen in seinem Gefolge bewegen, das gerichtliche Verfahren zu beobachten und die Termine einzuhalten, wodurch die Mailänder Zeit erhielten, sich zu rüsten. In Mailand hätte sich der Adel und die höhere Bürgerschaft gern gefügt; die Ärmeren aber bestanden auf dem Kriege, theils weil dieser sie nährte und den drückenden Lasten des gewöhnlichen Lebens entzog, theils aber auch aus Eifersucht auf die anderen Stände. Der Kaiser rückte mit allen seinen Truppen vor Mailand und begann eine förmliche Belagerung. Hartnäckig wehrte sich die Stadt gegen eine Macht von hundertfünfzigtausend Mann, während die Bürger von Pavia und Cremona gegen das mailändische Gebiet und seine Bewohner aufs grausamste wütheten, und in Mailand selbst zuletzt Mangel an den nothwendigsten Bedürfnissen einriß. Dessen ungeachtet wollten die geringeren Klassen der Bürgerschaft lange Zeit von keiner Capitulation hören, bis endlich Graf Guido von Blandrate, welcher zugleich Bürger von Mailand, Mitglied der Ritterschaft und bedeutender Gutsbesitzer der Gegend war, seine Vermittelung beim Kaiser anbot und, von den Wohlhabenden unterstützt, die Einwilligung des ganzen Volkes zur Unterhandlung erhielt. Die Bedingungen, welche Friedrich vorschrieb, wurden, so hart sie auch waren, angenommen. Die Mailänder sollten Abbitte thun, einen kaiserlichen Palast in ihrer Stadt erbauen, Geld zahlen, Geißeln stellen und, was das Härteste war, sich gefallen lassen, daß die Regalien oder kaiserlichen Rechte auf einer Versammlung festgesetzt würden, auf welcher der Kaiser selbst den Vorsitz führte. Nachdem die Bürger von Mailand in einem sehr demüth-

igen Aufzuge dem Kaiſer ihre Schuld bekannt und ſeine Verzeihung erfleht hatten, züchtigte Friedrich zuerſt die Städte Verona und Ferrara, und berief dann auf den Martinstag eine große italiäniſche Reichsverſammlung, in welcher ſeine Rechte und die Pflichten der Vaſallen und Unterthanen genau beſtimmt werden ſollten. Während er ſeine Vorkehrung für dieſe Verſammlung traf, brach ein Zwiſt zwiſchen ihm und dem Pabſte Hadrian IV. aus, weil dieſer den Sohn des Grafen von Blandrate, welchen Friedrich zum Erzbiſchof von Ravenna ernannt hatte, nicht beſtätigen wollte. Dazu kamen in der nächſten Zeit noch andere Vorfälle, welche den Bruch immer größer machten, und die Zwietracht zwiſchen den Oberhäuptern des Reiches und der Kirche ging zuletzt ſo weit, daß Hadrian nahe daran war, den Bann über Friedrich auszuſprechen, als er ſtarb (1159).

Ehe Friedrich die große Verſammlung auf den roncaliſchen Feldern eröffnete, hielt er zuerſt eine kleinere, zu der er nur ſolche Herren zuließ, von welchen weniger Widerſpruch zu befürchten war, und gewann vermittelſt der römiſchen Rechtslehrer in Bologna, Bulgarus, Martin Goſias, Jakob Hugolinus und Hugo de Porta Ravennate, die bedeutendſten Stimmen für das neue Evangelium von der kaiſerlichen Allmacht. Dann wagte er es ohne Scheu, vor den verſammelten Conſuln der lombardiſchen Städte durch jene Rechtslehrer den Satz behaupten zu laſſen, daß der kaiſerliche Willen die einzige Quelle alles Rechtes und aller Geſetze ſei, oder, wie die Bologneſer Juriſten ſich ausdrückten, daß das ganze Recht der Geſetzgebung vom Volke auf den Kaiſer übergegangen ſei, und daß alles, was derſelbe als ſeinen Willen ausſpreche, Geſetzeskraft habe. Dieſem Grundſatze gemäß wurde dann in der großen Reichsverſammlung der Begriff der dem Kaiſer zuſtehenden Rechte oder der Regalien ſehr weit ausgedehnt. Er ſelbſt wollte zwar von der ganzen Strenge dieſes ſonderbaren Rechtes keinen Gebrauch machen, aber er riß doch gleich nachher in Folge eines richterlichen Ausſpruchs, den er that, die Stadt Monza von Mailand ab, und ernannte die Conſuln oder Bürgermeiſter und die Podeſta's oder Stadtſchultheißen, welche er nach den Beſchlüſſen der roncaliſchen Verſammlung mit Einſtimmung der Gemeinden beſtellen ſollte, ohne vorhergegangene Wahl der Bürger. Während

er auf solche Weise despotisch verfuhr, wurden die erbitterten Lombarden und ihre Bundsgenossen durch Abgeordnete des griechischen Kaisers, die sich in Venedig aufhielten, zur Vertheidigung ihrer Freiheit ermuntert. Dazu kam, daß die deutschen Commissäre, welche die ihrem Herrn zugesprochenen Abgaben zu erheben hatten, sich auf eine Art benahmen, die keineswegs geeignet war, die Unzufriedenen zu beruhigen. Die Mailänder endlich fühlten zu drückend das Unglück eines Zustandes, welcher gewissermaßen zwischen Krieg und Frieden in der Mitte lag. Sie griffen daher auch schon ein Jahr nach der roncalischen Versammlung aufs neue zu den Waffen. Das Signal dazu war die schimpfliche Vertreibung des Kanzlers Rainold, der zu Mailand im Namen des Kaisers schaltete. Die Mailänder hatten jedoch ihre Kräfte nicht wohl berechnet; denn wiewohl Friedrich mit dem Pabste im Streite war, so blieb er doch immer einer einzigen Stadt überlegen, und diese konnte sich auf die Dauer unmöglich gegen die ganze deutsche Macht behaupten. Freilich war der Kaiser, obgleich ihn die Bürger von Pavia, Cremona, Lodi, Novara und Como unterstützten, lange nicht im Stande, die ungeheuere Stadt einzuschließen und förmlich zu belagern, weil seine Lehensmannschaft, welche nur auf kurze Zeit diente, ihn gleich nach dem Frieden mit Mailand verlassen hatte; er ängstigte aber die Mailänder anderthalb Jahre lang durch Verheerung ihres Gebietes, und schritt dann, als endlich neue Hülfe aus Deutschland angekommen war, zu entscheidenden Maßregeln. Er nahm sein Hauptquartier zu Lodi, schnitt allen Zusammenhang der Stadt mit Piacenza und dadurch alle Zufuhr von dorther ab, zerstörte rings um Mailand die Bäume und Saaten, und machte das Gebiet der Stadt zu einer Wüste. Unterdessen hatte sich sein Verhältniß zum Oberhaupte der Kirche in Folge einer zwistigen Pabstwahl so gestaltet, daß dadurch eine für die Mailänder günstige Wendung der Dinge herbeigeführt zu werden schien. Die in zwei Parteien zerfallenen Kardinäle hatten nach Hadrian's Tode, die Eine Alexander III., einen heftigen Gegner des Kaisers, die Andere Victor IV., einen Anhänger desselben, gewählt. Friedrich hatte darauf zur Entscheidung des Zwistes eine Kirchenversammlung in Pavia veranstaltet, auf welcher Alexander nicht erschien, Victor aber für den rechtmäßigen Pabst

erklärt wurde, und war dann gegen den Erſteren und ſeine Kardinäle mit dem römiſchen Senat und Volk in Verbindung getreten. Beide Päbſte verfluchten einander, und Alexander, der auch den Kaiſer in Bann that, verband ſich mit den Mailändern. Friedrich brachte 1161 in Lodi, wo er ſein Hauptquartier hatte, die Sache noch einmal vor ein Concil; dieſes fruchtete aber ebenſo wenig, als vorher die Kirchenverſammlung zu Pavia, beſonders weil der König Ludwig VII. von Frankreich, welchen Friedrich anfangs gewonnen hatte, auf die Seite ſeiner Gegner trat. Alexander ſah nämlich die Conſequenz eines ſolchen Gerichthaltens über Päbſte ein, und zog daher Ludwig von dem Kaiſer ganz ab, oder mit anderen Worten, er weckte die Furcht des Schwachen vor dem Starken, und bewirkte dadurch, daß die Sache in ihrem ſeitherigen Zuſtand erhalten wurde. Obgleich auf dieſe Weiſe Friedrich mit einem Gegenpabſte belaſtet blieb, und die Mailänder an Alexander und ſeinem Anhang eine neue Stütze erhalten hatten, ſo wurden die Letzteren doch durch den Kaiſer in die äußerſte Noth gebracht, und mußten ſich zuletzt dazu verſtehen, ſeine Gnade aufs Neue zu ſuchen (Frühjahr 1162).

Damals, wenn anders je, wäre der günſtigſte Augenblick geweſen, die deutſche Herrſchaft in der Lombardei feſt zu begründen, wenn Friedrich ſeinen Sieg mäßig gebraucht, und die Demüthigung der Mailänder nicht zu ihrem Verderben, ſondern nur zum Schrecken ihrer Bundesgenoſſen benutzt hätte. Er verfuhr aber gegen ſie und ihre Verbündeten aufs grauſamſte. Nachdem ſich die ganze Bürgerſchaft von Mailand ebenſo, wie drei Jahre früher, perſönlich vor ihm gedemüthigt und die Erhaltung ihres Lebens erfleht hatte, wurden die Mauern und Hauptgebäude ihrer Stadt niedergeriſſen und ſie ſelbſt in offene Flecken zerſtreut. Auch Brescia, Piacenza und andere mit Mailand verbündete Städte erlitten ein ähnliches Schickſal, und das unglückliche Tortona gab Friedrich, als er nach Deutſchland zurückkehrte, zum zweiten Male der Wuth der Paveſaner preis, welche daſſelbe dem Erdboden gleich machten. Alle lombardiſchen Städte litten ſeitdem durch die Habſucht der kaiſerlichen Obervögte und durch ritterlichen Trotz, der ihnen um ſo mehr unerträglich ſein mußte, da ihre Freiheit vorher ganz zügellos geweſen war. Die Folgen zeigten

sich schon im Jahre 1164, wo die geheimen Lockungen der Venetianer und des griechischen Kaisers, das Geld und die Versprechungen des von Friedrich bedrohten Königs von Neapel und Sicilien und die Ermunterungen des Pabstes Alexander III. gegen den deutschen Kaiser ein Bündniß der Städte Verona, Treviso, Padua und Vicenza hervorriefen, welches unter dem Namen des Veroneser Bundes bekannt ist. Schon diese Verbindung brachte den Kaiser in große Verlegenheit; er mußte, nachdem er im Herbste 1163 wieder nach Italien gegangen war, auf kurze Zeit über die Alpen zurückkehren, um von den Deutschen die Absendung neuer Truppen zu erbitten, und fand diese wenig geneigt, sich in Italien zu opfern. Anstatt nun, so lange noch die Deutschen der Römerzüge nicht ganz müde waren und einige lombardische Städte ihn schwach unterstützten, durch Milderung des Druckes seine Feinde zu versöhnen und die Streitigkeiten ohne Nachtheil für seine Ehre zu beendigen, vermehrten er und seine Leute die Bedrückungen, und brachten dadurch Alles zur Verzweiflung. Die kaiserlichen Beamten verfuhren mit der größten Willkür und Härte; sie sogen durch Abgaben, die sie auf alle möglichen Dinge legten, das Mark des Landes aus, und erhoben sogar manchmal dieselbe Steuer zweimal. Auf diese Weise wurden dann endlich selbst die getreuesten Städte zum Abfall genöthigt. Am 7. April 1167 kamen in einem zwischen Mailand und Bergamo gelegenen Kloster Abgeordnete von Cremona, Bergamo, Brescia, Mantua und Ferrara zusammen, und erweiterten das Veroneser Bündniß durch den Beitritt ihrer Städte zu einem lombardischen Bunde. Selbst die in mehrere Orte zerstreuten Mailänder schickten insgeheim Gesandte zu diesem Kongreß. Hier ward sogleich beschlossen, daß die Stadt Mailand mit Hülfe des ganzen Bundes durch eine allgemeine Steuer und Beihülfe wieder aufgebaut werden solle. Dieser Beschluß wurde um dieselbe Zeit ausgeführt, als der Kaiser gegen den Pabst zu Felde lag, und die Tapferkeit des Erzbischofs Christian von Mainz und des ehemaligen Kanzlers Rainold, der jetzt Erzbischof von Köln war, ihm den Zugang zum Sitze seines Hauptfeindes bahnte. Friedrich war nämlich im Frühjahr 1167 mit seinem Pabste Paschalis III., der nach Victor's Tode (1164) an dessen Stelle gewählt worden war, nach Mittelitalien

gezogen, und hatte, während er selbst Ancona belagerte und einnahm, dreihundert Ritter unter Rainold gegen Rom vorausgeschickt. Diese wurden in Tusculum von der ganzen Macht der Römer, die auf dreißigtausend Mann angegeben wird, angegriffen. Rainold ließ den Kaiser, der noch vor Ancona stand, dringend bitten, ihm Hülfe zu senden; keiner der weltlichen Fürsten seines Heeres aber wollte das Wagestück unternehmen. Da rief der Erzbischof Christian von Mainz alle seine Leute zusammen, zog durch Geld und Bitten noch Andere an sich, und eilte mit dreizehnhundert Mann dem bedrängten Rainold zu Hülfe. Bei Tusculum angekommen, legte er sich in einen Hinterhalt. Rainold that einen Ausfall, und beide Bischöfe erfochten mit ihrem kleinen Häuflein einen so vollständigen Sieg über die Römer, daß diese mehrere tausend Todte und eine noch größere Zahl Gefangene auf dem Schlachtfelde zurückließen. Einige Zeit nachher erschien der Kaiser mit seinem ganzen Heere vor Rom, nahm die Stadt ein, und nöthigte Alexander zur Flucht (Juli 1167). Er setzte Paschalis feierlich auf den päbstlichen Stuhl ein, und ließ sich von den Römern huldigen. Kaum hatte er jedoch auf diese Weise seine in der Lombardei völlig gesunkene Herrschaft in Rom neu gegründet, als das römische Sommerfieber in ganz ungewöhnlichem Grade zu wüthen begann, und mit dem blühenden Heere und der Krone der deutschen Ritterschaft, die sich um Friedrich gesammelt hatte, auch seine durch dreizehnjährige Bemühungen gegründete Macht vernichtete. Fast alle Gemeinen des Heeres und die tapfersten Führer, des Kaisers Neffe Friedrich von Rothenburg, der ihn in allen seinen Kriegen begleitet, der Erzbischof Rainold von Köln, der ihm mit der Lanze und der Feder gleich nützlich gewesen war, sowie mehr als zweitausend Mann ritterlichen Geschlechtes wurden das Opfer der mörderischen Krankheit.

Sobald die Nachricht von diesem Unglück in die Lombardei kam, erhob Alles von den Thälern Piemont's an bis zur Etsch die Waffen gegen den Kaiser, selbst das getreue Lodi ward genöthigt, dem Bunde gegen ihn beizutreten, und nur Pavia allein hielt fest an ihm. Wenn aber Friedrich je groß erschien, so war es damals. Er zog mit dem geringen Reste seiner Macht nach

Pavia, warf hier in einer öffentlichen Versammlung den Fehdehandschuh hin, und sprach über alle lombardischen Städte, die sich gegen ihn verschworen hatten, mit Ausnahme von Lodi und Cremona die Acht aus. Dann machte er an der Spitze der Pavesanischen Bürgerschaft und der wenigen Deutschen, die ihm noch übrig geblieben waren, häufige Streifzüge gegen die anderen Städte, besonders gegen das neu errichtete und ganz neu blühende Mailand. Um ihn daran zu hindern und Pavia zu verderben, erbauten seine Feinde zwischen Asti und Pavia da, wo drei Flüsse eine Fläche einschließen, eine neue Stadt, die sie dem Kaiser zum Trotz und ihrem Pabste zu Ehren Alessandria nannten. Diese Stadt zählte schon nach zwei Jahren in den eilig errichteten Strohhütten, von denen sie den Spottnamen della Paglia (die Strohstadt) erhielt, eine Bevölkerung von mehr als fünfzehntausend streitbaren Bürgern. Endlich ward die Zahl und Übermacht der Feinde zu groß, und Friedrich mußte nach Deutschland zurückeilen. Er bahnte sich unter großen Schwierigkeiten einen Weg über die Alpen, und entging in Susa, wo die Bürger sich gegen ihn verschworen und seinen Palast umzingelten, dem Tode nur dadurch, daß er den Hermann von Siebeneichen in seinen Waffen erscheinen und für sich ausgeben ließ (März 1168).

In Deutschland suchte Friedrich durch die feste Begründung seiner Macht diesseit der Alpen eine furchtbare Rückkehr nach Italien, an welche vorerst nicht zu denken war, vorzubereiten. Er zog die große und reiche Hinterlassenschaft seines kinderlos verstorbenen Neffen, Friedrich von Rothenburg, für sich ein; er rundete seine schwäbischen Güter durch Ankauf und Tausch; er ließ seinen ältesten Sohn, Heinrich VI., zum Nachfolger erwählen und krönen; er verschaffte allen seinen Söhnen beträchtliche Besitzungen, und wußte es in Burgund dahin zu bringen, daß er auch dort einen derselben versorgen konnte. Wer hätte damals, als Friedrich allen seinen Söhnen auf eine glänzende Weise zu Fürstenthümern verhalf, denken sollen oder mögen, daß schon sein Urenkel in Dürftigkeit fallen, und daß der letzte Sprößling seines Stammes durch Henkershand sterben würde! Auch auf Kosten Heinrich's des Löwen erweiterte und befestigte Friedrich um jene Zeit die Macht seiner eigenen Familie, indem er eine Übereilung

desſelben, zu welcher ihn Habſucht veranlaßte, geſchickt zu benutzen wußte. Heinrich befleckte nach der Schilderung eines Mannes, der ihn bei ſeinem nachherigen langen Aufenthalte in England hatte kennen lernen, den Ruhm ſeiner edlen Abkunft und glänzenden Tapferkeit durch übermäßige Habgier und Unzuverläſſigkeit; denn er war ſchmutzig geizig, nach fremdem Gute gierig, in hohem Grade aufgeblaſen und ſtolz und, was in jener Zeit einem Fürſten am meiſten zur Schande gereichte, faſt gegen niemand ſeinem Worte getreu. Als nächſter Erbe Welf's VI., deſſen einziger Sohn 1167 in Rom ein Opfer der Seuche geworden war, hatte er die nahe Ausſicht, die Allodien des welfiſchen Hauſes zu erhalten; er beging aber aus Geiz die Unvorſichtigkeit, daß er ſeinem Oheim, der ein luſtiges Leben führte und in Schulden gerathen war, eine nicht gerade bedeutende Geldſumme, welche dieſer von ihm verlangte, verweigerte, obgleich er denſelben dadurch nöthigte, ſich an Andere zu wenden und zu deren Gunſten ein Teſtament zu machen. Heinrich hatte geglaubt, niemand werde es wagen, die Erbſchaft an ſich zu kaufen. Der Kaiſer aber that dies; er gab dem alten Welf eine Summe Geldes, und verſchaffte ſich auf dieſe Weiſe durch ein Teſtament desſelben die welfiſchen Allodien in Deutſchland und die Mathildiſchen Güter in Italien, mit welchen Welf früher belehnt worden war. Über den erlittenen Verluſt tröſtete er Heinrich einigermaßen dadurch, daß er die von demſelben beeinträchtigten Biſchöfe und weltlichen Herren zur Ruhe verwies. Nachdem Friedrich ſein Haus und ſein von der kaiſerlichen Würde unabhängiges Anſehen in Deutſchland feſt gegründet hatte, rüſtete er einen neuen Zug nach Italien, und ſchickte 1171 den Erzbiſchof Chriſtian von Mainz mit einigen Truppen voraus. Chriſtian, ein Hauptcharakter in der deutſchen Geſchichte, gehört unſtreitig zu den bedeutendſten Männern ſeiner Zeit. Er hatte große diplomatiſche Kenntniſſe, war, wie ſich ſpäterhin in Venedig zeigte, mit einem ausgezeichneten Talent für politiſche Unterhandlungen begabt, und beſaß eine nicht blos zu ſeiner Zeit, ſondern unter allen Umſtänden ganz vorzügliche Fertigkeit in den Sprachen; denn er ſprach das Lateiniſche, Römiſche, Franzöſiſche, Griechiſche, Apuliſche, Lombardiſche und Brabantiſche wie ſeine Mutterſprache. Ebenſo merkwürdig war die Rieſenſtärke, mit welcher er ſeinen

ungeheueren Streitkolben führte, und einst in einem Treffen achtunddreißig Lombarden die Zähne einschlug. Nur in einem Zeitalter, wie das seinige war, konnte derselbe Mann zugleich in seiner priesterlichen Würde groß sein, da wir finden, daß niemand daran Anstoß nahm, wenn er (1174) vor Bologna als Feldherr und Streiter an Einem Tage Hunderte mit eigener Hand verwundete, und dann am folgenden Tage als Erzbischof und Priester mit der nämlichen Hand bei einer feierlichen Messe der Gottheit das reine und blutlose Opfer der Christen darbrachte.

Christian bereitete in Italien dem Kaiser sehr geschickt den Weg vor. Er drang mit seinen gemietheten Schaaren, die aus dem Krieg ein Gewerbe machten, durch die Lombardei, siegte bei Bologna in einem entscheidenden Treffen, erschien in Toscana, und hob sich durch einen Meisterstreich seiner Staatsklugheit an die Spitze der verbündeten Städte dieses Landes. Friedrich selbst trat seinen neuen Zug nach Italien im Herbste des Jahres 1174 an. Niemand bezweifelte den glücklichen Ausgang seines Unternehmens, er ließ sich aber auch diesmal durch seinen unseligen Jähzorn irre führen. Erst hielt er sich aus bloßer Rachsucht mit der Züchtigung von Susa, das er nach der Einnahme niederbrannte, lange auf. Dann lagerte er sich in der feuchten Ebene von Alessandria, wo ihm die feindlichen Städte den Unterhalt abschneiden konnten, und wo ihm die ungesunde Luft verderblich ward. Er fühlte bald das Unbequeme seiner Lage und sah, daß die lombardischen Truppen, die sich in seinem Rücken gelagert hatten, leicht seine Verbindung mit Pavia unterbrechen und alle Zufuhr abhalten könnten; die Furcht vor seinem Namen war jedoch so groß, daß seine Feinde selbst ihm einen Waffenstillstand und Friedensunterhandlungen anboten. Er ging auf ihr Anerbieten ein. Es wurden im Frühling 1175 in Folge eines Vertrags die Feindseligkeiten einstweilen eingestellt und von beiden Seiten Schiedsrichter ernannt, um den Streit ganz zu beendigen. Friedrich's Absicht war wohl schwerlich, sich diesen Schiedsrichtern zu unterwerfen; er wollte offenbar nur Zeit gewinnen, um die von Deutschland her zugesagten Verstärkungen zu erwarten und sein Heer nach langen Entbehrungen zu erquicken. Auch führten die Verhandlungen mit den Lombarden zu keinem Ziel. Friedrich

rechnete auf die ganze Macht von Norddeutſchland, da einerſeits Heinrich der Löwe, deſſen Nachbarn aufs höchſte gegen ihn erbittert waren, alle Urſache hatte, ſich den Kaiſer befreundet zu halten, und andererſeits die angeſehenſten Biſchöfe des Landes die größten Anſtrengungen machten, um mit Hülfe des Kaiſers die Anmaßungen Heinrich's auf gerichtlichem Wege einzuſchränken, nachdem ſie es mit den Waffen umſonſt verſucht hatten. Unglücklicher Weiſe wollte aber Heinrich gerade damals die Stadt Goslar an ſich reißen; der Kaiſer verweigerte ſeine Einwilligung dazu, und Heinrich verſagte ihm deshalb ſeine Hülfe in der Lombardei. Friedrich bewog darauf den Herzog zu einer perſönlichen Zuſammenkunft in Chiavenna, und bot Alles auf, um ihn zufrieden zu ſtellen und zu gewinnen. Er erinnerte ihn an die Bande der Verwandtſchaft, die ihn mit ſeinem Kaiſer verknüpften, er verſprach ihm alles Mögliche, er bat und flehte, er umfaßte zuletzt ſogar ſeine Kniee; Alles war aber vergeblich, der Herzog blieb unbeugſam. Die Kaiſerinn ſoll bei der Gelegenheit mehr Rachſucht und mehr weiblichen Hochmuth, als Friedrich kaiſerlichen Stolz gezeigt haben; denn ein gleichzeitiger Geſchichtſchreiber läßt ſie ihrem knieenden Gemahle zurufen: „Stehe auf, mein Herr, und gedenke dieſer Schmach; auch Gott möge ihrer eingedenk bleiben!" Beide trennten ſich, und blieben auf immer entzweit. Indeſſen führten die Biſchöfe Wichmann von Magdeburg und Philipp von Köln, der Nachfolger Rainold's, bedeutende Heere nach Italien, und ſtießen am Comer See zu Friedrich, an den ſich auch die Bürgerſchaft von Como anſchloß. Er brach mit den erhaltenen Verſtärkungen von Como auf, um ſich mit der zahlreichen Bürgermiliz von Pavia zu vereinigen. Dies ſuchten die Mailänder zu verhindern, und zugleich dem Elend einer nochmaligen langen Belagerung durch eine Entſcheidung auf offenem Felde vorzubeugen. Die ganze Bürgerſchaft von Mailand, durch Brescianer, Novareſen, Lodeſaner, Veroneſen, Piacentiner und Vercelliner verſtärkt, verlegte dem deutſchen Heere den Weg, und dem Kaiſer blieb, um den Durchgang zu erzwingen, kein anderes Mittel, als eine Schlacht. Dieſe ward am 30. Mai 1176 bei Legnano geliefert. Die Lombarden erlitten anfangs eine völlige Niederlage und ergriffen die Flucht; ſelbſt die aus dreihundert

edlen Mailändern bestehende sogenannte Todesschaar wich zurück, und nur derjenige Theil der Mailänder Bürger zu Fuß, der den Fahnenkarren (s. S. 184) vertheidigte und sich eidlich verpflichtet hatte, diesen zu retten oder neben ihm zu sterben, leistete den Deutschen noch Widerstand, als die ganze Macht von Brescia, die man als Rückhalt aufgestellt hatte, hervorbrach und das Treffen wiederherstellte. Jetzt wendete sich das Glück, die Deutschen wurden von einander getrennt und mit großem Verluste geschlagen; ihr ganzes Gepäcke fiel in die Hände der Feinde, und der Kaiser selbst verlor nicht nur seine Fahne und seinen Schild, sondern gerieth auch in Lebensgefahr. Er ward mehrere Tage hindurch vermißt, und seine Gemahlin hatte bereits Trauer um ihn angelegt, als er wieder in Pavia erschien.

Friedrich sammelte die Reste seines Heeres, erkannte aber bald die Unmöglichkeit, seine Absichten mit Gewalt durchzusetzen, und schlug daher den Weg der Unterhandlung ein. Bei dieser Gelegenheit zeigten sich seine großen Eigenschaften auf eine glänzendere Weise, als in allen seinen Kriegen und Schlachten; denn er rettete seine Ehre und seinen Vortheil, weil er den Unterhandlungen eine solche Wendung zu geben wußte, daß seine Feinde von einander getrennt wurden, und jeder aus Furcht, durch einen Separatfrieden der Anderen beeinträchtigt zu werden, sich mit dem Kaiser zu vergleichen eilte. Die Leitung der ganzen Angelegenheit übertrug der Kaiser dem Erzbischof Christian von Mainz, welcher diese für die Ehre des größten deutschen Kaisers entscheidenden Verhandlungen so meisterhaft führte, daß zu seinem unsterblichen Ruhm nur ein Schriftsteller fehlt, der sein Verdienst gehörig entwickelte. Friedrich hatte schon vorher, wiewohl vergebens, den Versuch gemacht, den Pabst Alexander von den Lombarden zu trennen; jetzt ließ er ihn mit großer Feinheit nicht als Bundesgenossen, sondern als Vermittler auftreten, eine List, durch welche zugleich Alexander gewonnen und die Lombarden um alle Vortheile ihres Bundes mit ihm gebracht wurden. Cremona und Tortona fühlten dies sogleich, und schlossen noch in demselben Jahre, in welchem die Schlacht bei Legnano geliefert worden war, einen besonderen Frieden mit dem Kaiser. Als Friedrich nachher durchsetzte, daß nicht eine der Städte des lombardischen Bundes, sondern das

neutrale Venedig zum Kongreß-Orte gewählt ward, folgten mehrere Andere dem Beiſpiel von Tortona und Cremona, und auf dem Kongreß ſelbſt (1177) erſchienen dreiundzwanzig Städte und unter ihnen Genua als Verbündete des Kaiſers und nur fünfundzwanzig, welchen ſich Venedig anſchloß, als Glieder des lombardiſchen Bundes. Die Bedingungen, welche die Lombarden vorlegten, ſchienen ſehr gemäßigt; denn es ward der Hauptſache nach vom Kaiſer blos verlangt, daß er von ihnen nur diejenigen Verpflichtungen in Anſpruch nehme, welche ſeinen Vorgängern ſeit Heinrich's IV. Tode geleiſtet worden waren. Gleichwohl ging er auf dieſe Bedingungen nicht ein, weil er ſich nicht durch einen förmlichen Vertrag mit ſeinen bisherigen Unterthanen für immer die Hände binden, und die Lombardei auf dieſe Weiſe für frei erklären wollte. Er ſuchte ſich lieber mit dem Pabſte allein in einem beſonderen Frieden abzufinden, obgleich dies nicht ohne große Opfer von ſeiner Seite her geſchehen konnte. Sein Verſuch gelang. Alexander und das damalige Oberhaupt des Hauſes Eſte, die Hauptſtütze des Pabſtes, ſchloſſen einen Separatfrieden mit dem Kaiſer; dieſer gab dafür freilich ſeinen Gegenpabſt auf, und gewährte manche andere Bedingungen, die er, im Frieden mit den Lombarden, nicht würde zugeſtanden haben; dagegen wurden aber auch die Biſchöfe und Kardinäle der kaiſerlichen Partei anerkannt und neu beſtätigt, der Gegenpabſt mit einer Abtei verſorgt und keine neue Verpflichtung des Kaiſers gegen den Pabſt verlangt. Alexander wirkte zwar, um den Schein zu wahren, für die Lombarden ſtatt eines feſten Friedens, den ſie gewünſcht und gehofft hatten, einen Waffenſtillſtand auf ſechs Jahre aus; ſie würden dieſen aber auch ohne ſein Verlangen von ſelbſt erhalten haben, weil Friedrich's Kräfte und die Geduld der Reichsvaſallen erſchöpft waren. Eine andere Verpflichtung, welche Alexander dem Kaiſer im Frieden von Venedig auferlegte, ſchlug gerade zum großen Nachtheile des Pabſtes aus. Friedrich mußte nämlich verſprechen, auch gegen Neapel und Sicilien fünfzehn Jahre lang alle Feindſeligkeiten einzuſtellen, und dies führte zu einer Annäherung zwiſchen dem Kaiſer und dem normanniſchen Könige, welche der Pabſt am allerwenigſten erwartet hatte, und die nicht lange nachher eine glänzende Wendung der Dinge bewirkte; denn

Friedrich vermählte 1186 trotz der päbstlichen Gegenbemühungen seinen ältesten Sohn mit der Erbin von Neapel und Sicilien, und erwarb dadurch seinem Hause das blühendste Reich im damaligen Europa. Übrigens begab sich Friedrich, nachdem er den Frieden mit Alexander geschlossen hatte und vom Banne gelöst worden war, zu einer Zusammenkunft mit dem Pabste nach Venedig. Alexander empfing ihn an der Markuskirche, und der Kaiser erwies ihm die herkömmlichen Ehrenbezeugungen: er fiel vor ihm auf das Knie, küßte ihm den Fuß und hielt ihm nach dem Gottesdienste den Steigbügel.

Den Waffenstillstand mit den Lombarden benutzte der Kaiser, wie wir unten sehen werden, um den deutschen Zweig des welfischen Hauses zu stürzen. Das Haupt desselben, Heinrich der Löwe, fand jedoch in England Hülfe und behielt in Deutschland seine Erblande; Friedrich hatte daher bei jedem Zuge nach Italien einen Feind im Rücken, diese Züge mußten aber häufiger werden, seitdem er sich die Anwartschaft auf Neapel und Sicilien zu verschaffen suchte. Außerdem durfte er nie hoffen, ohne die Freundschaft der lombardischen Bundesstädte die Verbindung dieses Reiches mit Deutschland erhalten zu können. Diese Umstände bewogen ihn, nach dem Ablaufe des Waffenstillstandes (1183) zu Constanz einen förmlichen Frieden mit den Lombarden abzuschließen, welcher, richtig beurtheilt, beiden Theilen, dem deutschen Reiche und den lombardischen Städten, gleich vortheilhaft war, und das ganze Verhältniß dahin abänderte, daß Friedrich nachher, als der Pabst sich der Verbindung von Friedrich's ältestem Sohne mit der Erbin von Neapel auf jede mögliche Weise widersetzte, an den Lombarden treue Bundesgenossen hatte. Die Hauptbestimmungen des Friedens von Constanz waren nämlich folgende. Die Lombarden erhielten innerhalb ihrer Städte alle Hoheitsrechte, außerhalb derselben aber alle diejenigen Rechte und Einnahmen, die sie von Alters her besessen hatten. Ferner sollten die Consuln künftig, außer in den Städten, in welchen sie bisher durch den Bischof bestätigt worden waren, von dem Bevollmächtigten des Kaisers mit ihrem Amte belehnt werden, und zwar unentgeltlich. Bei Processen, deren Gegenstand den Werth von fünfundzwanzig Pfund überstieg, ward eine Appellation an den Kaiser zugestanden, jedoch der weiten

Entfernung wegen nicht an ihn selbst, sondern an seine Vögte in den einzelnen Städten und Bisthümern. Auch versprach der Kaiser, in keiner Stadt und keinem Bisthume länger als nöthig sei zu verweilen, damit seine Anwesenheit den Städten nicht zu große Unkosten verursache. Endlich wurde den Städten gestattet, sowohl innere, als äußere Befestigungswerke zu errichten, und ihren bisherigen Bund nicht nur beizubehalten, sondern auch, so oft es ihnen gutdünke, zu erneuern. Dagegen wurden alle aus Furcht vor dem Kaiser oder wegen der Bedrückungen seiner Stellvertreter geschlossenen Verträge aufgehoben und für ungültig erklärt.—

So lange Friedrich mit den italiänischen Angelegenheiten beschäftigt war und in Italien festgehalten wurde, verfolgte Heinrich der Löwe seine herrschsüchtigen Plane im Norden des Reiches. Er suchte das ganze nördliche Deutschland zu unterwerfen und in eine Art von eigenem Reiche umzuwandeln. Dabei drückte er jeden, der den geringsten Widerstand zeigte, zu Boden, und zwar nicht blos in Sachsen und in den benachbarten Ländern, sondern auch in Baiern, wo die Gewalt seiner Waffen überwog. Auf welche Weise er verfuhr, zeigt sich recht deutlich bei der Gelegenheit, als er sein Interesse darin fand, aus Lübeck eine bedeutende Handelsstadt zu machen (1158). Er nahm dem Grafen von Holstein ohne Weiteres seine Rechte über diese Stadt, zwang ihn, als er sich widersetzte, mit Gewalt zur Nachgiebigkeit, gab dann den Lübeckern bedeutende Privilegien, und ließ in den nordischen Reichen bekannt machen, daß der Handel mit Lübeck von allen Zöllen befreit sei. Übrigens blühte von der Zeit an diese Stadt rasch auf, und nahm an Einwohnerzahl ungemein zu. Heinrich unterwarf sich einen großen Theil der Wenden, siedelte Colonisten aus den Niederlanden in Mecklenburg und an den Ufern der Weser und Elbe an, erlangte vom Kaiser das Recht, in den eroberten Slaven-Ländern Bischöfe zu bestellen, erschlich sich vom Pabste die Bestätigung derselben, und erbaute in jenen Ländern nicht nur Burgen, sondern machte auch die von ihm dort eingesetzten und abhängigen Bischöfe zu Herren und Gebietern der Wenden. Endlich schloß er zur Bekämpfung der Wenden einen Bund mit dem großen Könige der Dänen, Waldemar I., welcher unter der Leitung seines tapferen und weisen Freundes, des Bischofs Axel oder

Absalon, sein Reich damals zu neuer Kraft emporhob und, als er auf dem Reichstage zu Besançon (1162) dem Kaiser für seine wendischen Länder huldigte, dem Versuche desselben, ihn zu seinem Lehensmann zu machen, seltene Festigkeit und ungewöhnlichen Muth entgegengesetzt hatte. Die Verbindung mit Waldemar entzweite den Herzog von Sachsen mit allen seinen Nachbarn, weil er, ohne auf die Rechte derselben Rücksicht zu nehmen, sich mit dem dänischen Könige in ungerechtes Gut theilte; er vermehrte aber dadurch seine Kräfte so sehr, daß er nach dem Ausdruck eines Chronikschreibers eine größere Macht, als jemals irgend ein anderer Herzog, erlangte und der Erste von allen Fürsten ward. Endlich halfen sich die von ihm bedrängten Bischöfe und Fürsten in Norddeutschland dadurch, daß sie zur Bekämpfung ihres gemeinschaftlichen Feindes einen großen Bund zu Stande brachten, dessen mächtigste weltliche Glieder der Markgraf Albrecht von Brandenburg und der Landgraf Ludwig II. von Thüringen waren (1166). Diese griffen den Herzog von Osten her an, während im Norden Graf Christian von Oldenburg den Erzbischof von Bremen, welcher ebenfalls dem Bunde beigetreten war, kräftig unterstützte, und die Stadt Bremen dem Herzog entriß. Heinrich kam anfangs ins Gedränge; denn obgleich er auf der einen Seite den Grafen von Oldenburg bald wieder aus Bremen verjagte, so nahm ihm dagegen auf der anderen Seite der Erzbischof von Magdeburg Freiburg im Erzgebirge ab, und als er gegen diesen eilte, ergriff Goslar, welches eine sehr wichtige freie Stadt gewesen sein muß, die Partei seiner Feinde. Auch arbeitete der Erzbischof Rainold von Köln, der in Italien Alles beim Kaiser galt und vermochte, für die Sache der Verbündeten, und dies war für den Herzog um so gefährlicher, da Friedrich den Letzteren schon damals als einen Reichsfeind betrachtete, wiewohl er der Umstände wegen noch nichts merken ließ. Zum Glück für Heinrich raffte gleich nachher (1167) das Sommerfieber in Rom nicht nur den Erzbischof von Köln, sondern auch des Kaisers Heer hin, und dieser mußte nun aus Staatsklugheit dem Kriege in Deutschland Einhalt thun. Friedrich ließ, schon ehe er aus Italien zurückkehrte, durch Commissäre den Fürsten Ruhe gebieten, und als er selbst über die Alpen kam, vernichtete er durch einen Machtspruch den ganzen Bund gegen

Heinrich. Er beschied die sächsischen Fürsten und Bischöfe vor sich, warf ihnen vor, daß sie durch ihren Streit den Aufruhr der Lombarden unterstützt hätten, und zwang sie, das Bündniß gegen Heinrich aufzulösen und ihm alles Geraubte zurückzugeben.

Nach den Siegen über seine deutschen Feinde und nach der Vernichtung ihres Bundes wuchs die Macht des habsüchtigen Sachsen-Herzogs. Er zwang den kriegerischen Waldemar, der sich schon damals einen König der Dänen und Wenden zu nennen anfing, die Beute des Haupttempels der Rugier (s. S. 431 f.), den er geplündert hatte, mit ihm zu theilen, obgleich die völlige Unterwerfung dieser Völkerschaft nur durch die dänische Flotte zu Stande gebracht worden war. Heinrich selbst hatte zwar schon vordem das Heiligthum Swantewit's beraubt; der Tempel und die ihn schützenden Befestigungen waren aber seit der Zeit wieder hergestellt worden, und nur Waldemar oder vielmehr sein Freund Arel konnte, weil er zugleich zu Wasser und zu Lande mächtig war und mit Heer und Flotte gegen Rügen zog, dem Reiche der Rugier den Todesstoß geben. Die Dänen allein eroberten die Festen der Insel, sie allein unterwarfen das rugische Volk und zwangen es zum Christenthum, und dennoch mußte Waldemar, wenn er Ruhe haben wollte, den Gewinn seines Unternehmens mit Heinrich theilen (1169). Um der Zudringlichkeit des Kaisers in seinen italiänischen Angelegenheiten zu entgehen, machte Heinrich bald darauf (1172) eine Pilgerfahrt nach Jerusalem, welche weniger kostspielig als ein Kreuzzug für ihn war, und weit mehr Ehre brachte, weil den Kriegsleuten alle möglichen Hindernisse in den Weg gelegt wurden, er aber als bloßer Pilger nicht nur vom griechischen Kaiser, sondern auch von allen anderen christlichen und mohammedanischen Fürsten, durch deren Länder er kam, als einer der größten Monarchen empfangen wurde. Seine Rückkehr (1173) fiel gerade in die Zeit, als Friedrich seinen Haupt-Rachezug gegen die Lombarden beginnen wollte, und also eines solchen Mannes und solcher Streiter, wie Heinrich hatte, am meisten bedurfte; dieser wollte aber auch jetzt keinen Antheil an Friedrich's Kriegen nehmen. Er erweiterte seine Besitzungen, betrieb mit besonderem Eifer seinen Bergbau im Harz, wußte bei Belagerungen auch seine Bergleute trefflich zu nutzen, und suchte endlich, um den ganzen Harz sein

nennen zu können, auch Goslar seiner Herrschaft zu unterwerfen. Den Besitz einer solchen Stadt konnte und wollte Friedrich ihm nicht gestatten; er zerfiel darüber endlich ganz mit dem Herzog, und suchte ihn seit der Zeit zu verderben. Im Jahre 1176, kurz vor der Schlacht bei Legnano, kam es dann zu einer offenen und unversöhnlichen Feindschaft zwischen Beiden. Weil Friedrich damals kein Recht hatte, die Hülfe des Herzogs zu fordern, so konnte er zwar aus der Weigerung desselben auch keinen Vorwand zu Feindseligkeiten gegen ihn hernehmen; es gaben ihm aber die Streitigkeiten, welche zwischen Heinrich und seinen Nachbarn ausbrachen, diesen Vorwand. Der Erzbischof Philipp von Köln, der, wie sein Vorgänger Rainold, ein Freund und eine Creatur des Kaisers war, hatte kaum die Gesinnungen und Wünsche Friedrich's bemerkt, als er (1178) in Heinrich's Länder einbrach. Er erwartete sicher, daß der Herzog ihn mit Gewalt zurücktreiben werde; dieser bemerkte aber, wie es scheint, die Absicht, ließ den Erzbischof bis Hameln vordringen, und rief dann die gerichtliche Hülfe des Kaisers an. Dies war das Zeichen einer allgemeinen Bewegung; alle Feinde Heinrich's traten klagend gegen ihn auf. Der Kaiser selbst zeigte seine feindliche Gesinnung nicht nur durch die Art, wie er Alle anhörte und aufnahm, sondern auch dadurch, daß er den Reichstag, der über Heinrich richten sollte, in Goslar hielt, also in einer Stadt, in welcher der Herzog wegen der zwischen ihm und den Bürgern bestehenden Feindschaft nicht wohl erscheinen konnte. Er zeigte sie endlich auch darin, daß er ihn übereilt als einen Widerspenstigen ächten und aller Ehren und Lehen verlustig erklären ließ. Wie schwierig übrigens der Kampf mit Heinrich war, geht daraus hervor, daß dieser Proceß fast zwei Jahre hindurch gezogen ward, und daß auch dann der Herzog die ihm abgesprochenen Besitzungen nicht aufgab, sondern zum Schwerte griff. Eine Entschuldigung seines gewaltsamen Widerstandes gegen den von Kaiser und Reich gefaßten Beschluß fand er in demselben Rechte, nach welchem man ihn verurtheilt hatte; denn er nahm von einem alten Herkommen, nach welchem jeder Angeklagte nur in seinem Heimathlande gerichtet werden durfte, Anlaß zu der Behauptung, daß über ihn als einen geborenen Schwaben in Goslar kein Spruch habe gefällt werden können. Auch wehrte er

ſich in der That lange und tapfer; zwei Jahre hindurch führte er einen für ſeine Feinde verderblichen Krieg, und der Kaiſer mußte, um das, was als Recht erkannt war, durchzuſetzen, zuletzt noch den König Waldemar zu Hülfe nehmen. Die Zahl der Feinde ward aber endlich zu groß, die Beute, welche der Kaiſer verhieß, war zu reich, und Heinrich unterlag. Er ſtellte ſich, nachdem er Alles verloren hatte, perſönlich dem Kaiſer, und demüthigte ſich knieend vor ihm, erlangte aber keine Verzeihung.

Mit den Trümmern des großen Reiches, welches Heinrich dreißig Jahre lang gebaut hatte, wurden viele deutſche Häuſer bereichert. Das Wittelsbachiſche Haus, deſſen damaliges Haupt, der Pfalzgraf Otto, dem Kaiſer ſo viele Dienſte geleiſtet hatte, ward mit dem Herzogthum Baiern belehnt; die mächtigen Grafen von Andechs erhielten unter dem Titel Herzöge von Meran die fränkiſchen Güter; dem Grafen Bernhard von Anhalt, einem Sohne Albrecht's des Bären, wurden die freilich ſehr beſchränkten herzoglichen Rechte in Sachſen ertheilt; alle Biſchöfe in Niederſachſen nahmen von jetzt an ihre Güter und ihr Recht unmittelbar vom Kaiſer, ſtatt mittelbar vom Herzoge zu Lehen; die wendiſchen Fürſten Bogislav und Kaſimir wurden Herzöge von Pommern; Goslar behielt ſeine Freiheit und ward noch dazu in ſeinen Beſitzungen vergrößert; Lübeck endlich, welches bisher eine herzogliche Municipalſtadt geweſen war, ward ebenſo, wie das bis dahin dem Herzog von Baiern unterworfene Regensburg, eine kaiſerliche freie Stadt. Die Art, wie Lübeck ſich beim Kampfe zwiſchen Heinrich und ſeinen Feinden benommen hatte, verdient zur Ehre dieſer Stadt und zum Andenken des feſten Bundes, welches die Dankbarkeit knüpfte, erwähnt zu werden. Die Lübecker blieben dem Herzoge, dem ſie Alles verdankten, getreu, ſelbſt als ihre Stadt von Friedrich und Waldemar zu Waſſer und zu Lande belagert wurde. Nachdem ſie aufs Äußerſte gebracht waren, ließen ſie den Herzog durch Abgeordnete befragen, ob er verlange, daß ſie auf ihrer Gegenwehr beharrten, und erſt als dieſer ihnen ſeine Einwilligung ertheilt hatte, ergaben ſie ſich dem Kaiſer.

Heinrich rettete nach tiefer Demüthigung von ſeinem ganzen Reiche kaum die Reſte der alten Erbgüter ſeiner Familie. Doch konnte ſein unbiegſamer Sinn durch keine Gewalt und keine Über-

redung dahin gebracht werden, daß er das kaiserliche Verfahren anerkannt und seinen Ansprüchen entsagt hätte. Übrigens war der Kaiser selbst nicht geneigt, ihn gänzlich zu verderben, er mußte aber dem Drängen der Feinde desselben so weit nachgeben, daß er ihn auf drei Jahre aus dem Reiche verbannte; dagegen sicherte er ihm alle ererbten Familiengüter, aus denen später das Herzogthum Braunschweig entstand, feierlich zu. Der Herzog begab sich (1182) zu seinem Schwiegervater, dem König Heinrich II. von England; er hatte sich nämlich 1163 von seiner ersten Gemahlin, Clementia, einer Tochter des Herzogs Konrad von Zähringen, unter dem Vorwande der Verwandtschaft scheiden lassen, und nachher (1167) die englische Princessin Mathilde ihrer reichen Mitgift wegen geheirathet. Sein Schwiegervater unterhandelte für ihn mit dem Pabste und mit dem Kaiser, bis er ihm endlich 1185 von dem Letzteren die Erlaubniß zur Rückkehr erwirkte. Wahrscheinlich verschaffte er ihm damals zugleich noch andere Vortheile; Heinrich kam aber nie in den Besitz derselben, weil sein Benehmen zur Zeit von Friedrich's Kreuzzug seine Entfernung zum zweiten Male nöthig machte (1188).

Seit der Demüthigung Heinrich's und dem fast gleichzeitigen Frieden mit den Lombarden war des Kaisers ganze Aufmerksamkeit auf das Reich Neapel und Sicilien gerichtet, dessen König, Wilhelm II., keine Kinder hatte und dadurch seiner noch unvermählten Tante, Constantia, die Aussicht auf den Thron eröffnete. Friedrich hatte den Plan entworfen, seinen ältesten Sohn, Heinrich, mit Constantia zu vermählen und durch diese Heirath nach Wilhelm's Tode die Krone des neapolitanisch-sicilianischen Reiches, aller Gegenbemühungen des Pabstes ungeachtet, mit der deutschen zu vereinigen: ein unseliger Gedanken, der seinem Geschlechte viel Unglück und zuletzt den Untergang bereitete. Friedrich bot übrigens alle Künste auf, um jenen Sohn mit dem Glanze seiner eigenen Macht und Würde zu umgeben; es scheiterten aber alle seine Bemühungen, dem Prinzen einen erborgten Glanz zu leihen, weil die Natur demselben nicht sowohl die Talente, den Muth, die Größe seines Vaters, als vielmehr, worauf in diesen Zeiten der Einfalt viel ankam, die Eigenschaften einer edeln Seele versagt hatte. Friedrich hatte ihn schon als vierjähriges Kind (1169)

zum deutſchen König wählen und krönen laſſen. Zur Feier ſeines Ritterſchlages aber, und um den Italiänern den Schimmer ihres künftigen Herrſchers zu zeigen, hielt er im Jahre 1184 auf einer Ebene bei Mainz, weil die Stadt ſelbſt die Menge der Gäſte nicht faßte, einen der prachtvollſten Krontage, welche jemals gefeiert worden ſind. Dieſes glänzende Feſt, zu welchem viele weltliche und geiſtliche Herren mit Tauſenden von Rittern aus nahen und fernen Ländern erſchienen waren, iſt von einem deutſchen Schriftſteller der Zeit als ein erſtes und einziges Nationalfeſt ausführlicher, als manche Kriege, beſchrieben worden; es ward bei den Engländern als Krönungsfeſt des jungen Kaiſers berühmt; und ein Dichter romaniſcher Zunge, welcher zugegen geweſen, hat es nach Friedrich's Tode den Franzoſen als ein Feſt beſungen, das den Hoftagen des Ahasverus und der Eſther, des Julius Cäſar, des Arthur und des Alexander der Ritterromane vergleichbar ſei.

Seit Friedrich ſich mit den Lombarden verſtändigt und ſein Auge auf Neapel geworfen hatte, drohte ein neuer Streit die Kirche und das Reich für immer zu entzweien; dieſer wurde zwar durch den dritten Kreuzzug und durch Friedrich's Theilnahme an demſelben aufgehalten, er brach aber bald nachher noch weit furchtbarer aus.

Druckfehler

im V. Bande:

Seite 176 Zeile 4 l. „Kader“ st. „Kaher.“
„ 282 „ 13 l. „Balduin V.“ st. „Balduin VI.“
„ 289 „ 1 l. „Wir verweisen außerdem auf die Schrift des schwedischen Geschichtschreibers Geier, der zugleich ꝛc.“
„ 442 „ 3 l. „Ludwig III.“ st. „Ludwig II.“

im VI. Bande:

Seite 21 Zeile 14 l. „Tuscien“ st. „Thuscien.“
„ 26 „ 8 setze „für“ vor „unfähig.“
„ 44 „ 2 l. „Sohne“ st. „Söhne.“
„ 103 „ 7 v. u. l. „in die Moldau“ st. „in Moldau.“
„ 136 „ 1 v. u. l. „Völker“ st. „Böler.“
„ 138 „ 5 l. „Erwägung“ st. „Erwähnung.“
„ 218 „ 19 l. „Ersteren“ st. „Letzteren.
„ 426 „ 15 l. „Dachau“ st. „Dechau.“